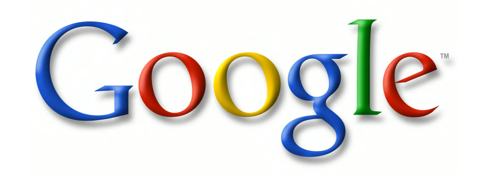


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

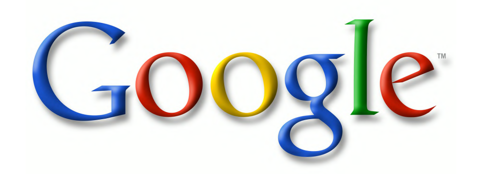
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

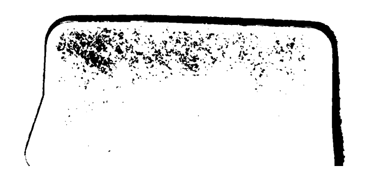
Über Google Buchsuche

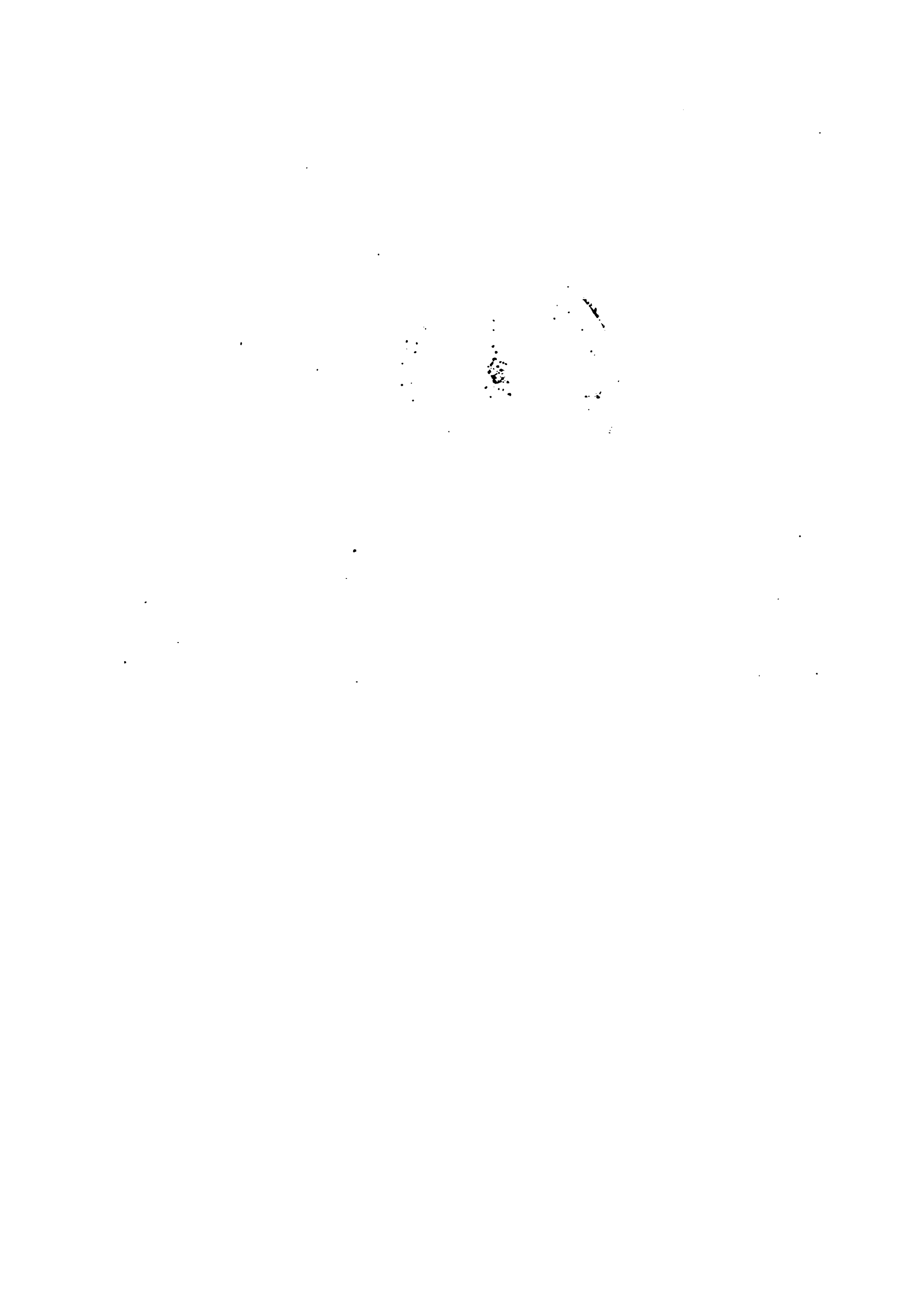
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter http://books.google.com durchsuchen.



E 47069







Max Schiessleder
Bibl.-No.______

PT 285
B73

Hau- und Bau-Steine

zu einer

Literatur-Geschichte der Deutschen.

Wahrheit und keine Dichtung

von

Sebastian Brunner.

Bis in die innersten Herzensfalten
Haben die Herren genau sich gekannt,
Ist es erlaubt: für wahr zu halten,
Was sie sich gegenseitig genannt?

Erstes Heft.

Vater Gleim, „der Seher Gottes“.

Wien, 1885.
Verlag von Heinrich Kirsch, Singerstraße 7.

Vater Gleim

der „Seher Gottes“.

Von

Sebastian Brunner.

War das noch eine wohlfeile Zeit!
Um ein paar lumpige Pfennig-Talente
Kaufte man sich eine Ruhmes-Rente:
Auf ein Jahrhundert — Unsterblichkeit.

Wien, 1885.
Verlag von Heinrich Kirsch, Singerstraße 7.

Vorwort.

Phantasiereicher Verlogenheit gegenüber findet sich der Schreiber Dieses gleich vorhinein veranlaßt, zu erklären, daß er keineswegs im Sinne hat, einen tollen Feldzug gegen das Lesen sowohl alter als moderner Classiker zu eröffnen; er hat im Gegentheile von jeher der Ansicht beigepflichtet: es solle die Lectüre derselben als ein unentbehrliches Bildungsmittel der Jugend verwendet werden.

Es handelt sich aber darum: Wie sind die Classiker zu lesen? Inwiefern können sie als ein Bildungsmittel dienen? und die Hauptfrage: Kann der Cultus des Genius, wie er in der jüngsten Zeit proclamirt worden ist, die positive Religion, das in der Kirche ausgeprägte und auch von christgläubigen Akatholiken festgehaltene Bekenntniß und die christliche Sittenlehre ersetzen?

Auf diese letzte Frage antworten wir auch wieder gleich im Anfang mit einem entschiedenen Nein!

In Beziehung auf die höchsten Lebensfragen, auf das Verhältniß des Menschen zu Gott, zur Natur, zu seinen Mitmenschen gehen die Anschauungen der modernen Classiker oft so diametral auseinander, daß sie sich ebenso paralisiren, wie die Systeme moderner Philosophen, mit einem Worte, in Beziehung auf Religion und

Sitte können die Ansichten und Aussprüche (aber auch das ethische Leben vieler Classiker) schon ihrer contradictorischen Widersprüche wegen, weder auf eine Autorität, noch auf eine Geltung als Muster Anspruch machen.

Eine neuere Schrift behandelt die Thatsache, „daß vorzugsweise in unseren Tagen auf dem Erziehungsgebiete, wie in Wissenschaft, Kunst und Leben das Ideal des sogenannten reinen Menschenthums mit dem christlichen Ideale um den Vorrang streitet.“ *)

Die Schrift ist dem geistvollen und unermüdlichen Verfechter des christlichen Ideals, Dr. August Reichensperger, Appellations-Gerichtsrath von Cöln, gewidmet.

Lerique hat sich in seiner gehaltvollen Schrift die Aufgabe gestellt, das moderne Humanitäts-Ideal auf seinen wahren Werth zurückzuführen und die Berührungspunkte und Gegensätze desselben in Bezug auf das christliche Ideal zu beleuchten.

Was nun Lerique in einer theoretischen Abhandlung versucht hat, das wird in den vorliegenden Publikationen praktisch beleuchtet werden. Wir haben größtentheils protestantische Schriftsteller zur Bestätigung unserer Anschauungen und Urtheile angeführt, um den uns schon oft gemachten lächerlichen Vorwurf von Fanatismus und Parteilichkeit auch gehörig zu würdigen.

Die Werthschätzung moderner Classiker ist in neuester Zeit bei einem höchst bedenklichen Stadium des Götzendienstes angekommen. Das Mythengewebe, welches die Priester des modernheidnischen Cultus über das Leben mancher unserer

---

*) Die Ideale uud die christliche Jugenderziehung. Ein Beitrag zur Behandlung der alt- und deutsch-classischen Literatur in höheren Lehranstalten. Von Josef Lerique, Freiburg. 1871. Herder. 144 Seiten.

Dichter gebreitet, ist oft mit so spinnewebendünnen Fäden gesponnen, daß ein kräftiger Windstoß historischer Wahrheit hinreicht, um es zu zerreißen. Zumeist sind bei einem Schriftsteller Leben und Lehre innig verschlungen; die Wechselwirkung dieser beiden Factoren aufeinander ist unverkennbare Thatsache. Wenn man die Lehren vieler Neuheiden mit ihrer Lebenslampe beleuchtet, so wird die Ursache ihrer Lebensanschauung und ihrer Lehren auch im rechten Lichte erscheinen.

Nachdem im ersten Bande jedes Heft so viel möglich ein Ganzes geben und eine Fortsetzung in ein folgendes Heft möglichst vermieden werden soll, ist bei der Auswahl der Abhandlungen nur das Raumverhältniß derselben berücksichtigt worden. Der ganze erste Band ist eine Art Einleitung, aus welcher der Leser ersehen mag, in welcher Weise die Schriften und das Leben der nachfolgenden Autoren behandelt werden. Wir mußten den eclatanten Beweis liefern, daß manche Literarhistoriker von ihrem Enthusiasmus für den einen oder anderen Dichter geblendet — ihre Leser wie Schuljungen der untersten Classe behandeln, ihnen die wichtigsten historischen Thatsachen vorenthalten — und ihnen Phantasien und Romane darbieten, daß der Cultus des eben gefeierten Dichters ja durch keine unliebsame Religionsstörung unterbrochen werde. Der Leser, dem die Wahrheit lieb ist, wird da manchmal etwas zum Lachen bekommen; während mancher andere Leser, der sich in eine Art Andacht hat hinein begeistern lassen, an den Enthüllungen der Cultmysterien einiges Aergerniß nehmen dürfte. Nun, wer kann es auch Allen Recht machen.

Die Verwerthung des Schimpflexikons — um uns zum Schweigen zu bringen — ist eine vergebliche Mühe. Wir haben jahrelang den Kampf geführt zu einer Zeit, in welcher die

Meister im Schimpfen das Zeitungsgebiet und auch das ganze Volk allein beherrscht haben; man hat damals alle 12 Stämme aus ihren Wachtstuben zum Kampf gegen uns herausgetrommelt. Jetzt haben diese Trommeln schon viele Löcher bekommen; das Volk läßt sich nicht mehr so leicht betäuben. Das Blatt fängt an sich zu wenden. Die Herren haben sich viel auf den Spruch zu Gute gethan: Das Geld regiert die Welt!

Der Spruch hat aber nur so lange eine Wirkung, bis sich die Mangelleider an Geld — die Ausgepumpten — zusammenthun, dann wird wieder eine zeitlang das negative Geld die Welt regieren. Das mögen sich die mit ihrem Geld regierenden Herren nachdenklich vor Augen halten.

Wenn man uns den voraussichtlichen Vorwurf machen sollte, wir gehören mit unseren veralteten Ansichten garnicht in's 19. Jahrhundert — so sind wir da in der glücklichen Lage, vollkommen beistimmen zu können.

Es haben weder wir noch das 19. Jahrhundert eine lange Dauer vor uns, wir Beide werden bald vom Schauplatz abtreten, und wenn man uns das 19. Jahrhundert als Basis unserer Wirksamkeit vorenthält, so sind wir gezwungen, für das 20. Jahrhundert zu schreiben; — das zwanzigste wird ohne weiters das neunzehnte verurtheilen.

Wien, am 10. November 1884.

Der Verfasser.

Die Namen besprochener Herren und Damen mit Angabe vom Geburts- und Todesjahr derselben.*)

Arnim 1781—1830.
Arnim Bettina 1785—1859.
Auerbach Berthold 1812—1882.
Bahrdt Carl Friedrich 1741—1792.
Basedow Jos. Bern. 1723—1790.
Bauernfeld von Eduard 1802.
Blumauer Alois 1755—1798.
Bode J. Christoph 1730—1793.
Börne Ludwig 1786—1837.
Boje H. Christ. 1744—1806.
Boisserée Sulpiz 1783—1854.
Born 1742—1791.
Brentano Clemens 1778—1842.
Bürger 1747—1794.
Caroline Schlegel-Schelling 1763—1809.
Claudius 1740—1815.
Creuzer Georg Friedr. 1771—1858.
Dalberg, Domherr 1760—1812.
Dalberg, Primas 1744—1817.
Daumer 1800—1875.
Denis 1729—1800.
Dessauer 1798—1876.
Eckermann 1792—1854.
Eichendorff 1788—1857.
Falk Joh. Dan. 1768—1826.
Feßler Aurel. 1756—1839.
Fichte J. Gottlieb 1762—1814.
Forster J. Georg 1754—1794.
Fouque 1777—1843.
Friedrich II. 1712—1786.
Garve 1742—1798.
Gentz 1764—1832.
Gleim 1719—1803.
Göcking 1748—1828.
Görres 1776—1848.
Goethe 1749—1832.
Goethe August 1791—1830.
Goethe Mutter 1731—1808.
Grün Ath. 1806—1876.
Gutzkow 1811—1878.
Hamann 1730—1778.
Heine 1799—1856.
Heinse Wilhelm 1746—1803.
Herder 1744—1803.
Herz Henriette 1764—1847.
Heyne 1729—1812.
Hillebrand 1788—1871.
Holtei 1798—1880.
Humboldt Alex. 1769—1859.
Jacobi Friedr. Heinr. 1743—1819.
Jagemann Caroline 1778—1847.
Jean Paul 1763—1825.
Immermann 1796—1840.
Kalb Charlotte † 1843, über 80 Jahre.
Kant 1724—1804.
Klotz Christ. Adolf 1738—1771.
Knebel 1744—1834.
Klopstok 1724—1803.
Kosegarten 1758—1818.
La Roche Sophie 1730—1807.
Laube 1806—1884.
Lavater 1747—1801.
Leisewitz 1752—1806.

*) Die durchschossen gedruckten Autoren sind eingängiger behandelt. Hunderte von Autoren, die bei Gelegenheit in Kürze charakterisirt erscheinen, haben wir in das obige Verzeichniß nicht aufgenommen.

Lenau 1802—1850.
Leo Heinrich 1799—1878.
Lenz Jacob Michel Reinhold 1750—1792.
Lessing 1729—1781.
Luden Heinrich 1780—1847.
Marheineke Philipp Conrad 1780—1846.
Mendelssohn 1729—1786.
Menzel Wolfg. 1798—1873.
Merk Josef Heinrich 1741—1791.
Meyer Johann Heinrich (Goethe's Freund) 1759—1832.
Minkwitz 1812—1884.
Möser Justus 1720—1783.
Mosenthal 1821—1877.
Motte Fouque 1777—1843.
Mundt Theodor 1808—1861.
Neander 1789—1850.
Nicolai 1733—1811.
Niebuhr 1776—1831.
Oehlenschläger 1779—1850.
Paulus Heidelberg. 1761—1851.
Pestalozzi 1746—1827.
Platten 1796—1835.
Pyrker 1772—1847.
Pückler-Muskau 1785—1871.
Rahel 1771—1833.
Raimarus 1694—1768.
Reinhold 1758—1823.
Rückert 1789—1866.
Sallet 1812—1843.
Schelling 1775—1854.
Schiller 1759—1805.
Schlegel A. Wilhelm 1776—1845.
Schlegel Friedrich 1772—1829.
Schleiermacher 1768—1834.
Schlosser 1776—1861.
Schneider Eulogius 1756—1794.
Sonnenfels 1732—1817.
Schoppenhauer Arthur 1788—1860.
Schoppenhauer Joh. 1770—1838.
Stein Charlotte 1742—1827.
Stolberg F. Leopold 1750—1819.
Strauß 1808—1874.
Tieck 1773—1853,
Thibaut 1774—1840.
Varnhagen 1785—1859.
Vehse 1802—1870.
Voltaire 1694—1778.
Voß 1751—1826.
Voß Heinrich 1779—1822.
Weimar Carl August 1757—1828.
Werner F. Zacharias 1768—1823.
Wieland 1733—1813.
Zedlitz 1790—1862.
Zelter 1758—1832.
Zschokke 1771—1848.

Vater Gleim.

1. Wie Gleim seine Aufgabe als königlicher Hof-, Staats- und Kriegs-Dichter aufgefaßt hat. Vilmar und Roquette über Gleim.

Bevor wir unterhaltliche Stellen aus den Schriften und komische Daten aus dem Leben des seiner Zeit sehr berühmten Dichters anführen, wollen wir den Leser auf das Urtheil eines bewährten, einsichtigen und unparteiischen Literarhistorikers aufmerksam machen. Vilmar *) rechtfertigt unser Motto, indem er über Gleim sagt:

„Der Mittelpunkt dieser Gruppe (Halle, Preußische Dichter) ist J. W. L. Gleim, Domsecretär zu Halberstadt, während eines Zeitraums von 55 Jahren, während welcher langen Zeit er in gleich nahen Beziehungen, im guten Vernehmen, ja zum Theil in enger enthusiastischer, freilich auch oft gar sehr gezierter und affectirter Freundschaft mit den allerverschiedensten Ingenien, den ältern, wie den jüngern stand und sich erhielt. Niemals ist wohl das Leben und Lebenlassen, das naivste Hervorheben der eigenen Persönlichkeit und die gutmüthige Zufriedenheit mit allem Dichterischen, was nur dargebracht wurde und sich anschließen mochte, auf eine höhere Spitze getrieben worden, als durch Gleim, aber man muß auch hinzusetzen, niemals ist auch ein Nichtdichter auf wohlfeilere Art zu dem Namen und Ruf eines bedeutenden Dichters gekommen, als eben Gleim. Seine Gutherzigkeit und Wohlthätigkeit, seine Bereitwilligkeit, alle jüngeren, unentwickelten, gedrückten und schwächeren Talente zu unterstützen und zu fördern, das verdient allerdings Anerkennung, und hat unter den Zeitgenossen oft nur allzugroße, allzulaute Anerkennung gefunden, hat aber auch seinen Poesien eine Anerkennung verschafft, die sie in keiner Weise verdienen." —

*) Vilmar. Literaturgeschichte, 14. Auflage, S. 438.

Den Kriegsliedern Gleim's, welche ihm das meiste Renommée verschafft — wird von Vilmar nichts Volksthümliches zuerkannt. Er sagt:

„Den preußischen Patriotismus und die kriegerische Begeisterung für Friedrich II. haben jedoch diese Kriegslieder auf nicht unbedeutende Weise genährt: bekanntlich erhielt dafür der preußische Grenadier nach Friedrich's Tode dessen Hut zum Andenken geschenkt."

Auf dem Titel zu seinen Liedern nannte sich Gleim in poetischer Prahlerei: preußischer Grenadier. Seine Force war: hinter der Schlachtlinie die Mannschaft in's Feuer hineinzuhetzen, eine kluge Vorsicht, die er mit anderen neuen Kriegsliederdichtern gemein hat; wir werden noch öfter auf diese Menschenclasse, die hinter dem Schreibpult wie in einer Festung sitzen bleibt, und von da aus ihren kampfmuth-erweckerlichen Krakehl erschallen läßt, mit unseren Betrachtungen zurückkommen.

Uebrigens wäre Friedrich's Streusandbüchse für Gleim ein mehr geeignetes Geschenk gewesen, als der Hut desselben — denn er streute den Kriegern in einem fort Sand in die Augen, indem er ihnen den „ewigen Ruhm" verkündigte, der sie ungezweifelt erwartet, wenn sie als Helden fallen. Was sich der arme Spritzke, Stritzke, Brizke, Kletzow, Spretzow und Kretzow gedacht haben mögen, als ihnen Gleim den Speck des ewigen Ruhmes vor die Nase gehalten? — Er kam freilich viel billiger dazu — das Tintenverspritzen ist weitaus ungefährlicher als das Blutverspritzen,

und oft thun die Dichter nur ihre Feigheit verkleistern,
wenn sie die Krieger in die Schlacht hineinbegeistern.

Aber der gute, im Herzen außerordentlich fried- und nichtsweniger als schlagfertige Alte, war auch schon in seinem Leben bei einsichthabenden Zeitgenossen zur komischen Figur geworden, wie es aus seinen Gedichten nachgewiesen werden kann.

Ein ganzer Band Gedichte auf den großen Friedrich giebt Zeugniß, daß Gleim als Sänger 30 Jahre lang vor dem König dagestanden, als „tiefgebuckter Musensohn", in beständiger Dienstbereitschaft und Stofferwartung für seine königliche Hof- und Kriegs-Lyra.

Zum Verständniß später folgender Bemerkungen müssen wir voraussenden: Gleim war geboren zu Halberstadt 1719 und

starb 1803 als Secretär des Domstiftes zu Halberstadt und Canonicus des Stiftes zu Wallbek.

Das warf ihm ein schönes Einkommen ab, er durfte sein Dichterlos nicht beklagen; das Leiergeschäft erwies sich für ihn viel einträglicher, als für viele weit mehr begabte Dichtergenossen seiner Zeit. Er wußte eben den rechten Ton anzuschlagen, der in sonst felsenharten Menschenherzen einen hellklingenden Widerhall findet.

Düntzer ist so gütig, in Gleim einen der namhaftesten deutschen Schriftsteller zu finden.*)

> „In diesem Jahre, welches drei der namhaftesten und einflußreichsten deutschen Schriftsteller, Gleim, Klopstock und Herder, zu Grabe trug, sehen wir Schiller auf der Höhe seines Ruhmes im frischesten Vertrauen auf die Macht seiner Muse, während Goethe's Glanz neben ihm erbleicht; da die herrliche dramatische Gabe, womit er nach so langer Zeit wieder auftritt, unverstanden verklingt und seine sonstige mühsame Thätigkeit unverstanden bleibt."

Ueber dieses letztere Lamento werden wir in einer eigenen größeren Schrift über Goethe Auskunft ertheilen.

Roquette**) zerbröselt den armen Gleim auf 4 Seiten und wirft ihm, auch nicht mit Unrecht, seine zweideutige Richtung vor, die für das Canonicatseinkommen jedenfalls eine eigenthümliche Gegenleistung präsentirte.

> „Was soll man dazu sagen, wenn der würdige Canonicus in Dutzenden von Gedichten die Musen besingt, sie als seine „lieben Mädchen", seine griechischen Schätzchen anredet, die ihm die Nectarschale füllen, ihm das graue Haar mit Rosen schmücken und mit ihm tändeln und schäkern? Oft wird das Spiel mit zurechtgemachten Situationen auch üppig und sogar durch eine gewisse Lüsternheit geschmückt, wo man denn eher einen frivolen Knaben als einen gesetzten Mann zu hören glaubt". —

Das Wiedererwecken des Heidenthums, welches im 15. Jahrhundert in Italien versucht wurde, machten die Deutschen im

*) Düntzer: Schiller und Goethe S. 246 unter Jahr 1803.
**) Geschichte der deutschen Dichtung. Stuttgart, 1879. S. 115 u. ff.

18. Jahrhundert nach. Schon in seinen jungen Jahren liebte es Gleim: wenn ihn seine Gäste „Anakreon" nannten; als er mit den Jahren in seiner Selbstschätzung immer wärtser und wärtser hinaufstieg, kam er endlich auf jener schwindelerregenden Höhe an, auf welcher er keinen Anstand nahm, sich für einen neuen Homer und Horaz auszugeben.

Wir werden diese ebenso ungefährlichen als unschädlichen Paroxismen seines Größenwahns mit Exempeln belegen.

Ferner sagt Roquette S. 118:

„Man hat immer gemeint, nicht genug hervorheben zu können, wie sehr Gleim die deutsche Literatur gefördert, wie außerordentliche Verdienste er sich um seine Freunde und Schriftsteller aller Art erworben habe. Das letztere kann bedingungsweise zugegeben werden, das erstere ist doch sehr die Frage." —

Als die eigentlichen deutschen Dichter auftauchten, wurde ihm unheimlich zu Muthe, es ging ihm wie Voß, als er sich von der neuen Zeit zurückgedrängt und vernachlässigt sah.

Roquette S. 120: „In Goethe, so wenig er ihm zu folgen vermochte, ahnte er irgend eine ihm unheimliche Macht, gegen Schiller's Bedeutung war er völlig blind. Im October des Jahres 1800 schrieb er an Herder: „„Gestern fingen wir an, Schiller's Wallenstein zu lesen, lasen nur das Lager. Welch' ein Spektakul? Und wozu? Welche Wirkung soll's thun? Zwei Wachtmeister, wie Paul Werner, könnten die Stimmung der Soldaten für ihren General eine Millionmal besser dem Zuschauer bekannt machen! Ob ich mir das ganze Stück werde vorlesen lassen? Ich glaube nein, ich fürchte mehr solch' Spektakul"". —

Der arme deutsche Horaz und Homer in einer Person war in eine höchst peinliche Situation gerathen. Es tauchten entsetzliche Gesellen auf, die dem armen Mann über seine Horaz- und Homer-Würde die größten Bedenken und Zweifel beibrachten.

Roquette: „Schon ein paar Jahre früher hatte er seine äußerste Entrüstung über die Xenien der beiden Dichterfürsten ausgesprochen, die sich über den ganzen literarischen Trödelmarkt, der ihm doch so sehr an's Herz gewachsen war, unbarmherzig lustig gemacht hatten. Er schwang sich zu nichts weniger als 66 Gegen-Xenien auf, die er unter dem Titel:

„Kraft und Schnelle des alten Peleus" herausgab. Sie zeigen nur, daß es mit der Kraft und Schnelle des alten Peleus zu Ende war, und auch mit der alten Zeit, um die er klagte: „Wie war's einmal so schön auf unserem Helikon, als Klopstock noch Homer, Uz noch Anakreon gerufen ward, auf ihm! Als alle Jünger noch einander ihre Lieder vorsangen, alle noch wie Brüder sich liebten! Haß und Neid war nicht auf ihm zu sehen. Auf unserem Helikon, wie war's einmal so schön.".

Die Zeit der Täuschung war vorüber! Die Zeit, als der gute Alte für sein gutes Geld eine ganze häusliche Lobanstalt in Halberstadt etablirt hatte, und die Gäste für ihre gute Kost, ihren guten Wein den alten Mann liebten und lobten, was Zeug hielt; als Voß ihn als Genossen der Unsterblichkeit anbegrüßte und die Frau Herder ihn nur Seher Gottes in Briefen nannte, weil sie wußte, daß sie ihm keine größere Freude machen konnte.

Gleim gab sich eben der Meinung hin, daß er ein Weiser sei und daß seine Weisheit mit den Jahren immer progressiver zunehmen werde. Er schrieb in diesem beneidenswerthen Wahne eine „Ermahnung zur Weisheit", aus der zu ersehen ist, wie die Organe, mit denen sich der Mensch der Weisheit bemächtigen soll, weder die lesenden Augen, noch die hörenden Ohren, sondern die beiden Nasenlöcher seien; der große Weise sagt: „Laßt uns weise sein beim Geruch der Nelken, Freunde zieht ihn ein, eh' sie verwelken". — Darauf könnte man erwidern:

Man findet dieser Weisheit Spur
Schon bei dem alten Epikur.
So sauget auch ein jedes Schwein
Die Weisheit durch den Rüssel ein.
Von nun an fort mit jedem Buch,
Die Weisheit kommt durch den Geruch.
Wer eine gute Nase hat,
Der wird an Weisheit übersatt,
Man schnüffelt in der Welt umher
Und braucht gar nichts zu lernen mehr,
Ein Glashaus und ein Blumenbeet
Ersetzt die Universität,
So hat es Vater Gleim gelehrt,
Deſſ' Weisheit alle Welt verehrt

Auch Uz, den Gleim schon aus gegenseitiger Lobesassecuranz auch für einen großen Weisen hält, dichtete eine Hymne auf die Weisheit.

Was zu jener glücklichen Zeit für billige Anforderungen gestellt wurden, wenn ein Dichter das Befähigungsdiplom für die Weisheit erlangen wollte, das bezeugen die vier Auflagen des Halladat. Roquette (II. 116) fällt darüber noch ein außerordentlich nachsichtiges Urtheil:

> „Gleim's umfangreichstes Werk ist ein Lehrgedicht in drei Theilen und in reimlosen *) Jamben, betitelt: „Halladat oder das rothe Buch." Angeregt durch eine Uebersetzung des Koran, erborgt er sich das Gewand eines morgenländischen Weisen **), um religiöse und moralische Betrachtungen über verschiedene Verhältnisse des Lebens anzustellen. Mit unglaublichen Lobreden in seinem Kreise empfangen, ist es heutzutage mit Recht vergessen. ***) Kommt auch hin und wieder darin eine leidliche Wendung vor, sie wird erdrückt von der unendlichen Breite und Weitschweifigkeit der Rede. Es ist eine Reihe von gewöhnlichen Gedanken und Empfindungen, und eine Weisheit, die in ihrer unvermeidlichen Aufdringlichkeit unendlich langweilig wird."

Die Wogen der Zeit haben den Gleim und fast seine ganze Tafelrunde verschlungen; wer liest jetzt noch einen Uz, Lichtwer, Gerstenberg, Pfeffel, Ramler, Rabener, Weiße und wie sie alle heißen; und selbst vom wahrhaft achtenswerthen Gellert, der aber leider ebenso langweilig ist, als er tugendhaft war, ist kaum mehr etwas bekannt, als der Anfang des Gedichtes:

„Um ein Rinoceros zu seh'n, beschloß ich auszugeh'n."

---

*) Reimlos, das ginge noch an, wenn sie nur nicht hirnlos wären.
**) Aus einer Maskenleihanstalt für die Faschingszeit.
***) Wir meinen mit Unrecht, es enthält doch einigen Stoff zur Unterhaltung, der es verdient, aufgewärmt zu werden.

2. Wie Gleim an dem Freiheits-Enthusiasmus deutscher Dichter keine Freude hat, und wie ein Herr Muncker über Friedrich II. verschiedene Ansichten aufwickelt.

Vom Freiheits-Enthusiasmus deutscher Dichter verhoffte er sich, sehr instinctiv, für seine Stellung und Anstellung nichts Gutes; er war ihm zuwider, — auf den stürmischen Voß (dem es übrigens, wie wir nachweisen werden, mit seiner mörderischen Feindseligkeit gegen die Könige nur so lange ein zur Schau getragener Ernst war, bis man den Schreier auf seine eigene Bittschrift hin in den Hofrathsfrack einnähte) suchte er hochofficiell zügelnd und beschwichtigend einzuwirken, wie auch auf andere unbesonnene und ungestüme Saitenreißer. Er hatte für Dichter immer ein offenes Haus und einen offenen Sack, er schenkte ihnen Geld und lieh ihnen Geld, das Leihen war aber eben nur eine andere Form des Schenkens — er bekam ja von den Sängern nie was zurück; nur gelobt wollte er werden in Einem fort. Wer lobte, dem lieh er sein Ohr und sein Geld.

Im Gespräche mit der deutschen Muse (1764) entschuldigt Gleim Friedrich II. wegen seiner Vernachlässigung der deutschen Sprache und wegen seiner Cultivirung der französischen in einem sechs Seiten langen Gedicht. Die Entschuldigung ist so mißlungen, als man sie von einem Leib- und Seelen-Lobhudler nur erwarten kann.

Am Ende apostrophirt Gleim die Franzosen und stellt ihrem großen Ludwig den großen Friedrich gegenüber!

Das Wohl der Unterthanen scheint beiden großen Königen gleich am Herzen gelegen zu sein; der Staat bin ich, sagte der eine, und der andere rief seinen Kriegern zu, als sie Bedenken zeigten, ihre Haut der sicheren Durchlöcherung entgegen zu tragen: „Ihr Hunde, wollt ihr ewig leben?“ Es scheint sehr großherzig, wenn Friedrich spricht: „In meinem Reiche kann Jeder nach seiner Façon selig werden“, wenn nur der bittere praktische Nachsatz nicht gewesen wäre: „In meinem Reiche muß sich Jeder nach meiner Façon todtschießen lassen.“

Hier dürften ein paar Stellen aus einer neuen Schrift über die Stellung Friedrich II. zu Deutschland und zur deutschen Literatur von einigem Interesse sein*).

---

*) Lessing's persönliches und literarisches Verhältniß zu Klopstok. Von Franz Muncker. Frankfurt. Lit. Anstalt. 1880.

In der Einleitung, S. 1, heißt es: „Das gesammte europäische Geistesleben beginnt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in ungeahnter Weise erfolgreich sich zu entwickeln. Für Deutschland vollends bricht nach mehr als zweihundert Jahren der Schmach eine neue schöne Zeit an: die Thaten des großen Preußenkönigs geben dem deutschen Namen die schimpflich verlorene politische Ehre, dem deutschen Volke das stolze Bewußtsein der ihm innewohnenden sittlichen Kraft wieder und gleichzeitig befreit sich der deutsche Geist von dem Druck der romanischen Nationen und wirkt, zur Selbstständigkeit erwacht, bestimmend ein auf die geistige Entwicklung Europas. Eine große nationale Literatur entsteht nun wieder, die letzte der modernen Literaturen, welche alle übrigen in sich zusammenfaßt und abschließt, aber zugleich, indem sie an die Stelle der einzelnen Nationalliteratur den Begriff der Weltliteratur setzt, in sich großartig fortlebt".

Und Seite 21 heißt es über Klopstok und Friedrich II.:

„Von stolzer Liebe glühte er (Klopstok) für sein Vaterland, der erste, welcher mit diesem Namen nicht mehr einen kleinen Staat, sondern ganz Deutschland umfaßte und seinen Patriotismus auf alle germanischen Völker ausdehnte. Freilich entzündete sich sein Vaterlandsgefühl nicht an der politischen Gegenwart, an den Thaten des preußischen Heldenkönigs."

„Der Literator Friedrich war ein Sclave des Auslandes, schmerzlich wandte sich Klopstok, bis zum Uebermaß deutsch gesinnt, von ihm; er nährte sich an der Bewunderung deutscher Geistesherrlichkeit in vergangenen und gleichzeitigen Tagen oder an dem Gedanken, das deutsche Alterthum wieder zu beleben." —

Jedenfalls hat S. 21 das deutsche Vaterlandsgefühl dem großen Friedrich weitaus nicht so viel zu danken, wie es Herr Muncker S. 1 versichert hat.

Ob sich Friedrich gerade in letzter Linie oder in erster Linie die Aufgabe gestellt hat, dem deutschen Volke das stolze Bewußtsein der ihm innewohnenden sittlichen Kraft zu geben, oder ob er mit seinem eigenen stolzen Bewußsein, ohne die sittliche Kraft dabei in's Mitleid zu ziehen, sich zufrieden gegeben hat, darüber sind die Ansichten noch immer zu keinem fixen Resultat gekommen.

3. Wie Gleim die Könige Staatsbediente nennt, was für dieselben weder schmeichelhaft ist, noch angenehme Folgen haben kann, und wie er dem König Friedrich dienstbereit sämmtliche, in seiner Lyra schlummernden Töne widmet.

Gleim hat in seiner officiellen Stellung den König auch im Verhältnisse desselben zur deutschen Literatur zu vertheidigen gesucht.

Freilich ist das, was Gleim da vorbringt, zwar nicht sinnreich, aber dafür außerordentlich schmeichelhaft.

Der alte Gleim sagt (wie immer, auf hundert Meilen Distanz) den Franzosen in's Gesicht:

„Wenn Friedrich unsrer Lieder Klang — Wie Eurer Lieder hört,
Dann schlagen wir Euch mit Gesang — Wie Er Euch mit dem Schwert,
Dann freuet er sich uns'res Sieg's — Ihr aber stehet stumm
Und herrlicher als Ludewig's — Ist Friedrich's Säculum."

An den Fürsten von Dessau machte Gleim 1780 ein Lobgedicht von 13 vollen Seiten, und verglich ihn mit dem weisen Solon.

Unter dem Titel „Friedrich des Einzigen, Epistel", stoppelte Gleim ein Lobgedicht von vollen 28 Seiten zusammen.

Gleim nennt in diesem Gedichte (um seine Blutarmuth an Logik zu beweisen) durch alle widerwärtigen Kriechereien hindurch, ganz im Sinne der damals in Paris schon gährenden Revolution, die Könige: „Staatsbediente."

„Weil Könige doch nur des Staats Bediente sind."

Dem armen Manne waren die Consequenzen seiner Ansichten nicht klar geworden. Wenn Könige Bediente sind, zu was hat sich denn dann Gleim sein lebenlang mit Fürstenberäucherung hinabgezappelt und die Poesie eigentlich zur Stiefelputzerin von Bedienten herabgewürdigt.

Als Gleim diese „Staatsrechtslehre" niederschrieb, dachte er sicher nicht daran, daß das Volk, welches den Staat repräsentirt, den Bedienten Friedrich (dem Gleim seinen Absud von Rosinen und gedörrten Pflaumen präsentirte), ganz staats- und völkerrechtlich hätte davonjagen können. Mit Bedienten macht man nicht viel Umstände.

Wie große Tonkünstler allerhand Seelen- und auch Leibeszustände in ihren Tonbildern darzustellen sich bemühen, so hat

Gleim mit seinen Liedern das Hundewedeln, welches sonst nur dem Auge sichtbar wird, durch Sprache und Gesang dem Ohre zugänglich zu machen gesucht.

In diesem Vertheidigungsgedicht flüchtet sich Gleim hinter die Füße des großen Friedrich, um von dieser gesicherten Position aus, zum Trotze seiner Gegner erst recht die mit Honig und Syrup bestrichenen Saiten seine Lyra ertönen zu lassen.

Die erste Strophe lautet:

„Die Zeit, die schneller fliegt, als Pfeil und Vogel, eilend
In's Meer der Ewigkeit,
Scheint einem Schleichenden am Stabe — langeweilend.
Fort, fort, ruft er, träge Zeit.
Fort, fort, ruft er, und sieht sie nicht die Flügel schwingen,
Verweile Zeit, ruf ich,
Lass' mich den Lobgesang erst noch zum Ende bringen
Auf meinen Friederich!
Nein, sagt sie, nein, fliegt fort und spricht noch fort im Fliegen
Noch einen Lebenslauf
Bedürftest du, sein Lob ist immer dein Vergnügen,
Du hörtest doch nicht auf" — —

Gleim redete es sich ein — daß Friedrich's Lob ewig sein Vergnügen sei. Es hat auch den Anschein, als ob er immer in Permanenz, in Dichtbereitschaft, vor den Schlössern in Berlin oder Potsdam Schildwache gestanden hätte, um auf eine Gelegenheit zu einem Saitengesang zu lauern.

Welch' ein herrlicher Titel, von Gleim selber einem Gedicht vorangesetzt:

„Als des Königs Majestät unsere Künstler zu Zeichnungen eines dem Einzigen zu setzenden Denkmales aufforderte."

Das ganze Gedicht *) lautet:

„Setzt unserem Einzigen die höchsten Ehrensäulen,
Von aller Welt mit Lust zu seh'n!
In ihren Schatten mag der Wanderer verweilen
Und staunend in Gedanken steh'n!
Setzt ihm die prächtigsten, daß alle, die sie sehen,
Sich freuen der königlichen Pracht!
Nur alles Ausgehängsel weg von Kriegstrophäen
Und nicht die kleinste Menschenschlacht."

---

*) Den sehr gegründeten Verdacht, daß seine Gedichte langweilig sind, hat Gleim mit großer Standhaftigkeit immer von sich fern zu halten gesucht.

Düntzer sagt in seinem Leben Lessing's (Leipzig 1882, S. 166). „Den Eintritt des Jahres 1755 feierte dieser (Gleim) nach seiner Gewohnheit mit einer Ode auf Friedrich, unter dem noch lange dies Land mit den erfochtenen Staaten im Schoße des Friedens ruhen werde."

4. Wie Gleim dem Sultan Abdul Hamid vorwirft, „daß er von einem Friedrich nicht Held zu sein gelernt" — und deshalb geduldig das schwarze Meer und seine Dardanellen dem Kaiser von Rußland hergeben — und wie er dem Sultan den Rath giebt, daß er seinen Harem auflassen — soll.

Gleim benützt jede Gelegenheit und zieht mit Haaren jede Gelegenheit herbei, um den endlosen Waarenvorrath an Begeisterung für Friedrich zu verschleißen. Er hat so viel auf dem Lager liegen, daß er noch ein Jahr nach Friedrich's Tod (1787) dem Sultan Abdul Hamid Rathschläge giebt, sich Friedrich zum Muster zu nehmen. Es läßt sich denken, wie aufmerksam Abdul Hamid die Rathschläge des großen Weisen von Halberstadt durchgelesen haben wird.

Gleim beginnt: An den Sultan Abdul Hamid!

Herr Sultan, hättest Du von einem Friederich
Held sein gelernt, wie Carl, so stünd' es gut mit Dir
Und Deinen halben Mond, und Muhamed's Moscheen, —
Der Weise würd' in Dir noch einen Kämpfer sehen!

Du könntest allso schwer, wie Friederich der Held,
Auch einer halben Welt
Und Deinem Schicksal widerstehen!
Von Deinem schwarzen Meer gäbst Du der Kaiserin,
Der Feindin Deines Reichs, nicht einen Tropfen hin.

Weil aber Du nicht hast von einem Friederich
Held sein gelernt, wie Carl, sieh', so bequeme Dich
Und gieb' geduldig nur Dein ganzes schwarzes Meer
Und Deine Dardanellen her.

Jedenfalls ein Versuch — wenn auch ein verunglückter — im vorigen Jahrhundert gemacht, um ein politischer Dichter zu werden.

Am Schlusse des Gedichtes ruft Gleim in moralischer Entrüstung über das Haremswesen aus!

Ach, wann endlich wird einmal,
Ihr Fürsten, gegen ihn und seinen Weibersaal
Die ganze Menschheit aufgeboten!! —

Leider hat Abdul Hamid von diesem politischen Gedicht keine Kunde erhalten — wer weiß, wozu er sich aus Respect vor diesem diplomatischen Horaz herbeigelassen hätte.

Gleim legt in seinem Hallabat (ein Gedicht, auf welches er sich unendlich viel zu Gute that) seine ganze nothdürftige Theologie und Philosophie durchwegs Muhamedanern in den Mund und ignorirt das Christenthum derartig, als ob er nie etwas davon gehört hätte. Wenn er nun Muhamedaner zu den größten Theosophen macht, die doch bekanntlich die Vielweiberei pflegen, wie kommt er dazu, hier sich über den Harem zu ereifern?

Das ist die Signatur des Aufklärungsdusels, daß diese Weisen von einer Seite hin auf die andere vergessen, was sie, im Falle, daß sie jetzt eine Weisheit vorbringen, früher für eine Dummheit, und wenn sie jetzt eine Dummheit vorbringen, was sie früher für eine Weisheit vorgebracht haben.

5. Wie Gleim einen trinkenden Mönch verschimpft, selber aber über zwei Dutzend Trinklieder und Aufforderungen zum Trinken dichtet und selbe während des Trinkens singen läßt.

Bei einem Menschen, der in Einem fort Weisheit spenden will, ist die Vergeßlichkeit ein großes Uebel. Des positiven Christenthums gedenkt Gleim nur dann, wenn er seinem fanatischen Haß gegen den Clerus in den brutalsten Schmähungen Luft machen will.

Ein Gedicht „Der Tröster" beginnt also:

„Sein fettes Unterkinn und seine fette Wange
Trägt unser Herr Prälat vor manches Sterbebett,
Und wird nicht vor dem Tode bange,
Wird noch von jedem Bissen fett.

Ein Gedicht „An unseren Pater" beginnt:

„Verschmähtester der Baalspfaffen,
Kreuch, o du Raupe, näher her!
Gott hat zum Menschen Dich geschaffen
Und nicht zum Faulthier, nicht zum Bär.

Kreuch aus, aus Deiner Mördergrube,
Du Mörder edler Lebenszeit!
Ausschnarcher, Säufer, feiger Bube,
Der Geld nimmt für die Seligkeit."

In dieser toleranztriefenden Weise geht es fort.

Nun hat aber Gleim, der in seiner Tugendentrüstung den Pater einen Säufer schilt, ganz vergessen, daß er ein Blatt früher ein Gedicht hat drucken lassen:

Ermunterung zum Trinken.

„Auf, die Segel gespannt, das ist: die Gläser genommen,
Wacker getrunken und dann zugesehen, wie weit
Sind wir auf all' zu ruhigem Meer saumselig gekommen?
Haben die Schiffenden noch Winde zu hoffen — die Zeit?

Auf, die Ruder gefaßt, das ist: die Gläser genommen,
Wacker getrunken, so viel Kraft zu trinken vermag,
Trinken wir nicht, so wird gar vielen die Mitternacht kommen
Und es ereilet uns schnell, ach, der nüchterne Tag."

Offenbar sind diese beiden Gedichte — „die Aneiferung zum Trinken" und „der Mönch," der dieser Aneiferung Folge leistet — von Gleim auch in einem Dusel geschrieben worden. Der Mönch des Gleim hat eben nur getrunken, aber nicht wie Gleim dutzendweise Trinklieder fabricirt, was gewiß noch viel verderblicher und unsittlicher ist, weil dadurch die anderen Mitmenschen zum Trinken verleitet werden.

Ferner gehört eine große Unverfrorenheit dazu, dem Mönch vorzuwerfen:

„Ausschnarcher, Säufer, feiger Bube,
Der Geld nimmt für die Seligkeit."

Denn Gleim hat sein Canonicatseinkommen aus einer alten kirchlichen Stiftung bekommen, welche die Verpflichtung des täglichen Chorgebets auferlegt — Gleim aber, statt Psalmen zu beten, fabricirte und sang mit seinen Walhallagenossen Trink- und Liebeslieder und hat sich somit nicht, wie der von ihm geschmähte Mönch dem stillen, sondern dem spektaculösen Suff ergeben; denn seine Trinklieder mußten von seinen Gästen in seiner Gegenwart gesungen, er mußte dafür als der deutsche Anakreon gelobt werden, und wenn seine Gäste dies versäumten, so lobte er sich selbst, wie es aus seinen Reimen zu ersehen ist.

6. Wie Gleim den Anakreon lobt und erzählt wie er sich mit Wein balsamirt, wie er Trinklieder mit Zoten dichtet und sich nebenbei mit „Tugendentrüstung“ breit macht.

Im Gedicht Anakreon (I. Band, S. 1, ein schöner Anfang), welches Gedicht übrigens sehr wäss'rig ist, setzt Gleim auseinander, wie dieser liederreiche Grieche den Wein und die Liebe (und was für eine Liebe!) lobt und schließt:

„Sollt' ich sein treuer Schüler von Haß und Wasser singen?“

I. 51 wieder ein Trinklied. I. 83. „Bacchus und Cythere“ ein Trinklied. I. 89. Der „Wein als Friedensstifter“, ein Trinklied. I. 105. „Die Macht des Weines.“ I. 111. „Ein Weinlied“. I. 124. Befehl an die Erben dieses Trinkliedes ist das einzige, welches populär geworden ist und Verbreitung gefunden hat. In Niederösterreich, in den Dörfern an der ungarischen Leithagrenze, wird es noch in den Kellern von angeduselten Weinbauern gesungen. Das Lied ist 1749 gemacht, Gleim sagt darin:

„Es lassen sich die todten Fürsten balsamiren,
Um desto länger todt zu sein,
Ich balsamire mich mit Wein
Im Leben ein,
Um desto länger lebendig zu sein.“

Ferner I. 127. Ein Trinklied mit Schluß:

„Und zählet nur zu Eurer Lebenszeit,
Die Stunden, wo ihr hoch erfreut,
Voll süßen Weins gewesen seid.“

I. 130. „Die Fliege“, ein Weinlied. I. 135. Schwur eines Trinkers. I. 162. „Die Säufer und die Trinker.“ I. 229. Tafelgespräch über den Wein. I. 232. „Der Zufriedene“, ein Trinklied. Dieser Zufriedene hat 50 volle Fässer im Keller. Der Schluß lautet:

„Leert' ich jährlich nur ein Faß,
Leert' ich alle fünfzig Fässer,
Welch' ein Leben wäre besser,
Welch' ein Leben wäre das!
Leert' ich jährlich nur Ein Faß!“

I. 248. „An einen Wassertrinker“, Trinklied 3 Seiten lang. Schluß:

„Wasser weg von meinem Tische,
Du gehörest für die Fische,
Nicht für mich.“

I. 252. Amor und Bacchus, ein Trinklied. I. 262. Ein Trinklied in 5 Strophen. Schluß:

„Die Zeit hat allzu schnelle Schwingen,
Kein Augenblick ist zu versingen,
Trinkt Brüder, trinkt, bezwingt das Faß,
Doch — du Gesang — den Bacchussöhnen,
Gefährlich, weg mit deinen Tönen,
Am besten tönt das Glas!"

Also selbst das Singen während des Trinkens soll abgeschafft werden, daß die Trinker ja keine kostbare Zeit verlieren.

I. 269. Ein Trinklied. II. 56. Die Erscheinung des Bacchus (1753). Der Abt, ein Trinklied mit Zoten. II. 98. Das schöne Glas, Tafellied (1782). II. 162. Leichtes Leeren. Ein Trinklied. II. 166. Ein Trinklied. II. 253. Trinklied. II. 366. Der entschlossene Trinker. II. 308. Ein Trinklied.

Wir citiren Band- und Seitenzahl nach der Gesammtausgabe von Körber, Halberstadt 1811—1813, in 7 Bänden. Somit hat dieser Gleim, der bei einem Mönch voll aufgebauschter Tugendentrüstung gegen das Trinken eifert, in 2 Bänden seiner Gedichte über 2 Dutzend Trinklieder (manches mehrere Seiten lang) geliefert — Er meinte: sein Canonicatseinkommen sei ein Trinkgeld. Er macht dafür Trinklieder und schimpft über Mönche, welche trinken; ein höchst verdächtiger Aufklärungspharisäer prima sorte, reinste Melasse! — Er stellt sich vornehin in den Tempel der Musen und sagt: „Ich bin nicht wie diese und jene, ich bin kein einseitiger Bacchusdiener, ich diene immer zugleich auch dem Apollo, beim Trinken wird geliedert und beim Liede wird getrunken!

7. Gleim dichtet das Halladat; der Dichter der Trinklieder giebt sich selber in der Begeisterung für einen Seher Gottes und das Halladat für ein deutsches Nationalgedicht aus.

Was der gute Alte von seinem Halladat für eine hohe Meinung gehabt, geht unter Anderem aus folgender Frage in einem Briefe an die Gräfin Katharina Stollberg hervor: „Sie haben mein Halladat gelesen, haben menschenfreundliche Weisheit in ihm gefunden!"

Wenn jetzt hundert Jahre nach der Publicirung des Halladat der Gleim irgend wen fragen würde: Sie haben mein Halladat

gelesen? so würde der Gefragte ihn verblüfft anschauen und sagen: Ich weiß nicht, was Sie wünschen. Ich habe nicht die Ehre, das Halladat zu kennen und habe diesen Namen jetzt zum ersten Mal nennen gehört.

Das Halladat soll ein Lehrgedicht ersten Ranges sein nach des Autors Meinung; die Quintessenz aller Theologie und Philosophie. Factisch ist es der abgeschmackteste, gedanken- und poesieloseste rationalistische Gallimathias, den man sich denken kann. Langeweile und Unsinn ringen darin um die Palme; die Langweile siegt insoferne, als der Leser den Unsinn nicht zu Ende lesen kann.

Ueber das Halladat bemerkt Mayer's Conversationslexikon. Hildburgshausen 1868. Siebenter Band, S. 897:

„Seinen schon in der Kindheit gehegten Gedanken, ein Buch wie die Bibel zu schreiben, suchte er noch im späten Alter auszuführen in seinem „Halladat oder das rothe Buch." (Halberstadt 1774. 4. Auflage 1812.) Der Anakreontiker und Grenadier bewegt sich hier in erhabenen Sphären, (ach!) redet von Gott, oder erzählt orientalische Parabeln voll wunderbarer Namen. Obwohl seine Freunde das Werk priesen, blieb es doch unbeachtet wie seine „Goldenen Sprüche des Pythagoras" (Halberstadt 1785) von denen er selbst meinte, sie seien ihm unter den Händen zu silbernen geworden."

Der erste Gesang (I. Bd.) führt den Titel: „Der Beruf". Gleim selber stellt sich als den „Berufenen" vor; aber nicht vielleicht als einen gewöhnlich Berufenen, sondern gleich als den „Seher Gottes"; diesen Titel verleiht sich der Dichter in eigener Machtfülle; leider ist es ein Titel ohne Mittel, denn Gott hat den Gleim sehr wenig sehen lassen. Also Gott gegenüber ist er ein Seher, und am Schlusse des Gesanges präsentirt er sich den Menschen gegenüber: „Der Seher Gottes ist ein Menschenfreund".

Wir wollen diesen Seher vom Standpunkte des positiven Christenthums betrachten — das doch auch akatholische Bibelgläubige bekennen — und wir werden sehen, daß dieser Seher ein Ueberseher ist, denn er übersieht den ganzen alten Bund, Moses und die Propheten, wie den neuen Bund, Christus und die Apostel, die ganze Bibel ist ihm keines Blickes werth, er braucht sie nicht zu dem System seiner Erfindung. Er meint:

weil er des großen Friedrichs Leibdichter ist und es verstanden hat, dem großen Friedrich zu schmeicheln, so wird er sich auch beim großen Gott, dem er einen großen Unsinn vorgedichtet hat, ein Bildlein einlegen.

Der zweite Gesang trägt den Titel: „Gott". Wenn man nun hier nach dem Titel vermeinen sollte, es werden bei Gleim Gefühle der Demuth, der Andacht, der Erbauung rege werden, da hätte man sich schön geirrt.

Komischer Weise spielen in diesem Gleim'schen Gottgesang die damals schon von Frankreich wie Flammen von einem brennenden Hause herüberfliegenden fürstenfeindlichen und thronumstürzlichen Gelüste herüber und setzen die ganze theologische Bretterbude Gleims in helle Flammen.

Gleim säuselt:

„Zehntausend seiner Sonnen treten hin
Und gehen ewig ihren großen Gang,
Zehntausend seiner Erden treten hin
Und gehen ewig ihren großen Gang,
Zehntausend Myriaden Geister steh'n
Um seinen Thron! — —
Um seinen Thron? — Hinweg
Mit seinem Thron, er sitzt, er steht nicht,
Er ist kein Kaiser, ist kein König, ist
Das Wesen aller Wesen, er ist Gott,
Ist unser Gott! Geschöpfe betet an."

Ein entsetzlicher Geselle! Dreißig Jahre lang heult er Thronlieder vor dem Throne des großen Friedrich und liegt Tag und Nacht räuchernd und psalmirend vor dem Königs-Thron — und bei dem Throne Gottes (der doch selbstverständlich symbolisch als der Sitz der göttlichen Weltherrschaft genommen wird) wird Gleim ganz Revoluzzer und ruft: „Hinweg mit seinem Thron!"

Gleim verschafft sämmtlichen Firmamentsschustern Arbeit, indem er die zehntausend Sonnen und zehntausend Erden mit Curierstiefeln versorgt, denn diese Sonnen und Erden treten vor den Thron Gottes hin (welchen der Gleim doch gleich, nachdem er die zehntausend Sonnen und zehntausend Erden hincommandirt hat, umstoßen will) und sie gehen zu gleicher Zeit ewig ihren großen Gang.

Wenn man sich so den alten Wallbecker Canonicus und Knasterdampfer im geblumten Schlafrock bei seinem Schreibpult denkt, wie er sich aufbläst und vermeint: Alle Engel und Erzengel, alle Chöre der seligen Geister werden vor ihm, dem harmlosen Krakehler, erzittern und geschwind auf sein Geheiß wie Hausknechte den Thron Gottes wegräumen, um ihm, dem Gleim, dem Verfasser der unsterblichen Koranstheologie, einen Gefallen zu erweisen, so wird man doch heiter gestimmt werden. Gleim vertraut nämlich auf Gott, der nach Gleim's Lehre (siehe in der Folge) „die Elefanten nicht straks züchtigt, welche einen Pfirsich oder eine Ananas antupfen" und der somit auch mit den Gottesthron-umstürzlichen Versuchen des kleinen Gleim, wie mit „dem Leichtsinn" des großen Elefanten Geduld und Nachsicht haben wird.

Curios, so ein armer Teufel von Dichter, der sich das Herumkriechen und Herumwedeln vor den Thronen irdischer Könige zum „Broterwerb" gemacht hat, will nun die lang verhaltene Galle, die sich während seines ihn demüthigenden Herumkriechens angesammelt hat — an dem Throne Gottes auslassen, und diesen Thron stante pede umstürzen.

Dieses „Seher" benennen scheint durch Gleim eine Art Schmeichelei geworden zu sein. Charlotte von Kalb, die bekanntlich mit Schiller und Jean Paul als verheiratete Frau in sehr unverblümten Beziehungen stand, und dem Jean Paul förmlich ihre Hand aufnöthigen, und sich zu diesem Behufe gerichtlich von ihrem Manne scheiden wollte, nannte in einem Briefe, denn sie wegen ihrer schwachen Sehkraft dictirte (Weimar, 4. Juni 1798) den Jean Paul auch einen Seher: „Darf ich bald einen Brief von dem reichen Seher J. P. erwarten?" — — Nun der nannte sich nicht selbst einen Seher, und es hatte diese Schmeichelei auch keine Wirkung auf ihn ausgeübt — denn dieser Seher wollte von einer Heirat mit dieser, verschiedenen Genies sich anbietenden Culturdame nichts sehen und nichts hören.

8. Wie der Sänger Gestirne, Käfer, Schnecken, Felsengebirge, Affen und andere naturhistorische Gegenstände in sein Lied hineinstopft und den Leser durch seine, das Universum durchschauende Gelehrsamkeit in Schrecken zu versetzen sucht.

Am Ende dieses „Gott"gesanges läßt Gleim eine astronomische Raketengarbe gegen Himmel steigen, die von seiner glänzenden Gelehrsamkeit hellleuchtendes Zeugniß ablegen soll.

Es erinnert uns dieser Gleim'sche Versuch, die Erde recht zu verkleinern und verächtlich zu machen, an den sentimentalen Hoppelpoppel der Gebetbücher Ende des 18. Jahrhunderts, wo die Erde (wie bei Ekartshausen) immer nur wie ein Tropfen am Welteneimer schwebt! Merkwürdigerweise hat dieses Bild, aus dem Bilderkreise eines Bierwirthes genommen, in jener Zeit allgemeine Verbreitung gefunden.

Wir geben hier den Text sammt den Gleim'schen Noten:

„Von dir, du kleiner Ball, auf welchem wir
Zehntausend Millionen Bälle dort,
Nun funkeln seh'n, zu dir, du Sonnenball,
Und Sonnenball von dir zum Andazull [1]),
Der Millionenmal so groß wie du
Dem armen Erdwurm nur ein Punktum ist,
Von dir, du kleiner Millot [2]), bis zu dir,
Du stolzer Arrach [3]), der den Bannadar [4])
Auf seinem Flug für einen Kiesel sieht —
Von dir, du kleine Lißba [5]), deren Blut
Gewande stolzer Menschen färben muß,
Zu dir, du kluger Bilbot [6]), welcher sich
Die Wangen färbt, um schön zu sein, und dann
So weiter fort zu einem Geist, der Gott,
Das Wesen aller Wesen denken will,
Ha, welche Stufen, welche Stufen hier
Und dort in allen Millionen, dort
In allen Todten, allen Lebenden
Und allem Leichten, allem Schweren, Gott,
Der Einzige, der Allen Alles ist,
Ist unser Gott, Geschöpfe betet an!"

Zehntausend Sonnen, zehntausend Erden, zehntausend Myriaden Geister, zehntausend Millionen Bälle, und der Andazull,

---

[1]) Der Sirius, [2]) ein kleiner Käfer, [3]) ein großer Adler, [4]) ein ungeheurer Felsen, [5]) eine Purpurschnecke, [6]) eine Art Affen, die für die klügste gehalten wird, weil sie dem Menschen am wenigsten nachahmt.

der Millionenmal so groß ist als die Sonne!! — — der nicht astronomische Leser wird ganz paff, wie dieser Gleim sich auch sogar auf die Sternwarte versteigt, und den Lesern die Millionen Gestirne ungezählt auf die Köpfe herunterwirft. Der Leser fragt sich warum Gleim nicht auch den Andazull zehntausend Millionenmal größer sein läßt als die Sonne, das hätte in der sonstigen Gleim'schen Statistik der Sternenwelt auch keine Störung verursacht und in den Himmel kein Loch gerissen.

Es hat schon zu Gleim's Zeiten populäre Handbücher und Lexika gegeben, aus denen sich Schriftsteller auf die billigste Weise einige gelehrtscheinende Flitter und bunte Glasscherben aneignen konnten; um sich vor dem nicht gelehrten Leser einiges Ansehen zu verschaffen.

Welches schwere Geschütz aus dem Zeughause der Astronomie, Zoologie, Mineralogie; am Ende findet er Stufen und in allen Leichten und allen Schweren!! Was sich denn der arme Secretär und Canonicus beim Niederschreiben dieser Stufen in allen Leichten und allen Schweren gedacht haben mag? — Da muß man wirklich mit Gleim ausrufen, Gott! aber nicht mit Gleim fortsetzen, Gott, der Einzige! sondern: Gott, welch' ein Unsinn!

9. Wie Gleim die Theologie mit einem neuen Capitel über die Gnadenlehre bereichert, und zum Beweise seinen Lesern berichtet, wie ein „leichtsinniger Elephant" von Gott begnadigt wird.

Auch der dritte Gesang trägt die Ueberschrift: „Gott." Hier gelangt aber der Unsinn auf die Cimborasso-Höhe! Man möcht's nicht glauben, wenn man's nicht schwarz auf weiß vor sich hätte.

„Gott, unser Gott, ist gnädig! Seine Macht
Gebraucht er nicht: den Elephanten, der
Mit seinem Rüssel oder seinem Zahn
An einem Pfirsich oder Ananas,
Aus Leichtsinn, oder auch aus einem Trieb,
Den wir nicht kennen, Schaden wirkte, straks
Dafür zu züchtigen. —
Du Mensch, Gott ist
Des Elephanten und der Ananas
Getreuer Vater, wie der Deinige,



Denn seine Macht ist Gnade.
Vereint in Gottes Macht
Ist alle Macht der Könige der Erden,
Der Menschen und der Elephanten und
Des übrigen Erschaffenen!!"

Welch' ein naturhistorisches Schauspiel. Wie es nur der eclatante Königsschmeichler über's Herz bringen konnte, die Macht der Elefanten mit der Macht der Könige zu vergleichen. Ferner: Ein „leichtsinniger Elephant", der mit seinem Rüssel oder mit seinem Zahn an einem Pfirsich oder Ananas „Schaden wirkt" — und da soll der Leser sich erbauen und die „Gnade Gottes" bewundern, welcher diesen entsetzlich „sträflichen, leichtsinnigen Elephanten", wegen seines Triebes „Schaden zu wirken", nicht „straks dafür züchtigt!"

Wie in dem Kopfe des Dichters Zoologie, Theologie, Strafrecht und allerhand andere Wissenschaften durcheinander brausen! Wie soll ein Elephant mit seinen colossalen Zähnen, die vorne in eine abgerundete Spitze auslaufen, an einem Pfirsich oder einer Ananas Schaden wirken können? — Das wäre ein Kunststück für abgerichtete Elephanten, die sich in einem Circus produciren.

Gewöhnliche wilde Elephanten sind weitaus nicht so boshaft, und diese Thiere machen sich keiner so sträflichen Attentate schuldig, wie der „Seher Gottes" dieselben zu verschwärzen sucht. Der ungelehrte Elephant pflückt Pfirsiche oder Ananas mit seinem Rüssel ab und schleudert die Frucht in seine Mundhöhle, das thut der Elephant aber nicht aus Bosheit, sondern um seinen Hunger zu stillen, denn auch Elephanten pflegen nicht von der Luft zu leben. Und weil nun der Elephant seinen Hunger stillt und von Gott nicht schnurstraks dafür gestraft wird, so soll der Leser, dem alten Gleim zu Gefallen, hierin die Gnade Gottes bewundern!!

Die Gnadenlehre, welche den Theologen ohnedies so viele Schwierigkeiten macht, wäre hier durch einen neuen, den Elephanten-Beweis, bereichert worden! Am Schlusse ruft Gleim aus: „denn seine Macht ist Gnade" — beim Richter ist ja die Gnade ein Verzichten auf seine Macht, auf seine richterliche Gewalt!

Und Gott ist ein ebenso getreuer Vater für die Leser des Halladat, wie für die Elephanten und für die Pfirsiche und Ananasse!! — — Es hat doch hier den Anschein, der gute Gleim hat sich nach Abfassung und praktischer Benützung eines seiner vielen Trinklieder an die theologische Parthie des Halladat gemacht!

Gleim, vom Pegasus herabgeworfen, reitet in seiner Erbitterung noch eine Weile auf dem Elephanten herum und phantasirt weiter:

Vereint in Gottes Macht
Ist alle Macht der Könige der Erden und
Der Menschen und der Elephanten und der
Uebrigen Erschaffenen!!!

Was sich dieser Gleim für Theorien bezugs der göttlichen Macht zusammenconstruirt! — Gott hätte gar keine rechte Macht, wenn nicht sämmtliche Elephanten ihm helfen, sich mit seiner Macht auch vereinigen würden!! Wie die Dampfmaschine mit so und so viel Pferdekraft arbeitet, so läßt er Gott mit so und so viel Elephantenkraft seine Macht entfalten.

Der Dichter ist offenbar der Ansicht — die Gewalt Gottes müsse der studirenden Jugend durch einen gewaltigen Unsinn klar gemacht werden! Er fährt im Tone eines lehrreichen Derwisch fort, wie folgt:

Mensch, o Mensch,
Deswegen, wenn du Deines Gottes Macht,
Die, wenn er will, den Elephanten straks
In eine Milbe, Dich zu einem Mächtigen
Der Erde, Deinen großen Eddastrom,
Der unter tausend Brücken, über Berg
Und Thal gewaltig sich ergießt,
In einen Tropfen Wasser wandeln kann,
In Deinem Innersten Dir denken willst,
Dann denke nicht an eines Menschen Macht,
An eines Misa Millots*) Weisheit. Nicht
An eines Ebazolls**) Gerechtigkeit u. s. w.

Es ist doch rein entsetzlich! Gottes Güte wird schon wieder bewundert, weil er den Elephanten nicht straks bestraft; das ist gerade so, als ob unser Herrgott auf boshafte genäschige Elephanten einen besonderen Pick hätte! Dann der Eddastrom

*) Was bei uns ein Staatsminister.
**) Was bei uns ein Großkanzler.

und der Misa Millot und der Ebazoll!! Man sieht den armen Gleim, wie er sich mit dem Fremdwörter=Lexikon bewaffnet, um dem Leser einen Begriff von seiner Gelehrsamkeit beizubringen!!

10. Wie Gleim einen Nothruf um eine Winde erschallen läßt, daß er mit diesem Apparat die centnerschweren Gedanken aus der dunklen Tiefe seiner Seele heraufhaspeln könne.

Im Liede Nr. 5, „Die Stimme", macht Gleim Variationen über den von ihm mit Vorliebe wiederholten Spruch:

„Welt ist Welt, und Gott ist Gott".

Er meint hier sicher, weiß Gott was er damit Geistreiches gesagt hat, ein Satz, über den sich die Erklärer nach seinem Tode die Köpfe zerzausen werden. Man könnte ebenso gut sagen! Und Gleim ist Gleim.

Seine an Geistesfinsterniß grenzende Selbstwerthschätzung giebt Gleim in folgender Strophe kund.

Das Lied Nr. 6 „Die Seele" beginnt:

> Aus meiner Seele den Gedanken, der
> In einer dunklen Tiefe drinnen liegt
> Herauszuwinden, wer, ihr Menschen, leiht
> Mir eine Winde!"

Es ist dunkel in der Seele des Sehers, ja es herrscht sogar grauenvolle Finsterniß darinnen, das wird Niemand bestreiten; aber er schmeichelt sich, es wären Gedanken darinnen und centnerschwere auch noch dazu, denn er braucht eine Winde, um sie heraufzuwinden und an's Tageslicht zu bringen, er findet in seinem Haushalt keine Maschine dazu und nun wendet er sich an die ganze Menschheit, sie soll ihm eine Winde leihen!!

Eine ähnliche Werthschätzung über das Gewicht und die Schwere seiner Gedanken hat noch kein Philosoph auf dieser Welt besessen. Diese beschränkte, theilnahmslose Menschheit aber bringt ihm keine Winde; sie denkt sich eben: Wir haben schon so lange ohne die Gedanken Gleim's gelebt, wir wollens auch in der Zukunft versuchen.

Gleim's Phantasie mußte sich die schweren Gedanken wie Weinfässer gedacht haben, die von Faßziehern über die Kellerstiege mit der Drehwinde heraufgezogen werden. Er ist nicht zufrieden,

„ein Seher Gottes“ zu sein, er will auch noch ein „Dreher Gottes“ werden.

Aber auch alle Gnadengedanken, welche Gott mit dem Elephanten vorhat; der mit seinem Zahn frevelhafter Weise an einen Pfirsich oder eine Ananas antupft, hat dieser gute Gleim ausgespäht und selbige der Nachwelt zum Besten gegeben, somit producirt er sich dem Leser mit drei Ehrenstellen im göttlichen Haushalte: als Seher Gottes, als Dreher Gottes und als Späher Gottes.

Und das Alles hätten die Schuljungen in ganz Preußen auswendig lernen sollen! Und diese schändliche preußische Regierung hat sich offenbar aus Neid und Mißgunst nicht herbeigelassen, den Wünschen des großen Philosophen gerecht zu werden!

Das Alles ist weder Spaß noch Scherz. Gleim trug sich wahrhaftig mit dem Gedanken herum und sprach den bescheidenen Wunsch aus: sein Halladat solle in Preußen das Lehrbuch der Zukunftsreligion werden; er sah als Späher Gottes schon die schmeichelhafte Zukunft, in welcher eine Menge Commentare zu den Weisheitssprüchen des Halladat erscheinen. Diese Gedanken schlummerten in dem tiefen Weisheitsbrunnen der Gleim'schen Seele, in Erwartung, bis die hilfsbedürftige Menschheit mit dem verlangten Haspel kommt, um selbige heraufzuwinden.

Es ist unglaublich, wie weit es der Mensch im beharrlichen Nachdenken über seine eigenen Vorzüge bringen kann, besonders wenn er noch mit eigennützigen Schelmen umlagert ist, die ein Interesse haben, ihn zum Besten zu halten. Nachdem die Menschheit so apathisch, so theilnahmslos war und den Haspel nicht brachte, mußte der Dreher Gottes selber den Haspel abgeben. Goethe lachte bekanntlich über seine Erklärer, die in jeden seiner Verse Gedanken hineinlegten, auf die er selber nie gedacht. Gleim hätte über seine Erklärer nicht gelacht, sondern sich über sich selber verwundert und über seine Weisheit, die so unermeßlich ist, daß sie ihm erst von anderen in ihrer Weitläufigkeit und ihren geheimnißvollen Wegen enthüllt werden mußte. Wir werden später sehen, wie er jene Unglücklichen, die ihn nicht für einen Seher Gottes hielten, als Schurken bezeichnet hat.

11. Wie Gleim erst im 10. Gesange die überraschende Mittheilung macht, daß er als „Weiser" im Halladat „seine besten und freiesten Gedanken" niedergeschrieben hat; wie aber trotzdem der ungläubige und frivole Leser das ganze Halladat für eine miserable Marionettenbude hält, in welcher hölzerne Derwische sich hinabzappeln.

Im 10. Gesange erfährt der Leser in einer Note, was das Halladat ist: „Halladat ist ein rothes Buch, in welchem der Weise seine besten und freiesten Gedanken niederschreibt und in seinem tiefsten Gewahrsam aufbehält, bis er einen Weisen findet, dem er ohne Sorgen Alles offenbaren kann." — —

Somit hegt Gleim, der Weise, doch einige Zweifel über die Weisen, die seine Schrift lesen, es wäre möglich, daß ein Weiser, der doch kein rechter Weiser ist, ihn am Ende auslachen könnte.

Gleim spricht fast in jedem Gesange mit einem oder an einen Weisen. Diese Weisen haben durchwegs lauter erstaunlich weise klingende Namen, man wird immer an den weisen Danischmende Wieland's erinnert, der auch eine Menge hausaltgebackenen Unsinns mit großem Pathos vorbringt. Die Gleim-Weisen führen Namen wie folgt: „Amatabas" — An Idalup, den Bildhauer — Ebaritt Abuladot, der Weise — An Amalt — An Tabarit — An Egidoll — An Taladebar — An Amalziol l.

Diese Weisen werden entweder von Gleim mit Theologie und Moral des 18. Jahrhunderts ausgestopft — oder von anderen mit gleicher Weisheit angesalbadert. Man könnte sie ebensogut: Unsinnadoll — Blödaritt — Garzutoll — Fadaritt — Cretinebar — Dummzeugioll u. dgl. nennen. Sie unterscheiden sich nur dadurch von einander, daß einer immer den andern an Abgeschmacktheit und blödem Geschwätz zu übertreffen sucht — wozu wirklich mitunter ein großer Kraftaufwand erforderlich ist.

Man hat ein ganzes Personal von tiefen Denkern vor sich, jeder mit weißem Bart und langem Kaftan, eine weisheitsrunzelige Stirne, die rechte Hand drohend oder belehrend erhoben, und hinter der Bude steht Gleim, der Weiseste aller Weisen, er legt

als Inhaber des Marionettentheaters jedem hölzernen Derwisch goldene Sprüche in den Mund — er haucht der ganzen Weisheitsschule Leben ein, läßt in seiner Derwischbude ein Männlein nach dem andern auf der kleinen Bühne am Spagat herauszappeln und man hört immer nur seine Stimme, die für jedes der herumschlotternden Männlein die eigene Weisheit herausorakelt.

Und am Ende des Spiel's (nach Herausgabe des Monumentalwerkes) fragt der Autor ganz glücklich und ganz wörtlich: „Sie haben mein Halladat gelesen?" Er fragt nicht „Haben Sie — gelesen?" sondern: „Sie — haben gelesen!! Eine gebietende Frage des weisen Tyrannen, die eine bejahende Antwort fordert, und eine verneinende von vorneherein für unmöglich hält.

12. Wie Gleim seinen Lesern weiß zu machen sucht: Er habe seinen Halladat geschrieben: „vom Geiste Gottes" getrieben, wodurch Gleim sich eines vermessentlichen Vertrauens auf den Geist Gottes schuldig — den Geist Gottes für seinen Unsinn verantwortlich — jede Kritik unmöglich — trotz alledem aber sich selber lächerlich macht.

Gleim's Worte lauten: „Ich schrieb's vom Geiste Gottes getrieben."

So in einem Briefe an die Gräfin Katharina Stollberg. Was so ein von seiner Weisheit begeisterter Seher Gottes dem Geist Gottes Alles auf die Schuldentafel schreibt!

Quiteau, der Meuchelmörder des Präsidenten Garfield in den Vereinigten Staaten, sagte fast bei jeder Gerichtsverhandlung: er habe den Präsidenten erschossen vom Geiste Gottes getrieben.

So arg ist es nun allerdings bei Gleim nicht zu verstehen. Ist der Halladat auch zum Umbringen, so kann ja der Leser jeden Augenblick das Buch weglegen, wenn es ihm zu tödtlich langweilig und unsinnig erscheint.

Nur ist bei Gleim die böse Absicht sträflich, dieses „Werk" zum Schulbuch zu machen, und durch physische Gewalt der Schuljugend seinen Ruhm aufzwingen zu wollen.

Es ist zwar nicht schmeichelhaft für sämmtliche Katholiken, wenn Gleim über die Conversion Stollberg's wörtlich sagt: „Wenn

er ein Räuber und Mörder geworden wäre, so könnte er (Gleim) es ihm verzeihen, daß er aber Katholik geworden ist, kann er ihm nicht verzeihen" — und den Stollberg am Ende noch mitleidig nur mit dem ihn erfaßt habenden Wahnsinn entschuldigt. Freilich geht aber dieses sehr gewaltthätige Urtheil mit seiner beständigen Weisheitssprudelei und Toleranzsäuselei gar nicht zusammen. Jedenfalls aber muß die hohe Mäßigung und Zurückhaltung Gleim's in dieser Frage Anerkennung finden, indem er das Höherstellen von „Räubern und Mördern" über den „abtrünnigen Stollberg" nicht auch als vom Geiste Gottes getrieben bezeichnete.

Das Halladat schließt:

Und alles Volk aus Einem Munde rief:
Abdu — Bedulla war ein guter Mann!

Wir sind überzeugt, daß unsere Leser, die sich den Vater Gleim nur so vom Hörensagen als einen harmlosen, toleranten, gemüthlichen, bescheidenen Alten vorgestellt haben ihn hier aus seinen eigenen Worten als einen tückischen, fanatischen, tanzenden Derwisch und Verbreiter eines Koranischen Unsinn's kennen lernen. Freilich muß man billiger Weise dieses sein Eindringen in die Derwischgilde und seine Gebetrufe als Muezzim vom Moscheethurme herab — nicht als Ernst nehmen — das literarische Proletariat, die schriftstellernden und dichtenden, Geld zu leihen und Geschenke nehmenden Schmarotzer im Hause Gleim's — haben den armen Mann in seiner Werthschätzung derartig bestärkt, hinaufgeschraubt und befestigt, daß er sich allen Ernstes für ein Dichtergenie und einen Philosophen ersten Ranges gehalten, wie wir es in nachfolgenden Capiteln nachweisen werden.

Er stellte sich seiner Zeit als Held auf die hohle Phrasenpastette des haltlosesten Rationalismus der Aufklärungsperiode, und ist beim Einbrechen derselben in den Pastettenkrater verschwunden.

Hören wir, wie zart, dankbar, schonend und doch unverschämt Gleim von seinen zeitweiligen Gästen gelobt worden ist.

Die Frau des Weimarschen Generalsuperintendenten Herder schrieb ihm: *) Weimar, 23. November 1798.

*) Von und an Herder. Ungedruckte Briefe aus Herder's Nachlaß. Herausgegeben von Heinrich Düntzer und F. G. v. Herder. Leipzig. December 1861. I. Band, S. 249.

„Wer hat Ihnen gesagt, daß die Ehe ein Wehestand sei? Wie kann der Lehrer, der Weise, der Seher Gottes, der das Hallabat geschrieben hat, sich versündigen an den heiligen Gesetzen der Natur und ein so hartes Wort aussprechen? Nein, Bester, die Ehe ist ein Stand der Gesundheit, des Seelenwohlseins, der Ausübung aller menschlichen Pflichten u. s. w."

Somit konnte sich Gleim auf Autoritäten berufen, die seine schmeichelhafte Ueberzeugung von und über sich selbst: er sei ein Seher Gottes, noch bestätigten.

Was sich die satyrische und bösmundliche Dame selber gedacht und wie sie gelächelt haben mag, als sie dem alten Gleim das Diplom des Sehers Gottes mittelst Briefpost zumittelte; das mag sich der Leser selber denken. Uebrigens ist es immer mißlich und gefährlich, wenn Damen (selbst für den Fall, daß sie sich in Briefen, wie dies bei Madame Herder öfter geschehen ist, mit „Hochwürdigste Frau" anschwefeln lassen) in Theologie machen.

Der hochwürdigsten gelehrten Frau ist I. Corinther, VII. 28 eben nicht bekannt gewesen, wo es heißt:

„Wenn Du aber heurathest, so sündigest Du nicht. Wenn die Jungfrau heurathet, so sündiget sie nicht — doch solche werden Betrübnisse des Fleisches haben."

Und der vorhergehend 27. Vers: „Bist Du an ein Weib gebunden, so suche nicht los zu werden, bist Du aber frei von einem Weibe, so suche kein Weib".

Wenn die Madame von Herder die Bibel gekannt hätte, so würde sie die Betrübniß des Ehestandes nicht in Abrede gestellt haben, und wenn sie die wochenlangen Fehden mit ihrem gelehrten Gemahl bedacht hätte, so wäre sie auch in ihrer Lobrede vorsichtiger gewesen.

Ferner hat diese nervöse, leicht erregbare und sehr eifersüchtige Dame noch etwas für sie viel Fürchterlicheres vergessen: nämlich, daß das Hallabat muhamedanischer Weisheit huldigt, daß die Puppen, welche dort auftreten, Derwische repräsentiren, und daß mit dem Hallabat die Vielweiberei in nächster Beziehung steht — wie wäre es denn der Frau von Herder mit drei anderen gleich reizbaren Damen unter einem Dach ergangen? — Aber Frauen,

und selbst hochwürdigste Generalsuperintendentinnen, kommen bisweilen mit der Logik ebenso wie mit ihren Herren Gemählern in sehr bedenkliche Conflicte.

Die gegenseitige Lobassecuranz half aber auch getreulich zusammen, den armen Gleim total aus dem Häuschen zu bringen. Er erhielt für seine Gastfreundschaft und sein Geld colossale Lobspenden zurück; das kostete den Lobrednern nichts und machte für die Zukunft bei neuen Pumpversuchen die beste Wirkung.

Selbst Herder schrieb an Gleim von Bückeburg*), 10. Jänner 1775:

„Herzensdank, lieber Vater Gleim, für Ihr rothes Buch. Schon heute, am Tag des Empfanges, hat's uns in einem Walde — wie zum rothen Buch gehört, im Angesicht unschuldiger Hütten und schwirrender voller Thäler — das Herz erhoben und die Brust erweitert. O die ganze Seele und das Siegel Gleim's ist unnennbar darin: immer die Stimme: Wer Ohren hat ꝛc. ꝛc. Und selig ist der redliche, verkannte, verfolgte Gleim, er hat seinen Lohn hier nicht dafür, wie die Heuchlerschurken, das kriechende, staubfressende, fersennagende Gewürm der Erde."

Gleim hatte das rothe Buch Herder am 4. übersendet, mit der Bemerkung: „Herder, der erste Leser, der es ganz verstanden**), sei der Adazull, den er darin bittet, den sonnenheißen Durst nach seiner Weisheit zu löschen. Ursprünglich hatte Gleim bei der Abfassung an Herder nicht gedacht. „Jetzt erst bei der Uebersendung ist Gleim dies Compliment mit dem sonnenheißen Durst gegenüber der kalten Weisheitsquelle Herder's eingefallen. (Vergleiche Körte: Gleim S. 180.)

Wenn Herder offenbar aus Gefälligkeit für Gleim die Unglücklichen, welche in Gleim nicht den Seher Gottes verehren und in Halladat nicht „menschenfreundliche Weisheit"

---

*) Düntzer: Von und an Herder, 1. Bd. S. 3.

**) Dann war Herder der erste und zugleich der letzte Leser, der das Halladat ganz verstanden. Gleim hat im Halladat ein Zeugniß über die heillose Confusion niedergelegt, welche der ausgeblasene Rationalismus des 18. Jahrhunderts und das Lesen des Koran dazu in seinem kleinen Gehirn hervorgebracht.

gefunden, Heuchlerschurken nennt, so wußte er, daß dies Compliment für Gleim ein heilsamer Balsam ist; denn auch Gleim war gleich fertig, jene als Schurken zu declariren, die auf das Halladat nicht schwören, und die es nicht kaufen wollten.

Aus Zürich wurden dem Gleim 1776 via Buchhandel 20 Exemplare Halladat als Krebse (nicht verkaufte Exemplare) zurückgeschickt, statt daß man nach seiner schmeichelhaften Hoffnung — einige hundert Halladater noch verlangt hätte. Das brachte den reizbaren Seher Gottes ganz aus dem Gleichgewicht, er fing fürchterlich zu schimpfen an und schrieb an Herder*):

„Eben bekam ich 20 Exemplare von Halladat, die ich gegen Verlagsbücher an die Geßner'sche Buchhandlung in Zürich abgeschickt und noch obendrein den gewöhnlichen Buchhändlervortheil dieser Handlung gelassen hatte, von derselben zurückgeschickt. Geßner hoffe ich, wird an dieser Schurkerei keinen Antheil haben" — —

Wer Buchhändler-Usus kennt, wird es sehr begreiflich finden, daß der Geßner, dem der Gleim den Halladat als baares Geld und Bezahlung schickte — ihm seine 20, nichtangebrachten, Halladat zurücksendete. Der Arme! Dafür wurde er nun von dem erzürnten Seher Gottes als ein Schurke gestempelt!!

Auch Recensenten, die das Halladat nicht bewundern wollten, oder sich so weit vergaßen, dasselbe mit Tollheiten und Lächerlichkeiten ausgestopft zu finden, wurden von Gleim als Schurken gebrandmarkt.

Am 18. April 1779 schickte er aus Halberstadt der Gattin Herder's eine ungünstige Recension über sein Halladat und bemerkt dazu:

„Lesen Sie, beste Leserin des rothen Buches, doch auch das Urtheil darüber, das ich beigelegt, dem lieben Herzensbruder (Herder) vor. Und davon soll so eine große Menge sein. Sollte wohl irgend ein Seher Gottes noch Lust bekommen**), Gottes Wort für diese Geschöpfe zu schreiben, unter welchen solche Schurken sich finden?"

---

*) Düntzer: Von und an Herder 1. Bd. S. 47.

**) Es ist nicht zu übersehen, wie sich Gleim beharrlich und alles Ernstes selber für den „Seher Gottes" ausgiebt — dem freilich diesmal die Lust vergeht, seine Gefühle dieser verderbten Menschheit fürder zu offenbaren!

Wer geräth nicht in heitere Stimmung, wenn er den hocherzürnten Seher Gottes sich vorstellt, wie er der unglücklichen Menschheit droht: ihr, der undankbaren, Gottes Wort in den rothen Halladat-Pulver-Schachteln als heilsames Medicament nicht mehr darzureichen. Diese Schurken! Was steht Deutschland für eine Zukunft bevor, wenn man sich in diesem Lande ungestraft gegen den Seher Gottes derlei Blasphemien erlauben, wenn man mit dem Halladat Spott treiben darf? Herder theilt dem Seher Gottes mit, daß man dem Philosophen Fichte in Jena den Laufpaß gegeben, weil man sich vor der Krakehlphilosophie und den politischen Consequenzen derselben in Weimar und den anderen an der Universität Jena theilhabenden Fürstenthümlein gefürchtet.

Herder an Gleim. Weimar, 7. April 1799.

„Dem Nicht-ich (so wurde spottweise Fichte genannt) ist diese Woche die Entlassung zugesendet worden, die er sich durch arrogante Insulte, von denen man keinen Begriff hat, ertrotzt hat. Die kritische Philosophie charakterisirt sich ganz durch Arroganz, Blendwerke und Insulten. Sie werden in der Metakritik davon Proben finden, ich irre mich sehr, oder sie wird dem Dichter des rothen Buches, dem Sprecher der reinen Vernunft, Sittlichkeit*) und Wahrheit, manchen kräftigen Spruch nicht ablocken, sondern erzwingen, worauf (auf's Erzwingen!!) ich's gestellt habe."

Unglaublich! Man muß von Staunen ergriffen werden, wenn man, in Erwägung der Geistes- und Kenntnißarmuth Gleim's, bedenkt, was es für eine Verantwortung ist, diesen armen Seher Gottes zu zwingen, er soll sich in den philosophischen Phrasenwald des Fichte'schen Systems hineinbegeben! —

Das war eine der größten Schmeicheleien, die dem Gleim je angethan wurde, aber so pfiffig ist der Alte doch, trotz der hohen Meinung von sich, gewesen, daß er sich in dieses höchst gefährliche Gebiet nicht hineingewagt hat, in welchem ihm augenblicklich, beim ersten Angriff, ein solches Geknatter und Pelotonfeuer von Fichtephrasen um die Ohren

*) Herder war so artig (um in diese Complimente keine Störung hineinzubringen) zu vergessen, daß der Seher Gottes in seinen Gedichten sich ganz artiger oder halbunartiger Zötlein beflissen und dutzendweise in Trinkliedern seinen Thatendurst manifestirt hat.

geschwirrt wäre, daß er Hören und Sehen und die ganze Besinnung verloren hätte.

Wer den Charakter der Herder'schen Eheleute aus vielen Aufschreibungen darüber kennt, der mag sich vorstellen, wie sich diese beiden mitunter über die Weisheit des Sehers Gottes ganz vergnüglich unterhalten haben.

Ohne Zweifel ist die Biographie Gleim's auch unterhaltlich, weil er seinen Gästen gegenüber, was man so sagt, ein guter Kerl gewesen ist, der sich durch die Eitelkeit, als deutscher Horaz, Homer oder Tyrtäus zu figuriren, zu seinen Einladungen und Bewirthungen von Dichtern und zu seinen Geschenken und Geldausleihen an Dichter bestimmen ließ. Wenn er den Nichtanerkennern seines Genies einige Schurken auf den Rücken warf, so ist dies nur der großen Enttäuschung zuzuschreiben, die seine überspannten Erwartungen und Ansprüche öfter von Seite der rauhen Außenwelt erfahren mußten.

13. Wie sich die Walhallagenossen gegenseitig durch Walhallisation narcotisirten. Ein versöhnender Moment im Tode Gleim's.

Voß und Gleim haben das Phrasengewäsche des Rationalismus für den Schlußstein aller Erkenntniß in Religion und Philosophie gehalten. Daß sich derselbe in seinen Consequenzen auf eine Welt hinausspielen muß, in der für Gott keine Wohnung mehr da ist und daß auch die Fortdauer der Menschengeister in's Gebiet der Fabeln verlegt werden wird, das ließen sich die Biedermänner nicht einfallen. Die höchste Höhe geistigen Forschens und Erkennens scheinen die Herren jedenfalls in dem Axiom gefunden zu haben: Die Katholiken und Protestanten, die noch eine positive Religion haben, sind die größten Dummköpfe, und die gescheidtesten Leute sind wir, die wir uns unsere Religion aus den altgriechischen Dichtern oder aus Koransprüchen zusammenstoppeln.

Sie überschätzten sich Alle — einer hielt den andern mit Lobesaufgüssen zum Besten. Gleim war immer nobel gegen seine Lobspender. Nichts umsonst!

Voß schrieb dem Gleim (aus Eutin, 1. November 1795*) als er ihm ein Exemplar Musenalmanach sendete:

---

*) Voß Briefe. 2 Bd. S. 316.

„Unser Altvater müßte billig, wenn noch griechische Götter walteten, sein Exemplar, so wie es die Presse verließ, durch einen Luftwandler erhalten.“

„Dreimal erhub er den Schritt, mit dem vierten stand er am Ziele: Halberstadt, wo Gleim, ein Genoss' der Unsterblichkeit hauset!“ — — —

Gleim hatte seinen Theil Unsterblichkeit, damit war Voß nicht zufrieden, er wollte auch seine Portion beanspruchen. Da er dem Gleim versprochen, er wolle bald mit Frau und Kinder in Halberstadt einbrechen, rieb er seinem Gastwirth, um ihm zu zeigen, was für einen Olympbesuch er auszustehen habe, seine eigene, die Voß'sche Unsterblichkeit unter die Nase. Voß machte für das Haus Gleim's folgende Inschrift:

„Du wirst noch spät dem vierten Geschlecht erzählen, hier schlief einst die Voß'sche Familie“.

Man kann sich denken, was für ein Wonneschauer durch die Adern der Voßgattin Ernestine und der jungen Vöße rieselte, als der Alte ihnen den Brief vorlas und diese Ruhmesrakete vor ihnen aufsteigen ließ. Voß hätte diese Gedanken ausgliedernd noch dazusetzen sollen:

Wir beide gehören in die Walhalla — wegen unserer Reime,
Die beiden Familien, die Vöße und die Gleime,
Und die Nachwelt wird es am Hause des Gleim mit Entzücken lesen:
Hier ist Voß und Ernestine mit Kind und Kegel da gewesen!
Und in eine Marmortafel wird es eingegraben,
Daß wir uns alle recht gut und billig unterhalten haben!
Der verdoppelte Ruhm ist für den Gleim der größte Lohn,
Das sind die Folgen der Assecuranz-Walhallisation.

Einen versöhnenden Moment, der dem Gemüthe des alten Gleim Ehre macht, haben wir anzuführen. Es mag den alten Mann doch in der Folge sein fanatisches Benehmen gegenüber Stollberg gereut haben.

(Herbst: Voß III, 266.) „Gleim nahm auf seinem Sterbebette von verschiedenen Freunden schriftlich Abschied, auch von Stollberg und seiner Schwester Katharina, von denen ihn des ersteren Uebertritt zur katholischen Kirche entfernt hatte. Stollberg's Antwort findet sich in dem

Gleim'schen Archiv zu Halberstadt, ddto. Münster, 14. November 1802.

„Liebster Vater Gleim! Mein ganzes Herz sagt Ihnen unaussprechlichen Dank, liebster Vater Gleim, für Ihr liebevolles Schreiben vom 7., welches mich tief erschüttert und bis in's Innerste meines Wesens dringt. Gottes Segen über Sie, theurer, edler Greis. Aus seiner Fülle wünsche ich Ihnen alles Gute, Alles, was auf der Waage des Heiligthums gut und köstlich erfunden wird. Ich kann nicht mehr sagen, weil mir das Herz so voll ist. Aber ich reiche Ihnen die Hand, liebster Vater Gleim, mit der herzlichsten Ehrerbietung und mit der herzlichsten Zärtlichkeit. Ich reiche sie Ihnen mit innigster Wehmuth, zugleich aber mit der herzerhebenden Hoffnung, Sie einst dort wieder zu umarmen, wo Freude die Fülle und liebliches Wesen ist, zur Rechten des Vaters der Freude und des Lebens und der Liebe, ohne welche weder Freude noch Leben ist."

Dieser Brief des Grafen Stollberg an den alten Gleim ist ein schwer wiegendes Zeugniß für den edlen versöhnlichen Charakter Stollberg's, neben welchem sich die entsetzlichen Schmähungen der Aufklärungsbrutalität des alten Voß über Stollberg sehr sonderbar ausnehmen.

14. Was Gleim, der Umstürzer des Thrones Gottes, als Befestiger menschlicher Throne und als Schlachtenbegeisterer für gute Geschäfte gemacht, und wie er sich in den Zelten der hohen Generalität nutzbar zu machen gesucht hat.

Der poetische Schwerpunkt im Wirken Gleim's liegt in seinen Thron- und Kriegsliedern, welche aber auch eine Fülle von sehr zur Heiterkeit stimmenden Momenten enthalten. Gleim hat so viele Kriegslieder fabriksmäßig angefertigt, daß er mit allen Dichtern ähnlicher Branche, was die Menge anbelangt, eine Concurrenz aushalten kann. Freilich ein persönliches Mitwirken bei einer Schlacht haben wir nicht gefunden; mit dem Schwert hat er nicht gekämpft, er war kein Combattant.

Wir finden ihn zuerst als Hauslehrer bei einem Obersten Schulz, dann als Secretär bei Prinz Wilhelm, Sohn des Markgrafen zu Brandenburg-Schwedt. 1744 fiel dieser Prinz vor

Prag, 1745 war Gleim Secretär beim alten Dessauer, dem Todfeind aller Höflichkeit, der das Dreinschlagen höher schätzte, als das Liedermachen außer der Schußlinie, hinten im gesicherten Zelt. Gleim hatte somit Friedensdienst bei drei Kriegshelden hintereinander.

Bei Gleim, dem gefühlvollen Freund des Vaterlandes, wurde offenbar durch das übliche Fluchen und Sacramentiren der hohen preußischen Generalität sein Kriegsmuth in volle Flammen gesetzt, der gute Mann war aber zu vorsichtig, um diesen Kriegsmuth vorne in der Schlacht auflodern zu lassen, er ließ ihn lieber hinten im Zelt am Secretärtische in Form von Kriegsliedern metrisch aufknistern und ohne Lebensgefahr verdampfen.

Diesem Umstande hat das Königreich Preußen einen ganzen Band voll von Kriegsliedern und gereimten Schlachtenberichten zu verdanken.

Der königlich preußische Tyrtäus und abgehärtete Liederspartaner wurde für seine Kampflieder auch nicht General, sondern er bekam eine einträgliche, in vorreformatischer Zeit gestiftete Domherrnstelle, und wie er als Secretär nicht kämpfte, sondern nur Kriegslieder sang, so sang er wieder als Domherr keine Psalmen, wie es die Stiftung befahl, sondern machte seiner Andacht durch Liebes- und Trinklieder ein wenig Luft.

Daß er abwechselnd Friedrich II., Amor und Bacchus besungen, giebt Zeugniß von seiner vielseitigen Begabung, die aber doch nur nach Einem Ziele hinstrebte. Er wollte mit seinen Liedern immer was gewinnen, Schlachtenlohn, Herzen oder ein gutes Einkommen, nur war er so klug: die Schlachten von andern gewinnen und sich für seinen gefahrlosen Muth beschenken zu lassen.

Das Urtheil Friedrich II. dürfte in der kurzen drastischen Weise des Königs ungefähr gelautet haben: „Man muß auch solche Subjecte haben, zum Combattiren ist der Kerl offenbar nichts nutz, da muß man ihn nun in seiner Façon zum Schlachtengewinnen mithelfen lassen. Solche Schlachtlieder sind wie Trommeln und Trompeten zum Betäuben der Mannschaft, daß sie mit Courage vorwärts geht.“

In Weimar am Musenhof ist man mit dem überschwänglichen hochpreußischen Patriotismus des Gleim nicht zufrieden

gewesen. Wachsmuth berichtet *): „Die Absicht Wieland's, Gleim nach Weimar zu ziehen, erfüllte sich nicht. Wieland selbst kam ungezwungen davon zurück, Gleim war ein zu grober Knollen (K. A. Böttiger: Lit. Zustände, S. 242) und seine Trunkenheit in der Bewunderung Friedrich II. ein Anstoß für Wieland, der den damaligen preußischen Autokratismus nicht liebte. Gleimisch-preußischen Enthusiasmus zu theilen, waren auch Weimar's Hofmusen nicht geneigt."

Doch blieben Wieland und Gleim eng verbunden. 1774 schlossen sie einen Bund, alle Jahre mindestens einmal einander zu besuchen. Gleim kam in der Folge mehrmals nach Weimar.

Uebrigens ist es sehr interessant und wohl zu bemerken, daß diese Kriegslieder eine sehr geringe Wirksamkeit bezugs Begeisterung auf die Armee effectuirten. Roquette bemerkt**):

> „Alle seine Gedichte sind flach, prosaisch, trivial, sie verfallen, wo er eine poetische Sprache erheben will, in den Bänkelsängerton. Diesen pflegte er sogar in einer unschönen Gattung von Romanzen, d. h. Mordgeschichten, wie man sie zum Leierkasten hat. Das Bänkelsängerhafte führt meistens zur Volksthümlichkeit, allein er war darin nicht so glücklich, am wenigsten da, wo er populär sein wollte. Sogar in seinen preußischen Kriegsliedern in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem „Grenadier". Volksthümlich ist darin nur die Begeisterung für Friedrich und seine Generale, aber dem Ton und der Sprache nach erkennt man schon in dem ersten Liede den gelehrten (? ?) Canonicus. Wenn er gleich in der dritten Zeile ruft: Berlin sei Sparta und als Friedrich's Grenadier Friedrich's Horaz sein will, so ist es um das Volksmäßige geschehen! So viel Schlachtlieder er auch sang, sie mochten von Gleichgesinnten mitempfunden und gepriesen werden, von den Soldaten wurden sie nicht gesungen, sie drangen nicht in's Volk. Dies Schicksal hatte überhaupt die ganze kriegerisch-patriotische Lyrik der Zeit. Was Ramler, Uz, Kleist und viele andere an Schlachtenliedern sangen, war eine Kriegsmusik, die von Gelehrten ausgegangen, auch nur in gelehrten Kreisen widerhallte." — —

---

*) Weimar's Musenhof von Wachsmuth. Berlin. 1844, S. 21.
**) Geschichte der deutschen Dichtung. Stuttgart, 1879. 2. S. 115.

So entschieden ist noch in keiner Literaturgeschichte den Kriegsliedern des „preußischen Grenadiers", wie sich dieser alte Herr in angeheucheltem Kampfesmuthe zu nennen beliebt hat, der Krieg erklärt worden. Nur von Gleichgesinnten (mit Gleim) wurden sie mitempfunden und gepriesen. Aber, daß auch nur einer von diesen Mitempfindern und Preisern den Säbel umgehangen, die Patrontasche sich angehängt und die Muskete auf die Schulter geschwungen hätte, um dann kriegsliederlich bewaffnet hinauszustürmen in den Kampf, in Schlacht und Pulverdampf, da sind sie doch zu empfindsam gewesen, diese Mitempfinder. Nur in „gelehrten Kreisen" hallten sie wider, diese Lieder; aber diese gelehrten Kreise tanzen niemals auf dem Eise, die bleiben in ihren Schulstuben ferne — von jeder Trommel und jeder Kaserne. Das ist für die Kriegslieder die größte Insulte — sie wurden geschrieben und auch nur gelesen vor dem Schreib- und Lesepulte; sie wurden für die Katze gesungen, in's Volk sind sie niemals eingedrungen!

15. Wie Gleim mit der Lyra als Beschwichtiger der Bürger, Arbeiter, Bauern und Armen arbeitet, und allen zu bedenken giebt, daß der König und die Königin eine Gottesgabe sind. Wie er für die Armen ein sehr ärmliches Gebet zusammenstoppelt, und dieses den Armen als Tröstung bei schlechter Verköstigung anempfiehlt.

Wir citiren nun aus Gleim's Schriften mit römischen Ziffern die Bände, mit arabischen die Seitenzahl.

I. 341. Als der König Saatkörner austheilen ließ.

I. 344. Nach der Geburt des Kronprinzen 1770.

I. 390. Fängt an:

„Ein König ist besser als viele",

und schließt:

Wohl mir, daß ich ein Bürger bin — Und einen König habe,
Nur Einer und die Königin — Sind meine Gottesgabe.

I. 405. In „Hansens Lied von der Freiheit und Gleichheit" versucht es Gleim, die Bauern mit ihrem Lose zufrieden zu machen.

Eine echte Biedermayer-Poesie, voll komischer Wirkung, ist z. B.

„Gott machte, daß der Edelmann -- Auf Ordnung mußte seh'n,
Und hieß ihn darum: obenan — In Menschenreihen steh'n.

Ja darum nur, denn merkt es wohl — Wenn Ordnung wo nicht ist,
Da werden gleich die Menschen toll — Da wüthen Kraft und List.

Da geht das Laster, der Betrug — Da thut man, was man will,
Das Böseste, da steht der Pflug — Auf Bauernhöfen still.

Und darum machte Gott der Herr — Daß Ordnung ewig bleibt
Und daß kein Freiheitswüthiger — Sie weg von uns vertreibt."

Dieses Gedicht wäre ein sehr heilsames anti-anarchistisches Pulver; Gleim hat es sicher dafür gehalten. Es bringt einen Anarchisten, der es liest, geradewegs um!

I. 408. „Zwei Lieder des armen Arbeitsmannes". Der gute Gleim, er meinte seine Lieder seien ein Damm, die sociale Bewegung aufzuhalten. Er läßt im Liede unter Anderem den Arbeiter sagen.

„Die Reichen alle mögen sich — in Gold und Seide kleiden,
Sie mögen schmausen, sie will ich — Ich Armer nicht beneiden.
Sie mögen ohne Leibesnoth — in Erdenfreuden leben,
Nur ihre Herzen rühr o Gott — Daß sie uns Arbeit geben."

Wir ersehen auch bei Voß, wie es diesen Herren Sängern bitterer Ernst war, sich bei den Fürsten als Riemermeister anzubieten, um mit ihren ledernen Liedern dem Bauernvolk einen Kappzaum anzulegen.

II. 324. An den Herzog Ferdinand von Braunschweig. III. 208. Der Löwe, der Tiger und der Wandersmann. 1754. An des Prinzen von Preußen königliche Hoheit.

16. Wie Gleim als Politiker die Nothwendigkeit der Kriege Friedrich II. nachzuweisen sucht und wie Lessing dem Gleim auf Verlangen ein sehr komisches Lob verabreicht.

Der IV. Band von Gleim's Werken enthält durchwegs Kriegs-, Soldaten-, Marsch- und Friedrich-Verherrlichungslieder, 280 Seiten voll. Im Subscriptionsverzeichniß finden wir selbstverständlich sämmtliche königliche Hoheiten von Preußen, und Hoheiten und Durchlauchten von Preußen ergebenen Familien.

Anstatt einer Vorrede begrüßt den lehrbegierigen und Friedrich ergebenen Leser: „Gleim's historische Ansicht von der Gerechtigkeit und Nothwendigkeit der Kriege Friedrich's" — Daß Gleim auch durch seine historischen Kenntnisse und Urtheile außer seiner Lyra-Arbeit für Friedrich II. Ruhm Propaganda zu machen suchte, ist selbstverständlich, er wollte seine Begeisterung — die manchen verschrobenen Köpfen doch nicht recht eingehen wollte — mit allerhand Belegen, Zeugnissen und historischen Betrachtungen documentiren.

Im Jahre 1757 schrieb ihm Lessing zu diesen Kriegsliedern auch noch einen Vorbericht. Lessing appellirt sehr fein gleich im Anfang an das Gefühl der feineren Leser. Uebrigens kommt der Vorbericht dem feinen Leser (Ende des 19. Jahrhunderts) so vor, als wäre es eine Satyre auf den alten Gleim. Hören wir den schlauen Lessing*)

„Die Welt kennt bereits einen Theil von diesen Liedern, und die feineren Leser haben so viel Geschmack daran gefunden, daß ihnen eine vollständige und verbesserte Sammlung derselben ein angenehmes Geschenk sein muß. (!) Der Verfasser ist ein gemeiner Soldat, dem eben so viel Heldenmuth (ach!) als poetisches Gefühl zu Theil geworden. Mehr aber unter den Waffen, als unter der Schule erzogen, scheint er sich eher eine eigene Gattung Ode gemacht, als in dem Geiste irgend einer schon bekannten gedichtet zu haben." „Wenigstens wenn er sich ein deutscher Horaz zu werden wünschet, kann er nur den Ruhm des Römers, als ein lyrischer Dichter überhaupt, im Sinne gehabt haben. Denn die charakteristischen Schönheiten des Horaz setzten den feinsten Hofmann voraus und wie weit ist dieser von einem ungekünstelten Krieger(!) unterschieden". — „Von dem einzigen Tyrtäos könnte er die heroischen Gesinnungen, den Geiz nach Gefahren (ach!), den Stolz, für das Vaterland zu sterben (oh!), erlernt haben, wenn sie einem Preußen nicht ebenso natürlich wären, als einem Spartaner."

„Und dieser Heroismus ist die ganze Begeisterung unseres Dichters. Es ist aber eine sehr gehorsame Begeisterung, die sich nicht durch wilde Sprünge und Ausschweifungen

---

*) Lessing's Werke. Donaueschingen, 1882. 7 Bd. S. 4. 14.

zeigt, sondern die wahre Ordnung der Begebenheiten zu der Ordnung ihrer Empfindungen und Bilder macht. Alle seine Bilder sind erhaben, und all' sein Erhabenes ist naiv. Von dem poetischen Pompe weiß er nichts, und prahlen und schimmern scheint er weder als Dichter, noch als Soldat zu wollen. Sein Flug aber hält nie einerlei Höhe. Eben der Adler, der vor in die Sonne sah, läßt sich nun tief herab auf die Erde, sein Futter zu suchen*) **und das ohne Beschädigung seiner Würde.** Antäus, um neue Kräfte zu sammeln, mußte mit dem Fuße den Boden berühren können. Sein Ton überhaupt ist ernsthaft. Nur da blieb er nicht ernsthaft, wo es Niemand bleiben kann. Denn was erweckt das Lachen unfehlbarer, als große mächtige Anstalten mit einer kleinen, kleineren Wirkung? Ich rede von drolligen Gemälden des Roßbach'schen Liedes". — —

Lessing geht in dem Vorberichte auf die Barden, Skalden und nordischen Heldensänger über, wir brachten hier nur sein satyrisches Lob Gleim's. Nur über Gleim's Sprache urtheilt er noch also:

„Seine Sprache ist älter als die Sprache der jetzt lebenden, größeren Welt und ihrer Schriftsteller. Denn der Landmann, der Bürger, der Soldat und alle die niedrigen Stände, die wir das Volk nennen, bleiben in den Feinheiten der Rede immer wenigstens ein halbes Jahrhundert zurück."

„Auch seine Art zu reimen und jede Zeile mit einer männlichen Silbe zu schließen, ist alt. In seinen Liedern aber erhält sie noch diesen Vorzug, daß man in dem durchgängig männlichen Reime etwas von dem kurzen Absetzen der kriegerischen Trommeln zu hören glaubt."

---

*) Solche Adler hat es in Deutschland zu allen Zeiten gegeben, sie kreisen mit ihren Lobliedern nicht nur um Throne herum, sondern nöthigenfalls auch um Bankierstuben, wenn sie sich aus ihren Höhen auf diese schmutzige Erde herablassen, um Futter zu suchen.



17. Wie Gleim in seine poetische Begeisterungsfalle den ranzigen Speck ewigen Ruhmes hineinhängt, um sämmtliche Cavalleristen, Infanteristen und Artilleristen in dieselbe hineinzulocken und Gleim sich selber den königlich preußischen Horaz benennt! Die Falschen-Groschen-Fabrikanten. Ein General und zwei biedere Juden. Wieland und Gleim.

Die Kriegslieder haben alle denselben Inhalt — Muth-erweckung, Begeisterung, Todesverachtung, Pflichterfüllung — das geht noch Alles an, aber auch der unsterbliche Ruhm wird den Grenadieren, Kanonieren und Cavalleristen in Einem fort in Aussicht gestellt.

So bei Eröffnung des Feldzuges 1756.

1. „Und streit' ein tapf'rer Grenadier,
Von Friedrich's Muth erfüllt,
Was acht ich es, wenn über mir,
Kanonendonner brüllt?

2. Ein Held fall' ich, noch sterbend droht
Mein Säbel in der Hand,
Unsterblich macht des Helden Tod,
Der Tod für's Vaterland!

3. Auch kömmt man von der Welt davon,
Geschwinder wie der Blitz,
Und wer ihn stirbt, bekommt zum Lohn
Im Himmel hohen Sitz.

4. Wenn aber ich als solch' ein Held,
Dir Mars, nicht sterben soll',
Nicht glänzen soll im Sternenzelt,
So leb' ich dem Apoll.

5. So wird aus Friedrich's Grenadier,
Dem Schutz: der Ruhm des Staats,
So lern' er deutscher Sprache Zier
Und werde sein Horaz!!"

Zu Nr. 3. Was ist es denn aber dann, wenn Einer monatelang in Spitälern herumgezogen wird, oder als ein Krüppel sein übriges Leben in der Welt herumhumpeln muß? — Das geht nicht „geschwinder als der Blitz", das ist ein sehr langsamer Blitz und ein sehr schlechter Witz.

Dann verspricht der Dichter dem Soldaten „im Himmel hohen Sitz." — Im Halladat hat Gleim in seinem Uebermuth

mit seiner Derwischbande den Thron Gottes umgestoßen, weil daselbst Alles nivellirt werden soll, und hier stellt Gleim wieder den preußischen Grenadieren, die für Friedrich und den „Ruhm des Staats“ sterben, ein Galleriebillet für einen hohen Himmelssitz aus.

Die Logik geht beim alten Gleim,
Wie zu erseh'n, ganz aus dem Leim.

In Nr. 4 erklärt Gleim sehr diplomatisch seine Ausnahmsstellung als rettende That, „wenn er als solch ein Held dem Mars nicht sterben soll“, er hätte besser geschrieben, nicht will, statt nicht soll; es hat ihn ja kein Mensch aufgehalten, Säbel und Muskete für Feder und Tintenfaß einzutauschen; und doch heuchelt er als ob es ihm sehr lieb wäre: daß er nicht mit den andern Grenadieren „im Sternenzelt glänzen soll“; und er tröstet sich: so leb' ich dem Apoll' — ein paar Meilen hinter der Schlachtlinie statt im Sternenzelt, unterm Leinwandzelt, da ist es sehr gefahrlos: dem Apoll zu leben.

Der gute Apoll' hat ihn vom Militär befreit, und es ist jedenfalls viel bequemer für den Apoll zu leben, als für den Mars zu sterben! Wir meinen:

Es ist gar nicht kummervoll,
Klimpernd hinter dem Apoll,
Zu zotteln mit der Leier,
Doch mit dem Mars zu geh'n voran,
Kommt Einem schier das Grausen an,
Da ist es nicht geheuer.

Uebrigens ist es vom Mars sehr galant, daß er in seiner Rücksicht für Friedrich II. und den „Staat“ den Gleim in der Reserve behalten, um ihn bei der Proviantkriegskanzlei als Oberlieferanten von Kriegsliedern zu verwenden, oder wie Gleim es in seiner Bescheidenheit ausmalt, ihn als „preußischen Horaz“ dem Apoll zur Verfügung zu stellen.

Zu Nr. 5. Wer eigentlich deutscher Sprache Zier lernen soll, Friedrich oder der Horaz, das ist etwas unklar, nur daß der preußische Grenadier (wie Gleim sich nannte) zum Ruhme des Staats sein (des Staats) Horaz werden will, das ist klar.

Somit hat dieser Gleim schon längst, bevor Goethe das schwerwiegende Wort ausgesprochen, dasselbige sehr sinnreich in seinem Interesse praktisch verwerthet, das Wort: „Nur Lumpe sind bescheiden!"

Für eine gewisse Menschenclasse hat das geflügelte Wort einen unschätzbaren Werth erlangt. Die Subjecte dieser Classe haben einen Classiker für sich und können sagen:

Weil ich nicht bescheiden bin,
So kann ich auch kein Lump sein,
Wer wird denn gar so plump sein,
Und kämpfen gegen Goethe's Sinn!

Echo: Ein Jeder soll sagen, was er will,
Wir sind ja ohnedies schon still!

Nebenbei ist hier zu bemerken, daß die armen königlich preußischen Unterthanen, sowohl an den kriegerischen, als an den finanziellen Heldenthaten des Königs und seiner berühmten Heerführer sich nicht besonders erfreuen konnten und daß sie in die Melodien des preußischen Horazens nicht einstimmten, sondern den Sänger mit sammt seinem Begeisterungsproviant zum . . . u. s. w. Adolf Stahr in seiner Lessing-Biographie (notabene zu Lessing's Verherrlichung geschrieben) (I. 201) erzählt uns folgende Begebenheiten, die geeignet gewesen wären, den ganzen poetischen Feuerheerd Gleim's niederzudämpfen, und ihn zu Klageliedern über die hohe Generalität und das arme niedere Volk (Unterthanen genannt) zu begeistern:

„König Friedrich hatte den tapferen General (Tauentzien) zur Belohnung seiner Verdienste zum Gouverneur der so heldenmüthig vertheidigten schlesischen Hauptstadt und zugleich zum General-Münzdirector ernannt. Was das letztere besagen wollte, weiß man, wenn man sich an die verschiedenen Münzverschlechterungen erinnert, zu welchen sich Friedrich der Große in der Noth des Krieges gezwungen (!) sah. Durch die mehrmalige Wiederholung dieser Operationen kam es dahin, daß das „gute Geld" so ungeheuer im Preise stieg, daß ein Ducaten oft mit 9 Thalern bezahlt wurde. Natürlich waren es nicht bloß die Juden Ephraim, Itzig u. A., durch welche Friedrich diese Operationen ausführen ließ, welche bei denselben gewannen,

auch Christen versäumten nicht, aus der Quelle zu schöpfen, an der sie saßen, und sogar Tauentzien, der von Haus aus arm war, hatte, wie Friedrich der Große selbst bezeugt, ein Vermögen von wenigstens 150.000 Thalern erworben." — —

Stahr fährt fort: „Nur Lessing, der doch in der ausgesprochenen Absicht, seine Umstände zu verbessern, sich in das von ihm so gefürchtete Joch der Abhängigkeit eines Amtes begeben hatte, und dem seine Stellung mehr als Anderen Gelegenheit bot, sich ohne Unredlichkeit(!) dieselbe zu Nutzen zu machen, konnte es nicht über sich gewinnen, diese Gelegenheit zu benützen. Da er als die rechte Hand Tauentzien's immer die erste Kunde von den neuen Münzoperationen hatte, so wäre es ihm ein Leichtes gewesen, durch sichere Operationen Tausende zu gewinnen, wenn er sich nur, **wie sein Bruder schreibt,** um die neuen Geldauflagen ebenso viel, als um neue oder alte Bücherauflagen gekümmert hätte." —

Wenn Stahr nur nicht mit dem **Bruder Lessing's** als Zeugen für die Uneigennützigkeit Lessing's daher gekommen wäre. Brüder werden in solchen Fällen bei Gericht als entlastende Zeugen nicht zugelassen.*)

Auch Dühring hat nachgewiesen, wie die Verwandten Lessing's in solcher Angelegenheit als Zeugen zu einem Eide nicht können zugelassen werden. Als Lessing beschuldigt wurde, von den Amsterdamer Juden 1000 Ducaten für seine Juden-Anwaltschaft zur Herunterreißung des positiven Christenthums bekommen zu haben, da

---

*) Als aber der Bruder Lessing's in einem Briefe berichtete: Lessing wäre für eine eventuelle sichere Anstellung in Wien auch katholisch geworden — da kamen Danzel, Guhrauer, Maltzahn, Boxberger 2c. aus dem Häuschen — in diesem Falle sagen sie, darf man dem Bruder Lessing's keinen Glauben schenken. Der kritische Historiker freilich wird sagen: Gerade in diesem Falle ist der Bruder ein unparteiischer Zeuge, während das im Falle der Entlastung bei der Groschen-Fabrikation nicht der Fall ist. Die Leute sind nicht mehr so dumm, daß sie sich im Interesse eines beschriebenen Tugendhelden ein X für ein U vormachen lassen! Wer Lessing vertheidigen will, möge zuerst den vielgelesenen Dr. Dühring widerlegen. Aber da ist es im ganzen Lager der Lessingvertheidiger mäuschenstille!

sagte Lessing nicht in offener Erklärung: Das ist eine infame Lüge, sondern er ließ durch eine dritte Hand publiciren: „Diese Beschuldigung sei wahrscheinlich von dem Feinde Lessing's, Goeze, ausgegangen. Jedem Psychologen muß einleuchten, wie es schon öfters bemerkt wurde, daß diese versuchte Widerlegung des 1000-Ducaten-Geschenkes viel besser eine Quittung richtigen Empfanges genannt werden kann. — Wir werden bei Lessing nachweisen, wie der Semit Sonnenfels in Wien, den Plan, Lessing nach Wien zu berufen, durch die Publicirung dieser fatalen 1000-Ducaten-Geschichte hintertrieben hat. Sonnenfels war das dramaturgische Factotum, der geniale Lessing hätte ihn unmöglich gemacht, und so machte er lieber — zuvorkommend — den Lessing für Wien unmöglich.

Hier hätte Gleim mit der Permanenzbegeisterung und obligaten Lyrabearbeitung auch in seiner Art auf Tauentzien dichten können:

Der Lohn für Deine Heldenthat
Ist Geld und ist auch Ehr',
Weil Friedrich Dich befohlen hat
Zu Breslau's Gouverneur.

Mit Itzig und mit Ephraim
Hast Du hier viel Gewinnst,
Und es kann nur des Neides Grimm
Mißgönnen Dein — Verdienst.

Das wäre eine würdige Falsche-Groschen-Poesie!

Unter den neueren Literaturhistorikern hat auch Pröhle das komische Element im Leben und Streben des Gleim betont, obwohl er sonst in seiner Schrift sehr delicat mit dem alten Dichter umgegangen ist. Er erzählt *):

„Im Jahre 1769 schrieb Wieland die „Grazien." Als Kenner Winkelmann's bringt Wieland außer seiner Lebensphilosophie nun auch schon etwas Mythologie vor. Eine Stelle der Grazien lautet:

---

*) Lessing, Wieland, Heinse. Nach den handschriftlichen Quellen in Gleim's Nachlasse dargestellt von Heinrich Pröhle. Berlin 1877. S. 83.

Cythere war schön und empfindlich
Und Bacchus empfindlich und schön,
Wie konnte es anders ergeh'n?
Sie lieben, sobald sie sich seh'n;
Baumgarten erweist es uns gründlich,
Es konnte nicht anders ergehen.

„Auch diese Dichtung ist schlüpfrig und konnte Blumauer zum Vorbilde dienen. Sie besteht in Briefen an Danae. Prosa und Verse wechseln darin ab, wie in dem Briefwechsel zwischen Gleim und Jacobi. Derselbe, bloß der Freundschaftsschwärmerei gewidmet, war 1768 erschienen. Wieland vermeidet die Inhaltslosigkeit der Briefe von Jacobi und Gleim, erwähnt aber diese beiden Freunde mit einem gerade nicht warmen Lobe."

„Diese Beziehungen von Wieland's Grazien genügten schon, um den Halberstädter Dichtern auf einige Zeit die Köpfe zu verdrehen. Sie kannten die Grazien schon im Manuscript. Am 18. October 1770 erfuhr Gleim, daß sie gedruckt für ihn auf der Post wären. Aber der Postmeister war in die Kirche gegangen. Die Grazien, die Grazien, fast hätte Gleim die Post gestürmt, um seine Grazien heimzubekommen." *)

„Am Abende desselben Tages wurden alle Mädchen, die Gleim sah, in seinen Augen zu Grazien. Das Exemplar der Grazien, welches der Buchhändler Reich ihm für Jacobi mitschickte, ließ er schön einbinden. So mußten am 19. drei niedliche Mädchen, welche selbst die Grazien darstellten, das Werk der Grazien

„Von Rosen und Schasmin umwunden,
In selbst gewebtes Band,
Von ihrer eig'nen Hand
Für ihren Liebling eingebunden."

---

*) Am 26. April 1779 versichert Zelter den Goethe, „wie die Berliner ergrimmt sind" darüber, daß sein Divan noch nicht im Meßkatalog steht, indem Alles (in Berlin) darnach leckert." Aehnliche Colossal-Versicherungen hat der geriebene Berliner in Menge dem Goethe vorgeschwefelt. Goethe ließ das Alles gewissenhaft drucken. Wir haben in der Schrift über Goethe eine Menge ähnlicher Schmeicheleien zur Unterhaltung unparteiischer Leser gesammelt.

dem Dichter Jacobi übergeben. Sie unterhielten sich dabei äußerst naiv also:

Die Grazien von Wieland sind erschienen,
Was sagen Sie von ihnen?
Von Wieland's Grazien? Man ist
In ihrem Tempel dann, wenn man sie liest!

Man siehet Gottheiten hier und schüttet
Ganz ohne Furcht und Schüchternheit
Sein Herz vor ihnen aus und bittet
Um ihre Liebenswürdigkeit.

„Die jungen Mädchen sollten Küsse für Wieland's Grazien empfangen."

Gleim war überzeugt, daß seit Erbauung des knidischen Tempels nichts den Grazien so würdiges geschaffen worden sei, als Wieland's „Grazien."

18. Wie Gleim in einem Schlachtliede, um den Muth der Soldaten aufzubessern, die österreichischen Soldaten „Tollpatschen" und Friedrich II. (seinen Brotherrn) den Siegesgott benennt.

Ein Siegeslied nach der Schlacht bei Lobositz (1756) hat 32 Strophen. Es beginnt:

„Gott donnerte, da floh der Feind, — Singt, Brüder, singet Gott, — Denn Friedrich, der Menschenfreund, — Hat obgesiegt mit Gott."

Ein Schlachtgesang bei Eröffnung des Feldzuges 1757 **beginnt:**

„Auf Brüder, Friedrich, unser Held, — Der Feind von fauler Frist, — Ruft uns nun wieder in das Feld, — Wo Ruhm zu holen ist. — Was soll, o „Tollpatsch und Pandur, — Was soll die träge Rast, — Auf und erfahre, daß Du nur — Den Tod verspätet hast."

Schlachtgesang vor der Schlacht bei Prag 1757:

„Was kannst Du, Tollpatsch und Pandur*), — Soldat und Officier! — Was kannst Du? Fliehen kannst Du nur — Und siegen können wir. — — Wir kommen, zitt're! Deinen Tod, — Verkündigt Roß und Mann, — Wir kommen, unser Siegesgott, — Held Friedrich ist voran."

---

*) Es zeigt von einer besonders edlen Gesinnung, die armen Soldaten des gegnerischen Heeres mit Schimpfworten der niedersten Sorte zu tractiren, sie als Dummköpfe hinzustellen.

Gleim setzt das Roß vor den Mann — offenbar eine Reminiscenz an die Conversation mit Generälen, in welcher es oft constatirt wird, daß der Ersatz eines in der Schlacht gefallenen Roßes die Kriegscasse weitaus mehr angreift — als eines gefallenen Mannes.

Nach der Schlacht bei Prag (1757), wo Schwerin fiel, 15 Strophen:

Schluß: „Nun dankt er Gott für seine Macht — Und singt: Victoria! — Und alles Blut aus dieser Schlacht — Fließt nach Theresia — Und weigert sie auch diesen Tag — Den Frieden vorzuzieh'n, — So stürme, Friedrich, erst ihr Prag — Und dann führ' uns nach Wien."

Man könnte im Style Gleim's fortfahren:

Somit ist Schuld Theresia,
Dieweil sie die Silesia
Auf Gleimens guten Rath
Nicht hergegeben hat.
Es ist recht gut, daß wir es wissen,
Das Blut der Schlacht soll nach ihr fließen,
Und auf den Dächern alle Spatzen,
Die pfeifen nach es dem Horatzen:
Weh' ihr! läßt sie es unterbleiben,
Den Frieden jetzt zu unterschreiben,
Dann ziehen wir in Wien ein straks,
Weil sie verweigert ihr Krix Krax.*)

19. Wie Gleim den Feind „blöde" schimpft, weil er nicht aus seiner Festung herauskommt und sich dem Gleim zu Liebe todtschießen läßt.

Nach der Schlacht bei Collin 1757, wo es den Preußen schlecht ging, kommt Gleim nicht in Verlegenheit.

„Da stürzte von Kartätschensaat
Getroffen eine Schaar
Von Helden, ohne Heldenthat,
Die halb schon oben war."

*) Im Oesterreichischen: eine schwer leserliche Unterschrift.



„Das sahe Friedrich, Himmel ach!
Wie blutete sein Herz,
Wie stand bei mitleidsvollem Ach
Sein Auge himmelwärts.“

„Was für sanftmüth'ge Blicke gab
Sein Heldenangesicht!
„Laßt, Kinder“, rief er „laßt doch ab,
Mit uns ist Gott heut' nicht!“ —

Diese andächtige Stimmung hat Gleim dem „Siegesgott“ hinaufgeheuchelt; nach Gleim wäre dann der Siegesgott an diesem Tage nicht bei sich gewesen.

Dann ruft Gleim dem „blöden Feind“ in seinem Felsenneste oben zu, er soll herunter steigen und sich herunten von der preußischen Uebermacht zusammenpfeffern lassen.

„Du Feind, herab in grünes Feld
Und zeige freie Brust,
Und streit' und sieg' und stirb ein Held,
Hier ist zu sterben Lust.

Allein der Blöde wagt sich nicht,
Wir mögen lange steh'n
Und auf ihn warten. Friedrich spricht:
Geht, Kinder, laßt uns geh'n.“ —

Gleim sagt: „wir mögen lange steh'n und auf ihn (den Feind) warten“; durch dieses „wir“ will er beim Leser den Verdacht erregen, als ob auch er in sehnsüchtiger Erwartung des Feindes dagestanden wäre. Factisch hat er den Feind weder durch Schwerthiebe, noch durch Kugeln geschädigt; nur durch Schimpfen aus irgend einer gesicherten Position hat er seine patriotische Begeisterung zu bethätigen gesucht.

Der schlaue Tyrtäus heißt den Feind blöde, weil er nicht herauskam, um sich todtschießen zu lassen. Wäre aber der Feind herausgekommen, so hätte Gleim in seiner Biedermayer-Manier gesungen:

Der blöde Feind voll Uebermuth
Kam aus dem Felsennest,
Nun büßt er es mit seinem Blut,
Nun hat er seinen Rest.

Denn der Feind muß immer blöde sein und ein „Tollpatsch“, und Friedrich immer groß.

20. Dringende Ermahnung Gleim's: Maria Theresia soll jetzt den Frieden schließen, und: wie er sich selber als den preußischen Homer betrachtet.

Das Siegeslied nach der Schlacht bei Roßbach, 1757, hat 63 Strophen, das nach der Schlacht bei Lissa 56 Strophen. Im Jahre 1757, nach Wiedereroberung der Stadt Breslau, wendet sich Gleim in einer poetischen Epistel an die Kaiserin Maria Theresia und mahnt sie drohend, Frieden zu schließen! Er mischte sich als Liederfürst in die auswärtigen Angelegenheiten, und meinte mit seiner Diplomatie in Reimen einen Friedensschluß zu erzwingen.

„Nun beschließe Deinen Krieg —
Kaiser-Königin —
Gieb' Dir selbst den schönsten Sieg',
Werde Siegerin.

Ueberwinde Dich und gieb'
Menschlichkeit Gehör,
Habe Deine Völker lieb,
Opfere nicht mehr.

Unser'n Friedrich, der ein Held,
Der auch Weiser ist,
Der ein Wunder ist der Welt,
Wie Du selber bist,

Heldin, den bezwingst Du nicht.
Gott kann Wunder thun.
Schenk ihm Freundesangesicht,
Biete Frieden — nun."

An die Kriegsmuse 1758 nach der Niederlage der Russen bei Zorndorf, 18 Seiten. Am Schluß hat es Gleim in seiner Ruhmbegierde schon so weit gebracht, daß er Homer zu werden wünscht, wohlfeiler kann er es gar nicht mehr thun — einmal Horaz, dann wieder Homer; wer aus sich nichts macht, der ist nichts.

„Soll aber er nicht wieder streiten,
Ich möcht' den Friedensengel kommen seh'n,
Nicht im Triumph den unbesiegten Held
Begleiten nach Berlin, nicht der Homer
Des göttlichen Achilles werden, dann,
Dann, liebe Muse, weine nur um mich
Ein kleines Lied, dann lebe wohl, o Welt,
In welcher wider einen Friedrich
Die Könige verschworen sind." —

In der That, das Canonicat-Einkommen ist bei Gleim gut verwerthet gewesen. Dem großen Friedrich werden für die Pfründe die schönsten Titel verliehen; es regnet nur Götter, Helden, Weise, Weltwunder auf Friedrich's Haupt herab. Hier wirft er ihm noch den „göttlichen Achilles“ auf den Rücken; freilich vergißt Gleim bei solchen Gelegenheiten nicht sein eigenes Interesse; er verleiht sich schon wieder taxfrei den preußischen Homertitel, und er bittet die Muse, sie soll um ihn (den Gleim) weinen.

Die arme Muse! Es war wohl überflüssig, dieselbe zum Weinen aufzufordern; die Gedichte dieses ihres Musenpriesters Gleim, des neuen Homers, mußten ihr bittere Thränen auspressen, und dieser Tempelschänder im Musencultus lebte im süßen Wahn, er sei der deutsche Homer! Im 18. Jahrhundert war die Lesewelt so unendlich gutmüthig, diese Aeußerung des Selbstwohlgefallens ohne homerisches Gelächter hinzunehmen. Weil er den armen Dichtern baare Münze schenkte, so hielt er auch das Lob für baare Münze, das sie ihm als Rückzahlung gaben! Es läßt sich denken, wie diese Schelme oft selber sich in die Faust lachten, wenn sie die enorme Tragfähigkeit Gleim's in dieser Richtung unter sich besprachen.

21. Wie Gleim sich wieder auf das Homerwerden alles Ernstes verlegt und wie durch Friedrich II. Tod er in den wohlverdienten Ruhestand versetzt wird.

Das Homerwerden war bei Gleim der bitterste Ernst, daß er diesen Plan gar nicht aus dem Kopfe brachte, bezeugt das nächste Lied an die Musen.

„Was hängt die Leier des Homer — In eurem Tempel hier,
So müssig? — Gebt sie eilends her — Ihr Musen gebt sie mir,
Der Geist, den mir Apollo gab — Hat sich nach ihr gesehnt,
Spannt aber von den Saiten ab — Die, welche Schlachten tönt,
Apoll und Friedrich sind zurück — Nach ihrem Sanssouci,
Mars hört sie reden: Von dem Glück der Völker reden sie!
D'rum Kriegeston und Schlachtgesang — Soll nun vergessen sein,
Gesungen werde süßer Klang — Getrunken süßer Wein.“

Die Musen sollen ihm die Leier des Homer geben und geschwind auch noch, daß ihm kein anderer zuvorkommt — er trägt den Musen das Geschäft eines Clavierstimmers auf —

die Schlachtensaiten sollen sie abspannen (offenbar nach dem Sprichwort: Bei dem muß ich jetzt andere Saiten aufziehen). Apollo gab ihm seinen Geist, und dieser Geist sehnt sich nach der alten Apolloleier, und Gleim fängt zu singen an, aber leider immer die alte Leier; obwohl er der neue Homer ist!

In dieser Manier plagte sich Gleim ab bis zum Tode Friedrich's. Als Friedrich starb und der Gegenstand obligater Zwangsbegeisterung vom Schauplatz verschwunden war, fühlte Gleim sich müde und abgeschlagen, er hatte mehr als seine Schuldigkeit gethan, nun sollten andere eintreten. Er ließ einen förmlichen Nothruf erschallen: man möge ihm bei seinem angestrengten Dichtgeschäft zu Hilfe kommen.

An unsere Dichter.

„Singt ihn den Einzigen — Den Unersetzlichen,
Den Nichtgestorbenen — Den Ewiglebenden,
Um welchen bang uns ward, und bang und immer bänger,
Singt ihn, Ihr Edelsten der Sänger,
Daß er, wie in den Seinigen — In euren Liedern lebt,
So lang ein Leben lebet, hebt,
Euch hoch auf Eures Geistes Schwingen. Ich kann nicht singen!"

Schade, daß der kleine Horaz und Homer erst so spät zu dieser Einsicht gelangt ist; das hätte er schon 30 Jahre früher mit gutem Gewissen sagen können: Ich kann nicht singen. Gleim war 67 Jahre alt, als Friedrich starb. Gleim begann seine Loblieder 1756, der König starb 1786. Der Homer hatte ein mühevolles Leben hinter sich: Dreißig Jahre lang hat er sang- und klangbereit, die Apolloleier in der Linken, und die Finger der Rechten ausgestreckt gehalten, um bei jeder Gelegenheit in die Saiten greifen zu können, es war ein natürlicher Vorgang, daß dieser gute Homer, für den das Dichten eine eigentliche Frohnarbeit gewesen ist, immer mehr müde wurde, er hatte sich förmlich ausgedichtet und sehnte sich nach Ruhe.

22. Wie Gleim mit seiner Leier der französischen Revolution den Krieg ankündigt, worüber die Revolution außerordentlich erschrocken sein wird.

Als die französische Revolution ausbrach, da hielt er es für eine Pflicht, wieder in Patriotismus zu arbeiten; ihm, dem Sänger der Freiheit nach Friedrich's Manier, war die Freiheit in Frankreich, die nicht nach Friedrich's Manier war, in die Seele hinein zuwider. Er rasselte mit seiner alten verrosteten Gemeindespritze daher, und versuchte es, den lichterlohen Brand in Frankreich damit zu löschen. Es läßt sich denken, wie die Franzosen erschrocken waren, als Gleim seine, ihnen sehr feindseligen Gedichte:

„Aufgebot wider die Freiheitswüthenden" u. s. w.

in die Welt hinauswarf, von welchen die Franzosen selbstverständlich gar keine und auch die Deutschen sehr wenig Notiz nahmen.

„Auf, alle Völker, gegen Eins,
Das Eine will uns Alle haben,
Von allen andern soll sich keins
An seiner eignen Sonne laben.

Auf, alle Völker, gegen dies,
Dies will die ganze Welt regieren,
Dies will aus Licht in Finsterniß
Zu seinem Dienst uns Alle führen.

Auf, alle Völker, in die Schlacht
Mit diesem Einen — auf zum Siege,
Das Eine wird zu groß an Macht,
Macht schon ein Handwerk aus dem Kriege.

Auf, alle Völker! stolzen Spott
Hat's jeder andern Macht gesprochen,
Hat alle Pflichten gegen Gott
Und allen Bund mit ihm gebrochen.

Auf, Alle — wer zurückebleibt,
Will von dem Einen Sclave werden,
Auf Alle, Selbsterhaltung treibt,
Und bald sei wieder Fried' auf Erden."

Das ging nicht so geschwind, wie es der Gleimpatriotismus in Aussicht stellte. Seither ist ein Jahrhundert verflossen und die Früchte von damals gedeihen noch immer munter fort.

Gleim vergaß, daß die Franzosen ganz auf denselben Principien, wie Friedrich ihre Eroberungszüge eröffneten.

Im V. Bd., S. 19, bringt Gleim eine Vierzeile.

Moses und Friedrich.

„Das hochgelobte Land sah Moses, Gottes Seher,
Bei hellem Mittagssonnenschein,
Der Preußenkönig stand in Gottes Gnaden höher,
Er sah's und kam hinein."

V. Bd., S. 159. In die Oevres de Fréderic II.

„Wie malt er sich so wahr, als Krieger, als Monarch,
Als Mensch — wie schön ist er, sein eigener Plutarch!"

Echo: Das ist nicht Poesie, das ist Geschnarch,
Wie es zu hören war in Noa's Arch'.

23. Wie Gleim's Poesie in seinem Hüttchen immer mehr einschrumpft. Wie er einmal unseren Herrgott, dann den Amor, dann gar den Epikur anruft, zu den Charitinen, Liebesgöttinen, Venus, Herkules, Apoll betet, den Musen einen Krakehl macht, weil sie den Mord Winkelmann's nicht verhindert haben, und sich total in heidnische Andachtsübungen hineinheuchelt.

Der VII. Band von Gleim's Werken enthält Gedichte, die fast durchwegs auf sein „Hüttchen" bezüglich sind.

In Gleim's Leben, 1811, S. 272, heißt es über dies Hüttchen:

„Es war Gleim's heiterem Geist unmöglich, länger in den Gräueln seiner letzten Zeit fortzuleben, ohne Frieden, ohne Freude ... Da baute die Muse, des politischen Eiferers müde, ihm ein Hüttchen, in welchem er, geistig einsam, idealisch Alles bannte, was von außen zu ihm eindringen wollte." „Der Grenadier ward kein Timon, sondern ein Hüttner, sein schönes, liebetreues Gemüth hieß ihm ein Hüttchen bauen, mitten unter die armseligen Menschen hin, um darin die Eintracht zu lehren, die Freude, die Liebe, um darin milder zu werden und zu machen, darin ein Seher Gottes und ein Menschenfreund zu sein".

Die 160 Hüttchen-Gedichte, den ganzen VII. Band der Werke Gleim's ausfüllend, sind ein Erzeugniß der langweiligsten

ungenießbarsten Sentimentalpoesie des 18. Jahrhunderts. Zu hundert und hundert Malen ist vom Hüttchen die Rede, und kommt das Hüttchen am Ende des Verses zu stehen, so muß als Reim immer ein Bittchen (eine kleine Bitte) aushelfen. So z. B.:

„Ich weiß auch nicht das kleinste Bittchen,
Das nagend mir am Herzen liegt,
Gottlob ich bin in meinem Hüttchen
Bei Brot und Wasser ganz vergnügt."

Dann weiter:

„Hier (im Hüttchen) will ich auf Dornenspitzen
Deinen Weg der Tugend gehn,
Und in diesem Schatten sitzen
Und in Deinen Himmel gehn."

Selbstverständlich ist es mit der Kost von Wasser und Brot und auch mit den Dornenspitzen nicht so wörtlich zu nehmen; aufrichtig hätte Gleim noch eine Strophe dazu dichten sollen, z. B.:

Himmel, Du wirst's nicht verübeln,
Wenn ich auch mit Juftenstiebeln
Wandle auf den Dornenspitzen,
Um mir nicht den Fuß zu ritzen.

In Nummer 4 macht Gleim unsern Herrgott zum Schutzpatron des Hüttchens:

„Gewählt hab' ich so lange schon,
An wen richt ich mein Bittchen,
„Der liebe Gott ist Schutzpatron"
Erwiderte das Hüttchen."

In Nummer 10 vergißt der alte Gleim schon wieder, daß er unseren Herrgott zum Schutzpatron seines Hüttchens gemacht hat — da schlägt das alte Heidenthum wieder durch und er säuselt an Amor:

„An Dich, Du Gott der Lieb'
Hab' ich ein kleines Bittchen,
Nimm's gnädig auf, ich bitte Dich,
Komm' in mein kleines Hüttchen."

Da hat der alte Herr wieder ganz vergessen, daß er den Weg der Tugend auf Dornenspitzen zu wandeln versprochen hat.

Am Ende war es bei dem alten Schwätzer mit der Einladung des Amor nicht so lästerlich gemeint, ebenso wie es

auch mit dem Wandeln auf den Dornenspitzen der Tugend nicht so ernsthaft und streng gemeint gewesen ist.

Ja, der alte Gleim vergißt von einer Seite zur andern seine religiösen Stimmungen, seine Hüttchendedication an unseren Herrgott. Auf einmal liegt er wieder Nummer 11 anbetend vor dem Epikur auf der Erde, jedenfalls eine in hohem Grade bedenkliche Situation. Das Gedicht hat die Ueberschrift „Epikur."

„Der alte Vater Epikur war wohl ein guter Mann,
Er lebte still nach der Natur und betete sie an.

Einst sah er ihren heitern Blick und ihre Majestät
Und rühmte betend sein Geschick, und dies war sein Gebet.

Von allen Herren der Erde frei, wenn gleich nur kümmerlich,
Im Hüttchen hier und Dir getreu, Natur erhalte mich." —

Was sich da Gleim für Gedanken über die Anbetung der Natur gemacht haben mag? — Wenn man ihn gefragt hätte: „Sagen Sie einmal, was ist die Natur, was ist ein Gebet, und wer und was sind denn Sie?" Ueber die ersten Fragen wäre er wie über die Dornenspitzen auf seinen Tugendweg hinübergesprungen, auf die letzte hat er oft genug geantwortet: Ich bin der königlich preußische Horaz, Homer und Tyrtäos — nach dem jeweiligen Staatsbedürfniß.

In Nummer 19 hat der alte Gleim auf's Neue vergessen, daß er unsern Herrgott zum Schutzpatron des Hüttchens gemacht und daß er von allen Herren der Erde frei sein wollte. Es wurde dem König ein Prinz geboren und der mit einem Canonicat pensionirte Hof-Lyra-Arbeiter erinnert sich seines Berufes:

„Kommt, liebe Nachbarn, kommt in's Hüttchen
Auf kalte Schaal und Apfelschnittchen,
Kommt alle fröhlich ungestüm,
Es ist ein großes Fest in ihm!

Die guten alten Störche haben
Dem Gutsherrn (dem König) einen schönen Knaben,
In's Haus gebracht, bei Mondesschein,
Kommt mit dem Hüttner euch zu freu'n.

Und mit dem Hüttner Gott zu bitten,
Er wolle gnädig doch den Hütten
Aus göttlicher Alliebe ihn
Zum guten Gutsherrn selbst erzieh'n."

In 129 bringt der opfermuthige Pilgrim und Wandler auf Tugend-Dornenspitzen von Nr. 1 einen „Aufruf zum Lebensgenuß", hat somit seine Tugend-Entschließungen total an den Nagel gehängt.

In dem ganzen Band ist nur ein kleines Gedicht über Kant, das einen guten Gedanken enthält, Nr. 131.

„Daß Gott ist, will er dir beweisen.
Mit Cooken um die Welt zu reisen
Und ihn zu seh'n in ihr, wär' eine bess're That
Als die dem gründlichsten Beweise zuzuhören?
Ach wenn nicht ihrer Tausend wären.
Dein einziger, o Kant *), was wäre der? Ist's Rath,
Die Millionen ihn zu lehren,
Von welchen Keiner noch an Gott gezweifelt hat."

Man machte sich schon zu Lebenszeiten über die 30 Jahre lang gesungenen Kriegslieder Gleim's lustig, er schrieb deshalb eine Vertheidigung in Nr. 134. „Des Hüttner's Apologie seiner Kriegslieder."

24. Wie der confuse Gleim eigentlich selbst nie wußte, wie er daran war. Der wetterwendische Kosegarten.

Aus den ganzen sieben Bänden Gleim's geht deutlich hervor, daß der gute Mann eigentlich selber nicht recht wußte, was er wollte, er war unklar und langweilig, seine Kriegslieder begeistern nicht mehr, und seine Friedenslieder beruhigen nicht mehr, er kann zu einem heiteren Capitel in der Literaturgeschichte der Deutschen einigen Stoff darbieten, als Lecture aber ist er unmöglich geworden.

Von komischer Wirkung ist auch, wie Gleim durch die Nachricht von der Ermordung Winkelmann's die römischen Götter alles Ernstes für diesen Mord verantwortlich macht und ihnen förmlich den Glauben aufkündigt. Er schrieb an Klotz **).

„Halberstadt, 2. Juli 1768. Welch' eine Nachricht, theuerster Freund! Winkelmann, der fürtreffliche Winkelmann! der satanische Mörder!"

---

*) Kant's: Einzig möglicher Beweis, daß ein Gott sei.

**) Briefe deutscher Gelehrten an den Herrn Geheimrath Klotz. Halle 1773.

„Den ganzen Tag konnte ich mich nicht erholen, zu unserem Lichtwehr lief ich, zu Allen, die nur einigermaßen es wissen, was an ihm verloren ging; endlich floh ich zu den Musen."

„Charitinnen, Liebesgötter,
Venus, Herkules, Apoll!
Aller schönen Gottheit voll
Stirbt er. Mörder! alle Götter
Seh'n dich morden! o ihr Götter
Ist keiner Helfer, kein Erretter?
Pallas, Herkules, Apoll,
Stirbt er, eurer Gottheit voll;
O so werd' ich euer Spötter!
Menschen! es sind keine Götter!" —

Welche Logik! Der alte Gleim flieht in seinem hinaufgeschraubten Schmerz zu den Musen, um ihnen zu sagen, daß es keine Götter, also auch keine Musen giebt. Und obwohl es keine Götter giebt, wird Gleim doch der Spötter derselben!

Das Schönste ist, daß Gleim gleich darauf, nachdem er den ganzen Götterhimmel verläugnet hat, an Klotz in Prosa schrieb:

„Leben Sie, mein theurer Klotz, zu dem Vergnügen der Musen, die über der Urne des großen Mannes trauern!"

Jetzt soll Klotz wieder den Musen, die trauern, durch seine langweiligen Schriften ein Vergnügen machen. — Somit läßt er die Musen trotz dem früher ausgesprochenen Unglauben und Spott über dieselben doch wieder existiren, und zwar als Klageweiber bei dem gemordeten Winkelmann, dessen Mord sie nicht verhindert haben.

Was dieser Gleim, Klotz und alle die damals sich beräuchernden Herren zusammengedichtet haben, das ist in der That zum Musenumbringen. Wenn aber die Musen die Klotzische, Gleimische 2c. 2c. Ansingung überstanden haben, so giebt das nur Zeugniß von einer kräftigen Natur, die einen Puff aushalten kann. Es war in jener Zeit die Musenquälerei in der Mode; schon die Latinisten der Renaissancezeit haben sich durch ihr ewiges Musenanrufen lächerlich gemacht; obwohl viele dieser

Herren das Latein und die classische Dichtungsform loshatten, hat sich doch Keiner so weit verstiegen wie der arme Gleim, der für seine dürftigen deutschen Reime allen Ernstes auf einen deutschen Titulaturhoraz, bezüglich nachweltlichen Ruhms, speculirt hat.

Eines muß man aber zur „Ehrenrettung“ Gleim's erwähnen. Er blieb wenigstens dem „großen König“ treu, der ihm aus seinen Schloßfenstern für seine Drehorgellieder (zur Kampf-, Begeisterung- und Muthерweckung; jedem Musketenträger und Gamaschen- und Zopfbesitzer, Ewigen-Ruhm-Vorspiegler) seine Thaler in die auf der Erde mit der hohlen Innenseite nach dem Himmel gerichtete Kappe hinunterwarf. Da hat Kosegarten das abwechselnde Kosen mit verschiedenen Souveränen, je nachdem diese gerade obenauf waren, viel besser verstanden. Menzel, III. 89, schildert sein sängerliches Wirken und das Umsatteln auf den verschiedenen politischen Pegasussen wie folgt:

„Ludwig Theobul Kosegarten, Probst zu Altenkirchen auf Rügen, ließ sich zur Zeit der französischen Occupation zum Professor in Greifswald machen. Nachdem er (weil Rügen seit dem westphälischen Frieden zu Schweden gehörte) in servilen Lobgedichten auf den schwedischen König, Gott gedankt, daß der Deutsche in Pommern und auf Rügen mit den Finnen und Lappländern vereinigt, für das Wohl gedachten Königs bete (Dichtungen X. 228), huldigte Kosegarten mit ebenso serviler Hingebung seit 1808 den Franzosen und hielt eine berüchtigte Rede am Napoleonstage in Greifswald 1809, worin er Napoleon, dem Unterdrücker Deutschlands, auf's Niederträchtigste schmeichelte.“

„Kaum aber hatte Napoleon Unglück und erhob sich Deutschland im Jahre 1813, so beeilte sich Kosegarten auch schon wieder, Friedrich Wilhelm III. und die Kosaken zu besingen. Dies genügt zur Charakteristik des Dichters. Er war ein unausstehlicher, aufdringlicher Poet ohne alle Originalität und Wahrheit, und mit fremden Begeisterungsphrasen und fremden Empfindsamkeiten sich schmückend, ein Nachäffer von Voß. Kaum ist es zu verantworten, daß Literarhistoriker und Mustersammler diese Lakaienseele nur noch unter die deutschen Classiker einschreiben.“

Manche dieser Herren haben eben bisweilen gegründete Ursache, mit der Gemeinheit und Charakterlosigkeit schonungsvoll umzugehen und dafür entschiedene Charakter, die ihren schwachen Augen wehe thun, mit Schimpf zu verfolgen.

Im Jahre 1824 erschienen in Greifswald Kosegarten's gesammelte Schriften in 12 Bänden. Dieselben stehen noch hinter den Schriften Gleim's zurück, bei denen man wenigstens noch einigen Stoff zur Unterhaltung findet.

25. Der Schwerpunkt von Gleim's Wirksamkeit. Welche unendliche Geduld er mit den Launen seiner hungernden und dürstenden Dichtergäste gehabt, und wie er in seinem Hause ein gegenseitiges Lobanräucherungs- und Parfumerie-Geschäft etablirte.

Seine Schriftstellerei stand tief unter der Mittelmäßigkeit. Seine Gastfreundschaft war rühmenswerth. Er machte aus seinem Hause in Halberstadt ein Dichterhotel — die Dichter, welche bei ihm wohnten, zehrten und lebten bei ihm kostenfrei — zudem lobte er jeden nach Kräften, wofür aber auch ihn wieder jeder nach Kräften loben mußte, wie es der gute Alte in seinen Briefen sehr naiv selber eingestanden hat. Von 1740 an war sein Haus ein halbes Säculum durch eine Dichterherberge. Mancher arme Geselle kam mit Kind und Kegel zu ihm, und er hatte immer eine Freude daran. Mancher blieb Wochen, ja Monate lang bei ihm. Klopstok und sein Freund Schmid verlebten 1750 einen Theil des Sommers bei Gleim; Cramer und Ramler blieben Wochen lang in seinem Hause. Er war eitel über die Maßen, und von den Dichtern aller Schattirungen gelobt zu werden, sein Ziel. Auch verrufene Gesellen nahm er bei sich auf, was den mehr ehrenhaften seiner Gäste sehr zuwider war; vor Klotz warnten sie ihn sogar. Er war daran, eine ganze Akademie in Halberstadt zu gründen. Dem Jacobi verschaffte er auch ein Canonicat in Halberstadt. Noch existiren förmliche Liebes- und Lobesbriefe, die sich Gleim und Jacobi geschrieben*). Gleim sagte darüber in seiner Ruhmestrunkenheit**): „Ja in der That, es

*) Briefwechsel zwischen Gleim und Jacobi. Berlin, 1768.

**) Lange: Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe. Halle, 1769. 2. Bd. S. 98.

ist eine Enthusiasterei in der Freundschaft, wie unser Spalding sagt, die der Menschheit viel Ehre macht." Koberstein*) sagt darüber nüchtern:

„Dieses Freundschafts- (eigentlich gegenseitige Lobhudelungs-) wesen war in dem Gleim'schen Kreise in eine ganz unausstehliche Tändelei und Schönthuerei ausgeartet."

Gleim meinte, diese gegenseitige Lobassecuranz mache der Menschheit viel Ehre, da hat er sich geirrt, wenn er gesagt hätte, viel Spaß, so hätte er den Nagel auf den Kopf getroffen.

Was bei Gleim vor Allem Anerkennung verdient, ist seine unendliche Langmuth, mit welcher er die wunderlichsten Gesellen mit all' ihren Marotten und Schnurren in seinem Hause geduldet hat. Michaelis war Ein Jahr lang sein Haus- und Tischgenosse. Heinse war sein Liebling, er nährte hungernde Dichter und verschaffte ihnen Anstellungen. Heinse schrieb und übersetzte später so schändliche Schriften, daß er selbst den Unwillen des ohnedies ekelig lasciven Wieland erregte, was doch etwas gesagt haben will.

Der schlagendste Beweis für den sittlichen Verfall an dem Hofe des geistlichen Churfürsten zu Mainz (von Erthal) liegt wohl in dem Umstande, daß der Churfürst 1786 diesen Heinse zu seinem Vorleser, später zum Bibliothekar und Hofrath ernannte. Heinse starb 1803 zu Aschaffenburg. Bis 1774 hatte Gleim auch auf die deutsche Literatur den geschilderten Einfluß.

Gruber in Wieland's Leben und Körte in Gleim's Leben berichten wunderliche Dinge über den Verkehr der Gäste in Halberstadt:

„Gleim, Jacobi, Heinse, Schmidt, Sangershausen und Gleim d. J. sandten einander jeglichen Morgen eine verschlossene Büchse zu, in welche jeder eine Musengabe warf, ein Sinngedicht von zwei Zeilen oder ein Heldengedicht von so viel Tausenden, ganz nach eines Jeden freien Willen, nur daß der Gegenstand heiterer Spott der Kritiker und Journalisten sein mußte. Sonnabend Abends kamen die Dichter bei Gleim

---

*) Deutsche Nationalliteratur. 3. Bd. S. 44. 5. Auflage. Leipzig. Vogel 1872.

zusammen und saßen im Kreise. Gleim las die Beiträge vor und ließ die Verfasser errathen. Der beste Beitrag erhielt einen kleinen Preis, welchen die Mehrheit zuerkannte. Die Beiträge wurden je monatlich oder wöchentlich zusammengeheftet und in Gleim's Archiv niedergelegt. Koberstein *) sagt: „daß in den Poesien und Briefen der Halberstädter ein nicht minder großer Unfug wie mit der Freundschaft auch mit der Vergötterung eines ganz unwahren Griechenthums, mit Anakreon, mit einem läppischen Grazien-, Genien- und Amorettenwesen getrieben wird, was in seiner ewigen Wiederkehr unleidlich ist. Gleim wird einmal in einem Briefe von Heinse geradezu „Grazienheiliger" angeredet." „Gewissermaßen wiederholt sich in diesen poetischen Spielereien das Leben und Dichten der Nürnberger Pegnitzschäfer. Die Freundschaftelei der Halberstädterschule hat ihrem eigentlichen Wesen nach Niemand treffender charakterisirt (ohne darum Gleim's Werth zu verkennen und herabzusetzen sagt Koberstein) als Herder in einem Briefe an Merck aus dem Jahre 1771 (Brief an und von Merck. 1838, S. 34): „Wohin man sich in Deutschland wendet, fliegen halberstädtische Liebesbrieflein, die, verkleistere man sie, wie man wolle, doch nur immer die Herzen der Weiblein haschen sollen und für mich keinen Grad minder abscheulich sind, als alle billets de confession unter Herrenhuthern und Katholiken. (!) Wer mit diesen Fasern des Herzens und der Freundschaft überall als mit Flitterbändern zu trödeln vermag, der hat die wahre Gottesfurcht und Treue am Altar der Seele längst verloren — das ist, was ich davon weiß." —

Wenn Herder von den billets de confession als von einem Bestandtheile der katholischen Kirche oder Lehre spricht, so muß der Schreiber dieses bekennen, daß ihm von einem Befehl oder auch nur von einem Rath, solche Billets zu schreiben, in der Kirche gar nichts bekannt ist; erklärlich aber wird dieser Vorwurf aus dem prononcirten Hasse, den die gefühlvolle Stütze der Herder'schen Haustheologie, die Madame Herder, gegen die Katholiken gehegt hat, indem sie einmal den frommen Wunsch ausspricht, Goethe sei ein Teufel und sein Talent möge in die Hölle fahren, weil er in seiner „Natürlichen

*) Deutsche National-Literatur. III. Bd. S. 84.

Tochter", im letzten Act, eine Aebtissin und einen Mönch ganz leiblich malt und nicht in der von ihr verlangten und ihr frommes Herz mit den Wonneschauern sittlicher Entrüstung und hochgradiger Selbstbefriedigung erfüllenden Verworfenheit darstellt.

26. Urtheile über Gleim von Koberstein, Wachsmuth, Lemcke.

Ueber das Halladat Gleim's. Koberstein's Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 5. Aufl., 3. Th., S. 503.

„Unter den größeren, noch 1773 erschienenen didactischen Dichtungen sind die in einer oder der anderen Beziehung bemerkenswerthesten:

„Gleim's Halladat oder das rothe Buch. Zum Vorlesen in den Schulen. (!!) Es ist kein zusammenhängendes Ganzes, sondern eine Sammlung einzelner kleiner, in reimlosen jambischen Versen abgefaßter Stücke religiösen und moralischen Inhalts, theils betrachtend, theils erzählend. Am 4. Februar 1774 sandte Gleim die Handschrift an Lessing mit der Bitte, sie Niemand sehen zu lassen und dem Dichter sein Urtheil darüber bekannt zu machen. Lessing las sie sofort durch, konnte jedoch, wie er in der Antwort auf Gleim's Brief bekannte, darüber nicht zur Gewißheit gelangen, ob Halladat ganz so wie es da sei, aus Gleim's Kopf allein gekommen, oder ob es sich nicht sonst woher schreibe (!!). Hierauf erwiderte Gleim zwei Tage später: Halladat sei wirklich allein aus seinem Kopfe gekommen. Seit seiner Kindheit habe er den Gedanken gehabt, ein Buch wie eine Bibel zu schreiben. Der Consistorialrath Boysen in Quedlinburg, fährt er fort, sagte mir im vorigen Sommer von seiner Uebersetzung des Korans. Ich behauptete, Verse müssen in Verse gedolmetscht werden, nun gab ich ihm eine Probe, um der Versart willen. So entstand in wenig Wochen, in wenig Stunden könnte ich sagen, das rothe Buch. Am 27. Februar meldete Lessing dem Freunde: er habe das Manuscript noch einmal (!) mit vielem Vergnügen gelesen (??) und mit einem um so viel größeren, weil er versichert gewesen, in allen Zeilen nur seinen Freund Gleim zu lesen" (!)

„Auch bei andern Freunden des Dichters und bei dem Grafen Wilhelm von der Lippe fand das Buch eine günstige

Aufnahme, während es beim Publikum immer fremd blieb."

So weit Koberstein! Wir werden später diese Anerkennung des Beherrschers von Lippe-Bückeburg als eine der drolligsten Episoden in der Literaturgeschichte anführen.

Dieses entsetzliche Publikum, welches für durch Unsinn und Phrasenschwulst gewürzte Langeweile gar keinen Sinn hat!! Lessing machte dem Gleim aus Dankbarkeit und Gefälligkeit ein Compliment. Ob Lessing das Halladat zweimal gelesen? Das mag der Leser auf einmal entscheiden.

Koberstein (Nationalliteratur, 5. Aufl., 5. Bd., S. 507) sagt über Gleim's Briefe Nachstehendes:

„Nirgends fand die poetische Epistel sodann mehr Pflege als in Gleim's Kreise, nirgend arteten aber auch Charakter und Ton dieser Dichtart in eine süßlichere, unmännlichere und geschmacklosere Tändelei aus, als in dem Epistelwechsel zwischen den Mitgliedern dieses Kreises. Vorzüglich anstößig in dieser Beziehung ist die Sammlung der Briefe zwischen Gleim und Jacobi. Gleim hat sich eigentlich niemals einen ernsten, männlichen Ton in seinen Episteln anzueignen und in sie einen tieferen Gehalt zu legen vermocht."

Schon vor 40 Jahren war die geistige Unbedeutendheit des alten Gleim trotz seiner gerühmten „Wirksamkeit" ziemlich allgemein zur Anerkennung gekommen.

Wachsmuth (Weimars Musenhof, Berlin 1844) berichtet Seite 12:

„Von ungemeiner Wirksamkeit war Gleim in Halberstadt. Während seiner Studienzeit zu Halle mit Uz, Lange, Götz, Pyra, J. G. Jacobi und darauf auch mit Klotz verbunden, brachte er nach Auflösung dieses nicht über die Zeit der Knospen hinausgekommenen Vereines mit sich nach Halberstadt den Eifer zur Ermunterung und Anziehung junger Talente. Er bewies sich darin als „Hebamme der Genies" *), gleichwie Bodmer in Zürich ehrenwerth, auch als schon sein Götzendienst in Bewunderung Friedrich's ihn als unberufen zu einer Zeitigung und Steigerung deutscher Literaturblüthe dargethan und seinen Freundschaftständeleien

*) Goethe's Werke. Duodez. 1830. 32. 238. Nur tritt hier der Fall ein, daß er, der Hebammer, die poetischen Wehmütter mit Gold und diese ihn darnach dafür mit Lob bezahlen mußten.

und die Geringhaltigkeit der von ihm und seinen Pfleglingen ausgegangenen Leistungen ihm „einen sehr untergeordneten Platz in den poetischen Propyläen des Vaterlandes angewiesen hatten.“

Wir haben diese Urtheile neuester Autoren über Gleim und seinen Kreis angeführt, um zu zeigen, daß man gegen uns vernünftiger Weise den Vorwurf einer Parteilichkeit nicht erheben kann; was man aber unvernünftiger Weise über uns sagen wird, das kann uns nicht berühren.

Hören wir nun einige Bemerkungen eines neuesten Autors über Gleim. *)

„Der Bekannteste und Populärste aus dem Hallenser Kleeblatt wurde sein Stifter Gleim, eins von jenen gutherzigen, leichtlebigen Gemüthern, die nie ganz das Kindliche, aber auch nicht das Kindische verlernen; als Dichter einem jener freudig singenden und beliebten Stubenvögel zu vergleichen, die uns oft peinigen, weil sie nie aufhören und bei jedem andern Ton um so lauter zum Singen anheben.“

Ueber Gleim's Kriegslieder heißt es: „Gleim's Preußische Kriegslieder von einem Grenadier (seit 1758), die seiner Zeit hochbewunderten, von denen er hoffte, daß sie sein poetisches Andenken nicht würden untergehen lassen, sind eine seltsame Mischung von Wahrheit und Empfindung, zopfiger Trockenheit und Bombast. Man könnte sie ein versificirtes Gepolter zu Ehren Friedrich II. nennen. Er poltert, wenn er lobt, er poltert, wenn er tadelt. Lessing, welcher Gleim als Kritiker unter seine Flügel genommen hatte, und ihm fortwährend die Freundschaft erhielt, schrieb ihm eine Vorrede. **) Er sagt darin nicht, was er in den Briefen an Gleim sagt, daß ihm bei verschiedenen Stellen, freilich eines nicht aufgenommenen Gedichtes, vor Entsetzen die Haare zu Berge gestanden hätten. Der gutmüthige Gleim kannte, wie es gutmüthigen Eiferern geht,

*) Geschichte der deutschen Dichtung neuerer Zeit. Von Dr. C. Lemcke, R. O. Professor an der Universität zu Heidelberg. Erster Band. Leipzig. Seemann. 1871. S. 474.

**) Wir haben über diese „Vorrede“ berichtet; sie galt dem Mäcen, der sich seinen Lobrednern gegenüber nie schmutzig bezeigte. Was Lessing ohne Rücksicht auf den Mäcen über die Arbeiten Gleim's dachte, bezeugt hier oben Lemcke.

weder im Verherrlichen noch im Räsonniren und Verwünschen Grenzen, die Zunge ging immer mit ihm durch. Die Gedichte geben meistens eine durch poetische Tiraden aufgestutzte, trockene Erzählung im derben, nach Volksmäßigkeit haschenden Tone, man sieht wie der Dichter sich selbst aufbläst, und um Großes zu sagen, große Worte macht. Waren es die Kriegslieder nicht durch ihren poetischen Kunstwerth, so waren sie doch stofflich von hoher Bedeutung. Das politische Lied war darin aus dem Epigramm und dem bloßen lyrischen Gedicht herausgewachsen. Hinter dem Poltern, Prahlen, Knärren und Wettern falscher Rauhheit und einer unmöglichen Grenadiergestalt stand wirkliche Ueberzeugung und Begeisterung, und diese wirkte und zündete bei den Gleichgesinnten. (!) Wie auch poetisch beschaffen, diese Lieder waren ein wirklicher Triumph für die Thaten Friedrich's." (!!)

Wir bringen, um der Unparteilichkeit willen, auch Lemcke's Lob der Grenadierlieder, erlauben uns aber nur wiederholt zu bemerken, daß uns nicht nur Gleim, sondern sämmtliche poetischen Trommler, Pfeifer und Kriegstrompetenblaser, die mit Feder und Tintenfaß statt Schwert und Pulverfaß arbeiten und hinter ihrem Schreibtisch verschanzt, die andern armen Teufel, die wochenlang im Freien in Regen, Wind und Schnee auf der nassen Erde herumliegen, um sich nach wochen-, monatelangen Strapazen, eine Blaue in: Hirn, Brust oder Bauch zu erobern — — zum Muth, zur Vaterlandsliebe, zum Dareinhauen und Dareinschießen auffordern, was ohne auch selbst hineingehauen und hineingeschossen werden, nicht abgeht — — daß uns diese Gesellen, die statt ihre Haut zu Markte zu tragen, nur mit ihren Reimcolonnen in die Schlacht ziehen, und statt mit Pulver und Blei nur mit Druckerschwärze und Blei auf dem Papier, statt auf dem Schlachtfeld arbeiten, und sich für ihr sehr gefahrloses Metier hundertmal mehr bezahlen lassen, als die besagten armen Teufel, die als lebendige Zielscheiben, den Zielern und Schießern noch entgegenlaufen müssen, — daß uns diese poetischen Helden, wenn auch gerade nicht verächtlich, doch sehr lächerlich und unschätzbar vorkommen.

So ein patriotischer, vor einem Helden auf dem Bauch liegender Tyrtäus im Frack, kurzen Beinkleidern, seidenen

Strümpfen und Schnallenschuhen, mit einem Stock mit goldenem Knauf bewaffnet, um sich gegen einen eventuellen Pintscher muthig wehren zu können, ein derartiger Tyrtäus — wäre in unserer Zeit — ein Gegenstand der Unterhaltung.

Kriegslieder haben das Ferment zum Kampfmutherwecken total verloren. Wir hörten einmal die Aeußerung eines Officiers, der in verschiedenen Schlachten tapfer voran sich Wunden geholt, über einen „patriotischen Kriegs-Lyra-Mann" sagen: „Dieser dumme, feige Kerl wird sicher retourlaufen, was er kann, wenn es gelten würde eine Fahne zu erobern, das wär' zu viel und zu kostspieliger Stoff, er hat's nur auf ein kleines Stückel bunten Zeuges abgesehen." — — — — Wir haben uns selbstverständlich um den poetischen Stoff- ohne Kraft-sucher nicht angenommen!

Ja Lemcke ist noch so nachsichtig, selbst im „Halladat" manches Schöne zu finden. Wir sind nicht so glücklich und gefühlvoll gewesen.

Lemcke sagt: „Er hatte den Koran gelesen, fühlte sich davon ergriffen (!) und schrieb die theosophischen (auch noch dazu!) nach dem orientalischen, ruhigen Versenken der Seele in Gott *) strebenden Gesänge, die neben einer allgemeinen Güte und vielem Gefühlvollen und Richtigen (!) das Unglaubliche in Abgeschmacktheit, Prosa und Gefühlsdusel leisten. Da Gleim Halladat schreiben konnte, so ist es kein Wunder, daß es auch Leute gab, die Halladat schön fanden und Manche wirkliche Erbauung und Anregung daraus zogen. Er selbst sah darin und in den Liedern des Grenadiers den Triumph seiner Poesie." — — Wir haben vor jenen Herren Autoren, die aus Güte und Nachsicht im Halladat noch allerhand Gefühlvolles und Richtiges entdeckten, den Vortheil vor dem Leser — daß wir unser Urtheil mit vielen Beweisen aus dem Halladat und aus den Kriegs- und Friedrich-Verklärungs-Liedern belegen konnten; und auf diese eklatanten Beweise hin erlauben

*) Somit wird hier auch ein „occidentalisches, unruhiges Versenken in Gott" als Gegensatz angenommen. Nach den dutzendweise verfaßten Trinkliedern — dürfte es mit der orientalischen ruhigen Versenkung der Gleimseele in Gott — sehr curios ausgesehen haben.

wir uns ganz ruhig zu bemerken: Gleim hat mit dem Halladat sich — und mit den Lobliedern an Friedrich — sich und seinen Brotgeber lächerlich gemacht."

27. Die Quellen der Lobsprüche über Gleim. Was ihm der schlaue Heinse in seiner Geldbedrängniß Alles in's Gesicht hineinsagt, oder vor's Gesicht hinschreibt. Der Beherrscher von Schaumburg-Lippe-Bückeburg war unbezahlter, aber auch unbezahlbar-kostbarer Lobredner Gleim's.

Wir kennen die Quellen der Lobsprüche und freundlichen Kritiken. Heinse, dem Gleim viele Wohlthaten erwies, dankte dem Gleim mit einer sehr billigen Gegenwohlthat, der schlaue Vogel arbeitete in Erbauung und frommen Gefühlen. Er war unverfroren genug, deren Entstehung und Hervorlocken dem höchst erbaulichen Halladat zur Last zu legen. Er schrieb dem Gleim nach Lesung der ersten Sura des neuen Korans:

„Der Sinn Gottes muß sogar bei jenen im Herzen erwachen, die noch nicht mit ihm den süßen Schauer seiner Gegenwart empfunden haben, wenn sie diese erhabene Beschreibung lesen, die wohl schwerlich in irgend einem Koran der Welt *) so schön und stark zu finden sein wird. Hat Klopstock mehr sagen können mit seinem Bilde von 1000 Sonnen, den Sinn Gottes im Herzen? Nein, Genius Gleim, nichts mehr!" —

In einem andern Brief an Gleim: „Rührender kann der Löwenzähmer Orpheus die Seligkeit der guten Seelen nicht gesungen haben . . . So lachend, so reizend, so anziehend hat noch kein Maler, vom Vater Homer an, das Gemüthliche der häuslichen Freuden gemalt" u. s. w. —

Wenn man sich so den frivolen, obscönen und durchtriebenen Schelm Heinse denkt, wie er beim Pulte sitzt und im Vertrauen auf die hochbornirte Eigenliebe des Gleim diese colossal erlogenen Complimente niederschreibt, so kann man die beiden Factoren in dieser Comödie nur bewundern, den einen wegen seiner Frechheit und den andern wegen seiner —.

---

*) Heinse thut hier so, als ob es eine Menge Korane in der Welt gäbe — um den Koran Gleim's als den vorzüglichsten preisen zu können.

In ähnlicher Weise schrieben die andern Freunde Gleim's; gewöhnlich waren diese Lobsprüche sanfte Attentate in der friedlichsten Form, legale Einbrüche in Gleim's Geldkasse. Wer ihn so à la Heinse bearbeiten konnte, dem zeigte er sich als großmüthiger Gönner und Vergönner.

Es gab mitunter auch unbezahlbare Lobredner; die sich von der Begeisterung der honorirten mit fortreißen ließen.

Der Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe-Bückeburg schrieb (Körber in Gleim's Leben):

„Im rothen Buch ist zugleich Samen und Frucht aller Wissenschaften zu finden*). Die Gedichte „Der Weg des Lebens“ und „Die Tugend“ sollen den jungen Gemüthern sofort durch Auswendiglernen und Proben von Uebersetzungen eingedrückt werden. Das Gedicht: „Die Landschaft“ wird bei mir dem Geist der Landescultur einen neuen Schwung geben, vielleicht wird noch mancher öde District im Schaumburg-Lippe'schen dem verehrungswürdigen Verfasser des rothen Buches mehr Fruchtbarkeit zu verdanken haben“. — —

Dieser scharfsinnige Beherrscher von Schaumburg-Lippe-Bückeburg betrachtete somit das Halladat als einen poetischen Guano, und hoffte mit Zuversicht auf ein erhöhtes Erträgniß seiner Länder durch erhöhte Fruchtbarkeit, wonach er auch bei seiner Steuerschraube fester anziehen und sich aus den Schulden, in welche ihn seine Soldatenspielerei und Festungsbauten gebracht, ein wenig herauswickeln könnte. Es ist verzeihlich, wenn der arme Gleim über derlei Extravaganzen, die er alle als baare Münze hinnahm, sein Bischen Urtheilskraft noch total verloren, und sogar bei der preußischen Regierung nachsuchte: das Halladat möge, ein neuer Katechismus, in sämmtlichen Schulen als Lehrbuch anbefohlen werden.

---

*) Der glückliche Finder war obiger Dynast: Wilhelm zu Schaumburg-Lippe-Bückeburg! Wenn so ein gewaltiger Souverän sich im Gebiete der Wissenschaft mit dem Tone eines Feldherrn vernehmen läßt, so haben seine Unterthanen eine schwere Pflicht zu erfüllen: entweder müssen sie im Lande schweigend den Machtspruch hinunterwürgen, oder über den Plankenzaun klettern, um jenseits der Reichsgrenzen in einer demokratischen Stimmung ohne Angst laut auflachen zu können.

Es ist nicht ohne Interesse, die Stelle zu lesen, auf welche der Beherrscher von Schaumburg-Lippe-Bückeburg seine Hoffnung baute, welche ihm neue Pflüge, neue Eggen und saftigen Dünger ersetzen sollten. Auch Lemcke führt sie an. Gleim:

„Ich steh' auf dem Gebirge Nidalis und seh' in lachende Gefilde! Gott, wie schön ist Deine Welt! Hier aber ist ein Theil von ihr durch Menschenhände schön! Hier hat der Pflug geschnitten, hier der Sech gegraben, dort das Rebenmesser viel der wilden Ranken weggenommen, hier sind Wiesen, dort sind Gärten, wie so schön ist diese Landschaft. Ueber einen Wald auf Heerden, Hügel, Bäche, weiterhin ein unabsehlich Waizenfeld und dann ein Kranz von bläulichem Gebüsch, in dem das Auge völlig sich verliert. Der Mensch hat diesen Theil verschönert, hat gepflügt, gegraben, hat die Bäche künstlicher geleitet, daß die Wiesen wässern und dem Auge wohlgefallen! O, ihr thut, ihr Menschen, thut den Willen Gottes, wenn mit eueres Geistes und euerer Hände Kraft aus unfruchtbaren Gegenden durch euch Gefilde werden, Geister Gottes seh'n auf euere That und freuen sich!" — —

Und der regierende Herr Graf des glücklichen Reiches zu Schaumburg-Lippe-Bückeburg erwartete von diesem Gedichte eine Amelioration seines Ackerbaues, dies Gedicht „wird bei ihm dem Geist der Landescultur einen neuen Schwung geben und noch mancher öde District im Schaumburg-Lippe-Bückeburg'schen wird dem verehrungswürdigen Verfasser des rothen Buches mehr Fruchtbarkeit zu verdanken haben."

Das Alles hat der Herr regierende Graf nicht im Spaß, sondern im vollen Ernst geschrieben, und Gleim hat es im vollen Ernst hingenommen, und das Alles zusammengenommen, ist eben der Spaß. Lemcke sagt weiter: „Komisch ist oft, wie der gute, schwache Dichter sich an das Größte heranwagt — ähnlich der Maus in seiner Fabel, welche es dem Löwen nachmachen will, und statt zu brüllen zu pfeifen beginnt. Ihm begegnete es, sich mit dem alten Grenadier, mit Friedrich dem Großen und der großen Zeit, darüber er seine Lieder angestimmt hatte, zu identificiren, so tritt er in seinem Zeitgedichte gegen Alles auf, was nicht nach seinem Sinn geht, so schreibt er Briefe und Verse manchmal direct an Könige und Feldherren und Staatsmänner und Congresse, wie eine wirkliche große Dichtermacht, immer freilich der Ausdruck des wohlmeinenden,

oft (?) des gesunden Menschenverstandes, neben allem Baroken und Komischen."

Wir haben früher gesehen wie er die Kaiserin Maria Theresia mit einem offenen Briefe beehrt und wie er dem Sultan hat einen Schrecken einjagen wollen. Ein alter verfemachender Schulmeister wollte er alle Potentaten abkanzeln und meinte in seinem Größenwahn, wenn er einen Band Gleimlieder in die politische Wagschale legt, das europäische Gleichgewicht stören — oder herstellen zu können.

28. Wie Gleim dem Fürsten Kaunitz gereimte Leviten lieset und Goethe dem Gleim ein sehr verdächtiges Lob spendet.

Einmal erwachte in dem Halberstädter Patrioten der Verdacht: Kaunitz wolle eine Revolution in Preußen anzetteln. Was natürlicher, als daß Gleim als politischer Löschcommissär wieder mit seiner Feuerspritze daherrasselte; Brand gab es freilich keinen zu löschen, aber dem Fürsten wurde folgendes Jambenwasser in's Gesicht gespritzt:

1770 „Rebellion" in unserem Lande?
Spart, rath' ich Euch, Herr Fürst, all' Euere Müh' und Geld!
Wir rebelliren nicht, wir Preußen! Bei Verstande
Sind wir gottlob! Und wäre es die ganze weite Welt,
Die ihn verlöre, wir Verständige, wir beten:
Erhalt' ihn uns der liebe Gott
Und mache, daß wir nicht zu Tollpatsch, Hottentott
Und Tartar wieder treten — —".

Wir ersehen, daß die guten Leute im Jahre 1770 noch außerordentlich für Beruhigungs- und Kühlungsmittel empfänglich gewesen sind, weil ein kleines Brausepulver in einem Kruge lauen Wassers so niederschlagend wirken konnte.

Hier werden die Oesterreicher im Patriotismus und gesteigerten Paroxismus von Gleim nicht nur Tollpatschen, sondern auch noch Hottentotten und Tartaren genannt, was sehr schmeichelhaft ist, und er versichert auch hochpoetisch, daß die preußischen Patrioten als die Verständigen (was selbstverständlich ist) beten: daß sie den Verstand nicht verlieren. — Wenn man so die Gleim'schen Paroxismen liest — soll man wirklich auch beten: daß man den Verstand nicht verliert.

Goethe hat in Wahrheit und Dichtung dem Gleim eine Anerkennung zu Theil werden lassen, um welcher willen den Gleim kein Autor beneiden wird. Es fängt sehr schön an, aber die Schlußzeilen enthalten die ärgste Satyre, mit der man einen Dichter lächerlich machen kann.

„Aber ein eben solches Förderniß, junge Leute im literarischen Thun und Treiben, eine Lust, hoffnungsvolle, vom Glück nicht begünstigte Menschen vorwärts zu bringen und ihnen den Weg zu erleichtern, hat einen deutschen Mann verherrlicht, der in Absicht auf Würde, die er sich selbst gab, wohl als der zweite, in Absicht aber auf lebendige Wirkung als der erste genannt werden darf. Niemandem wird entgehen, daß hier Gleim gemeint sei. Im Besitze einer zwar dunklen, aber einträglichen Stelle, wohnhaft in einem wohlgelegenen, nicht allzugroßen, durch militärische, bürgerliche, literarische Betriebsamkeit belebten Orte, von wo die Einkünfte einer großen reichen Stiftung ausgingen, nicht ohne daß ein Theil derselben auf dem Platze zurückblieb, fühlte er einen lebhaften productiven Trieb in sich, der jedoch bei aller Stärke ihm nicht ganz genügte, weswegen er sich einem anderen, vielleicht mächtigeren Triebe hingab, dem nämlich, andere etwas hervorbringen zu machen. Beide Thätigkeiten flochten sich während seines ganzen langen Lebens unablässig durcheinander. Er hätte ebensowohl des Athemholens entbehrt, als des Dichtens und Schenkens, und indem er bedürftigen Talenten aller Art über frühere oder spätere Verlegenheiten hinaus, und dadurch wirklich der Literatur zu Ehren half, gewann er sich so viele Freunde, Schuldner und Abhängige, daß man ihm seine breite Poesie gerne gelten ließ, weil man ihm für die reichen Wohlthaten nichts zu erwidern vermochte, als Duldung seiner Gedichte."

In diesen Zeilen hat Goethe den Mäcen auf Kosten des Dichters erhoben und den Dichter auf Kosten des Mäcens ruinirt. Daß der Gleim aber mit der bloßen Duldung seiner Gedichte sich nicht befriedigt gefühlt haben würde, das haben wir aus seinen Ansichten über sich und seinen Dichterwerth genügend nachgewiesen. Denn wenn er vom vielen Weihrauch, den ihm seine dankbaren Clienten vordufteten, beduselt war, hat er sich ja wiederholt das Vergnügen vorgemacht, sich für den deutschen Horaz und Homer und für den weisheitkündenden „Seher

Gottes" zu halten. Billiger konnte er's gar nicht mehr thun; zu dem bescheidenen Standpunkt, daß seine Gedichte nur auf Duldung Anspruch machen, hat er sich nie herbeigelassen.

Lemcke sagt noch über ihn: „Die Scala der Freunde Gleim's war eine lange und in seinen Wohlthaten war er unerschöpflich; seine Briefe sind dessen Zeugniß, zugleich mit der modischen, läppischen Freundschaftsschwärmerei und oft geradezu verdrießlichen Kinderei. Er gab gern, reichlich und ward nicht müde, zu helfen, durch Geld, Verwendung und Bemühung jeder Art."

„Oft wird einem übel zu Muth, wenn man die Schmeicheleien liest, die er bekam und zum Leben nothwendig hatte, weil sie ihm stets eine neue Anregung waren, und ihm den Wein geistig ersetzten, denn er, der Weinsänger, selten und auch dann nur nippend trank; und doch, wenn man seine Gutmüthigkeit und Neidlosigkeit bedenkt, so versöhnt man sich doch noch eher mit den größten Schmeicheleien, als mit dem Tone, in welchem Ramler seines Freundes und gutmüthigen Krittlers Kritik für immer zurückstieß."

In diesem Falle sind seine beständigen Aufforderungen zum Trinken seinen mutherweckerlichen Liedern gleichzustellen; dann ist sein Blutdurst ebenso ein verlogener Humbug gewesen, als sein Weindurst. Sicher aber sind seine Gäste durch seine Trinklieder weitaus mehr zum Trinken animirt worden, als die Soldaten durch seine Schlachtenlieder zum Dreinschlagen; er hat mehr rebendurstige als blutdürstige Wütheriche herangebildet.

29. Wie Gleim durch ein sehr witziges Lied einem Officier das Leben rettet!!! indem sich dieser gesund lacht — was noch nicht dagewesen ist.

Bei alledem hat einmal der „Humor und Witz" eines ganz kurzen einzigen Gedichtes einem Todtkranken das Leben gerettet!!

Kleist wurde in einem Duell am Arm, wie man meinte, sehr gefährlich verwundet. Der Oberst von Schulz in Potsdam, bei dem Gleim Hauslehrer war, erzählte dies von Kleist, als einem sehr braven Officier, bei Tisch. Gleim ging zu dem ihm unbekannten Leidenden; Kleist klagte über Langeweile und daß er

keine Bücher lesen könne in seiner Lage mit der schweren Wunde. Gleim (wie er es selber berichtet) merkte, daß der kranke Kriegsmann die Sprache der Musen leiden konnte, verrieth sich ihm als den Verfasser des Versuchs in scherzhaften Liedern und las ihm eines dieser Lieder vor.

„Tod, kannst Du Dich auch verlieben,
Warum holst Du denn mein Mädchen;
Kannst Du nicht die Mutter holen,
Denn die sieht Dir doch noch ähnlich.
Tod, was willst Du mit dem Mädchen?
Mit den Zähnen ohne Lippen
Kannst Du es ja doch nicht küssen!“

„Darüber lachte der Verwundete, daß ihm die Ader an der Hand aufsprang, worauf der herzugeholte Arzt erklärte, dies habe ihm das Leben gerettet, denn es fänden sich Spuren vom kalten Brande. Darauf gelobte der Kranke, nun auch ein Dichter zu werden, ward gesund und scherzhafte Lieder waren die ersten Versuche. Diese Rettung und Anregung war Gleim's größter Lebenstriumph; Kleist war sein Freundschaftsidol.“ (Lemcke).

Somit haben wir in der deutschen Literatur auch ein Gedicht zum Gesundlachen — zum Kranklachen ist es gewiß nicht! — Das Schönste ist, daß als Gewährsmann für diese Wundercur der Wunderdoctor selber erscheint: Gleim, der mit seinen „Witzen“ Wunder gewirkt hat. Wahrhaft colossal!

Merkwürdig — der tapfere Major Kleist, der in der schauerlichen Schlacht von Kunersdorf den Heldentod starb, versuchte es nicht, die gemeinen „Grenadiere“ mittelst der poetischen Sackpfeife und Reimtrommel in den Kampf zu hetzen; während der seidenbestrumpfte wohlbepfründete Canonicus freilich immer sehr vorsichtig viele Meilen vom Schlachtfelde entfernt, für die Soldaten mit der Klimperpfanne (Lyra genannt) geharnischte Lieder trillerte und den armen Teufeln den Beweis lieferte, wie schön es sei, für's Vaterland zu sterben; sein Beruf war, für Preußen zu leben, und zu sorgen, daß seine Lyra nicht in Scherben zerschlagen und die Saiten derselben nicht zerrissen werden. Lemcke sucht sich dies poetische Bramarbasiren der Nichtkämpfer und das Nichtkriegsliedersingen der Kämpfer zurechtzu legen:

„Die Noblesse seines (Kleist's) Gemüths hielt ihn peinlich im Idealischen fest; die große Kluft in jener Zeit, zwischen

dem gemeinen Soldaten und dem Officier zu überspringen und den Versuch zu machen, das Soldatenleben realistisch zu verwerthen, dazu war er poetisch zu schwach, auch durch seine Lebensstellung mehr gehindert als gefördert. Nichtsoldaten konnten eher idealisiren. Gleim versuchte es, wie wir gesehen, in den Grenadierliedern, Lessing, der beiderseitige Freund, führte es in der Minna von Barnhelm durch — eine unendlich wichtige That." — —

Unglaublich! Nächstens wird ein Gymnasialschüler die Aufgabe bekommen, die strategischen Erfolge der „Minna von Barnhelm", der „unendlich wichtigen That", zu beschreiben. Man braucht da kein Seher zu sein, um voraus zu sehen, wie dieser arme Teufel sich hinter den Ohren kratzt und den Angstschweiß von der Stirne trocknet.

Wir hinter dem Schreibtisch halten uns nicht für competent in dieser kritischen Angelegenheit abzuurtheilen, um da competent zu sein, muß man Combattant gewesen sein, wir stellen darum das Urtheil Officieren, Kriegern anheim — die Schlachten mitgemacht haben und empfehlen diese Erfolge der „Minna" als Stoff zu einem Leitartikel in einer militärischen Zeitung.

30. Wie Lemcke Friedrich's Mißachtung der deutschen Literatur entschuldigt und über Affentheorie und Unfehlbarkeit des Papstes Witze versucht.

Lemcke (Geschichte der deutschen Dichtung, Leipzig 1871, 1. Bd., S. 486) sucht Friedrich's II. Mißachtung der deutschen Poesie zu erklären:

„Für Friedrich's Stellung zur deutschen Poesie gilt kurz: in seiner Jugend hatte sein scharfer hochfliegender Geist für die deutsche Literatur keine Achtung haben können, in seinem Mannesalter ging die neue Strömung seinem Wesen entgegen. Der bejahrtere, in schweren Schicksalen früh manche Charakterzüge des Alters annehmende König baute eine Mauer um sich, wie ähnlich ein Goethe sie um sich zu errichten für nöthig hielt." —

Daß Lemcke Friedrich II. gewiß in seinem Urtheile keinen Tort anthun wird, das ist schon aus dem Schluß seines Vorwortes zu sehen, das er sehr patriotisch-ostensibel mit dem

Datum: „Heidelberg, am Geburtstage des deutschen Kaisers, den 22. März 1871" abschließt. — Einem Geburtstag-Gratulanten muß man schon was zu Gute halten.

Wir sind weit entfernt, irgend einem deutschen Gelehrten seine Begeisterung für das neue Kaiserthum im Mindesten abschwächen zu wollen; nur soll der Pinsel (des Künstlers) die Farbe nicht so dick wie mit einer Maurerquaste auftragen.

Ebenso stark ist die Färbung des Papstthums mit einem großartigen Kleks versucht worden. Lemcke sagt in derselben Vorrede: „Schöne poetische Idealität hat in den letzten Decennien wenig Pflege gefunden. Es wird besser werden. Die Extreme sind erreicht. Affentheorie hüben, Unfehlbarkeit eines Menschen drüben."

Der Papst ist als Mensch ebenso gut wie jeder andere Mensch sündhaft und hat mit dem Hang zur Sünde zu kämpfen; er hat nur in Zweifeln über Glaubens- und Sittenlehren selbstverständlich auf den Grundlagen der Schrift und Tradition mit vielen Präcautionen die höchste Entscheidung, der sich jedes Mitglied der Kirche, so lange es ein solches bleiben will, fügen muß. Nun ist aber gerade der Papst der mächtigste, eben dazu bestimmte Vorkämpfer gegen die Affentheorie. Gegen Lemcke findet es kein Affentheoretiker auch nur der Mühe werth, ein Wort zu verlieren, er ist diesen Herren total unbedeutend und unschädlich, gegen den Papst aber schimpft das ganze Affenconsortium — wie die Rohrspatzen, ein sicheres Zeichen, daß sie ihn für einen gefährlicheren Gegner halten, als den Herrn Lemcke mit sammt seiner schönen poetischen Idealität. Diese Thatsache wird Herr Lemcke mit keinem logischen Grund umstoßen können. Es ist uns leid, daß Herr Lemcke, der oft sehr gesunde Urtheile gegen die Zeitströmung ausspricht, sich hier von den Stromschnellen ohne Widerstand fortreißen läßt.

31. Wie auch Lessing durch Gleim zur Friedrichspoesie sich begeistern läßt und durch vier Neujahre in Berlin Friedrich den Großen officiell gegen Gehalt an-oden muß.

In der Stereotypausgabe von Lessing's Werken, Berlin, Hempl, 1. Bd., S. 103 u. ff. finden wir Lieder zur Verherrlichung Friedrich's II. — Lessing erscheint hier als Rivale Gleim's. Das erste, der Eintritt des 1752er Jahres, besteht aus acht sehr schmeichelhaften Strophen; die letzte lautet:

„O Ihr, die Friedrich liebt, weil er geliebt sein will,
Ihr Völker jauchzt ihm zu! Der Himmel stimmet ein,
Auf! Strebt, daß er mit diesem Jahre,
Wenn er sie jetzt nicht schon erfährt,
Die wichtige Botschaft froh erfahre:
Ihr wäret Eures Friedrich's werth."

Hier ist dem Dichter im ersten Vers der Strophe ein kleiner Irrthum unterlaufen, Friedrich war nie ein Liebesbewerber um die Gunst seiner Völker; er war zu klug, um nicht zufrieden zu sein, wenn sie ihn fürchteten; auch wußte er sehr gut, daß die Völker einen Fürsten nicht deswegen lieben, „weil er geliebt sein will", sondern nur dann, wenn er sich der Liebe seiner Völker würdig macht. Wenn Friedrich dies Gedicht gelesen, so hat er sicher über den Passus gelacht „der Himmel stimmet ein"; ihm, dem alten Voltairianer, war der Himmel ein Gegenstand des Spottes; Lessing selber, nachdem er das positive Christenthum verworfen und sich die Freundschaft des positiven Talmudjuden Mendelssohn erworben, glaubte, um doch auch einen Halt gegenüber dem Todesschrecken zu haben, wie es seine Biographen nachweisen, bombenfest an die Seelenwanderung; nach diesem Glauben hat Lessing eine sehr gedächtnißschwache Seele besessen und prophetisch war sie ebenso wenig, denn er wußte nicht, in welchem Hotel seine Seele vor ihm logirte und in welches sie einkehrt, wenn sie aus seinem Hotel (mit Spielsalon) ausziehen wird. Was sich also Lessing bei dem Vers gedacht: „Der Himmel stimmet ein", das wird dem Leser ebenso wenig einleuchten, als Lessing selber dabei sich etwas gedacht hat.

Nun, Lessing brauchte einen Himmel eben nur, um Friedrich zu verhimmeln. Das that er auch im folgenden Neujahr.

(S. 109.) „Der Eintritt des Jahres 1753 in Berlin“.

Das Gedicht besteht aus 10 Strophen. Lessing versichert Friedrich, daß das vergangene Jahr mit seinem ganzen Ruhm belastet fortgezogen ist und sich dieser Last und „der Welt“ gefreut hat.

„Mit Deinem ganzen Ruhm belastet fortzugehen
Und sich der Welt zu freu'n.“

In der fünften und sechsten Strophe hat Lessing den alten Gleim, dem angestellten privilegirten Friedrichsdichter als Volontär weit übertroffen; er belehrt uns, daß Friedrich II. geradewegs vom Himmel herabgestiegen sei, um seine lieben Kinder (Unterthanen) glücklich zu machen, daß der Himmel ihn (den Friedrich) als eine Zierde gerne wieder haben möchte, daß ihn aber die Welt zu nothwendig braucht und ihn (den Friedrich) dem friedrichlüsternen Himmel sobald nicht vergönnen will. Das lautet schwarz auf weiß:

„Noch oft soll manches Jahr so traurig von uns fliegen,
Noch oft zu unserem Glück,
Vom Himmel bist Du, Herr, zu uns herabgestiegen,
Kehre spät, kehre spät zurück!
Lass' Dich noch lange, Herr, den Namen: Vater reizen,
Und den: menschlicher Held,
Dort wird der Himmel zwar nach seiner Zierde geizen,
Doch hier braucht Dich die Welt.“

Schade, daß Lessing nicht auch ein Maler war, nach seiner Anschauung über die Verwandtschaft der Malerei und Poesie hätte er, als ein zweiter Michael Angelo — Friedrich II. ein Frescobild — mit dem obligaten spanischen Rohr, Zopf und dem Dreimaster, eine Prise Spaniol in der Rechten, im Olymp untergebracht.

In der nächsten Strophe sucht Lessing noch nach einem neuen würdigen Friedrichsänger, als ob Gleim und er nicht ohnedies die Saiten der Leier schon genug malträtirt hätten. Lessing ruft aus:

„Noch sah ich mich mit raschen Richteraugen
Nach einem Dichter um.
Dort einen, hie und da. Sie taugen viel, und taugen
Doch nichts für Deinen Ruhm.“

Hier sind wir wieder vollkommen mit Lessing einverstanden — daß sämmtliche Friedrichdichter nichts taugen!



auch Lessing taugt somit als Friedrichdichter nichts: freilich liegt eben in dieser Nichtstauglichkeit und dem Bekenntniß derselben die syrupdicke Schmeichelei für Friedrich, dessen Ruhm so groß ist, daß keiner der bisherigen Leiermänner in Anbetracht dieses Ruhmes den Nagel auf den Kopf getroffen hat.

Lessing erschwingt sich nun zur colossalen Prophetie — im Verlaufe des Jahres 1753 soll die Muse diesen seltenen Geist gebären, er wird sich „dem Herzen der Muse entringen“ und „die Muse wird ihn anlachen“. Das klingt gerade so, als ob die Muse die bisherigen Friedrichdichter nicht an-, sondern ausgelacht hätte.

Lessing singt von diesem 1753ger Dichter:

„Ist er nicht etwa schon, und singt noch wenig Ohren
Weil er die Kräfte wiegt:
So ward er dieses Jahr, der selt'ne Geist geboren,
Der diesen Kranz erfliegt.
Wenn er der Mutter dann sich leicht vom Herzen windet
O, Muse, lach' ihn an.
Damit er Feuer und Witz dem Edelmuth verbindet
Poet und Biedermann.
Hört' oder täuschen mich beliebte Rasereien,
Nein, nein, ich hör' ihn schon.
Der Heere ziehend Lärm sind seine Melodeien
Und Friedrich jeder Ton! — —“

Da haben wir's nun! Die ziehenden Heere mit ihrem Spektakel und Gerassel — das ist der echte Zukunftsdichter — das sind seine Melodeien; und Friedrich ist jeder Ton! — —

Das Gedicht Nr. 7 „Der 24. Jänner in Berlin“ es gilt wieder dem großen Friedrich — die Musen freuen sich schon enorm, wenn sie, wie jetzt um sein Bild, später im Olymp der Tänze Hieroglyphen um Friedrichen ziehen können, doch in der sechsten Strophe mahnt der Dichter die Musen, sie sollen sich ja nicht unterstehen, im Olymp um Friedrich tanzen zu wollen, sie sollen ewig nur um sein Bild tanzen und Friedrichen auf Erden belassen.

„Einst tanzen wir um ihn! Prophetin banger Schrecken,
Nie werde dieses Wort erfüllt!
Nie mög' ein Morgenroth zu diesem Glück euch wecken,
Tanzt Musen ewig um sein Bild“.

Diese ewig unglücklichen Musen und dieser neidische Dichter, er vergönnt ihnen durchaus nicht, um die Person Friedrichens zu tanzen, was doch ihr höchstes Glück wäre! Kein Morgenroth soll die verschlafenen Musen zu diesem Glücke wecken; ewig sollen sie um das Porträt Friedrichens, von Schlabrowitzens Pinsel (oder wie er heißt) gemalt, in Potsdam herumgaukeln; freilich hat aber diese Prophetie Lessing's nichts genützt, es war ja eben nur ein officieller Neujahrschwindel, die Musen haben den Friedrich doch in ihre Klauen bekommen — und werden nun — glücklich sein, indem sie das Ziel ihrer Sehnsucht erreicht haben und um Friedrichen in Person ihre Balletschuhe zerreißen können.

Im Jahre 1754 wird Friedrich schon wieder am Neujahr bearbeitet; es kommt einem bei aller befohlenen Verehrung vor dem Dichter der Stücke „Die Juden" und „Nathan der Weise" doch vor, als ob dieses periodisch an Neujahrstagen ausbrechende Begeisterungsfieber dem Berliner poetischen Dienstmann-Institut (Gleim war der Chef desselben) seine Veranlassung verdankte. Es lautet: „Der Eintritt des Jahres 1754 in Berlin." Wieder 10 obligate Strophen. Man sieht dem Dichter die Verlegenheit (nicht Verlogenheit) an, „er sinnt nach, glüht, stampft und tobt" sich in die Begeisterung hinein.

Es zeigt von großer Aufrichtigkeit, wenn Lessing seine üble Laune bei Abfassung der Neujahrsgratulation kundgiebt; er sinnt nach, glüht, stampft und tobt — um den Helden seiner Hymnen zu finden! Das hat den Anschein, als ob dem Königssänger die Wahl seines Helden freigestellt gewesen wäre. Der Redacteur der officiellen „Voß'schen Zeitung" würde sich schönstens bedankt haben, wenn Lessing mit einem Gesang an irgend einen anderen Kriegshelden dahergekommen wäre.

„Wem tönt dies kühn're Lied? Das Lied zu wessen Lobe
Hört es noch manche spät're Welt?
Hier steh' ich, sinne nach und glüh' und stampf' und tobe
Und suche meiner Hymnen Held."

Selbstverständlich braucht aber Lessing nicht lange zu oben, glühen und stampfen, er findet ihn bald: Friedrichen!

„Doch ihn, Apoll und Mars in Friedrichen vereint,
Vereine mein Gesang auch Du u. s. w."



Auch im Jahre 1755 fungirt Lessing noch als Potsdamer-Minstrel.

„Der Eintritt des Jahres 1755 in Berlin.“

Lessing schielt die Muse lächerlich, „die um den Pöbel freiet. —“

„Die Feile wär es denn, die um den Pöbel freiet.
Und singt sich lächerlich.“

Das hat den Anschein, als ob Musen, „die um Könige freien“, nicht auch feil, käuflich sein und sich lächerlich singen könnten!

Lessing, der als Dienstmann mit den Musen wie mit Dienstfrauen umgeht, schickt die Kalliope nach Sanssouci, wo „von ihren Lippen ein prophezeiend Lied erklang.“

Friedrich wird von ihr gerühmt, daß Friedrich den Sieg als Sieg gebraucht, er „macht Kunst und Handel rege, und zeichnet jedes Lauf“; — Lessing lernt uns Friedrich hier in einer bisher nicht geachteten Eigenschaft auch als Kunstzeichner kennen, welcher der Kunst ihren Lauf zeichnet. Die Muse ist mit ihrem Liede glücklicher Weise fertig, was geschieht ihr, der Muse? Ein Adler überrascht sie:

„Sie schwieg und plötzlich stieß zur Linken an dem Wege
Ein rascher Adler auf.
Dem segnete sie nach mit heiligem Entzücken
Und aufgehob'ner Hand,
Bis er am Ziel des Flug's vor ihren schärferen Blicken,
Dem Thron des Zeus, verschwand!“

Nachdem jetzt auf Obergymnasien hie und da der Lessingcultus schon in die complete Lessingiasis ausgeartet ist, wäre es eine schöne Aufgabe bei einem Matura-Examen die Frage zu stellen:

Wie stellen Sie sich die Kalliope vor, als sie den Adler „in Lessing's Eintritt des Jahres 1755 in Berlin“ mit aufgehobener Hand segnet? Ist dieser Adler am Throne des Zeus rechts oder links verschwunden? Und wohin ist er hinter dem Throne des Zeus weitergeflogen? Was hat sich Lessing gedacht als er die letzte Strophe dieses wundervollen Liedes voll raschem Adlerschwung, Musensegen, aufgehobenen Händen und heiligem Entzücken niederschrieb?

Wir gestehen, daß diese Fragen nicht leicht zu beantworten sind, bis auf die letzte, die wird jeder Student im Geheimen

für sich, und die Studenten unter sich beantworten: Lessing wird sich gedacht haben: Gott sei Dank, daß ich fertig bin.

Nun wird aber in diesem Liedercyclus nicht nur der König Friedrich vier Jahre hintereinander, es wird auch der erste Königssänger, der wackere Gleim, von Lessing angeodet!! Wer zweifeln wollte, daß diese Begeisterung für den alten Honig- und Methtiegel, den immersüßen Gleim, die aufrichtigste, uneigennützigste gewesen ist, dem möchten wir rathen, seine Zweifel nicht laut werden zu lassen. Er hätte es mit dem ganzen 19. Jahrhundert, mit seiner Bildung, seinen Errungenschaften, seinem Cultus zu thun.

Nun wir wollen diese Ode „An Herrn Gleim" ganz bringen; wir kennen Gleim und meinen, gerade diese Ode ist außerordentlich unterhaltlich, sie ist der Abschluß der Loblieder an Friedrich. Lessing giebt jetzt die Leier dem Gleim in die Hand und sagt ihm (in Odenform): Mein lieber Gleim, jetzt singe Du, fabricire Du Oden, was Zeug hält, Du bist der rechte Mann dazu, ich habe das Meine gethan, mir ist der Faden ausgegangen; man munkelt schon allerhand über meine Neujahrsgratulationen und Du — bist eigentlich dazu (von den Musen) angestellt.

„Lessing an Herrn Gleim" (1. Bd., S. 115).

„Umsonst rüstet Kalliope den Geist ihres Lieblings zu hohen Liedern, zu Liedern von Gefahren und Tod und heldenmüthigem Schweiße!*)

Umsonst, wenn das Geschick dem Lieblinge den Held versagt und beide in verschiedenen Jahrhunderten oder veruneinigten Ländern geboren worden.

Mit Dir, Gleim, ward es so nicht! Dir fehlt weder die Gabe, den Helden zu singen, noch der Held. Der Held ist Dein König.

---

*) So viel uns bekannt ist, sind die Lieder Gleim's immer einige Meilen fern von Gefahren und Tod gesungen worden; daß der Arme dabei oft geschwitzt hat, wollen wir gerne glauben.

Aber heldenmüthig?
Das ist gar zu gütig!
Es hat ihm immer nur Schweiß gemacht,
Wenn er nichts Rechtes zusammengebracht!

Zwar sang Deine frohe Jugend, bekränzet vom rosenwangigen Bacchus, nur von freundlichen Mädchen, nur vom streitbaren Kelchglas.

Doch bist Du auch nicht fremd im Lager, nicht fremd vor den feindlichen Wällen, unter brausenden Rossen.*)

Was hält Dich noch? Singe ihn, Deinen König! Deinem tapferen, doch menschlichen, Deinem schlauen**), doch edeldenkenden Friedrich.

Singe ihn an der Spitze seines Heeres, an der Spitze ihm ähnlicher Helden, so weit Menschen den Göttern ähnlich sein können.

Singe ihn im Dampfe der Schlacht, so wie die Sonne unter den Wolken ihren Glanz, aber nicht ihren Einfluß verlieret.

Singe ihn mit dem Kranze des Sieges, tiefsinnig auf dem Schlachtfelde, mit thränenden Augen unter den Leichnamen seiner verewigten Gefährten.***)

Du weißt, wie Du ihn am besten singen sollst. †) Ich will unterdessen mit äsopischer Schüchternheit, ein Freund der Thiere, stillere Weisheit lehren.

Ein Märchen vom blutigen Tiger, der als der sorglose Hirt mit Chloris und mit dem Echo scherzte, die arme Heerde würgte und zerstreute.

Unglücklicher Hirte, wann wirst Du die zerstreuten Lämmer wieder um Dich versammeln? Wie rufen sie so ängstlich im Dornengehege nach Dir." — — — —

---

*) Wenn man diese dem Vater Gleim in's Gesicht hineingelogenen Complimente liest: vom Lager, von den feindlichen Wällen oder Rossebrausen, so möchte man das Ohrenbrausen bekommen.

**) Friedrich's Schlauheit zu besingen,
Konnte Lessing nur gelingen,
Denn er singt, sehr fein einlenkend:
Er war schlau, doch edeldenkend.
Was er edel sich gedacht,
Hat der Lessing nicht gebracht,
Daß er aber schlau gewesen,
Das ist überall zu lesen.

***) Selbstverständlich ist hier wieder der ewige Ruhm gemeint, den sich sämmtliche arme Teufel in Bausch und Bogen erworben haben.

†) Nachdem Gleim ohnehin am besten wußte, wie er Friedrich am besten ansingen konnte, hätte sich ja Lessing die obige Singlection ganz ersparen können.

Lessing, als ihm die Königslieder, wie den Lesern zu viel wurden, rief den Gleim an: Singe ihn, singe ihn, singe ihn! Und als Friedrich II. starb und Gleim innerlich aufjauchzte, daß er endlich seines dreißigjährigen Liederkrieges enthoben war, forderte er in einem eigenen Gedichte (siehe früher) sämmtliche Dichter auf, sie sollen jetzt den Großen preisen, er könne nicht mehr vor Trauer (und Langeweile). Wenn man in unserer Zeit das schaale Gewässer dieser künstlichen Fischzucht, diese übernatürliche Anstrengung, den großen König zu verhimmeln, mit kühler Stimmung betrachtet, so gelangt am Ende auch ein sonst ganz royal gesinnter Mensch zum Ausruf: „Nein, das ist doch rein zum demokratisch werden."

Warum hat Lessing, der unter einigen guten viele sehr fade und witzlose Epigramme fabricirte, nicht auf die falschen Groschen, die Friedrich, Ephraim u. Itzig in Compagnie unter die glücklichen Bewohner Schlesiens gebracht, ein Epigramm verfertigt? Das wäre eine würdige Aufgabe zu einer wahrhaft ethischen Satyre gewesen. Er war eben Secretär bei Tauentzin. Tauentzin hat nach seines Königs Zeugniß und den Zeugnissen der Zeitgenossen bei der Fabrikation nicht müßig zugeschaut, nur Lessing hat reine Hände bewahrt, wie uns Herr Düntzer, der sich auf den Bruder Lessing's beruft, versichert.

32. Wie es zu den Neujahrspflichten Lessing's gehörte, den König Friedrich mit Neujahrsoden zu bearbeiten; und wie Lessing selber über seine Friedrichsbegeisterung Witze macht. Das allgemeine Schweigen über Dühring!!! Gleim als Freimaurer. Auch die Loge hat ihm zu seinem „Ruhm" geholfen. Gleim's Loblieder und Lobsprüche auf Lessing, dem Leser zum stummen Genuß dargeboten.

Eine Erklärung wie Lessing zu seinen Königsoden gekommen, finden wir in dem ausgedehntesten Lob- und Verherrlichungswerke, das über Lessing geschrieben wurde*).

„Lessing hat bekanntlich auch einige Oden geschrieben. „Ich gebe ihnen mit Zittern diesen Namen", heißt es in der Vorrede

*) G. E. Lessing. Von Danzel, Guhrauer, Maltzahn und Boxberger. 2. Auflage. Berlin, 1880. Erster Band, S. 126.

der Schriften und wer kann zweifeln, daß dies das Feld nicht war, auf dem er groß werden konnte? **Es wird zu seinen Pflichten (!!)** als Verfasser des gelehrten Artikels in der Voß'schen Zeitung **gehört haben, den Jahresanfang und den Geburtstag des Königs zu besingen** *) und daran haben sich dann noch einige andere Versuche der Art angeschlossen. In der That, macht er sich selbst bald darüber lustig; er schreibt an Gleim XII. 82 M. 99. H. XX. 1, 109) **„„Sie verlangen von mir eine Ode auf Ihren König.** Ich bin auf Ihr Anrathen bei Halberstadt den alten Junker hinangeklettert und habe ihm den steinernen Bart gestreichelt, obgleich ich mir meines Schwindels nur allzu bewußt war. Warum sollte ich mich auf Ihr Wort nicht noch höher versteigen?"" — —

Es ist ebenso aufklärend als interessant, zu erfahren, und zwar aus der Feder Lessing's, daß der königliche Obercantor Gleim (dem Lessing notorisch für Abhilfe in seinem beständigen Geldschmerze verpflichtet gewesen ist) diesen für das Fach der königlichen Gratulationsoden gewonnen hat. Der König hat gegeben, der Gleim hat gegeben und Lessing hat gegeben; der König hat dem Gleim eine gute Pfründe gegeben, der Gleim hat dem Lessing ein gutes Geld gegeben und der Lessing hat berühmte Oden gegeben, die mit den versilberten Groschen des Juden Ephraims gleichwerthig gewesen sind! Es soll uns nicht wundern, wenn uns Literarhistoriker anschnarchen und auch diese Oden noch wunderbar finden würden; wenn diese Autoren einen Grund für diese Bewunderung haben (wie Gleim und Lessing sicher einen Grund für ihre Oden gehabt haben), so wollen wir mit ihnen nicht rechten. Denn der Mensch will leben und das Odenmachen wird ebenso wenig zu den unehrlichen Geschäften gerechnet, als das Odenloben. Mendelssohn, Lessing's Freund, war wieder nicht in der Stimmung, Friedrich II. mit Oden zu verherrlichen; denn als man Mendelssohn

*) Diese Gedichte tragen aber auch sämmtlich das pflichtmäßige Gepräge an sich; Lessing hat es ja an seinen Bruder Carl selber eingestanden, daß er um Geld zu schreiben genöthigt war und daß das Geld natürlicher Weise sogar von Einfluß auf die Materie gewesen, „wovon ich schreibe".

als einen jüdisch-preußischen Aristoteles in die königliche Akademie hineinbringen wollte, hat Friedrich II. seinen Namen gestrichen; diesen schlechten Streich konnte Mendelssohn sein Leben lang nicht verwürgen; und er hat dem großen Friedrich, wo und wie es nur ohne Gefahr geschehen konnte, eine kleine Klampfe angehängt! Die Juden sagen, der König hätte dies gethan, weil Mendelssohn ein Jude war, und die Philosophen sagen, der König hat es gethan, weil Mendelssohn kein Philosoph war. Und am Ende haben Alle Recht, die Juden und die Philosophen und der König! und der Mendelssohn auch — denn das Recht, sich selber für einen Philosophen zu halten — darf man Niemand streitig machen.

Dieser entsetzliche Dühring, er hat es gewagt die Grundfesten des Lessingtempels mit Dynamit in die Luft zu sprengen, die Mauern stürzen, Rauch und Staub qualmt auf, die Tempelflammen sind in Schutt erstickt und die Lessingspriester mit bleichen Gesichtern stehen stumm ringsum! Warum hat aber Dühring auch nicht Düntzer's Leben Lessing's gelesen? Vielleicht hätte er sich dann gar nicht getraut gegen den geistreichen Düntzer aufzutreten! Düntzer verhält sich aber mäuschenstille, er rührt sich nicht und regt sich nicht, es hat den Anschein, als ob er eine — — Demonstration über das ganze Gesicht bekommen hätte.

Als Lessing einen verdienten Lohn für seine Hingabe an Friedrich, für eine, wie es der Poesie anzusehen, sehr selbstquälerische Odenarbeit erlangen sollte, verdarb ihm Voltaire das Spiel. Roquette *) berichtet: „Von Seite seiner (Lessing's) Freunde fehlte es nicht an Bemühungen um eine Lessing's würdige Stellung in Preußen, allein vergeblich. Selbst als später der erste Platz an der königlichen Bibliothek in Berlin frei und Lessing dem König dafür vorgeschlagen wurde, sollte sich zeigen, daß Lessing im Staate Friedrich des Großen auf keinen Wirkungskreis hoffen dürfte. Denn durch keinen geringeren war der König gegen Lessing eingenommen worden, als durch Voltaire, so daß er ein für allemal nichts von ihm wissen wollte.“ — —

---

*) Roquette. Geschichte der deutschen Dichtung. Stuttgart 1881. 3. Aufl. 2. Bd. S. 136.

Wir werden bei: Straußens Voltaire die Differenz Lessing's mit Voltaire historisch ohne Radir- und Polirversuche bringen.

Wir haben Lessing's Lob über die Gleim'schen Kriegslieder kennen gelernt. Gleim war außerordentlich dankbar, wer ihn lobte, den lobte er auch, während er diejenigen, die ihn nicht als den deutschen Horaz anerkennen wollten, in seiner Bescheidenheit als Schufte in Verruf zu bringen suchte. Da verstand er keinen Spaß, der deutsche Horaz.

Matthison erzählt in seiner Selbstbiographie *):

„Gleim las (in der Pfingstwoche 1779 in der Loge zu Aschersleben) einige Scenen aus Lessing's „Nathan" vor, unter anderen die Parabel von den drei Ringen, und ergoß über das herrliche Ganze sich in Lobsprüchen, die aus tiefer Gemüthfülle strömten. Zum Patriarchen, der auf dem großen Gemälde als die einzige schwarze Figur so grell gegen die weiße Gruppe der übrigen absticht, konnte seiner Meinung nach dem Künstler Niemand anderer gesessen haben, als der Pabst Hamoniens (Pastor Götze), mit welchem jener als Vertheidiger des Wolfenbüttler Ungenannten eben in offener Fehde begriffen war."

An Lessing schrieb Gleim, 26. Juli 1779, aus Lauchstedt. (LXIII. S. 627.)

„Drei Wochen bin ich hier, mein Theurer! In diesen drei Wochen war Nathan mein einziger Begleiter. Ich habe ihn studirt, ihn vorgelesen und ich möchte so gern in einem Buche von 24 Bogen beweisen — was beweist man nicht? — daß Sie etwas Besseres nicht machen können. Vortrefflich ist Alles, Fabel, Vers, Ausdruck. Wenn ich's nicht gleich nach Empfang der Exemplare, mein bester Lessing, Ihnen sagte, so ist es verschoben, weil ich ein Buch darüber schreiben wollte. Bücher genug werden darüber geschrieben werden. Gott weiß, von welchen Bücherschreibern! **) Urtheile der Bosheit und der Dummheit höre ich schon. Zum besten der Menschen einen Juden, zum

*) Fr. v. Matthison's literarischer Nachlaß, nebst einer Auswahl von Briefen seiner Freunde. I. Bd. Berlin. Mylius 1832. S. 276.

**) Hier ist der Seher Gottes wirklich Prophet gewesen. Freilich setzte er wehklagend hinzu: Gott weiß, von welchen Bücherschreibern. Wir werden die unterhaltlichen Urtheile und Berichte über Lessing in einer eigenen Schrift vorlegen.

schlimmsten einen Christen zu machen, welch' ein Verbrechen! Auch haben die Christen deshalb, sagt man, ihn den besten der Menschen, schon Landes verwiesen. Nicht übel, denn nun erst wird man ihn suchen und weiser werden." —

Dieser Gleim'sche Beweis kommt sehr häufig vor, selbstverständlich ist er außerordentlich stichhältig, nur Bosheit und Dummheit kann den Nathan tadeln, und dagegen ist es ein Beweis von Edelmuth und Weisheit, den Nathan zu loben.

Die Freimaurer (von damals nur, versteht sich) waren von ihrer Weisheit, deren sie sich in den Logen immer gegenseitig versicherten, so überzeugt, daß sie keine Zweifel darüber aufkommen ließen, ebenso waren sie auch von der Dummheit des Volkes überzeugt, welches mit den Ansichten der Loge nicht einverstanden war. Sie hielten an dieser Ueberzeugung um so fester, weil es eben ihre einzige war, worin aber eigentlich ihre Weisheit bestand (und besteht), das ist eben Geheimniß der Loge, das braucht Niemand zu erfahren und wird sein Leben lang auch Niemand erfahren. Es ist die heimliche Weisheit.

Wir wollen zum Schlusse für unsere historische Unparteilichkeit noch ein Zeugniß geben, indem wir sämmtliche Lobsprüche, welche Gleim über den Lessing gemacht, mit genauem Band- und Seitencitat anführen.

5. Bd., S. 18. Auf Lessing's Grab:

„Steh', Wanderer, und sprich ein kluges Wort mit dir,
Nathan, der Weise, ruhet hier."

S. 38. Gott, der Herr und Lessing.

„Den weisen Salomon schuf Gott der Herr,
Den weisen Nathan aber schuf uns Er."

S. 88. Lessing's Leben von Herder:

„Sein Held wird nicht beschämt mit Lobesüberfluß,
Lobrede sagt er nicht, und lobt wie Plinius."

S. 111. An Lessing 1779.

„Die Hündchen bellen. — Wie so viel
Der Hündchen um Dich her:
Dachs, Möpschen, Pudel, Spitz, Isländer und Windspiel
Fällt an und läuft beiher.

Welch' Knurren, Gauen, Murren, Ach und Weh,
Geheul und Kling und Klang,
Die Hündchen mögen bellen, geh,
Du Dogge, Deinen Gang!"

Gleim hat in seiner Naturbetrachtung nur übersehen, daß es nicht nur bellende Dachse, Möpschen, Pudel u. s. w. giebt, sondern auch wedelnde.

Der Literarhistoriker soll sich weder dem einen, noch dem anderen Hunderudel anschließen, er soll weder bellen, noch wedeln, sondern die historische Wahrheit über den Charakter der Dichter berichten, unbekümmert, ob die bellenden — ihn anwedeln und ob die Wedelnden ihn anbellen. Der Literarhistoriker soll somit nach Gleim's und Friedrichs Redeweise: Dachse, Möpse, Pudel, Spitz, Isländer — jeden nach seiner Façon — bellen oder wedeln lassen.

Wenn Gleim den Lessing in seinem Hundegedicht den Dachsen, Möpsen, Pudeln u. s. w. gegenüber auch zu einen Hund erniedrigt, wenn es auch eine Dogge ist, so hat der Gleim dem Lessing nichts weniger als ein Compliment gemacht, sondern ihm sogar groß Unrecht gethan.

Um sich als Mensch entschieden von den Hunden abzugrenzen, muß man über die bellenden und wedelnden lachen können, das Lachen gehört zu einem sicheren Unterscheidungskennzeichen zwischen Menschen und Hunden, denn lachen kann nur der Mensch; bellen, wedeln und beißen sind Eigenschaften, die viele Menschen mit den Hunden gemein haben. Somit eine wahre Hundegemeinheit.

Wenn wir zur Erklärung des Gleimcharakters einige komische Partien und Ereignisse aus Lessing's Leben angeführt haben, so werden wir schon am gehörigen Orte das Leben und die Arbeiten des Dichters auch nach ihrem ganzen Gehalt ernsthaft zu behandeln wissen, freilich dann auch nachweisen, daß er nach Eichendorff's Ausspruch wohl oft einen Anlauf genommen, um zur Wahrheit zu gelangen, daß er aber in der Einseitigkeit der Verstandescultur und des Begriffslebens „vom Dämon seines Scharfsinns nahe an der Schwelle des Allerheiligsten unbefriedigt" untergegangen ist.

Die Dichter mit ihren Werken und die Literarhistoriker mit ihren Urtheilen werden sehr oft vom Strom der herrschenden

Mode mit fortgerissen, vor 100 Jahren hätte man ein Urtheil über Gleim (Halladat und Kriegslieder) im vorliegenden Style nicht wagen dürfen. Ach, und über wie viele Celebritäten neuester Zeit wird man in 100 Jahren überhaupt noch urtheilen?

Dem alten Gleim ist wenigstens noch von seiner komischen Seite einiges Interesse abzugewinnen.

Wir haben ihn in den Kreis unserer Betrachtung gezogen, weil er als einer der ersten antichristlichen Aufklärer sich hervorzuthun bestrebt war und mit seinem Halladat allen Ernstes bei den Katholiken die Kirche, bei den Protestanten die heilige Schrift unmöglich machen wollte.

Halladate erscheinen in den verschiedensten Formen: in Gestalt von philosophischen Systemen, von poetischer Philosophie, sie heben sich gegenseitig selber auf und in 100 Jahren wird man über viele sensationelle Erscheinungen der Gegenwart gerade so lächeln, wie jetzt über das Halladat.

Erste Wiener Vereins-Buchdruckerei.

Max Schiessleder

Bibl.-No.

Hau- und Bau-Steine

zu einer

Literatur-Geschichte der Deutschen

Wahrheit und keine Dichtung

von

Sebastian Brunner.

> Bis in die innersten Herzensfalten
> Haben die Herren genau sich gekannt,
> Ist es erlaubt: für wahr zu halten,
> Was sie sich gegenseitig genannt?

Zweites Heft.

Voßens Luisen-Tempel.

Wien, 1885.

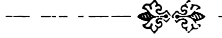
Verlag von Heinrich Kirsch, Singerstraße 7.

Vossens
Luisen-Tempel.

Von

Sebastian Brunner.

Man mußt' vor 100 Jahren
Beim Lesen von Luisen
Vor lauter Rührung niesen;
Jetzt hat man mehr erfahren
Und kann es anders machen:
Man darf beim Lesen — lachen!



Wien, 1885.
Verlag von Heinrich Kirsch, Singerstraße 7.



1. Wie Voßens Philisterei, aufgeklärte Pfarrhöfelei und überschwängliche Naturduselei auch von ehrenhaften und gelehrten Protestanten verurtheilt wird.

Wir haben Gleim als einen verunglückten Propheten der Halladat-Religion kennen gelernt, und lassen hier einen zweiten ebenfalls verunglückten Religionsstifter nachfolgen, der noch weitaus mehr Stoff für Unterhaltung darbietet — es ist der alte Voß, der Stifter der neuen Hottentottenreligion und des Toleranz-Fanatismus. Wir werden im Verlaufe unserer Abhandlung aus Voßens Aeußerungen darthun, was er für große Stücke auf seine Luise und auf den glücklichen Vater derselben, auf sich selbst, gehalten hat.

Wir widmen der Luise eine eigene Abhandlung, die Schrift verdient es; der Beifall, mit dem sie bei ihrem Erscheinen aufgenommen wurde, charakterisirt das ganze damalige Lesepublikum und die übergroße Genügsamkeit desselben. — Unsere Aufgabe wird es zunächst sein, den theologischen Unsinn, der im Kramladen der Luise an Mann gebracht werden sollte, in seinem wahren Lichte zu zeigen.

Wir betonen es, daß selbst gelehrte protestantische Christen der neueren Zeit den Aufklärungsschwindel, welcher in den Hexametern der Luise dem Leser vorgehämmert wird, geradewegs verurtheilen.

Eine eingängige Schilderung des Voß'schen Lebens und Treibens, besonders bezüglich der religiösen Frage, wird in der Manier der Gleimbesprechung nachfolgen. Wir haben in Betrachtung der Luise und des Voßlebens den bedeutenden Fond von Humor, der in diesen Thematen so ziemlich am Tage liegt und keines müheseligen Forschens bedarf, dargelegt, um dem Leser ferne von jeder Declamation, jeder Ereiferung, jedem Fanatismus, eine mitunter auch lehrreiche Unterhaltung zu verschaffen.

Zuerst wollen wir ein ebenso achtbares, als gelehrtes Mitglied des protestantischen Predigerstandes vernehmen. Dr. Herbst, der sich Jahre lang mit dem Leben Voßens beschäftigt hat, urtheilt über die Luise: *)

„Namentlich hat man oft und mit Recht darüber geklagt, daß Voß in unermüdlicher Wiederholung und sich selbst copirend, auch in der Luise zu viel schmausen läßt. Ganze Seiten kamen uns wie ein Capitel aus einem Kochbuche vor — in Hexametern, und man ist versucht, mit dem Pfarrer von Grünau allen Mithandelnden, die auch Mitessende sind, zuzurufen: „Meine Kinder, ich wünsch' Euch eine gesegnete Mahlzeit."

„Aber dies ganze Gebrechen wurzelt wieder in der ganzen Art und Structur des Gedichtes."

„Das Pfarrhaus hat eben seit der Reformation wechselnde Formen angenommen. Wir kennen nach classischer Zeit der Kirchenerneuerung bis zum Anfang dieses Jahrhunderts ein Pfarrhaus der Orthodoxie, des Pietismus, des Rationalismus. Jede von diesen Phasen hat ihre eigene, von den anderen verschiedene Färbung. Nun wollte Voß freilich das Ideal eines Pfarrhauses zeichnen, natürlich aber hat er das des Rationalismus, also einer verschwindenden Zeitform gezeichnet, das unmöglich die Nachlebenden, in denen ein wesentlich anderes Bild dieses Amtes lebt, befriedigen kann." Es schrumpfte des Dichters Pfarrer zu der vagen Bestimmung zusammen, „der Natur und der Menschlichkeit weiser Verkünder zu sein."

„Nach diesem Muster ist der Pfarrer von Grünau gezeichnet: ein Garten- und Menschenfreund, zu Hause in Küche und Keller, nutzenstiftend nach allen Seiten, gesprächig, ja geschwätzig, tolerant und doch eifernd, hausväterlich im Schlafrock und in der Schlafmütze, bei Pfeife und Zeitung, aber so daß es ihm in all' dem häuslichen Behagen durchaus an Weihe und Tiefe gebricht. In ihm erscheint ganz nach der Art der Aufklärungsrichtung das eigentlich Charakteristische des evangelischen Pfarramtes verwischt und verblaßt. Vor Allem fehlt die Beziehung zur Kirche, dem Lebenselement des Geistlichen, fast völlig. Wie nahe lag es z. B., eines der großen

*) Johann Heinrich Voß. Von Dr. Wilhelm Herbst, 3 Theile, Leipzig, Teubner 1872—1876.

christlichen Feste, Weihnachten etwa, mit seiner reichen Fruchtbarkeit auch für die Idylle heranzuziehen, und dadurch einen kirchlichen Hintergrund zu schaffen, ein wahres Wirkungsfeld des Pfarrers. Ist aber der Pfarrer abgeschwächt zum Träger allgemeiner Humanitätsideen, so geht dieser Geist vom Haupt auf sämmtliche Glieder aus, bis hinab zu den Dienstboten in ihrer freien Vertraulichkeit." — — In diesem Geist beurtheilt Herbst die Luise noch vier Seiten lang fort und kommt zum Schlusse: „Das Gedicht hat seine Zeit gehabt und sein Nachleben fristet sich nur noch durch literarhistorische Vermittlungen und Auffrischungen."

2. Die sonstige Spießbürgerlichkeit und Sentimentalität im Luisencultus.

Wenn sich nun auch der Luisencultus im Ganzen überlebt hat, so dürfte es doch zu viel sein, zu meinen, die „Luise" friste ihr Leben nur noch durch literarhistorische Vermittlungen. Sie wird noch fleißig in den Classikersammlungen aufgelegt und aufgekauft. Junge Leute sind immer noch der Meinung, man müsse, um bei eventuellen Gesprächen über deutsche Literatur seinen Text mit hineingeben zu können, das Poëm doch gelesen, und wenn auch mit einiger Langweile beim Lesen, hinuntergewürgt haben.

Das beständige (oft dem Hexameter zu liebe) Loben der darin nichtsthuenden als kaffeekochenden und sich gegenseitig bewundernden Persönlichkeiten — die kleinliche Philisterei und Spießbürgerlichkeit — das absichtliche Hervorkehren eines ebenso abgeschmackten als unhaltbaren, aller Positivität im Christenthume baaren Rationalismus in einem Pfarrhause, dieses Ausgleichen aller Religionen mit dem kalten Bügeleisen des Indifferentismus, die in's Komische fallende Sentimentalität, mit welcher selbst „geblumte Schlafröcke" angelegt und Pfeifen (an langen Rohren) gestopft werden, das mit beständigem Kaffeeduft (vom Rösten und Sieden der Bohnen) durchzogene Pfarrhaus, das Alles nöthigt den Leser, der sich mit dem Fortschreiten der schönen Literatur im Schritte erhalten hat, zu einem ununterbrochenen Lächeln.

3. Wie Voß seine verzwickte Weltanschauung unter dem duftigen Laubwerk einer Idylle zu verbreiten sucht.

Bevor wir die komischen Partien der „Luise“ in Betrachtung ziehen, wollen wir uns den Tendenzkern des Gedichtes herauslösen. Wie Voß überhaupt in seinem ganzen Leben, Wirken und sonstigem Dreinschlagen, Hetzen und Intriguiren durchaus keine harmlose Persönlichkeit war, für welche er von vielen, die ihn nicht näher kennen gelernt haben, gehalten wird, so ist er es auch bei Anfertigung dieser Idylle nicht gewesen.

Er machte seine Luise zur Apostolin der unhaltbarsten „Universal-nicht-religion.“

Wir lassen hier wieder das Urtheil eines sehr achtbaren protestantischen Gelehrten folgen:

Wolfgang Menzel sagt von Voß:

„Selbst sein Fanatismus gegen das christliche Mittelalter war nur mit einem dürren Rationalismus gepaart. Es ist charakteristisch, daß er schon die Einführung des Christenthums in Deutschland mit diesem Hasse begrüßt. Der heidnische Wodan wäre nach Voß ein viel reinerer, vernünftigerer, humanerer Begriff gewesen als der christliche Jehova.“ —

Daß Gott als Begriff, d. h. als Weltbegriff, genommen, keine Persönlichkeit, also auch nicht transcendent sein könne, sondern mit der Welt identisch, d. h. eins und dasselbe sein müßte, das ging über den Tonwellenkreis des theologischen Trompeters weit hinaus, der nur immer von seinen eigenen Musikstücken bezaubert gewesen ist. Er hatte sich gegen alle Kritik, in seinem beschränkten Kreis abgeschlossen und verkehrte am Ende in Heidelberg, nachdem er mit aller Welt in Feindschaft lebte, nur mit dem gleichgesinnten, alten Kirchenrath und Rationalismus-Apostel Paulus, der bekanntlich auch öfter mit der deutschen Sprache in die bedenklichsten Conflicte gerathen ist, was wir im Verlaufe einer Lebensgeschichte Voßens mit Belegen aus den modern-paulinischen Sprachübungen nachweisen werden.

Es muß hervorgehoben werden, daß sich Voß auf seine Ollapotrida-Theologie, auf Gleichstellung und Durcheinandermengung aller Religionen, ein gutes Stück eingebildet hat. Voß war, wie es Menzel nachgewiesen, eigentlicher Fanatiker des Nihilismus.

In seinem Penseroso (Voß hielt sich für einen tiefen Denker, ein Umstand, der oberflächlichen Nichtdenkern sehr häufig passirt) sagt er:

„Und bet', o heilige Natur! dich an mit Zeno Epicur!
Pythagoras und Sokrates, und Plato und Diogenes,
Dich Weltgeist hehr, und unbekannt, den Weisen wird er nur genannt,
Jehovah, Jupiter und Thot, Zeus, Oromazes und Gott."

Menzel fügt bei:

„Fünf Fabeln widmet Voß den „Lichtscheuen", worin er den Papst als Oberuhu auftreten läßt. Voß erkennt nur den Cultus der Freimaurer an." *) —

Er läßt den Weltgeist hehr und unbekannt sein, wenn aber der Weltgeist unbekannt ist, woher weiß dann Voß, daß er hehr ist? Wir werden nachweisen, daß Voß in seiner Aufklärungsextase und in seiner hohen Meinung von sich selbst oft den colossalsten Unsinn zusammengehämmert hat.

Der Sohn Voßens, Wilhelm, nannte seinen Vater einen Apostel der Wahrheit, zu dem die Familie in „staunender Ehrfurcht" hinansah. Ueberhaupt war mit Voß nur auszukommen, wenn man ihn unablässig anräucherte. Was Gleim an Voßens Frau schrieb: „Sie glauben es gar nicht, wie wir einander gelobt haben" **), das galt auch in der ganzen Voß'schen Familie; das neue Patriarchenthum des Alten bestand nur darin, daß er sich für den einzigen Vertreter des Weltgeistes hielt, wenn er mit dem großgeblumten Schlafrock, gelben Pantoffeln und dampfender langrohriger Pfeife, als ein sehr unglücklicher Nachahmer des alten Patriarchenthums, in seinem Hausgarten herumrumorte.

---

*) Deutsche Dichtung von Menzel. Stuttgart, 1859. III. Band. S. 63 und 80.

**) Voßens Briefwechsel. Herausgegeben von seinem Sohne Abraham Voß.

4. Wie Voß den Pfarrer von Grünau als Apostel hinaussendet, um die Lesewelt mit seiner Naturtheologie gefühlvoll anzusäuseln, und wie Voß das Herumschleppen der Sprößlinge des Pfarrers für die schönste und höchste Aufgabe des Naturpriesters hält.

Vernehmen wir nun die Entwicklung der Voß'schen Theologie. Der ehrwürdige Pfarrer von Grünau verkündigt diese Weisheit „der alten verständigen Hausfrau" und seiner „Tochter", dem „rosenwangigen Mägdlein."

Er fängt in Rücksicht auf das weibliche Auditorium außerordentlich sentimental an, um bald darauf, wenn er den glänzenden Schlangenbalg abgestreift, gegen Katholiken und Protestanten, die nicht auf seinem nihilistischen Niveau sich befinden, losschlagen zu können.

Wir werden die Verse des dogmatischen Compendiums (Voß'scher behexameter-ter Katechismus) mit numerirten Zeilen bringen, dann den fadenscheinigen Zündel in die Lauge legen, um die halbvermorschten Versfäden genauer untersuchen zu können.

1 Weißt Du, Frau, wie es einst nach langer Dürre geregnet,
Und ich, Luis' auf dem Arme, mit Dir in der Frische des Gartens
Athmend ging; wie das Kind nach den farbigen Bogen emporgriff,
Und mich küßte; Papa! Da regnet es Blumen vom Himmel!
5 Streut die der liebe Gott uns Kinderchen, daß wir sie sammeln? —
Ja, der den Bogen der Huld ausspannete, streuet vom Himmel
Blumen und Früchte herab, ein allvorsorgender Vater;
Daß wir mit Dank einsammeln und Kindlichkeit! Denk' ich des Vaters,
O, dann hebt sich mein Herz und schwillt voll regerer Inbrunst
10 Gegen unsere Brüder, die rings umwohnen das Erdreich:
Zwar vielartig an Kraft und Verstand; doch des selbigen Vaters
Kindlein Alle, wie wir; von einerlei Brüsten genähret!
Und nicht lange, so geht in der Dämmerung Eins nach dem Andern
Müde zur Ruh', vom Vater im heimlichen Lager gesegnet,
15 Hört süßträumend der Winde Geräusch und des tropfenden Regens,
Schläft und erwacht am Morgen gestärkt und helleres Sinnes.
Wonne dereinst, wann Alle der heilige Morgen uns aufweckt!
„Wahrhaft lernen wir dann, daß Gott die Person nicht ansieht,
„Sondern in allerlei Volk ist, wer ihn fürchtet und recht thut,
20 „Angenehm dem Vergelter!" O Himmelswonne! wir freun uns
Alle, die Gutes gethan nach Kraft und redlicher Einsicht,
Und die zu höherer Kraft vorleuchteten; freu'n uns mit Petrus,
Moses, Konfuz und Homer, dem liebenden, und Zoroaster,
Und, der für Wahrheit starb, mit Sokrates, auch mit dem edeln
25 Mendelssohn! Der hätte den Göttlichen nimmer gekreuzigt!

Ihm antwortete d'rauf der edle bescheidene Walter:
Er nicht! Doch es bedräun noch Pfäfflinge, heute wie vormals,
Wen Gott rief, zu erlösen den Geist aus Banden der Willkür.
Traun! Es empört, wenn ein Kind, das der bildlichen Rede des Vaters
30 Weniger dumpf, aufmerkt im dämmernden Licht der Erkenntniß,
Sich das erwähltere dünkt, das einzige! Wenn es die Brüder,
Die um Sokrates einst der Menschlichkeit Höhen erstrebet,
Neidisch entehrt in der Gruft; und den noch unmündigen Anwachs,
Oder wer, kundiger schon, die geheimnißvolle Belehrung
35 Faßte mit anderem Sinn und ahnete, diesen gewaltsam
Schilt und martert und würgt! Man erzählte mir neulich ein Mährlein.
Einstmals kam ein Todter aus Mainz an die Pforte des Himmels,
Poltert' und rief: Macht auf! Da schaute der heilige Petrus,
Leise die Thür aufschließend, hervor und fragte: Wer bist Du?
40 Trotzig erwiderte jener, den Ablaßzettel erhebend:
Ich? Ein katholischer Christ, des allein heilbringenden Glaubens!
Setze Dich dort auf die Bank! antwortete Petrus verschließend.
Hierauf kam ein Todter aus Zürich an die Pforte des Himmels,
Poltert' und rief: Macht auf! Wer bist Du? fragte der Jünger.
45 Ich? Ein calvinischer Christ, des allein heilbringenden Glaubens!
Dort auf die Bank! rief Petrus. Da kam auch ein Todter aus Hamburg,
Poltert' und rief: Macht auf! Wer bist Du? fragte der Jünger.
Ich? Ein lutherischer Christ, des allein heilbringenden Glaubens!
Dort auf die Bank! rief Petrus und schloß. Nun saßen die Gegner
50 Friedsam neben einander und sah'n, voll stiller Bewunderung,
Sonnen und Mond' und Gestirn' aus scheinender Irre geordnet
Zum einträchtigen Tanz; auch hörten sie rauschen harmonisch,
Im viellautigen Chore, der seligen Völker und Engel
Hallelujagesäng' und athmeten Blüthe des Lebens.
55 Aber ihr Herz schwoll über von unaussprechlicher Inbrunst,
Und es erhub sich entzückt ihr heller Gesang: „Wir glauben
„All' an einen Gott!“ — Da mit einmal sprangen die Flügel
Auf mit Getön, daß weit von goldenem Glanze der Aether
Leuchtete. Petrus erschien und sprach mit freundlichem Lächeln:
60 Habt ihr jetzt euch besonnen, ihr thörichten Kinder? So kommt denn!
Also redeten Beid' in traulicher Herzensergießung,
Unter dem heiteren Blau des allumfassenden Himmels;
Gottes lebende Wind' umwehten sie. Aber der Alte
Senkte den Blick tiefsinnig und saß in starrer Betäubung;
65 Wie wenn er predigen sollte, das Herz voll Worte des Himmels;
Ernstvoll regt' er das Haupt; ihm bebte die Thrän' an den Wimpern.
Alle zugleich nun schwiegen und schaueten jenen bestürzt an. *)
Und mit erhobener Stimme begann der Verkündiger Gottes:
Liebet Euch! redet der Herr; und brüderlich duldet einander!
70 Aber die höllische Pest Unduldsamkeit scheucht in den Abgrund!

---

*) In älterer Ausgabe heißt es:
All' schwiegen zugleich und sah'n auf ihn mit Bewunderung.

Betrachten wir nun die Voß'sche Theologie partienweise.

Vers 1—4. Sonderbar, als ob es die höchste Blüthe des Pfarramts wäre, ein Töchterchen im Garten herumzuschleppen und die nebenher müßig gehende Gattin mit sentimentaler „Naturtheologie" anzusäuseln.

Um den eventuellen Vorwurf: wir hätten hier auf ein Lächerlichmachen ehelichen Lebens und ehelichen Glückes gedacht, abzuwehren, wollen wir uns über diesen Gegenstand des nähern auslassen.

Auch die katholische Kirche hat verheiratete Pfarrer. In jenen Ländergruppen, in welchen schismatische Griechen der Einheit der Kirche sich angeschlossen haben, ist es jetzt noch gestattet und in Uebung, daß alle, die vor der Priesterordination geheiratet haben, ihre Frauen in ehelicher Gemeinschaft fortbehalten können, bis die Frau durch den Tod von hinnen genommen wird. Es giebt also auch in der katholischen Kirche noch Tausende von Pfarrern, die in der Ehe leben.

Wenn wir nun über einen solchen katholischen Pfarrer, der seiner Pflicht als Seelsorger gewissenhaft nachkommt, ein besonderes Lob aussprechen wollten, so würden wir doch nicht jenen Umstand hervorheben und betonen, daß er wie ein alter sentimentaler Pantoffelheld seine Kinder im Arme herumschleppt, denn das kann ja jeder Taglöhner, Bauer, Spießbürger, Handwerker auch! Das ist eben das Freiwilligen-Jahr eines Familienvaters. Dieses Leibhirtenthum ist aber doch nicht eine absonderliche Zierde und ein geeignetes Lobmaterial für einen Seelenhirten. Voß hat den „würdigen Pfarrer von Grünau" gleich von vornherein zu einer komischen Figur gemacht.

5—8. Was wird denn aber der würdige Papa sagen, wenn ihm einige Meteorsteine an den Kopf fliegen oder wenn der Hagel eigroß ihn und Luisen überraschend auf beide niederwettert? — Diese Allvater-Allgüte und süße Natursentimentalität stoßt allenthalben auf furchtbare Hindernisse, die sich nicht beseitigen lassen. Wir empfehlen nachzulesen, was wir in der später folgenden Biographie Voßens aus des Protestanten Perthes Leben über diese Naturlobverhudelungs-Manier in sehr treffenden Stellen gebracht haben.

5. Wie Voß beim Siedepunkt der Religions-Melange anlangt, Petrus, Moses, Homer, Confuz, Zoroaster, Sokrates und den Berliner Seidenzeug-Fabrikanten und unverdaulichen Philosophen Mendelssohn in einen Topf wirft und von diesem Gebräu seine Universalreligion herabdestillirt.

16—20. Wenn Voß hier die Worte, welche Petrus im Hause des Cornelius sprach, als ein Postament zur Predigt für seine freimaurerische Allvater-Religion benützen will, so muß er vom biblischen Sockel heruntergehoben werden.

Mit einem aus dem Context herausgerissenen Bibelverse ist kein theologisches Geschäft zu machen; denn diese Stelle heißt ja offenbar: der Jude und Heide, der ohne seine Schuld Christum nicht kennt, hat eher Anspruch auf Christi Verdienst und kann mehr in Christi Namen beten, als der Christusläugner, der die ihm angebotene frohe Botschaft (das Evangelium) verwirft. Das Verständniß obiger Stelle erschließt deutlich genug Johann IX. 4. „Wenn ihr blind wäret, so hättet ihr keine Sünde, nun aber sprecht ihr: Wir sehen, darum bleibt eure Sünde.“ „Weil ihr sagt, wir sehen (sagt Augustin Tract. 44 in Joann.), so suchet ihr den Arzt nicht und bleibt in eurer Blindheit, der Herr kam ja zum Gerichte in die Welt, um über die Geister zu entscheiden, die Gläubigen und Bekennenden werden geschieden von den Hochmüthigen, welche sich rühmen, zu sehen, da sie doch mit Blindheit geschlagen sind.“ —

Bei Voß ist dies: Sich berufen auf eine Bibelstelle, noch dazu eine nicht nur wissenschaftlich versuchte, sondern auch eine juridisch nachweisbare Heuchelei — er verwirft und haßt ja, wie aus so vielen Stellen seiner Streitschriften zu ersehen, das ganze positive Christenthum und verfolgt die Verkünder desselben mit allen möglichen, auch mit den unehrlichsten Waffen der Perfidie und Denunciation — und hier soll man sich auf einmal durch ein salbungsvoll vorgebrachtes Citat, durch eine von ihm zu seinem Privatgebrauch herausgerissene Bibelstelle, auf seine Manier — erbauen.

V. 20—25. Hier sehen wir die Melange-Religion des 18. Jahrhunderts auf dem Höhenpunkt: Petrus, Moses, Confuz und Homer, Zoroaster, Sokrates und Mendelssohn: der den Göttlichen nimmer gekreuzigt hätte“. Keiner bekommt ein

Beiwort außer Homer, weil Voß den Homer übersetzt hat, ist er ihm selbstverständlich obige Reclame schuldig. Eine wahre sinnlos zusammengewürfelte Gesellschaft! wenn sie Voß wenigstens chronologisch geordnet hätte!! — Freilich für die Leute, denen dieses theologische Privatissimum gelesen wird, ist es genügend. Die „alte verständige Hausfrau" betet von vorneherein Alles an, was der redliche Pfarrer von Grünau orakelt; vom Moment an, wo er sich am Morgen — „festhaltend am Bettquast — auf seinem Lager herumdreht", bis Abends, wenn er den geblumten Schlafrock über einen Sessel hängt; aus seiner Pfeife die Aschenreste herausklopft — und das „lange, weichselduftige Pfeifrohr" in den Winkel stellt. Wir erlauben uns, dieses Sichzurruhebegeben des Pfarrers und seines Pfeifrohrs in Voß'schem Style fortzusetzen:

In den Winkel lehnt er das Pfeifrohr, das vielstrapazirte,
Daß es dort übernachte, in alter, bekannter Gesellschaft,
Bei Parapluis und Stecken mit zierlich gedrechselten Griffen,
Manche sind auch geschnitzt von dem redlichen Hannse, dem Hausknecht,
Der noch dumm wie die Nacht ist, und der keinen Begriff hat
Von dem Socialismus, der jetzt Alles verrückt macht;
Der auch verdirbt die Knechte des Hauses in einem Pfarrhof,
Daß sie nach besserer Behandlung verlangen und höherem Lohne.
Wenn das so fortgeht, dann weiß man wahrlich nicht, was man soll sagen!
Freiheit, das wäre schon recht, um flunkernd damit zu prahlen,
Aber im Hause, da soll noch verbleiben gemüthlich: die Knechtschaft.
Darum ist auch das alte Griechenthum sehr zu empfehlen,
Und der Homer, der göttliche, sei uns beständig ein Muster.
Nicht ohne Sclaven konnte bestehen die griechische Freiheit,
Und die Hausknecht-Race ist sicher Homerischen Ursprungs.
Ohne Sclaven giebt es Ilias und Odyssee nicht
Ohne Stallknecht und Kuhmagd kann auch nimmer bestehen
Selbst der redliche Pfarrer und der Menschlichkeit Priester;
Darum soll man dem Hannsen vorlesen aus dem Homer auch,
Daß er zufrieden sich gebe in sein Loos, dieser Tölpel,
Denn im Griechenthum wär' es ihm sicher viel schlechter ergangen.
Im Homer ist das Pflaster für alle Wunden der Menschheit,

Er ist alleine das Mittel, daß der „ländliche Pfarrer
Ja nicht verbaure“ und daß zufrieden bleib' das Gesinde,
Eingedenk, daß bei den Griechen auch immer Sclaven gewesen;
Darum soll auch das ganze Hausvolk Homer fleißig lesen.
Das sind so ungefähr die großen erhab'nen Gedanken,
Die den Pfarrer von Grünau quälen vor seinem Einschlaf,
Wenn er bequem sich umdreht, fassend den baumelnden Bettquast
Und sein Schlafgebet murmelt zum göttlichen Sänger Homeros.

6. Wie der edle bescheidene Walter in schwiegersöhnlicher Pietät den Wunderbalsam hinunterwürgt, Voß aber sich von dem Mendelssohn hat beschummeln lassen.

Auch der „edle bescheidene Walter“ schluckt mit stummer Rührung den theologischen Universalbrei hinunter, den ihm sein künftiger Herr Schwiegervater zu genießen giebt; es ist ihm in seiner Luisenhaftigkeit ganz gleichgiltig, was ihm der Alte vorschwätzt — und wozu würde denn dieser junge Mann dutzendweise „der edle bescheidene Walter“ genannt, wenn er am Abende vor der Hochzeit mit seinem „gelehrten“ Herrn Schwiegerpapa einen theologischen Krakehl anfangen wollte!

Der alte Pfarrer von Grünau, der eigentlich nur das Paket ist, in dem Voß seine theologischen Zuckerplätzchen an Mann zu bringen sucht, versteht keinen Spaß, er würde den bescheidenen Walter bei der Thüre hinausspediren; zudem hat der edle bescheidene Walter die theologische Drehorgel des Alten schon oft genug gehört, selbige ist eine „alte Leier“; wir schildern weiter im Luisenstyle:

Und im Hinblicke auf die zarte rosige Jungfrau
Ist ja bereit der verträgliche, edle, bescheidene Walter
Jeden Unsinn zu hören, den ihm der schwiegernde Vater
Vorschwätzt mit Unterbrechung des qualmenden Knastergedampfes.
Um ihn zu stärken, damit er den Schwefeldampf könne vertragen,
Giebt ihm zuweilen zu schlürfen die alte verständige Hausfrau
Einen Schluck von dem „köstlichen schwarzen levantischen Tranke“,
Und so hilft Alles zusammen zu einem harmonischen Ganzen:
Mit „großklumpigem Zucker“ wird versüßet der Kaffee,
Mit kleinklumpigen Phrasen würzt seine Predigt der Alte,
Denn er spricht immer voll Salbung im blumenreichen Gewande,
Wie es von Weitem verkündet sein großgeblumeter Schlafrock.

Daß der Ahnherr des sogenannten Reform-Judenthums, Mendelssohn, gleich nach Sokrates kommt, ist jedenfalls für Mendelssohn eine größere Ehre, als für Sokrates. Auch Mendelssohn bekommt das Beiwort „Edler“ und wird ihm vom Voß nachgeredet: „Der hätte den Göttlichen nimmer gekreuzigt“.

Wir haben schon wiederholt nachgewiesen*), daß Mendelssohn trotz seiner angeblich rationalistischen Auffassung des Judenthums dennoch seinen Haß und seine Abneigung gegen das Christenthum als jüdischen Orthodoxismus getreulich aufbewahrt hat und daß er ein echter Talmudjude geblieben ist.**)

Jene, welche zur Zeit des Mendelssohn meinten, er sei deshalb dem Christenthum nahe, weil er sich den Anschein gab, vom talmudistischen Judenthum zurückzuweichen, und weil er sich scheinbar auf den Isolirschemel des rationalistisch gefärbten Judenthums setzte, haben kein Verständniß von der Psychologie des Reformjuden. Hier soll dieses Thema durch Mendelssohn's eigene Worte, die uns ebenfalls ein Jude aufbewahrt hat, beleuchtet werden. Man irrt sich überhaupt, wenn man meint, die sogenannten rationalistischen oder Reformjuden wären gegenüber dem orthodoxen Judenthum indifferent geworden. Dem Mendelssohn wurde vom Erbprinzen von Braunschweig und von Lavater einmal zugemuthet: er könne ja Christ werden, da er den Kern des Judenthums ohnedies rationalistisch aufgelöst habe. Dr. Stern berichtet darüber wörtlich:

„Von besonderem Interesse ist unter Anderem ein Briefwechsel, der sich zwischen Mendelssohn und dem Erbprinzen von Braunschweig-Wolfenbüttel bei dieser Gelegenheit entspann, denn nirgends hat Mendelssohn sich offener und entschiedener über die Lehre des Christenthums ausgesprochen, als in einem Schreiben an den Herzog, das er infolge einer ausdrücklichen Aufforderung im Januar 1770 an denselben richtete: Es heißt in diesem Schreiben***) unter Anderem: Zum Zeugniß, daß Mendelssohn die Pflicht eines Glaubens anerkannt, der mit der Vernunft im Widerspruch steht (!!) „„Wenn ich (d. i. Mendelssohn) diese Lehre des neuen Testamentes im alten Testament fände, so

---

*) Joseph II. von Sebastian Brunner, Freiburg, Herder, 1874, S. 183–184.

**) Kaiserling: Mendelssohn.

***) Geschichte des Judenthums von Mendelssohn bis auf die Gegenwart von Dr. Stern. Frankfurt, Richter, 1857, S. 82.

würde ich auch das alte Testament verwerfen müssen, und wenn ein Wunderthäter, sie zu bewähren, vor meinen Augen alle Todten erweckte, die seit Jahrhunderten begraben wurden, so würde ich sagen: Der Wunderthäter hat Todte erweckt, aber seine Lehre kann ich nicht annehmen.“ — —

7. Wie bewiesen wird (mit Mendelssohn's eigenen Worten), daß dieser schwache Philosoph trotz seines zur Schau getragenen sentimentalen Rationalismus ein starker Talmudjude geblieben ist.

Wir werden nach dem Zeugnisse jüdischer Biographen sehen, daß Mendelssohn trotz seines sentimental zur Schau getragenen Rationalismus ein selbstausgesprochener Talmudjude geblieben ist, und man kann dem Voß seinen Mendelssohn (der den Göttlichen nimmer gekreuzigt hätte) als einen mit dem ganzen Haß gegen das Christenthum ausgestatteten Urjuden auf der Retourpost zurücksenden.

Aber noch was, man muß diesen Herren im Handel, aber auch in der Literatur immer auf die Finger schauen. Auch Herr Kayserling*) erzählt diesen Bekehrungsversuch und sagt (S. 220):

„Mendelssohn gehorchte und beantwortete die ihm vorgelegten Fragen am 23. Jänner 1770 mit einer solchen Entschiedenheit und Offenheit, daß er selbst den Prinzen ersuchte, das freimüthige Bekenntniß Niemand zu Gesicht kommen zu lassen. Nie hat sich Mendelssohn so kühn und unerschrocken**) über das Christenthum ausgesprochen, als in seinem Schreiben an den Prinzen: Nicht ohne Rührung (!) kann man den Schluß dieses Schreibens lesen. Welche Seelengröße spricht sich darin aus: „Durchlauchtigster Prinz! Ich fürchte meiner Feder allzu freien Lauf gelassen zu haben und würde somit untröstlich sein, wenn ich das Unglück hätte, durch allzu große Freimüthigkeit mir Eurer Durchlaucht Ungnade zuzuziehen. Ich

*) Moses Mendelssohn. Sein Leben und seine Werke. Von Dr. M. Kayserling, Leipzig, Herm. Mendelssohn, 1862.

**) Und „von so grimmigem Judenhaß erfüllt“, hätte Kayserling hinzusetzen sollen.

breche mit Zittern ab und erwarte mein Schicksal mit der qvälendsten Ungeduld. Dem allgütigen Herzenskündiger ist bekannt, daß ich die Wahrheit aufrichtig suche, und daß es mein unveränderlicher Vorsatz ist, niemals mit meinem Wissen einer vernünftigen Seele Aergerniß zu geben. Alle Gelegenheit, jemals über diese Punkte in öffentliche oder auch in Privatstreitigkeiten zu gerathen, werde ich zeitlebens sorgfältig zu vermeiden suchen. Eurer Durchlaucht habe allein auf den gnädigsten Befehl meine Gesinnungen weder verhehlen, noch verstellen können. Ich bin von der erhabenen Denkungsart versichert, daß Sie nichts als Aufrichtigkeit von mir erwarten und mir zugleich die Redlichkeit zutrauen, niemals selbst von diesen Gesinnungen schädlichen Gebrauch zu machen. Ich verachte die kleine Denkungsart der Freigeister, die sich ein sehr schadenfrohes Vergnügen daraus machen, die Unschuld in ihrer Zufriedenheit zu stören, und mit dem Eiferer, der dieses aus irrendem Gewissen thut, kann ich nichts anderes als Mitleid haben. Ich nehme mir daher die Kühnheit, Euer Durchlaucht unterthänigst zu bitten, dieses Schreiben zu vernichten, damit es nicht dereinst in die Hände eines Menschen gerathe, der es mißbraucht oder der vermöge seines Standes sich für verbunden halten könnte, darüber Streit anzuregen." — —

Das wäre Alles sehr schön und rührend, aber die obige Stelle aus demselben Briefe, in der sich Mendelssohn verwahrt, das Christenthum anzunehmen, und wenn ein Wunderthäter alle Todten, die vor Jahrhunderten begraben wurden, vor ihm aufweckte u. s. w., diese Stelle hat in den Rahmen seines jüdischen Rührungsgemäldes nicht hineingepaßt. Herr Kayserling war so vorsichtig, diese Stelle auszulassen. Diese dummen Goyim brauchen nicht Alles zu wissen.

Nach Verlauf eines Jahrhunderts können wir die Aufklärungsphrasen des alten Mendelssohn vom Standpunkte reicher Erfahrungen anschauen. Mendelssohn benützte die „Aufklärung" nur, um einen Keil in's Christenthum hineinzutreiben. Hören wir seinen begeisterten Biographen (selber Jude) Kayserling:

„Am meisten zur Verkennung des Meisters (Mendelssohn) trugen die Männer bei, welche sich seine unmittelbaren Schüler nannten, deren Thun und Treiben nicht in seinem Sinne war und mit seinen Grundsätzen nicht übereinstimmte. — Weil

die Schüler (Juden) gegen Talmud und Rabbinismus zu Felde zogen, pflegte man auch Mendelssohn für einen Gegner des Rabbinismus und für einen Feind des Rabbinenthums zu halten. Er war aber weder das eine noch das andere. Sein Standpunkt in seinen in hebräischer Sprache abgefaßten Schriften ist durch und durch rabbinisch. Seine Einleitungen in den Pentateuch und in Koheleth sind so ganz und gar rabbinisch, daß sie den bedeutendsten talmudischen Autoritäten der Zeit zur Freude gereichten, trotzdem er sich in der einen auf den freisinnigen Eichhorn: „Einleitung in das alte Testament" beruft und in der andern nicht verschweigt das Gute, das er in den Commentarien der christlichen Schriftsteller gefunden, als Gabe von Gott herausgehoben zu haben. Dem Talmud und dessen Auslegern zollte er sein Leben lang die größte Hochachtung, hielt die Beschäftigung mit jenem wunderbaren Geistesmonument für würdig und nutzbringend und ließ seine eigenen Kinder darin unterrichten." S. 387. Will man Mendelssohn einen Reformator nennen, so kann es nur in Hinblick auf seine culturhistorischen Bestrebungen geschehen, in religiöser Beziehung stand er fest auf der Scholle, die ihn erzeugt, und Neuerungen anstreben, kam ihm nie in den Sinn; seine Gemüthsart war nicht für die Neuerungen." — — —

8. Wie Mendelssohn ein echter Jude war und Nathan der Weise gar kein Jude ist und warum Mendelssohn an Nathan doch eine so große Freude gehabt hat.

Nachdem wir nun Mendelssohn als Talmudjuden aus seinen eigenen Worten und aus den Schriften seiner Stammesgenossen erkannt haben, kann es uns nicht Wunder nehmen, daß er durchwegs mit Feinden des positiven Christenthums umging und in diesen ihren Rationalismus verehrte. Dieser Talmud-Mendelssohn war entzückt über Lessing's Nathan, nicht als ob er den Rationalismus des Nathan gebilligt hätte, sondern weil er den Nathan als einen Sturmbock im Interesse der Juden zu schätzen wußte, der helfen sollte, das positive Christenthum in ein rationalistisches Nebelgebilde aufzulösen.

Als Lessing starb, schrieb Mendelssohn: „Unser Lessing ist hin. Sollten wir, seine Freunde, nicht an den Herzog schreiben

und um seine Papiere bitten". Diese wenigen inhaltsschweren Worte schrieb Mendelssohn in der grausigen Stunde, in welcher die Trauerbotschaft von dem am 15. Februar 1781 erfolgten Tode seines Busenfreundes bei ihm eintraf." *)

An den Bruder Lessing's schreibt Mendelssohn um dieselbe Zeit:

„Der Biograph Ihres Bruders wird mit eben dem Anstande sagen können: er schrieb Nathan den Weisen und starb. Von einem Werke des Geistes, das eben so sehr über Nathan hervorragte, als dieses Stück in meinen Augen über Alles, was er bis dahin geschrieben, kann ich mir keinen Begriff machen. Er konnte nicht höher steigen, ohne in eine Region zu kommen, die sich unseren sinnlichen Augen völlig entzieht und dies that er. Nun stehen wir da wie die Jünger des Propheten und staunen den Ort an, wo er in die Höhe fuhr und verschwand. Noch einige Wochen vor seinem Hintritte hatte ich Gelegenheit, ihm zu schreiben: er sollte sich nicht wundern, daß der große Haufe seiner Zeitgenossen das Verdienst dieses Werkes verkenne; eine bessere Nachwelt werde noch 50 Jahre nach seinem Tode daran lange Zeit zu kauen und zu verdauen finden. Er ist in der That mehr als ein Menschenalter seinem Jahrhundert vorangeeilt." — —

Wir sehen hier ganz klar an Mendelssohn, warum er den Nathan so hoch erhebt, denn der Talmudjude konnte den indifferenten, alle Religion auflösenden Nathan für keinen rechten Juden halten, aber der Nathan war eine Brechstange für die gewünschte „Gleichstellung" und die derselben nachfolgende „Herrschaft". Wir ersehen in der Biographie des Mendelssohn, daß er nur mit Feinden des positiven Christenthums in intimem Verkehre stand, während er selber nach seiner Aussage auf dem talmudisch-jüdischen Standpunkte stehen blieb.

Es verräth keine psychologische Tiefe vom Herzog von Braunschweig und von Anderen, als diese meinten, Mendelssohn brauche nur einen Schritt, um Christ zu werden.

---

*) Kayserling, Mendelssohn Seite 341.

9. Wie der edle bescheidene Walter seinen Herrn Schwiegerpapa in der Weisheit zu überflügeln und sich den billigen Lorber in der Schimpf-Theologie zu erwerben sucht.

V. 26—36. Nun fängt der edle bescheidene Walter auf einmal an, aus seiner edlen bescheidenen Rolle herauszufallen und vom unheiligen Voßischen Giftodem angehaucht, zu schimpfen und poltern an: „es bedräuen Pfäfflinge den Geist" u. s. w.

Wer entehrt denn neidisch in der Gruft die Brüder, die, wie Sokrates einst der Menschheit Höhen angestrebt? Der edle bescheidene Walter wird hier erweisbar zum unedlen, unbescheidenen, hochmüthigen Ignoranten, der alte Voß hat die Gelehrsamkeit zu verantworten, welche er dem edlen bescheidenen Walter in den Mund gelegt.

Im Römerbrief II., 14, 16, sind die Heiden besprochen, die nach ihrem Gewissen gelebt haben, hier hat der Apostel deutlich und nach ihm alle heiligen Kirchenlehrer das Gewissen als den Rettungsanker der Heiden dargestellt, und in diesem Sinne werden die Heiden Gottesverehrer genannt.

Der heil. Justin, der Märtyrer, der seinen Glauben und seine Ueberzeugung mit dem Herzblut besiegelt hat (was Voß, der redliche Pfarrer von Grünau und der edle bescheidene Walter aus Bescheidenheit bleiben lassen werden, schon deßwegen, weil keiner von ihnen einen Glauben besitzt), zieht die Kreise der seligmachenden Kirche bis in die Heidenwelt hinaus, indem er spricht: „Welche dem Logos (d. h. dem Lichte, welches durch die Gnade des Sohnes Gottes jeden Menschen im Gewissen erleuchtet) nachlebten, waren Christen, wie Sokrates, Heraklit, und welche ihnen ähnlich waren."

Aus dem Ganzen geht hervor, daß der edle bescheidene Walter ein sehr guter, fügsamer Schwiegersohn des redlichen Pfarrers von Grünau sein kann, aber daß er ein ebenso unwissender Theologe ist, wie sein Herr Schwiegervater; und wie der alte Voß, der in diesen beiden Polichinelfiguren der Idylle seine Finger stecken hat, mit denselben auf der kleinen Bühne agirt und für dieselben spricht.

10. Wie Voß seinen Fanatismus gegen das positive Christenthum durch ein Toleranzmährlein zu maskiren sucht und sich als alter Schulmeister den Himmel nicht anders als mit Schulbänken angefüllt vorstellen kann.

V. 37—70. Enthalten das Toleranzmährlein Voßens, nach welchem alle Religionen gleich gut oder eigentlich ebenso gut: gleich schlecht wären.

Wenn Voß in seiner Aufklärungsbegeisterung drinnen ist — muß der Katholik im mindesten Falle als der größte Dummkopf erscheinen, anders thut es Voß nicht! oder er muß ein Schurke oder auch Schurke und Dummkopf zugleich sein; als Dummkopf erwidert er dem heil. Petrus, trotzig den Ablaßzettel erhebend.

Das ganze Mährchen ist doch am Ende zu blöde, als daß man darüber eine Abhandlung für nöthig halten sollte. Es geht auf die Voß'sche Weisheit hinaus:

> Der Christ, der Türk, der Hottentott
> Verehren alle Einen Gott.

Voß sucht sich immer einen Gegenstand, an welchem er und Consorten ihre sittliche Entrüstung abladen können; hat man keinen solchen Gegenstand, so macht man sich einen.

Schade, daß Voß nicht auch die Menschenfresser dazu genommen hat. Die glauben auch an ihren Gott und meinen ihm eine Freude zu machen, wenn sie ihre Feinde auf Carbonaden zerhauen und das Fleisch derselben als Braten verzehren. Wenn man tolerant ist, muß man es consequent sein! nicht voßisch dort aufhören, wo uns die Toleranz unbequem wird. Das Finale: „Aber die höllische Pest Unduldsamkeit scheucht in den Abgrund." Nun ist aber der alte Voß selber gegen Katholiken und gegen christgläubige Protestanten die personificirte höllische Pest der Intoleranz gewesen, der alle Andersgläubigen und alle Andersnichtgläubigen, als er selber war, mit allen Mitteln entgegengesetzter Pole, ungeschlachter Grobheit einerseits und perfider Denunciation anderseits verfolgte.

Wenn man die Voß'sche Himmelsexecution des heil. Petrus näher anschaut, so muß man heiter gestimmt werden, nicht

über den ernsten Gegenstand, nicht über den heil. Petrus, sondern über den Schulmeister Voß, dessen Phantasie sich immer in seinem engen Lebenskreis herumdreht, der alte Schulmeister schleppt die Schulbänke auch in den Himmel hinein, er stellt sich den Himmel mit Bänken vor und den heil. Petrus macht er zum alten Magister, der seinen Jungen mit Pathos besiehlt, sie sollen sich auf die Bank niedersetzen, um die Voß'schen Orakel anzuhören.

Wenn Jemand die zwei Briefe des heil. Petrus durchliest, und darnach die Unverfrorenheit betrachtet, mit welcher Voß eine Figur mit muffigem Freimaurergehäckfel ausstopft, und dieser seinen geblumten theologischen Schlafrock anlegt, so muß man billig erstaunen, wenn man denkt, daß dieser hirnzerrissene Classicismus der deutschen Jugend fast ein Jahrhundert lang als Muster vorgehalten wurde.

Wie aber politisch und socialistisch die Unhaltbarkeit der liberalen Schulaufklärung täglich augenscheinlicher wird, und wie die Kartenhäuser der auf dieser Aufklärung gebauten praktischen Bestrebungen zusammenbrechen, so dürfte es auch an der Zeit sein, die belletristischen Hirngespinnste dieser Qualität mit einem Kehrbesen zu bearbeiten.

Der alte Voß ahnte es gar nicht, was er für ein komischer Kauz war, sonst hätte er in seiner Darstellung, mit dem Willen ernst zu sein, nicht so viele komische Situationen schaffen können.

11. Wie dem alten Pfarrer von Grünau mitten in seiner Toleranzpredigt im Pfeifenkopf und in seinem eigenen das Feuer ausgeht; die rosige Jungfrau eigenmündig selber, hustend und pustend „des Vaters Pfeif' anzündet" und das „immer und ewige Predigen" selbst der alten verständigen Hausfrau zu viel ist und wie beständig das „Pfeifrohr" als wie eine Oriflamme des Pfarrhauses hochgehalten wird.

Nachdem das rosenwangige Mägdlein einen Gesang, vom Gast von Eutin gedichtet, anstimmt und der Pfarrer mit Macht einstimmend den Gesang verstärkte, in welchem alle „Brudervölker" „verklärte Millionen" dem „Ungenannten" singen — war dem alten Herrn Pfarrer das Feuer in der Pfeife ausgegangen. Nun dichtet Voß auf diese ungeheuerlich erhebende, feierliche Stimmung hinauf Folgendes:

Also sangen sie Beid'; und der Wald war Tempel der Gottheit:
Edeler fühlten sich All' und menschlicher. Aber die Jungfrau
Eilte vom moosigen Sitz und mühte sich hustend am Feuer,
Daß sie des Vaters Pfeif' anzündete, welche dem Greise
Bald in der heftigen Red' erloschen war; reichte sie jetzt ihm
Brennend, und spuckte viel, und macht' ein krauses Gesichtchen.
Jener lächelte Dank und küßte das rosige Mägdlein.
Das ihm hold an die Seite sich schmiegte, töchterlich kosend.
Jetzo begann unwillig die gute verständige Hausfrau:
Kinder, der Kaffee wird kalt; ihr prediget immer und ewig!

Aus diesem erbaulichen Nachguß ist zu ersehen:

1. Daß der Pfarrer seine Toleranzpredigt tabakschmauchend hielt und daß ihm, als er im höchsten Feuer seiner Predigt war, das Feuer seiner Pfeife ausging, denn „in der heftigen Red'" war die Pfeif' erloschen. Ferner, daß Verbreitung des Knastergedampfes und der Hottentottenreligion von Jugend an eine Lieblingsbeschäftigung Voßens gewesen.

Seinem Freunde Brückner schreibt er aus Göttingen, 26. October 1772, über eine Dichtergesellschaft unter Anderm*): „Seine (Hölty's) Tobakspfeife ist niedlich. Ich hätte einmal mit meinem Pfeifenkopf den ganzen Parnaß beinahe zu Tobaksängern gemacht. Ewald hat auch dieses edle Kraut besungen, machte sogar zum Tobaksgott — wen denken Sie? den Apoll! Die Menschen sterben häufig an der Pest, Apoll erbarmt sich ihrer, läßt Tobak wachsen und die armen Sterblichen müssen ihn lecken oder kauen, und siehe, sie genesen." — —

So Voß! In der Knasterpoesie hat er den Ewald übertroffen. Die deutsche Literatur hat kein classisches Werk (außer der Luise), in dem so viel Pfeifen gestopft werden und Knaster geraucht, Kaffee gesotten und verschlungen wird.

2. Wir ersehen ferner, daß die Toleranzpredigt keineswegs ruhig, sondern „heftig" gewesen ist.

3. Daß der „Alte" froh war, „Dank lächelte", als er wieder weiterrauchen konnte.

4. Daß die alte verständige Hausfrau unwillig wurde über das immer und ewige Predigen und dieses ihrem Alten geradewegs zum Vorwurf machte.

5. Daß die rosige Jungfrau viel spuckte und ein krausiges Gesichtchen machte.

---

*) Voßens Briefe, I. Bd., S. 104.

6. Daß auch der Hausknecht Hanns sehr menschenfreundlich eine übrig gebliebene Schale voll vom „köstlichen Tranke des Auslandes“ bekam, und

7. Daß der ganze Tag mit Kaffeetrinken, Naturbewunderung, Ausleerung von Weinflaschen, Schmausen, Tabakrauchen, Gesundheittrinken zugebracht wurde.

Was den alten Pfarrer von Grünau eigentlich veranlaßt hat, die alte verständige Hausfrau und die ganze Gesellschaft mit seinem Toleranzkrakehl zu malträtiren, das wird im Gedichte nicht motivirt.

Ueberhaupt steht in der Luise „das lange Pfeifrohr“ mit der Natur und Menschlichkeitstheologie des Pfarrers im innigsten Verbande. Die Natur und die Menschlichkeit kommen uns vor wie die zwei grünen Quasten, die obligat an dem Pfeifenrohr des Musensohnes herumbaumeln. Es wird mehr geraucht, als theologisirt, und selbst während der geistreichsten theologischen Abhandlung soll das Feuer in der Pfeife nicht ausgehen.

In der zweiten Idylle finden wir eine ganze Abhandlung über Pfeifenrohre, an denen ein Drechslermeister die helle Freude haben könnte. Der bescheidene Walter kennt den Geschmack seines künftigen Schwiegervaters.

„Hier ein türkisches Rohr und echter Virginierknaster,
Lieber Papa, der wie Balsam emporwellt, ebenso ächt wohl
Als den Raphael schenkte, der israelitische Hausfreund*),
Der, wenn er Waar' anbietet im Land, hier immer die Predigt
Unter dem Chor anhört.“

Eine kostbare Episode! Auch Raphael, der Hausjude, wird von Voß zur Verherrlichung des Festes bei seinem Aaronsbarte herbeigezogen, und zu seinem Lobe bemerkt, „daß er hier immer die Predigt unter dem Chore anhört.“

Voß hätte noch schildern sollen, mit welchen Gefühlen der tiefempfundensten Andacht der schlaue Hausirer unter dem Chore den Worten des Predigers gelauscht, wie er eigentlich die Gesichter der Bauern und Bäuerinnen studirte, und während der „Priester der Natur und Menschlichkeit“ seinen Naturschwindel loslegte, mit unmenschlicher und unchristlicher Geduld zuhörte,

---

*) Es zeigt eine sehr große Vertrauensseligkeit vom Bräutigam und Pfarrer zu Seeldorf, wenn er sich auf die Echtheit der Waare beruft, die ihm der israelitische Hausfreund schenkte.

oder besser gesagt, sich in Gedanken seinen Geschäftsspeculationen überließ.

Wäre Voß überhaupt psychologischer Einblicke fähig gewesen, so hätte er die Anwesenheit Raphaels motiviren können wie folgt:

„Was ist das, ein braver, ehrlicher Jude, sollte der Bauer sagen, schon halb Christ, wie ehrlich und bieder und wie man sich auf ihn vollkommen verlassen kann."

Der bescheidene Walter macht den Schwiegervater auf die Vorzüge des Pfeifenrohres aufmerksam:

„O schauen Sie, Vater, das Rohr ist
Rosenholz, und der Kopf aus Siegelerde von Lemnos,
Jener sprach's; und der Vater bewunderte, freudig empfangend,
Wie so lang und gerade der Schoß des Rosengebüsches,
Blank von bräunlichem Lack, aufstieg mit der Mündung des Bernsteins,
Laut nun redest Du, ehrwürdiger Pfarrer von Grünau*).
Welch' ein Rohr! O gewiß aus der Mondstadt Constantinopel,
Mitgebracht von dem Freunde, dem Hauscapellan der Gesandtschaft,
Welcher im Bernstein auch das ambrosiaduftende Tröpflein
Rosenöls für die Braut ihm verehrte, das ungehemmt ihr
Anfüllt Schrank und Gemach mit ätherischem Geiste des Balsams!
Welch' unermeßlicher Schoß! Bei Muhamet! Ueber den Scheitel
Raget er, gleich wie erwachsen im Rosenhaine der Huri,
Wo, am springenden Quell anmuthiger Rasen gelagert,
Voll paradiesischer Wonn' ausruht der geläuterte Moslem.
Aber im Ernst, mein Sohn! Zu der Pfeif' Anzündung bedarf es
Einer Circasserin wohl; und Er raubet mir meine Luise,
Grausamer! Raubt mir Luise, des Einsamen flinke Gesellin!
Nun, laß fahren dahin! Mit dem Rohr im gepolsterten Lehnstuhl
Saug' ich gedehnt mir der Sorge Vergessenheit, stolz wie ein Mufti
Und der Vezier im Kaftan auf damascenischem Sopha!
Rasch den Virginiaknaster geprüpft, ob des Rohres er werth sei,
Ob an Geruch zu vergleichen dem würzigen Maracaibo,
Wie mein Raphael seinen benamt.

Wie kostbar ist hier von Seite des Vaters die Liebe zu seiner Tochter motivirt, und die Ursache, warum ihr bevorstehender Verlust den Alten am meisten schwerfällt.

---

*) Man sollte meinen, weiß Gott was jetzt für eine begeisterte Rede über einen sehr würdigen Gegenstand losgeht, dieweil kommt eine Tabakpfeifen-Apologie heraus, die in der Pastoral-Theologie als ein wahres Unicum den Platz behauptet. Man sieht, was eigentlich das Interesse und die Begeisterung beim ehrwürdigen Pfarrer besonders anregen kann.

Ach, er muß die Luise nun entbehren „zu der Pfeifanzündung", der sonst bescheidene Walter, hier der Grausame, raubt ihm die Luise, als des Einsamen flinke Gesellin! — und er hat nun nur die Wahl, sich entweder von der alten verständigen Hausfrau, oder von der Susanna, oder dem braven Hansen, dem Hausknecht, die Pfeif' anzünden zu lassen.

Und immer wieder muß die Pfeife aushelfen. Etwas weiter heißt es:

„Eifrig liest der Papa und vergaß sich die Pfeife zu stopfen,
Dennoch fragt er dazwischen: Wo bleibt mein Töchterchen, schläft sie?
Nein, das wäre zu arg! Geh, rufe sie, daß mir gefertigt
Werde die Pfeif' und im Dampf anmuthiger schmecke die Zeitung."

Da kommt zum Dampf, den die Zeitung dem Pfarrer vormacht, noch der anmuthige Dampf, den er sich selber vormacht. Gleich einige Verse später kommt die „gute verständige Hausfrau" mit dem „Pfeifrohr" zum Vorschein. Sie sagt:

Eben besucht uns
Einer im Reisegewand und bracht' ein türkisches Rohr mit,
Wohl so hoch von der Erd', in levantinischen Hainen erwachsenes
Rosenholz und den Kopf aus Siegelerde von Lemnos,
Unserem Vater zur Lust."

Das ganze Haus ist bestrebt, dem alten Naturpriester eine Freude zu machen, sie wissen aber auch Alle, was ihm die größte Freude macht:

Die Pfeif' am langen Rohr
Geht allem Anderen bevor,
Dann bringt man dem weisen Zoroaster
Im fleckigen Felle des Seehunds den Knaster u. s. w.

Der edle bescheidene Walter unterläßt es schon aus Hochachtung für seinen Schwiegerpapa nicht, die Pfeif' am langen Rohr als eine Art Pfarrhaus-Fahne von Grünau hoch zu halten, ihrer bei jeder Gelegenheit zu erwähnen:

„Ihr (selbstverständlich der alten verständigen)
Antwortet darauf der edle bescheidene Walter:
Kaffee nur, liebe Mama. Bei dem glimmenden Pfeifchen am Kaffee
Schwatzen wir über die Pfarre und die fruchtbaren Gärten mit Weisheit u. s. w.

Es wäre für diese Gattung ökonomischen Seelenaustausches schon der Kaffee und die Pfeife allein genug, es ist von Voß sehr schmeichelhaft, hier die Weisheit auch noch mithelfen zu lassen, obwohl es sich für den edlen bescheidenen Walter gar nicht recht schicken will, wenn dieser selber mit seiner Weisheit Parade macht.

12. Wie Voß schon in seiner Jugend eine Lobrede über das Schimpfen hält und sich auf die heilige Schrift beruft — und der protestantische Theologe Marheineke den theologischen Wunderbalsam, welchen Voß in der Luise auftischt — verurtheilt.

Voß wollte eben als markgräflich (später großherzoglich) besoldeter Katholikenfresser seine Schuldigkeit thun — er bekam ja, historisch erwiesen, für's Belfern seine Knochen!*)

Schon in seinem 22. Lebensjahre ist bei Voß „das Schimpfen" eine so angeschwollene Leidenschaft gewesen, daß dieselbe ihm von seinem Freunde Brückner vorgehalten wurde. Voß aber, der Alles standhaft vertheidigte, was er selbst im Zuge hatte, vertheidigt auch das Schimpfen gegenüber dem Brückner**) (Göttingen, 17. October 1773): „Du verwirfst das Schimpfen durchaus. Ich denke mit Einschränkung. Bloß gescholten und geradezu an den Sünder selbst fruchtet freilich nichts; aber voll Sachen, im Enthusiasmus eines edlen Unwillens (sollte sehr oft heißen: eines unedlen Willens) und in Rücksicht auf die Leser, die man warnen will; warum sollte ich da den stärksten Ausdruck fahren lassen, wenn er noch dazu der eigentlichste und dichterischeste ist? Ueberhaupt muß ein Unterschied unter Schimpfwörtern an sich und in Absicht auf die Stelle, wo sie stehen, gemacht werden; Das niedrigste Wort kann oft, nicht immer an dieser Stelle edel, ja erhaben werden. Zürnt nicht oft die heilige Schrift in Schimpfwörtern?" — —

So schreibt Voß, dem der Homer höher stand (und in dem er seine Theologie und seinen Trost im Sterben suchte) als die ganze heilige Schrift.

---

*) W. Menzel. Deutsche Literatur. III. Bd. S. 83.
**) Voß' Briefe I. Bd. S. 150.

Als er aber eine Autorität für sein Schimpfen benöthigt, greift er in seiner Verlegenheit nach der heiligen Schrift. Weil er sich durch dieselbe im Glauben, Hoffen und Lieben nicht stärken lassen wollte, sollte sie ihn wenigstens im Schimpfen stärken, in dieser Richtung ist Voß bis an sein schimpfreiches Ende bibelfest geblieben.

Auch hier wollen wir wieder, um den Katholiken-Neronen unter den Literarhistorikern (Kurz hat ein förmliches Schimpflexikon gegen ultramontane Autoren angefertigt) den Weg abzuschneiden, einen renommirten protestantischen Theologen über die Voß'sche Hottentotten-Theologie urtheilen lassen. Dr. Marheineke*) sagt:

„Ein Organ der unchristlichen Lehre, daß man in jeder Kirche selig werden könne, die nach der rationalistischen begrifflichen Weisheit unserer Tage die völlige Unbestimmtheit und Wahrheitslosigkeit, ja die Religionslosigkeit selber ist — fand die Plattheit des Tages an Voß, der in seiner Luise nach mancherlei Verhandlungen in dem Vorsaal des Himmels zuletzt das Lied anstimmen läßt: „Wir glauben all' an einen Gott" und dieses ehrwürdige Kirchenlied in dieser Weise so schmählich mißbraucht. In diesem Sinne gebraucht, stände das Lied nur dem andern nach:

Der Jude, Christ und Hottentott,
Die glauben all' an Einen Gott,

und der eigentliche Sinn desselben wäre somit nicht nur die nothwendige Gleichgiltigkeit gegen die christliche, sondern auch gegen alle und jede, wenigstens mehr als subjective, gegen alle und jede objective Religion." —

*) Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik Juli 1827, Nr. 137. Obiges sagt Marheineke bei Gelegenheit einer Recension der Schrift Caroves: „Ueber alleinseligmachende Kirche."

13. Wie Voß allenthalben wegen seiner Grobheit und Händelsucht sich einen wohlbegründeten Ruf und den Beinamen „Der sassische Bauer" errungen hat.

Hören wir noch ein Urtheil über Voß*):

„Der Dichter der Grazien, für den er sich hielt, und für den ihn auch sein Freund, der alte Gleim, hielt (in gegenseitiger Lobassecuranz), der aber eigentlich die Grazien nur von ihrer fatalsten Seite zu schildern wußte, so daß man ihn mit Recht den ungraziösesten der deutschen Dichter genannt hat: Voß zerarbeitete sich im Schweiße seines Angesichtes ganz ehrlich an jenen fatalen Nützlichkeitstheorien, aber nicht wie Wieland für die hohe Aristokratie, sondern demokratisch nach der unteren Schichte der Gesellschaft hin. Ein kleinliches Tugendleben voll minutiöser Hemmungen und Quälereien, deren mühselige Ueberwindung ihm eine große Meinung von sich selbst und dem von Natur herben Landwein eine ungenießbare Säure gab, hatte ihn allmählich zum eigentlichen Kleinstädter unserer Literatur gemacht. Daher diese eigensinnige selbstgefällige Bornirtheit, welche ihren Hühnerhof und Kohlgarten für die Welt hält, der politische Aberglaube, der hinter allen Büschen lauernde Jesuiten wittert, dieser langverhaltene Ingrimm des sassischen Bauern (wie ihn Görres nennt), der sich vou der vornehmen Erscheinung der gräflichen Freunde unwillkürlich gedemüthigt fühlt und nun die eigene Plumpheit dem Aristokratismus zur Sünde anrechnet, jene fanatische Toleranz, welcher man bloß spießbürgerliche Ehrbarkeit, als allein seligmachende Religion proclamirt, so wühlt er in philisterhaftem Mißverständniß der Natur, von der ihn nur das Knollichte anspricht, sich immer in die platteste Wirklichkeit hinein, dichtet Pferdeknechts-Idyllen u. s. w., und scheitert endlich an dem fast komischen verzweifelten Versuche, den deutschen Michel poetisch darzustellen."

In denselben Blättern **) wird Voß bei der Gelegenheit geschildert, als in Bayern sich Gelehrte zu regen begannen, welche positivgläubige Christen waren: „Vor Allen und für Alle raste von Heidelberg aus der rationalistisch-, protestantisch-, antik-, heidnisch-, hexametrisch-platte Vergötterer des Alltagslebens und

---

*) Hist.-polit. Blätter. München. XVII. Bd. S. 278.

**) Hist. pol. Bl. XXX. S. 358.

Triarier der „alten Schwächlinge", Voß, dessen Poesien heute von Toleranz und Humanität, morgen von den bittersten und niedrigsten Schmähungen des katholischen Glaubens überflossen. Voß stand in ununterbrochenem Briefwechsel mit dem Akademiepräsidenten Jacobi; bei seiner unübertrefflichen Urphilisterei und der hochmüthigen Händelsucht, die immer und überall die eigene welthistorische Person angegriffen glaubt, war es Kinderspiel, den alten Versifex voran in einen Streit zu hetzen, durch den er die gefährdete pastorische Schlafrock- und Pantoffelpoesie der höchst eigenen Muse ehrenretten zu müssen glaubte." —

14. Was Voß für große Stücke auf die Geschöpfe seiner Phantasie hält, und wie er selber gleich einem wohlwollenden Monarchen den in der Luise auftretenden Personen hunderte von Belobungsdecreten ausstellt.

Wir wollen vom Allgemeinen wieder in's Besondere kommen und die vielen Lobsprüche zusammenstellen, mit denen der Autor seine Lieblinge zu verherrlichen, und dem Leser achtbar und liebenswürdig zu machen sich alle erdenkliche Mühe giebt.

I. Idylle. Das Fest im Walde. Vers 1. Das rosige Mägdlein. 26. Die alte verständige Hausfrau. 38. Ehrwürdiger Pfarrer von Grünau. 52. Die rosenwangige Tochter. 60. Der edle bescheidene Walter. 69. Dann kochen wir alle geschäftig unter dem hangenden Grün weißstämmiger Birken den Kaffee. 84. Die alte verständige Hausfrau. 123. Das rosenwangige Mägdlein. 163. Der edle bescheidene Walter. 179. Der edle bescheidene Walter. 203. Die rosenwangige Jungfrau. 207. Der edle bescheidene Walter. 214. Die rosenwangige Jungfrau. 241. Ehrwürdiger Pfarrer von Grünau. 245. Wohlauf nun, Feuer gezündet flink und Kaffee gekocht. 247. Die alte verständige Hausfrau. 269. Das Mütterchen goß in die bräunliche Kanne den Kaffee. 274. Gleich ist der Kaffee gar. Die Gesellschaft nimmt mit unserem täglichen Steinzeug wohl im Grünen vorlieb, und ungetrichtertem Kaffee. 287. Freundlich reichte Luise dem lieben Papa und dem Jüngling Pfeifen dar und Tabak in der fleckigen Hülle des Seehunds. 292. Zwar kostete sie selten des Kaffees. 302. Ehrwürdiger Pfarrer von

Grünau. 340. Der edle bescheidene Walter. 375. Zu der rosigen Jungfrau. 427. Das rosige Mägdlein. 429. Die verständige Hausfrau. 430. Kinder, der Kaffee wird kalt. 432. Als sie nunmehr im Grünen mit Kaffee und Thee sich gelabt. 443. Plauderten viel und sangen empfundene Lieder von Stollberg, Bürger und Hagedorn von Claudius, Gleim und Jacobi. 447. Die alte verständige Hausfrau. 463. Porzellanene Kanne, welche mit wärmendem Punsch und Bischof füllte der Vater. 525. Der edle bescheidene Walter. 525. Das rosenwangige Mägdlein. 529. Das holderröthende Mägdlein. 543. Die rosenwangige Jungfrau. 548. Die alte verständige Hausfrau. 577. Die alte verständige Hausfrau. 586. Ehrwürdiger Pfarrer von Grünau.

II. Idylle: Der Besuch. Vers: 10. Der Pfarrer erwacht: Jetzo empor sich hebend am Bettquast', dreht er sich langsam. 31. Der redliche Pfarrer. 49. Hochwohlehrwürdiger Pastor. 51. Die alte verständige Hausfrau. 99. Und mir am Pult den Kaffee besorgt. 101. Die alte verständige Hausfrau. 120. Ehrwürdiger Pfarrer von Grünau. 145. Die verständige Hausfrau. 151. Trinkt mein Sohn ein Gläschen für Nüchterne oder nur Kaffee? Ihr antwortete d'rauf, der edle bescheidene Walter: „Kaffee nur, liebe Mama." 189. Ehrwürdiger Pfarrer von Grünau. 196. Rasch den Virginierknaster geprüft, Weib, rufe Susanna. 197. Daß sie den Trank der Levant einbring' und den brennenden Wachsstock. 262. Kaffee dem Väterchen einzuschenken. 203. Die alte verständige Hausfrau. 208. Daß du den Kaffee geklärt einbringst und den brennenden Wachsstock. In späteren Ausgaben abgeändert:

„Stracks auch prangte daher in reinlichem Schmucke die Köchin,
Welche den Trank der Levant eintrug und den brennenden Wachsstock."

Die höchstunnöthige Verschwendung mit Beiwörtern ergiebt sich aus den Gegensätzen. Kann denn eine Köchin auch in unreinlichem (schweinlichem) Schmucke prangen? ferner wenn man stracks daherprangen kann, so muß man auch langsam daherprangen können. Aber der unersättliche Hexameter will ausgestopft werden, unnöthige Beiwörter sind seine Lieblingsspeise.

Vers: 266. Die rosenwangige Tochter. 305. Die alte verständige Hausfrau. 317. Die alte verständige Hausfrau.

321. Ein wohlgearteter Jüngling. 332. Der wohlgeartete Jüngling. 333. Die alte verständige Hausfrau.

III. Idylle. Der Brautabend. Vers: 1. Der redliche Pfarrer von Grünau. 25. Die alte verständige Hausfrau. 42. Ehrwürdiger Pfarrer von Grünau. 52. Zur Ehre des Priesterthums mit Bischof angefüllt. 79. Die rosenwangige Jungfrau. 133. Die rosenwangige Jungfrau. 160. Das rosenwangige Mägdlein. 233. Der redlichste unter den Vätern. 234. Die redlichste unter den Müttern. 242. Die alte verständige Hausfrau. 250. Die rosenwangige Tochter. 311. Die alte verständige Hausfrau. 313. Der würdige Prediger Gottes. 333. Ehrwürdiger Pfarrer von Grünau. 380. Ehrwürdiger Pfarrer von Grünau.

15. Wie Voß den „Herrn Generalsuperintendent" in einen Hexameter ganz versmaßrichtig hineinhämmert, was für ein, in der Dichtkunst noch nicht dagewesenes Kunststück zu erachten ist, und wie dem Hausknecht selber die schnelle Trauung in der Stube zu arg wird.

Vers: 386—392 erklärt der redliche Pfarrer von Grünau, daß seine Tochter und ihr Gemal ganz nach dem Kirchenrecht giltig getraut sind, so daß selbst der Herr Generalsuperintendent die Ehe nicht mehr lösen kann. Jedenfalls gehören die folgenden 7 Hexameter zu den interessantesten Stellen der ganzen Luise; man sollte meinen, Voß habe sein ganzes Luisengedicht selber lächerlich machen wollen.

„Richtig getraut, das bist Du, mein Töchterchen! Wollte nunmehr Dich
Selber der Herr Generalsuperintendent aus den Formeln,
Die Dich verstrickt, loswinden, getrost antwortet' ich also:
Würdigster Herr Generalsuperintendent, ich verharre
Voll Ergebenheit stets Ihr ganz gehorsamer Diener,
Aber ich nehme mir doch die Erlaubniß, Sie zu versichern,
Daß nach meinem Erachten die Kinderchen richtig getraut sind."

Voß hat hier eine der schwersten Aufgaben des Versbaues mit gewohnter Gewaltthätigkeit gelöst. Der äußerst schwerfällige alte Herr Generalsuperintendent muß in zwei Hexametern mit dem Dichter herumhopsen und die halsbrecherische Steeple chase durchmachen, er mag wollen oder nicht. Bekanntlich hat Voß

selber sehr gerne seine Hexameter vorgelesen — dieses Hineinwerfen des würdigsten Herrn Generalsuperintendenten in des Hexameters Mühle — mit dem griechischen Klipp-Klapp, hat der selbstgefällige Professor für einen kostbaren Witz gehalten. Ach, der arme und noch dazu Witzärmste. Leute, die Humor, Witz und Satyre besaßen, waren ihm in die Seele hinein zuwider; den Mathias Claudius haßte er bis auf's Messer. (Wir werden in Voßens Biographie, aus den Briefen des alten Perthes, Schwiegersohn des Claudius, nachweisen, wie Voß in eine solche Wuth über den armen Claudius ausbrach, daß Perthes im höchsten Grad indignirt, aus der Stube des alten Krakehlers in Heidelberg sich entfernte, nachdem er den Schwindel von Voßens Luisenhaftigkeit im wahren Lichte kennen gelernt.) Der alte Görres war eine Zeit lang Professor in Heidelberg. Die vernichtende Satyre dieses Mannes hat der alte Napoleon derartig anerkannt, daß er ihn, seinen Antagonisten, als die fünfte Großmacht bezeichnete. Voß hat sich vielleicht nie ein vollgiltigeres Zeugniß eigener Geistesarmuth ausgestellt, als zu jener Zeit, in welcher er Görres den „plumpen Görres" genannt hat. Auch dem Achim von Arnim ist Voß spinnefeind gewesen und beschimpfte ihn in der ehrenrührigsten Weise. Arnim schrieb dem Voß hierauf eine Antwort, die ein Monument in der deutschen Literaturgeschichte genannt werden kann, und das fürchterlichste Strafgericht ist, welches Voß je auszustehen gehabt hat. Wir haben in Voß' Biographie Nr. 35, das Wesentliche aus diesem Briefe gebracht. Es regnet darin über Voß die bittersten Sentenzen, wie z. B. „Ich wünschte uns beiden, daß wir mehr griechisch wüßten, Ihnen, damit Ihnen weiter keine grammatischen Fehler vorgerückt werden, mir, auf daß ich Ihre steifleinerne Uebersetzung entbehren könnte." — Das Gehänseltwerden in seiner Eigenschaft als Philolog und Dichter hat dem Voß als die bitterste Pille gegolten.

Fahren wir fort in Anführung der endlos sich wiederholenden Beiwörter, mit denen die Idylle völlig ausgestopft und aufgebauscht worden ist.

Vers: 404. Seien wir so glücklich, als der redlichste Vater es war und die redlichste Mutter. 414. Die alte verständige Hausfrau.

„Der redliche Hanns, der Hausknecht," der nun für die Hochzeitsgäste „tüchtig den Braten gedreht", erstaunt als er hört, wie der Hausherr, der „redliche Pfarrer von Grünau", ohne viel Umstände zu machen, und ohne Küster, die Brautleute geschwind in der Stube getraut — ganz gemüthlich —

Der redliche Pfarrer von Grünau braucht keine Kirche, er könnte auch seine Predigten eben so gut unter einem Apfelbaum oder in einer Jasminlaube halten, und dort „der süßen heiligen Natur" ein Loblied mit der aufwirbelnden Lerche trillern.

Hören wir den redlichen Hausknecht, Hanns, dem die ganze Geschichte doch schon gar zu dick geworden scheint.

436—445. „Also erschrak auch Hanns, da er plötzlich das Wort von der Hochzeit
Hörte, der lieben Mamsell, die er oft auf den Armen geschaukelt.
Heftiger dreht er den Wender, und redete laut ausrufend:
Herzensfrau, was sagt sie? Getraut ist das Jungferchen wirklich?
Jetzt in der Stube getraut, das hätt' ich nimmer vermuthet!
Als sie vorher mit der Braut hinschäkerten: Spielt nur ihr Leutlein,
Dacht' ich bei mir einfältig: es kälbert sich wohl in der Jugend!
Hüpft doch das Lamm auf der Weid', und stampft das Füllen und walzet,
Aber wie steht der Jungfer das Hochzeitskleid und der Brautkranz!
Also Hanns!" — —

16. Ueber die Mißachtung des Meßners von Seite des Pfarrers von Grünau und was sich Wiener Gymnasialschüler schon vor 50 Jahren für Urtheile über Voß erlaubt haben.

„Also Hanns", sagt Voß. Aber die Gefühle des Küsters, der bei dieser gemüthlichen Stubentrauung nicht zugegen war und um sein Trinkgeld gekommen ist, diese Gefühle hätten in die Idylle eben so würdig eingeflochten sein können, als jene des redlichen alten Hanns.

Der berühmte Dr. Jonathan Swift (anglikanischer Dechant von St. Patrik in Dublin), der bekanntermaßen im kleinen Finger mehr Witz hatte als Voß mit der ganzen Marionettenbude in der Luise und als alle Voß'schen Idyllen zusammengenommen, definirt den Küster als: „Die Wichtigthuerei der Unbedeutendheit." Aber der Küster muß doch leben, man muß ihn leben lassen, und wenn er sich ein wenig wichtig

macht, so soll man ihm seine Freude lassen, es kostet ja nichts! Muß er nicht bisweilen für den abwesenden Pfarrer eine alte gedruckte Predigt vorlesen? (Luise II. 150. Siehe darüber später.)

Wenn wir nun nach Voßens Idyllenstyl die Vorgänge und Betrachtungen schildern, welche im Gemüthe des Küsters von Grünau sich abspielten, so folgen wir nur einigen noch erübrigten Reminiscenzen aus der Zeit der sogenannten Humanitätsstudien am Schottengymnasium zu Wien, anfangs der Dreißiger Jahre.

Der Herausgeber Dieses hat schon vor 28 Jahren berichtet, wie eine Gruppe von Wiener Studenten (1829—32) sich nicht nur, wie es damals die schöngeistige, besonders die jungdeutsche Literatur lehrte, über alles Mögliche außer dieser Literatur, sondern auch über viele Autoren dieser selbigen deutschen Literatur lustig machten.*)

Wir stellten uns gegenseitig förmliche Aufgaben, diesen oder jenen Dichter zu parodiren; es wirkte nämlich damals der corrosive Geist des jungen Deutschland in seinem ersten acuten Stadium. Eben so gut als Voß früher wüthend über die Romantiker herfiel, eben so gut und mit noch mehr Recht konnte man ja auch über den sentimentalen Idyllen-Verfertiger und über seinen Anhang sich lustig machen, unter Anderem wurde auch die Luise mit Glossen vorgelesen; die abgeschmackten, ewigen Wiederholungen dem Hexameter zu liebe, der nie erkaltende Heerd des Pfarrhauses, das Knasterdampfen und Wölkchenwirbeln, die Schlafrockschilderung, die nie verduftenden Kaffee- und Speisendämpfe, die sentimentalen Hausknechte, das Alles wurde als eine Philisterpoesie durch die Hechel gezogen; Ludwig Tieck und die romantische Schule, von Voß verfolgt, hielten wir für weitaus höher, und erklärten uns gegenseitig, daß die Romantiker von dem hausbackenen Voß gar nicht verstanden wurden; Ludwig Tieck mit seiner Kenntniß und Werthschätzung des Shakespeare, mit seiner herrlichen, leichten Sprache, mit seinen anmuthigen Kunstphantasien, stand uns hoch da gegenüber dem philologischen Pedanten, der sich, auf seine

*) Woher wohin? Von Sebastian Brunner. Regensburg, 1865. 2. Auflage, 5 Bände.

klappernden Uebersetzungen von Ilias und Odyssee postirend, ein Coloß von Rhodus dünkte, und der mit Allen zankte, welche seinen hohen Standpunkt in der deutschen Dichterwelt nicht anerkennen wollten. Er hatte sich durch seine göttliche Grobheit wirklich einen Erfolg errungen. Die ersten zwei Decennien des 19. Jahrhunderts wurde Voß wenig angetastet, die Professoren der classischen Literatur rühmten seine Idyllen — mit dem Aufwachen des jungen Deutschland fuhr der kritische Geist in die Jugend, und auch Voß blieb nicht mehr im Tempel der deutschen Literatur als ungeschorenes und unantastbares Heiligthum dastehen.

Die große Geistesverwirrung vieler germanischer Liederfürsten (und welcher unter ihnen hätte sich das Vergnügen versagt, sich für einen der ersten dieser Fürsten zu halten) bestand darin: daß sie meinten, man könne mit aller Autorität, mit aller dogmatischen Basis der Religion und damit zugleich auch der Moral aufräumen — vor den patentirten Leiermännern des deutschen Parnaßes müsse aber beständig taschenmesserartig zusammengeschnappt und dieselben nicht nur mit aller Achtung behandelt, sondern auch mit aller Verehrung angeräuchert werden.

17. Wie pedantisch Voß den Homer nachzuahmen bestrebt ist.

Ueber Voß, der ohne es zu wollen, einen ausgiebigen Stoff zur Erheiterung darbietet, hatte sich damals die Kritik der dichterlesenden Studenten in Wien animirt lustig gemacht. Sie stellten sich allerhand Aufgaben. Einer mußte die Zeilen in der Luise zusammenzählen, in denen es heißt:

„Hierauf redetest du, ehrwürdiger Pfarrer von Grünau."

Diese Zeilen sind nun offenbar eine Nachahmung des Homer in der Odyssee:

„Wiederum antwortetest du, Sauhüter Eumäos."

Ein anderer Studiosus mußte nun die Zeilen der Odyssee, in denen der Sauhirt vorkommt, zusammenzählen — es klappte vollkommen, anderthalb Dutzendmal im Homer und ebenso oft in der Luise.

Wir kamen auch darauf, daß Voß ein paar Mal die ehrwürdige Pfarrerzeile abgeändert hat, wie auch Homer die Hirtenzeile abänderte. So sagt Voß einmal:

„Laut nun redetest du ehrwürdiger Pfarrer von Grünau“ und „thränend begannst du sofort ehrwürdiger Pfarrer von Grünau“.

Ebenso hat auch Homer einige Mal diese Zeilen abgeändert und gesagt: Ihm antwortet darauf der männerbeherrschende Sauhirt (XV. 350, XVI. 36) und: Wieder begann dagegen und sprach der treffliche Sauhirt XIV. 401).

Wir sehen, wie ängstlich sich Voß selbst an den Homer'schen Sauhirt anklammert. Homer war ihm eben Alles, vor Homer war es Nacht und nach Homer wurde es Nacht und erst mit der Voß'schen Uebersetzung Homer's war der Menschheit das Jahrtausende verschwundene Astrallicht wieder aufgegangen.

Voß war im Nachahmen so unendlich pedantisch und kleinlich, daß er 16 Mal die Zeile vorbrachte: Hierauf redetest du ehrwürdiger Pfarrer von Grünau, wie Homer 16 Mal die Zeile vorgebracht hat:

Wiederum antwortest du Sauhirte Eumäos!!

Was für große Stücke Voß auf die hochpoetische Wirkung des Homer'schen Sauhirten gehalten, ersehen wir in der letzten Ausgabe der Luise (Stereotyp. Reclam, Leipzig, S. 39) Selbst zum Bette der „rosenwangigen Jungfrau“ wird der „Sauhirt“ von der „alten verständigen Hausfrau“ hingeschleppt — um beim Leser eine Homer'sche Begeisterung hervorzubringen. Am Morgen der Trauung weckt die Frau des Pfarrers ihre Tochter mit den Worten:

„Was unartiges Kind, Langschläferin! Träumst Du noch jetzo
Daß die Wangen Dir glühn? Und sogar in völligem Anzug
Ruhest Du! Allzu bequem! Hoch steht die Sonn' an dem Himmel,
Längst auch zirpte die Schwalb und der Sauhirt tutet im Dorf um.“

Somit ist Homer's griechischer männerbeherrschender Sauhirt durch Voß ein deutscher brauterweckender Sauhirt geworden.

Für den Seelenhirten von Grünau, der sich so sehr angestrengt um nur ja nicht zu verbauern (in der II. Idylle: „ein ländlicher Pfarrer verbauert“) ist es gar nicht schmeichelhaft, daß Voß für die Redeweise des Pfarrers den Homer'schen Sauhirten zum Muster genommen, da ist der gute Herr von der

Scylla in die Charybdis gekommen, vom verbauern in's versauern. Freilich nach Voß'scher Welt- und Homeranschauung sollte sich der „Priester der Natur und Menschlichkeit" noch die größte Ehre daraus machen, den trefflichen Sauhirten als classische Person zu bewundern und eine Gnade: mit ihm verglichen zu werden.

18. Ein vierter Gesang zur Luise, betitelt „Der um sein Trinkgeld beschummelte Küster von Grünau."

Es war im Jahre, in welchem Goethe starb (1832) schon das Parodienwesen auf den Wiener Theatern in Schwung gekommen. Es gab unter den Mitschülern Schauspielersöhne und noch mehr Schauspielerwerdenwoller — auch wurde über Hals und Kopf gedichtet — es bildete sich in der 6. Classe ein sogenannter „Dichterclub", brachte einer etwas Tragisches, so wurde er des anderen Tages von einem anderen Mitgliede mit seinem Elaborat lächerlich gemacht, aller Respect vor den Literaturgrößen, Shakespeare, Schiller und Walter Scott ausgenommen, war eingebrochen — wir hatten die Schriften des jungen Deutschland in Händen — die Ritterstücke, die Räuberromane waren zum Spott geworden; die alten Dichter, besonders die Idyllenmacher, Voß darunter, wurden verlacht und parodirt; es ist auch gar nicht abzusehen, daß, wenn schon alles Mögliche in der Welt kritisirt, in Frage gestellt, herabgerissen wird, warum denn die Dichter unangetastet bleiben sollen. Als ein Student aus der Provinz in unseren Club kam und uns die Luise als ein Werk erster Größe anpries, wurde er hell ausgelacht, ihm zu Liebe wurden Stellen daraus — in eine komische, lächerliche Situation herumgedreht — dieser junge Mann stammte, wie wir erfuhren, aus einer Organisten- und Küsterfamilie, da bekamen nun sogleich zwei die Aufgabe, einen Küster des Pfarrers von Grünau — in Hexametern — anzufertigen, der Schreiber Dieses fand noch einige Papierstreifen vom besagten Elaborat, fügte noch einige zeitgemäße Verse hinzu, und läßt das Ganze hier folgen, als einen Beleg, was die Jungdeutschen schon damals

auf Studenten, denen ihre Schriften zugänglich waren, für einen corrosiven Einfluß ausgeübt und wie sie dieselben zu dem rücksichtslosesten Krakehl nach allen Seiten hin angeregt haben.

Es folgt nun hier eine IV. Idylle zu Voßens Luise hinzugedichtet unter dem Titel:

Der beschummelte Küster von Grünau.

„Alles ist voll des Jubels in dem Pfarrhaus zu Grünau,
Selbst der biedere Hanns dreht wie besessen den Bratspieß,
Alles freut sich am Glücke des neu vermähleten Paares.
Nur der Küster allein sinkt entsetzt zurück in den Lehnstuhl,
Seines Amtes gedenk und der miserablen Besoldung,
Händeringend sagt er zur halbverhungerten Alten:
Aufgeklärt sein ist schon recht, doch der redliche Pfarrer von Grünau
Scheint es gar nicht zu wissen, daß ich vom Trinkgeld muß leben.
Hol' ihn dieser und jener mit sammt der verständigen Hausfrau,
Die es doch nur versteht für die eigene Küche zu sorgen,
Die für sich röstet den Kaffee, uns aber nur den Geruch läßt.
Niemand lebt von der Luft, auch nicht der Küster von Grünau.
Gerne möcht' ich dem Pfarrer helfen, zu packen den Koffer,
Wenn er von Grünau wo anders hinkäm' auf ewige Zeiten,
Möchte legen darein ihm den buntgeblumeten Schlafrock,
Und die Bettquast' auch, an die er sich klammert am Morgen,
Um in seinem Neste bequem herum sich zu drehen.
Auch die Kaffeemühle und die porzellanenen Schalen,
Sammt dem langemächtigen Pfeifrohr, aus duftigen türkischen Weichseln
Und den Beutel des Tabaks aus fleckiger Hülle des Seehunds,
Sammt den gelben Pantoffeln, die er zum Fortschritt benöthigt.
In seinen Schlafrock stecken möcht' ich die Predigten Brückner's,
Die ich herunter muß lesen, wenn der Alte erkrankt ist,
So daß sämmtliche Bauern schlummern, den Schlaf des Gerechten,
Und bisweilen ein Schnarcher bezeugt die höchste Erbauung.
Gerne möcht ich zuklappen den Deckel des Koffers,
Und mit eigenen Händen die alte verständige Hausfrau
Setzen darauf mit sammt dem edlen bescheidenen Walter
Und nicht minder dazu die rosenwangige Jungfrau,

Jetzt „hochehrwürdige Gattin des geistlichen Herrn von Seeldorf,“
Wie sie der Grobschmied Voß nennt, der mit gewaltigem Hammer
Auf dem poetischen Ambos seine Hexameter hämmert;
Hinten der redliche Pfarrer, wie auf dem Schlachtengaul sitzend;
Und dann möcht Allen zusammen wünschen die glücklichste Reise
Der so schundig behandelte biedere Küster von Grünau.
Um kein Haar ist besser, als sein schwiegernder Vater
Auch der Pfarrer von Seeldorf, der edle bescheidene Walter,
Der ließ auch zu Hause seinen darbenden Küster.
Diese Pfarrerverschwörung im Interesse des Schundes,
Werd' ich dem Herrn Generalsuperintendenten berichten,
Um dieser Küsterverfolgung für die Zukunft zu steuern.
Wahrlich da sind mir noch lieber die alten und strengen Pastöre,
Denn die haben verstanden leben und leben zu lassen!
Wenn auch später der Voß einen Küster idyllisch verherrlicht,
Ist das ein nutzloser Lobsalm, der keinen Pfennig uns einträgt,
Der uns nimmer entschädigt für den Verlust bei der Trauung.
Mit seinen Pfarrhof-Idyllen soll er sich heimgeigen lassen,
Wenn der Küster dabei um sein Geschenk wird beschummelt.
„Rosenwangige Jungfrau“ und „edler bescheidener Walter“,
Ein „würdiger Pfarrer von Grünau“ sammt „alter, verständiger Hausfrau“
Machen das Kraut uns nicht fett und auch die Bratwurst nicht billig.
Heil nur dem Pfarrer, der auch läßt seinen Küster was gelten,
Ruhm nur dem Dichter, der allen Ständen der Kirche gerecht wird.
Wäre der Pegasus nicht ein Roß, das keinen Verstand hat,
Nimmermehr ließe er sich von diesem Voß malträtiren,
Sicher hätt' er ihn längst schon im poetischen Circus
Freudigen Wieherns geworfen auf den sandigen Boden.
Das ist die vierte Idylle zu den drei'n der Luise
Einstimmig geben mir Recht alle Küster der Welt.“

19. Fortsetzung des Lobwörterkataloges. Wie Voß in der Luise für die langweiligen Predigten seines Freundes Brückner Reclame macht.

Nach dieser IV. Idylle, die wir, um die Eintönigkeit des Beiwörterkatalogs eine Zeit lang zu unterbrechen, angeführt haben — wollen wir zur Vollendung des Kataloges

schreiten. Vers 466. Das blühende Mägdlein. 470. Die alte verständige Hausfrau. 500. Die lieblichen Speisen. 504. „Die hochzeitlichen Kartoffeln"*). 507. Der redliche Vater. 517. Die purpurne Kumme voll Bischof. 519. Die wohlvorsorgende Hausfrau. 521. Tranken des köstlichen Bischofs. 528. „Der wohlansehnliche Pfarrer. 532. Gewürzt mit kräftigen Zwiebeln**). 534. „Hochaufschäumendes Festbier". 535. Die lockende Flasche voll Bischof. 544. Die gefällige treue Susanne. 551. Aber den Bischof hebe doch auf. 591. Tranken des köstlichen Bischofs. 609. Ehrwürdiger Pfarrer von Grünau. 616. „Angestimmt den Gesang, den unser Voß in Eutin uns dichtete".

Hier citirt Voß sein eigenes Lied:

> „Wohl wohl dem Manne für und für,
> Der bald sein Liebchen findet."

Er nennt sich selber: „unsern Voß". Sehr bescheiden!

Vers 686. Ehrwürdiger Pfarrer von Grünau. 693. Das rosenwangige Mägdlein. 703 und 706. Tonverständige Männer. 734. Tonverständige Männer (statt Dorfmusikanten). 818. Das Muttergetön der freundlichen Kuh und des Schafes. 833. Die alte verständige Hausfrau. 842. Das rosige Mägdlein. 844. Hold erröthendes Mägdlein. 853. Die alte, verständige Hausfrau. 888. Der redliche Pfarrer von Grünau. 893. Der würdige Pfarrer von Seeldorf. 898. Der ehrwürdige Pfarrer von Grünau — —

Man kann sich von dieser Langeweile erst einen Begriff machen, wenn man diese unnöthigen Beiwörter alle beisammen stehen sieht. Voß macht in dem Buche sogar Reclame für die ausgewaschenen, wässerigen, rationalistischen Predigten seines Freundes Brückner. Er meint, der Pfarrer von Seeldorf hätte ja am Sonntag gar nicht zu predigen gebraucht, denn der alte würdige Pfarrer zu Grünau sagt zu seinem Schwiegersohn, der zur Hochzeit kommt:

---

*) Auch als Botaniker hat sich Voß unsterblich gemacht. Das Solanum tuberosum nuptiale Vossii ist die von ihm erfundene Kartoffelgattung. Die gewöhnliche Benennung gesottener Kartoffel mit „Erdäpfel in der Montur" soll verschwinden und dem poetischen Titel: „Erdäpfel im hochzeitlichen Gewande" Platz machen.

**) Caepa robusta zum Unterschied von caepa imbecilla, auch wieder eine Bereicherung der botanischen Nomenclatur.

„War es die Nacht kalt,
Lieber Sohn? Wie verdrießlich sein Predigtamt ihn einschränkt,
Nachts fünf Meilen zu fahren durch Thau und kaltende Nebel
Seiner Braut zum Besuch, wie gewissenhaft! Konnte der Küster
Doch zur Noth die Gemein*) aus dem redlichen Brückner
erbauen.

Die Luisen-Idylle sollte das rationalistische Pfarrhaus verherrlichen und der alte „redliche Pfarrer von Grünau" mußte wieder die ausgewässerten Predigten des „redlichen Brückner" zum Vorlesen empfehlen. So greift hier Eins in's Andere; Alles auf das nämliche Ziel lossteuernd. Merkwürdige Toleranz! Selbst in der Idylle darf der Küster nicht aus einem positiv christlichen Prediger etwas vorlesen, im Gedicht sogar wird ihm der ausgewässerte Rationalist Brückner octroyirt. Und dieser selbige Voß wüthete gegen Tyrannen und drohte, wenn er in seiner unköniglichen Laune war, Könige umzubringen! Ein kostbarer Geselle!

20. Voß als Robespierre des Gewürzkrämer-Rationalismus.

Man denke sich diesen Voß mit einer großen absoluten Macht ausgestattet, und man hat einen der größten Tyrannen vor sich. Schon in seinem kleinen philisterhaften Lebenskreise wüthete er nach Möglichkeit über alle Grenzen hinaus, er ist der Robespierre des deutschen Gewürzkrämer-Rationalismus; die „geflügelten Worte" Homer's werden bei ihm beflegelte Worte; sein Leben wird zum Kampf, und am wonnigsten ist es ihm, wenn er mit Worten dreinschlagen kann. Er fühlt sich so rednerisch gelaunt, wie der göttergleiche Odysseus. (Odyssee. XXI. Gesang. 188. Vers.)

„Jetzt aus der Wohnung gingen hinaus gemeinsam
Beide, der Rinderhirt und der männerbeherrschende Sauhirt.
Ihnen folgt aus dem Saale der göttergleiche Odysseus.
Als sie nunmehr aus der Pforte gelangten und aus dem Vorhof
Redete jener sie an und sprach die freundlichen Worte:
„Hört ich möcht euch was sagen, Du Rinderhirt und Du Sauhirt,
Oder verschweig ich das Wort? Mich treibt zu reden das Herz an."

So meinte nun Voß: wenn schon der göttergleiche Odysseus sich freute vom Herzen mit Rinderhirten und Sauhirten zu sprechen, warum soll nicht auch ich dem großen

*) Eine wahrhaftige Schwerenoth-Erbauung durch den Küster.

Odysseus in meiner Manier, nachfolgend, gelegentlich mit Ochsenziemern dareinschlagen und saugrob werden können?

Wir haben früher aus einer älteren Ausgabe citirt (Wien, Bauer 1816), weil in dieser älteren Ausgabe die Verse an der Seite von 5 zu 5 Nummern bezeichnet sind.

Von nun an wollen wir eine der neuesten Stereotyp-Ausgaben hernehmen (Reclam, Leipzig), welche alle jene späteren theologischen Einschaltungen enthält, durch welche Voß seine Luise im Dienste seines faden Rationalismus wirksamer machen wollte. Der alte Voß ließ seinen redlichen Pfarrer von Grünau einen Sturm gegen das Cölibat laufen, giebt somit ein Privatissimum über praktische Theologie nach seiner Façon. Man muß sich nur verwundert fragen, warum denn derselbe Voß, dem vor Allem daran liegt, das Wirken eines Pfarrers in der Aufgabe zu suchen:
„Der Natur und der Menschlichkeit Verkünder zu sein"
sich mit aller Gewalt auf das Bibelstudium wirft, und so viel auf den heiligen Paulus zu halten vorgiebt, nachdem er beim Tod seines Sohnes mit dem 12. Capitel des 2. Buches Samuel sich zu trösten sucht, kurz vor seinem eigenen Tode über die Vorstellung der alten Heiden von der Reinigung der Seele nach dem Tode spricht, und das neue Testament, Evangelien und St. Pauli Briefe gerade in den obgesagten Fällen ganz ignorirt.

21. Wie Voß nach seiner Theologie das Heiraten für die erste Pflicht eines Bischofs hält.

Der Pfarrer von Grünau benützt die Gelegenheit beim Trinken des Bischofs (ein Getränk aus warmem Wein und Zimmet) eine bischöfliche Verpflichtung zum Heiraten zu produciren.

„Er muß uns ehren den Bischof,
Weil uns die Bischofskumm' anhaucht bischöfliche Weisheit!
Merke sich wohl, mein trauter Timotheus, was dem Verständniß
Jetzo die Kumm' einraumet, es sei unsträflich ein Bischof,
Eines Weibes Gemahl, doch gastfrei und sittsam,
Lehrhaft, aber gelinde, von Zanksucht fern und Gewinnsucht.
Der auch dem eigenen Haus und den Seinigen wohl vorstehe,
Dem auch gehorsame Kinder in Zucht und Ehrbarkeit aufblüh'n.
Also lautet der Spruch, der goldene. Welcher ihn ausübt,
Solcher frommt der Gemein als lehrender Vater und Beispiel.
Gott wie dem Fürsten getreu und dem Staat in der Kirche beeidigt
Rüstig begann mein trauter Timotheus, was der Beruf will.

Voll schon knospet der Busch, und die Zeit bringt Rosen, vertrau'n wir.
Also der Greis, und trank ihm der kommenden Rosen Gedeih'n zu,
Rings auf der kommenden Rosen Gedeih'n scholl helles Geklingel
Und glückwünschender Ruf, und Luis' und Amalia nippten
Jungferlich, beide verschämt, mit gekünstelter Miene der Einfalt.
Aber das Mütterchen lachte geheim zuwinkend der Gräfin,
Heischte die Gläser herbei ringsum und füllete wieder.
Jetzo begann zu dem Pfarrer die biederherzige Gräfin:
Worte der Weisheit traun und der Menschlichkeit sprach der Apostel.
Köstliche, goldner denn Gold! Schwer wird unsträflich ein Bischof,
Ist nicht Frau Bischöfin gesellt ihm. Dennoch erzählt man,
Daß manch' geistlicher Herr eh'scheu in die Zelle sich einschließt.
Hierauf redetest Du ehrwürdiger Pfarrer von Grünau:
Gräfin, sie sind unschuldig der Zell' einsiedelnde Väter,
Und, was gesagt der Apostel zu thun, nicht störrischen Herzens,
Oftmals gedauerte mich des Gewidmeten, der ungesegnet
Blieb vom Worte des Herrn: Nicht gut, daß also vereinsamt
Hilflos lebe der Mensch, ich schaff' ihm eine Gehilfin,
Welche gesellt ihm lebe, des Mannes gleichartige Männin.
Ja tief dauerte mich hilflos Einsiedelnde eurer!
Ihr von göttlichen Odem Beseeltere, reg' in Empfindung
Heiliger Triebe von Gott, Leidtragende, herzlichen Mitleids
Würdige, die nicht Gattin umarmt, noch schmeichelnden Anwachs,
Die nicht erbet ein Sohn, kein Töchterchen liebet, noch Eidam,
Strenge Gewalt einst übte der herrische Welthierarch aus,
Mehr schon giebt man dem Kaiser, was sein ist, Gott was Gottes.
Wem der Gebieter im Kranz ruhmvollerer Bürgererhaltung
Danken sie bald Theilnahme der Menschlichkeit und des Gemeinwohls,
Fest anhängend dem Staat durch Bande des Bluts und der Freundschaft.
Ob zu Ertödtung der Lieb' und des vaterländischen Eifers
Auch ein Gelübd' unfromm sie verpflichtete, hehre Naturpflicht
Heischt sie zurück und Gottes Gebot und seines Apostels,
Der traun, nicht herzlose der Welt absagende Mönchlein,
Nein, der menschliche Bürger zur Lehr anordnete, Bürger
Thätige, reinerem Licht nachstrebende Schärfer der Thatkraft.
Sohn, was dorrete, grünt, und die Zeit bringt Rosen auch hier einst,
Heb' er das Glas! Herstellung der bischöflichen Freiheit!

22. Wie der edle bescheidene Walter die erstaunliche Definition von einem redlichen Mönch aufstellt: Dieser müsse aus dem Kloster verduften und sich eine Frau nehmen.

Ihm antwortete d'rauf der edle bescheidene Walter.
Folgsam heb' ich o Vater, den Trank bischöflicher Weisheit,
Denn unsträflich zu sein in Kirch' und Hause begehr' ich.
Selber für mich und wünsch es auch andern meines Berufes.
O wie der Duft mich beseelte mit Ahnungen heiterer Zukunft.
Einst wird Menschengefühl aus einsamer Zelle hervorgeh'n.

Hörend des goldenen Spruchs Aufruf und höherer Naturpflicht,
Froh durch Weib und Geschlecht, mitbürgerlich unter den Bürgern.
Wird man frommen dem Volk als lehrender Vater und Beispiel,
Weil man wohl wie dem Hause des Herrn, dem eigenen vorsteht.
Manchen redlichen Mönch, wie unseren Pfarrer von Grünau,
Wird ein redliches Weib, wird Töchterchen lieben und Eidam,
Also Vater und Sohn, dann klingelten sie auf die Erlösung,
Und auf frohe Vermählung der redlichen Zellenbewohner.
Jetzo redete d'rein die gute verständige Hausfrau.
Spaß macht's, Männer zu schau'n in Begeisterung, Brau't dem Eh'herrn
Bischoff oder auch Punsch und sie dünken sich straks zu verbessern
Alle Gebrechen der Welt, ja sie dünken sich Ordner des Hauses.
Schon aus dem Bischöflein weissagt der begeisterte Bischof,
Altklug neben der Braut als Bräutigam lehret er Weisheit,
Wohl vorstehen dem Hause? Der Mann soll's, aber das Weib thuts.
Haupt ist dem Weibe der Mann, das Weib ist aber des Mannes
Rechte Hand, oft wahrlich dem theueren Haupte der Kopf gar!
Also die Frau, ihr gab der gemüthliche Vater die Antwort,
Traun, Du redest Mama nicht unwahr, nein nach der Wahrheit,
Die längst Alte bekannt und Neuere. Aber bedenk' nur
Dein unschuldiges Kind und den trostlos horchenden Jüngling,
Wie er sein Los verkostet mit unwillfährigem Lächeln,
Scheinherrschaft doch wolle dem Hausherrn gönnen die Hausfrau.

Die „gute verständige Hausfrau“ fügt dem ganzen Buch der Weisheit noch ein verhexameltertes Schlußcapitel dazu — das praktisch, wahr, aus dem Leben gegriffen und mehr werth ist als das ganze Bestreben Voßens, das siebente Sacrament zum ersten; und „die Erzielung vieler und gehorsamer Staatsbürger“ zur höchsten und schönsten Aufgabe derjenigen zu machen, die als Priester und Lehrer der Völker in alle Welt gesendet werden.

Voß lebte eben in der Zeit, in welcher von Frankreich die socialen (im 19. Jahrhundert als Blödsinn erkannten) Schlagworte herübertönten, „Vermehrung der Bevölkerung, Hebung des Nationalreichthums“ u. s. w. Nun haben wir mehr Volk als Europa ernähren kann, und der Nationalreichthum ist zum Reichthum großer Geldmänner geworden. Die eine Masse hungert und die andere Masse fängt an auszuwandern und Europa zu verlassen.

Nun die alte verständige Hausfrau sagt es ihrem Herrn Schwiegersohn, aus dem der getrunkene Bischof redet: „Das Weib ist des Mannes rechte Hand, oft wahrlich dem theueren Haupte der Kopf gar. Und der alte ehrliche Pfarrer bittet zum Schluß die alte verständige Hausfrau, sie solle doch ehrenhalber

dem Hausherrn die Scheinherrschaft vergönnen, ihn nicht öffentlich blamiren, das heißt doch auf deutsch: „Die Alte hat immer Recht gehabt und hat jetzt auch Recht."

Das ist der theologische Einschub in neueren Ausgaben, die Gräfin giebt dann auch noch ihren Text darein: leise dagegen begann die biederherzige Gräfin u. s. w.

Wolfgang Menzel sagt darüber: „Beim Abendschmause witzelt der Alte, als wenn er schon ein wenig benebelt wäre, über die Bibelstelle: Ein Bischof sei Eines Weibes Mann, und schenkt dabei Bischof ein."

23. Die Voß'sche Tendenzrakete aus der Pappenstiel-Hülse gelöst und der darin enthaltene Schwefel — mit Salpeter, Kohlenstaub, Eisenfeilspänen und die anderen Leucht- und Knallstoffe einer chemischen Prüfung unterzogen.

Wir wollen diese Tendenzrakete, welche wir vor unseren Augen aufsteigen gesehen, einer kleinen Prüfung unterziehen.

1. Der Pfarrer sagt, aus dem Topfe (Kumme), in dem das hitzende Getränk (der Bischof) aufdampft, „haucht uns bischöfliche Weisheit an"; nachdem der Pfarrer es gesteht, woher er diesmal sich seine Weisheit holt, könnte man sagen: „in vino veritas."

Die Stelle aus I. Timotheus, III. Vers 23, 4, wird von Voß zerhauen in vier Hexameter gestopft und mit dem Gemüse einer wahrhaft idyllischen Exegese den Gästen servirt.

Daß Paulus mit diesem Spruch nicht sagen wollte, der Bischof müsse ein Weib haben, das erhellt aus I. Corinth. VII. 8, wo er spricht: „Ich sage aber den Unverheirateten und Witwen, es ist ihnen gut, wenn sie so bleiben, wie auch ich"; wenn nun überhaupt es für keinen Christen ein Gebot giebt, das ihn zum Heiraten zwänge, so kann es um so weniger für den Bischof eines geben; der Apostel verbietet, daß man keinen zum Bischof oder Priester wähle, der in einer zweiten Ehe gelebt hat oder noch lebt.

Voß macht daraus den Hexameter, daß nur der seiner Gemeinde als lehrender Vater und Beispiel frommt, der verheiratet ist.

Der alte Pfarrer trinkt nun auf das Wohl der Zukunftskinder (der kommenden Rosen Gedeihen), was mit hellem Geklingel und glückwünschendem „Ruf“ von der Gesellschaft erwidert wird.

Für das, was Voß den Pfarrer sprechen ließ, braucht er ein Lob, das verschafft er sich sehr billig, indem er eine andere Marionette seiner Idylle, die „biederherzige Gräfin“ auf den Professorenkatheder der Schrifterklärung hinaufsetzt und sie sprechen läßt: „Worte der Weisheit traun und der Menschlichkeit sprach der Apostel.“ Die Gräfin erklärt aber die Worte des Apostels selbstverständlich als zur Bestätigung der Worte des Pfarrers und gipfelt die nothgedrungene Pflichtehe mit den Worten: „Schwer wird unsträflich ein Bischof, ist nicht die Bischöfin gesellt ihm“, dann belamentirt die Gräfin die Unverheirateten. Man kann eben eine sehr biederherzige Gräfin, nebenbei aber in theologischen Fragen sehr unwissend sein, und sich dem ungezügelten Hange, einen Unsinn zu reden, mit aller Biederherzigkeit überlassen. Der redliche Pfarrer von Grünau ist selbstverständlich so gütig, das was die biedere Gräfin gesagt hat, vollkommen gut zu heißen; und sein Herr Schwiegersohn, der eben copulirte Pfarrer von Seeldorf, der „edle bescheidene Walter“, stimmt wieder vollkommen der biederherzigen Gräfin und dem redlichen Schwiegervater bei und macht noch seinem von Voß ihm alleweil verliehenen Beiwort die Ehre, indem er einen sehr „bescheidenen“ Witz losläßt: „Folgsam heb' ich, o Vater, den Trank bischöflicher Weisheit, denn unsträflich zu sein in Kirche und Haus begehr' ich. Dann hofft der bescheidene Walter, die „redlichen Mönche“ werden aus ihren Zellen kommen, „ein redliches Weib“ heiraten und werden „Töchterchen und Eidam lieben“, damit bilden diese beiden großen Theologen — die biederherzige Gräfin in der Mitte — ein Tableau, in dem das Werk der Erlösung auf dieser Erde den höchsten Triumph feiern soll.

Voß verdammt die strenge Gewalt des herrschenden Welthierarchs, der die „ruhmvolle Bürgererhaltung hemmt“ *),

*) Gerade in dem verschimpften Rom existirt eine großartige Capitalstiftung, aus welcher Familienväter, die über ein Dutzend hungernde Sprößlinge besitzen, eine namhafte Unterstützung erhalten, denn vom

dem Staate Theilnehmer der Menschlichkeit und des Gemeinwohls entzieht, die dem Staate fest anhangen durch Bande des Bluts und der Freundschaft. Der Staat braucht nicht herzlose, der Welt absagende Mönchlein, die nur zur „Ertödtung der Lieb' und des vaterländischen Eifers beitragen."

Als Voß in dieses patriotische Schwungrad hineingerathen, und von demselben herumgedreht wurde, hatte er sicher den Hofrathsfrack angezogen, den Staatsdegen angeschnallt gehabt und auf seine fürstenfeindlichen Schwüre beim Tugendbund ganz vergessen, wie auch auf die fürchterlichen Fürstenmordgedanken, die er zu jener Zeit seiner Braut Ernestine in einem Briefe, der noch existirt, vorgeschwefelt, er muß auch bei Dichtung dieses patriotischen Einschubes mit Gräfinnen noch auf einem guten Fuß gestanden sein, weil er die „biederherzige Gräfin" als Beistimm-Marionette bei seinem Tafel-Drama verwendete; nach der bitteren Anfeindung Stollberg's und des ganzen hohen Adels hätte er sicher eine Gräfin beim Arrangement seines theologischen Collegiums um keinen Preis mehr zugelassen. Voß war eben ein Mann, der zumeist nur von seinen zeitweiligen Stimmungen getragen, oder besser gesagt, von seinen Verstimmungen fortgerissen wurde.

24. Was sich Voß auf die Luise und ihre segensreiche Wirksamkeit eingebildet hat. Seine Anstrengungen, die Kirche zu vertilgen. Die Homerische Theologie und moderne und altclassische Urtheile über dieselbe. Tieck und Platon.

Was Voß auf seine Luise für große Stücke hielt, und wie er besonders auf den theologischen Einschub, den er 1806 anfertigte, sich sehr viel zu Gute gethan, das ist ersichtlich aus einem Briefe Creuzer's an C. A. Böttiger,

---

Ruhm und selbst vom vollen Ruhm kann so ein armer Teufel mit sammt seiner ungehemmten ruhmvollen Bürgererhaltung nicht leben. Nachdem nun besonders in den kleinen Fürstenthümern, in denen Voß sich herumgetrieben, nach seinen eigenen Idyllenbekenntnissen eine Masse armer Teufel am Hungertuche nagten, hätten die „Mönche" auch noch dem Kloster entfliehen und das Proletariat vermehren sollen!! Das ist auch eine Signatur der Aufklärungsapostel, daß sie in ihrer Vernünftigkeit — Logik, Geschichte, Thatsachen und Rechenexempel ignoriren, und aus lauter angeblicher Anbetung der Vernunft, den Verstand verlieren.

aus der Zeit, in welcher Voß mit Creuzer noch auf halbwegs gutem Fuß gestanden. (Herbst: III. S. 283.)

Creuzer an Böttiger, 16. September 1806.

„Unserm Voß brachte ich Ihr Buch zugleich. Er läßt Ihnen auf's Herzlichste danken. „Er werde sich durch Uebersendung der neuen Ausgabe seiner Luise (welche längstens gegen Ostern erscheinen wird) einigermaßen zu lösen suchen. Diese neue Luise wird mit vollem Rechte so heißen können. Es sind wesentliche Veränderungen gemacht, und bei jeder Idylle ganz neue Partien von mehreren hundert Versen hinzugekommen. Er hat sie mir, dem Reconvalescenten, vorgelesen (!) *). Sie sehen aus dieser neuen Anwandlung poetischer Begeisterung, daß er sich hier in jedem Sinne sehr wohl befindet. Sein Hauptwunsch (Besitz eines eigenen Hauses und Gartens) ist nun auch erfüllt, indem ihm der Großherzog für einen äußerst geringen Preis Beides überlassen hat.“ — —

Wie schändlich und boshaft diese Fürsten und dieser hohe Adel den Voß mißhandelt haben. Der Graf von Reventlow schenkte ihm in Göttingen ein Clavier, aus dessen Erlös er beim Abzug von der Musenstadt seine Schulden bezahlen konnte.

Stollberg unterstützte den armen Voß mit Geld, verschaffte ihm die Rectorstelle in Eutin, und gab ihm eine Stiftungspension, die die Frau des Voß noch nach seinem Tode fortbezog. Der Herzog von Oldenburg machte ihn auf seine gehorsamste Bittschrift hinauf zum Hofrath, er bezog eine lebenslängliche Pension von Oldenburg und Baden u. s. w.

Was dann, wenn der Plan und die Begier, die Fürsten zu morden, dem Voß in seiner Jugendzeit gelungen wäre? Wer hätte ihm in der Folge Wohlthaten erwiesen? Und wenn er selbst mit seiner Rechthaberei, mit seinem Krakehlsinn oder Krakehlunsinn, mit seinen tyrannischen Gelüsten, mit seiner fantastischen Intoleranz zum Dictator einer Republik erkiesen worden wäre, was dann? Wäre er sich in seiner Verfolgungssucht consequent geblieben, so hätte er seine Gegner dutzendweise das Schaffot.

---

*) Creuzer befürchtete nach diesem Berichte offenbar, er könnte infolge dieser Marter recidiv werden. Voß meinte sicher, das Vorlesen seiner Hexameter würde dem Creuzer eine ebenso große Freude machen, als die Arbeit, die er auf dieselbe verwendete, groß und mühevoll gewesen ist.

besteigen lassen, und wenn er dann, wie es in Frankreich üblich war, selber an die Reihe gekommen wäre — seine Luisentheologie würde ihm einen ausgiebigen Trost sicher nicht verschafft haben!

Mit dem Wahlspruch Voßens*), die katholische Kirche müsse wo möglich ausgerottet werden, sind die neuen Einschübe in die Luise vollkommen erklärt.

Er machte aber noch einen neuen Einschub, in welchem er das Griechenthum obenauf stellt — und gegen die Kirche — oder auch gegen das positive Christenthum unter den Protestanten mit seiner Ausrottungsmarotte zu Felde zieht.

Hören wir nun die überschwänglichen Anforderungen, welche Voß durch sein schadhaftes Sprachrohr (den ehrwürdigen Pfarrer von Grünau) an den Homer und das ganze griechische Alterthum stellen läßt.

Ein ländlicher Pfarrer verbauert,
Haftet am Kloß und vergeht in Nichtigkeit oder Erwerbsucht,
Wenn nicht griechischer Geist ihn emporhebt aus der Entartung
Neueres Barbarthums, wo Verdienst ist käuflich und erblich,
Zur altedelen Würde der Menschlichkeit: Geist des Homeros,
Welchen das Kind anhöret mit Lust, und der Alte mit Andacht,
Pindaros' Schwung aus dem Staub' und Platon's göttlicher Fittich
Und hochherziger Sinn unsterblicher Todesverächter,
Sinn für gleiches Gesetz, Freiheit und großes Gemeinwohl.
Solch ein Geisterbesuch in der Einsamkeit hellt das Verständniß,
Wärmet das Herz und weiht zur Enträthselung hoher Orakel,
Daß buchstäblicher Nebel zerfließt und erscheinet die Gottheit.
Was der geläuterte Mensch in Entzückungen heiligen Tiefsinns
Sein unwürdig erkennt, o wie weit unwürdiger Gottes,
Dem der gesammten Naturen ätherische Blüthe, vereinigt,
Ist, was der Sonn' ein Strahl, was Oceansfluthen ein Tröpflein.
Weg denn, niedriger Wahn, durch Tön' unverständlicher Formeln
Und durch Tempelgebräuch' und Satzungen werde gedient ihm,
Wie vom höfischen Trupp Aufwartender, denen er dankbar
Ohn' ihr Thun anrechne der Seligkeit würdige Tugend!
Weg unmännliche Klag' um den Göttlichen, der, wie die Sünder,
Als Unsündiger starb! Wer weint' um des Sokrates Giftkelch?
Wer um die Flamm', aus welcher, ein Gott, aufstrahlte Herakles?
Soll an erhabenem Sinne der Heid' uns nehmen den Vorrang?
Weg ihr Martergebilde der Kreuzigung! Er, den des Todes
Bittere Schmach nicht beugte, der Held mit dem Siegespanier, schwebt'

---

*) Siehe im III. Band, seiner Briefe, die Lebens-Skizze von seinem Freunde Wolf.

Freudig empor, daß wir selber aus Staub nachstreben zum Aether!
Hebe den Glauben das Bild des thätigen Helden zur Thatkraft!
Nicht wie die Schriftlinge, nein! So predigte jener gewaltig:
„Was du willst, daß man thue dir selbst, das thue du Andern;
„Das ist Gottes Gesetz! Nur die Frucht zeigt Güte des Baumes!
„Nicht wer, O Herr! ausruft, wird beseliget, sondern wer recht thut!"
Also mit Licht und Wärme gelehrt, in des rüstigen Lebens
Kraftwort! Dann dringt Kraft in das Herz; dann füllen den Tempel
Andacht, Trost und Entschluß und jubelnde Stimmen des Dankes;
Ob den Gebrauch die Agend anordnete, oder wir selber
Nach dem Bedarf, vorsichtig dem Heiligen Schönes vermählend:
Als an dem Pfingsttag' hier des Frühlings blumige Feier,
Als nach der Ernte das Fest, wann blank am Altare der Kranz hängt,
Als bei dem Laubabfalle der ruhenden Freunde Gedächtniß;
Oder wodurch zu erbauen die Meinigen ich für erlaubt hielt.
Wer viel fragt, der bekommt viel Antwort, kluge mitunter.
Ihm antwortete darauf der edle, bescheidene Walter:
Ja, wer Heilsames will mit Festigkeit, ohne zu stürmen,
Der führt aus; gern bietet die Hand gutartige Herrschaft.
Denn je klüger ein Volk, je thätiger Fleiß und Gehorsam.
Auch mein junger Baron, gleich unserer gnädigen Gräfin,
Will klaräugigen Muth um sich her, nicht dumpfe Verstocktheit,
Wie sie vergällter Sinn mißhandelter Fröhnlinge brütet.
Schon ist dem Dorfanwachse bestellt ein verständiger Lehrer,
Welcher zugleich Baumzucht und, Väterchen, edle Musik lehrt.
Künftig schallen auch dort vollstimmige Chör' um die Orgel,
Bald dem Altar antwortend und bald der Gemein' und der Predigt.

Wir wollen hier zur **Begründung** unserer **nicht ausschließlichen, nicht fanatischen** und überschätzenden Anschauung der **homerischen Werke**, wie Voß dieselbe allgemein machen wollte, einige gediegene Urtheile **darüber vernehmen**, welche Urtheile wir auch zu unserer Rechtfertigung brauchen, weil wir später das **Lächerliche** der Ueberschätzung Homer's darstellen werden.

Der eben so besonnene als geistreiche Meisterkritiker Tieck*) sagt:

„Am frühesten hat mich die Odyssee entzückt, die ich schon als Knabe in meiner Weise las und nicht oft genug lesen konnte. Ich habe sie immer für eines der wunderbarsten Erzeugnisse des dichtenden Geistes gehalten. Sie ist ein wahres Wunderwerk, wie es keine Literatur zum zweiten Male besitzt. Ich stelle sie noch bei Weitem höher, als die Ilias. **Die höchste Kunst zeigt**

*) Ludwig Tieck: Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen, von Rudolf Köpke. 2 Bände, Leipzig, 1855, broschirt, 2. Bd., S. 211.

sich in den Episoden, und wahrhaft dichterisch offenbart sich die Welt des Wunders. Welch' unerschöpflicher Reichthum des Lebens und der Bewegung ist nicht darin, welch' eine Fülle der Gestalten und Situationen. Alles ist so anschaulich und voller Leben, und diese Kämpfe und Abenteuer spannen und interessiren uns. Es lebt darin ein reiner und tiefer Sinn für die Natur und mächtig ergreifend ist die Schilderung ihrer Erscheinungen. Mit dem Gewaltigen, ja Furchtbaren verbindet sie dann auch das Rührende und Empfindungsvolle. Wie rührend ist es nicht, wenn Odysseus in sein Haus zurückkehrt und der treue Hund ihn zuerst erkennt" u. s. w.

Wir erklären uns wiederholt mit dieser Anschauung Tieck's ganz einverstanden und nehmen uns hier nur die Freiheit, nicht die Odyssee als classisches Meisterwerk, sondern den tollen Gedanken Voßens (den er bis an sein Ende ausgesprochen) überaus lächerlich zu finden und die Lächerlichkeit desselben durch Citate nachzuweisen: den Gedanken, aus der Odyssee und Ilias jetzt im 19. Jahrhundert einen religiösen Trost und Erbauungsbücher zu machen, denn das ist ein eben so komisch wirkendes, als verzweifeltes Experiment: die in ihrem Wesen fürchterliche heidnische Weltanschauung mit ihren entsetzlichen Consequenzen der modernen Menschheit als Trost in Krankheit, Alter oder Unglück darzureichen, als auch die mit anerkennenswerthem Fleiß angefertigte Uebersetzung Voßens ein nicht überaus glücklich ausgefallenes Experiment genannt werden muß. Moral wäre: Man soll von den alten Classikern nicht mehr verlangen, als sie geben können — und man soll auch an einen Dichter untergeordneter Begabung nicht Anforderungen stellen, die über seine Kräfte hinausreichen.

Wenn wir wiederholt einige Bemerkungen über die Gesänge Homers — vom Standpunkt christlicher Lehre und Sitte gebracht haben, wollen wir Enthusiasten für das Griechenthum (die übrigens, wie es bei Enthusiasten nicht selten vorkommt — eine etwas dürftige Kenntniß der classischen Literatur mit dem fadenscheinigen Mantel einer erheuchelten Begeisterung für dieselbe zu verdecken suchen) auf den sehr wichtigen Umstand aufmerksam machen, daß selbst der heidnische Philosoph Platon, mit dem bedenklichen Treiben der Götter und den noch bedenklicheren Lehren und Beispielen, die in

der Ilias und Odyssee vorkommen, keineswegs einverstanden gewesen ist und das im bitteren Ernste ausgesprochen hat, was wir in heiterer Stimmung ihm nachzusprechen so kühn sein werden.

Es giebt zu jeder Zeit bornirte Köpfe, welche sich die Vertheidigung von Celebritäten nur deshalb zur Aufgabe machen, weil sie vermeinen, an dem Genie derselben participiren und durch ihren Lärm und ihre „sittliche Entrüstung" andere noch bornirtere Köpfe dahin stimmen zu können, daß diese letzteren die ersteren für kleine Genies halten. In Schleiermacher's oder Prantl's Uebersetzung von Platon's Staat kann Jeder, der nicht Griechisch gelernt hat, und sich über dieses Thema des Näheren unterrichten will, genügenden Aufschluß finden.*)

Siehe Odyssee X. 495, XI. 487—491, XVI. 383, XXIV. 1—10, Ilias XX. 61—65, XVI. 854—856, XXIII. 100 bis 103 u. s. w. wie in den citirten Uebersetzungen nachzulesen.

Als Beispiel wollen wir nur Eine Stelle aus Platon's Staat, 2. Buch, bezugs Homer anführen: „und es ist nicht zuzulassen, in unserem Staate noch einem Jünglinge vorzusagen: wenn er das äußerste Unrecht begehe, thue er nichts Besonderes, auch wenn er seinen Vater für begangenes Unrecht auf jede Weise strafe, sondern er thue immer nur was auch die ersten und größten Götter. — Nein, beim Zeus, sprach er, auch mir selbst scheint es nicht angemessen, dies zu sagen. — Auch wohl überhaupt nicht, sagte ich, daß Götter Göttern nachstellen und mit ihnen Krieg führen und fechten, wie es ja auch nicht einmal wahr ist, wenn doch die, welche unseren Staat zu vertheidigen haben, es ja für das Schändlichste halten müssen, leicht untereinander in Feindschaft zu gerathen. Und weit gefehlt, daß man ihnen von Riesenkriegern vorerzählen sollte, noch diese abbilden, noch von den vielen und mancherlei anderen Fehden der Götter und Heroen mit ihren Verwandten und Angehörigen — und alle Göttergefechte, welche Homeros gedichtet hat, diese sind nicht zuzulassen in unseren Staat, mag nun

*) Platon's Werke von F. Schleiermacher. Dritter Theil. I. Band. Der Staat. Zweite Auflage. Berlin. Reimer, 1862. Seite 107 u. ff. und die Note S. 346 u. ff. Ebenso in Platon's Staat. Uebersetzt von Prantl. Stuttgart 1857.

ein verborgener Sinn darunter stecken oder auch keiner. Denn der Jüngling ist nicht im Stande, zu unterscheiden, was dieser verborgene Sinn ist und was nicht, aber was er in diesen Jahren in seine Vorstellung aufnimmt, das pflegt schwer auszuwaschen und umzuändern zu sein. Zu behaupten aber, daß Gott irgend Jemandem Ursache des Bösen geworden ist, da er doch gut ist, das muß man auf alle Weise abwehren, daß es nicht Jemand sage in seinem Staat, wenn er gut solle regiert werden, noch auch Jemand höre, weder Jung noch Alt, und weder in gemessener Rede noch in ungemessener vorgetragen, weil es weder fromm wäre, wenn es einer sagte, noch auch uns zuträglich, noch auch mit sich selbst übereinstimmend — — Ich stimme mit Dir, sagte er, für dieses Gesetz, und es gefällt mir. Dies also, sprach ich, wäre eines von den Gesetzen und Vorschriften in Bezug auf die Götter, kraft dessen nur so darf geredet und gedichtet werden, daß Gott nicht an Allem Ursache ist, sondern nur an dem Guten. Meinst Du, daß Gott ein Zauberer ist und wie aus dem Hinterhalt bald in dieser, bald in jener Gestalt erscheint, bald wirklich selbst wieder Gestalten annehmend und seine eigene dagegen vertauschend, bald nur uns hintergehend und machend, daß wir dergleichen von ihm glauben müssen. Oder meinst Du, daß er ganz einfach ist und am allerwenigsten aus seiner eigenen Gestalt herausgeht u. s. w." „Wenn wir also noch so viel Anderes an Homeros loben, so wollen wir doch das nicht loben, wie Zeus dem Agamemnon den Traum sendet, noch vom Aischylos, wenn Thetis sagt, Apollon habe singend bei ihrer Hochzeitsfeier gepriesen ihr schönes Mutterglück, der Söhne krankheitsloses spätes Lebensziel. Und dies gesagt, bekräftigt sein Päan zuletzt mein gottbegünstigt Schicksal mich ermuthigend. Da hofft ich, truglos werde Phoibos Göttermund mir sein der kunstreich Weissagungen sprudelnde. Er aber selbst der Sänger, der dieses sprach, Er selbst, von damals Hochzeitsgast, ist selber nun des Sohnes Mörder. Wenn Einer dergleichen sagt von den Göttern, wollen wir zürnen und ihm keinen Chor geben, noch leiden, daß ein Lehrer solches zum Unterricht der Jugend gebrauche, wenn unsere Wächter sollen gottesfürchtig und gottähnlich werden, so weit es dem Menschen nur immer möglich ist. — Auf alle Weise

sagte er, nehme ich auch diese Vorschriften an und möc
sie als Gesetz gebrauchen."

Wir ersehen hier, wie der Philosoph Platon — den Einf
der Dichter auf die Jugend beurtheilt hat.

Was würde Platon in unserer Zeit über jene Dic
sagen, welche den Menschen ganz und gar seinen Naturtrie
und seinen Leidenschaften in die Hände geben; die Gottes Da
und sein Einwirken auf den Menschen entweder in pantheistisc
oder atheistischen Formen total verleugnen und die Jugend weit
mehr ihrem Ruine entgegenführen, als dies durch Homer und
griechischen Dichter bei der Jugend Griechenlands der
gewesen ist!!!

Merkwürdig, daß unsere modernen Verhimmler
„griechischen Cultur" auf so merkwürdige Betra
tungen, wie diese von Platon, gar keine Rücksicht nehm
dieselben entweder gar nicht kennen, was auch sehr oft
kommt — und sollten sie von denselben wissen — diesel
geflissentlich ignoriren.

Wir sprechen gelassen den Erfahrungssatz au
Die meisten Schreier und ostensiblen Verherrlicher der
classischen Literatur wollen eben durch ihr Geschrei nur i
Unwissenheit bemänteln, und sich einen Anstrich von Gelehrsa
keit und Genialität auf die billigste Weise verschaffen.

Die Raufereien und sonstigen Gemeinheiten, die sich
den mit Hexametern vergitterten Gesängen des alten Homer
den Augen des jugendlichen Lesers abspielen, können in uns
Zeit der Jugend nicht nur nicht schaden — sondern w
der Leser dies heidnische Getriebe vom christlichen Standpu
beurtheilt — auch noch einen ethischen Nutzen bring
Classisch ist die Sprache, classisch die Naturschilderungen, class
das feine Darstellen menschlicher Leidenschaften und Zustände
aber zu Vorbildern für die Jugend sind diese Helden mit i
Rach- und Rauflucht und verschiedenen anderen Leidenscha
nicht zu verwenden. Die Homerschilderungen aber
Trost in Leiden und Sterben anzuempfehlen, das ist nur ei
bornirten oder erheuchelten Enthusiasmus möglich gewesen,
welchen sich Voß im eigentlichen Sinn des Wortes mit pedantis
Schulmeisterei hineingewüthet hat.

Hören wir zum Schluß noch einen neueren (Lerique*) über die Lobredner der alten griechischen Zustände: „Es klingt fast ironisch, wenn unser Goethe von einer „unverwüstlichen Gesundheit“ des antiken Lebens spricht. Hätten auch nicht die alten Geschichtschreiber ein so trauriges Bild entworfen von dem socialen Chaos, der Verwirrung aller sittlichen Grundsätze und der Verkommenheit in allen Gesellschaftskreisen des Griechen- und Römerthums, so würden selbst ihre Dichterwerke, und namentlich die Werke der bildenden Kunst demjenigen, der auf mehr als das Aeußere zu sehen gewohnt ist, den schneidenden Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit enthüllen.“ „Uns gelten“, sagt Friedrich v. Schlegel**), „jene (alten) Dichtungen nur als ein angenehmes Spiel der Einbildungskraft, sobald wir uns aber daran erinnern, daß diese Ansichten in dem Volksglauben als Wahrheit galten, sobald wir an die Folgen denken, die daraus gezogen, so können wir bei aller Vorliebe für den Zauber der Darstellung in jenen Gedichten doch nicht umhin, dem tadelnden und verdammenden Urtheil beizustimmen“. In ähnlicher Weise verhält es sich mit den Werken der bildenden Kunst. Bei allem Zauber der Form, bei aller Schönheit, welche die idealisirte Menschengestalt in der griechischen Plastik zur Schau trägt, spricht nichtsdestoweniger für den aufmerksamen Beobachter etwas Ungelöstes und Unversöhntes aus diesen Zügen, aus dem geschlossenen todten Auge des antiken Götterbildes empfangen wir keineswegs den Eindruck einer freien innigbefriedigten Seele.“

„Die ganze moralische Erziehung culminirte in der Liebe zum Vaterlande und in der Ehrfurcht vor den Gesetzen. Daher die bewunderungswürdige Aufopferung der eigenen Vortheile zu Gunsten des Volkswohles und der Heroismus in Vertheidigung der Volksinteressen gegen fremde Angriffe. Dagegen gewahren wir eine abschreckende Vernachlässigung der wahren ethischen Ausbildung des inneren Menschen, und eine auffallende Nachsicht gegen alle Versündigungen, welche mehr die Familie und die persönliche Ehrbarkeit angehen. Eigentliche Nächstenliebe, Duldung und Schonung im Privatleben konnten bei so vernachlässigter Cultur des Gemüthes natürlich nicht aufkommen.“

*) Die Ideale und die christliche Jugenderziehung. Herder 1871' Seite 8.

**) Geschichte der älteren und neueren Literatur. 1. Theil. S. 55.

Lerique hat in der angezeigten Schrift mit historischer Wahrheitsliebe auf die wirkliche Finsterniß des von modernen Classikern vergeblich mit gemalten Lichtern verklärten antiken Heidenthums hingewiesen.

Wenn Voß seiner Zeit von einem Gelehrten auf das verlogene, sinnlose Verhimmeln der griechischen, religiösen und socialen Zustände aufmerksam gemacht wurde, wußte er sich in seiner Verlegenheit nur durch Grobheit, Schimpfen und Poltern zu helfen.

Creuzer (Protestant, Professor in Heidelberg) hat in seiner Symbolik und Mythologie nachgewiesen, daß die griechische Religion, obschon vielleicht die höchste des Heidenthums, wie jede heidnische Religion an die Natur gekettet und physisch ist. Creuzer war wirklich ein gelehrter, ehrenhafter Mann, seine streng historischen Erörterungen verwundeten den aufgeblasenen Voß derartig, daß er sich nur durch ein maßloses Schimpfen über Creuzer zu helfen wußte. Creuzer las am Ende die Voß'schen Flegeleien gar nicht mehr — Rohheiten kann man nicht widerlegen, und Voß kannte im Kampf keine Rücksicht auf Wahrheit und Ehrenhaftigkeit, er nahm zur Lüge und Verleumdung gewissenlos seine Zuflucht, wie wir es in einer (zu erscheinenden) Biographie Voßens durch eclatante Beispiele nachgewiesen haben.

25. Wie sich Voß alle erdenkliche Mühe giebt, das Christenthum in seinem wesentlichen Grunde: der Kirche, auszurotten und das Heidenthum wieder einzuführen.

Nachdem wir in einer sehr nöthigen Episode Tieck und Platon über Homer vernommen, wollen wir die Voß'sche Anrühmung des Heidenthums, die wir angeführt haben, des Nähern betrachten.

1. Der ehrwürdige Pfarrer von Grünau giebt gegen das Verbauern der Landpfarrer als Mittel die Homerlectüre an. Sonderbar, wenn Einer in der Odyssee dies immer wiederkehrende Durchbohren von Hals, Augen, Leber, Bauch und Brust, dieses ewige Köpfeeinschlagen, der „Schädel Gekrach", das dutzendweise Aufknüpfen auf einem Strick, so daß ein Dutzend aufgeknüpfter leichter Frauenzimmer

„wie ein flüchtiger Zug der Drosseln oder der Tauben“
in der Luft baumelten,

„spannend so hoch, daß keine den Grund mit den Füßen erreichte?“

(Odyssee XXII. Gesang, Vers 467, 468), ferner das habituelle Nasen- und Ohrenabschneiden mit andern sehr grausamen, gar nicht wiederholbaren griechischen Bildungspraktiken, wenn einer das Alles, sagen wir mit großer Andacht liest, das soll ihn vor dem Verbauern retten, „dieser griechische Geist soll ihn emporheben aus der Entartung neueren Barbarenthums zur altedlen Würde der Menschlichkeit, dann der Sinn für gleiches Gesetz, Freiheit und großes Gemeinwohl“ — mit Hunderttausenden von Sclaven, die schlechter als Hausthiere behandelt wurden, das ist nach Voß: Freiheit und Gemeinwohl.

Ist es nicht eine Frechheit, eine Bornirtheit sondergleichen, den Lesern mit geschwollenen Phrasen Sand in die Augen streuen zu wollen, bei ihnen totale Unkenntniß des Kernes und Wesens alles socialen Lebens im Griechenthum vorauszusetzen und angesichts der vor Augen liegenden constatirten Thatsachen und Zustände von Freiheit und Gemeinwohl zu faseln!

„Nicht durch Tempelgebräuche und Satzungen werde Gott gedient“, d. h. kein Gott, keine Kirche, keine Offenbarung, keine Erlösung, keine positive Lehre und kein positives Sittengesetz, keine Heiligung der Menschheit durch Christus — nur wieder das alte Heidenthum!

„Weg unmännliche Klag' um den Göttlichen, der, wie die Sünder,
Als Unsündiger starb! Wer weint' um des Sokrates Giftkelch?
Wer um die Flamm', aus welcher, ein Gott, aufstrahlte Herakles?
Weg, ihr Martergebilde der Kreuzigung.
Nicht wer: O Herr! ausruft, wird beseligt, sondern wer recht thut!“

Mit derlei aus dem Text gerissenen Schriftstellen sucht Voß seine griechische Tempelruine zu stützen. Als echter Aufklärungsapostel ignorirt Voß das vom Herrn gegebene Gebot: die oftmalige Aufforderung zum Gebet u. s. w., keine Kirche mit Autorität, auch keine vorgeschriebene Agende bei noch christlichen Akatholiken, statt Pfingsten ein Blumenfest, statt der Anbetung des gekreuzigten Christus, des Gottes- und Menschensohnes ein

Erntefest mit einem Aehrenkranz um das Kreuz, beim „Laubfall“ nur „Gedanken an die Hingeschiedenen“ — — besonders Kuhmägden anzuempfehlen, wenn sie mit der Mistgabel die Streu aus dürren Blättern in den Stall hineinschleifen.

Und zum Schluß „der edle bescheidene Walter“, der um der rosenwangigen Luise Willen immer mit dem ganzen Tröbelkram der stiefväterlichen Theologie einverstanden ist — und der auch noch dazu bemerkt, daß der „junge Baron“ und die „gnädige Gräfin“ dieselben gelehrten Ansichten haben — wer könnte da widerstehen? Die alte, verständige Hausfrau, der ehrwürdige Pfarrer, der edle Walter, die rosenwangige Jungfrau, die biederherzige Gräfin und der junge Baron auch noch dazu! Was will man mehr haben! Das sind die ehrwürdigen Väter und Mütter des großartigen Concils im Pfarrergarten zu Grünau, dann noch ein Lehrer, der den Pfarrer bewundert und mit dem Gesang zugleich als ökonomischer Utilitätsapostel Baumzucht lehrt — und die ganze Luisentheologie ist fertig — die katholische Kirche „wo möglich ausgerottet“ nach Voßens Vorsatz! Die Luise, die rosenwangige Jungfrau — ist das inhaltlichste oder vielmehr das unterhaltlichste Compendium der Dogmatik am Schluß des 18. Jahrhunderts. Als Theologie bleibt: Gott und Unsterblichkeit nach Voßens Nebel und für das Volk bleibt: „griechische Freiheit und griechischer Gemeinsinn“ und deutscher Unsinn.

Wenn die linken Hegelianer und Strauß in seinem „neuen Glauben“ auch den „Voß'schen Religionsrest“, den er sich für seine Ernestine noch auf dem Lager behalten wollte, wie einen aus dem Christenthum noch zurückgelassenen Unrath wegspülen, nach Voß' Odyssee (XXII. 438—439 und 452—453).

> Hierauf eilten sie, Tisch und staatliche Sessel von Unrath
> Wiederum mit Wasser und lockeren Schwämmen zu säubern —

so wäre durch diese consequentere Form das apostolische Symbolum und die Gesetztafeln Moses mit einem Schwamm weggewischt!

Und auf diesen theologischen Zwickel, den Voß jahrelang nach der ersten Auflage in den schon etwas schleißig und morsch gewordenen Luisenstrumpf hineinstrickte, hat sich der Dichter nicht wenig eingebildet und selbe Freunden und Gegnern (wie dem [illegible]

26. Wie der alte Gleim aus Verdruß über Goethe — Voßen's Luise über Goethe's Hermann und Dorothea stellt und wie auch Voß selber diese schmeichelhafte Ansicht ausspricht.

Der alte Gleim — dem Voß zugethan, („weil sie sich gegenseitig so lobten, daß man es gar nicht glauben soll", wie es der alte Gleim in einem Brief an Ernestine eingestanden) — war auch auf Goethe nicht gut zu sprechen, der auf Gleim, den unschädlichen preußischen Commiß- und Gamaschendichter von der gewohnten Höhe und mit der üblichen Kälte herabschaute. Diese zwei Pole halfen zusammen, den Gleim zu veranlassen, daß er die Louise Voßens über Goethe's Hermann und Dorothea erhob — er machte dem überaus citlen und auf Goethe eifersüchtigen Voß die Freude folgenden Urtheiles (in Voßen's Briefe, 3. Band):

„Luise Voß und Dorothea Goethe,
Schön beide wie die Morgenröthe,
Steh'n da zur Wahl,
Und Wahl macht Qual.
Hier aber seht! ist nichts zu quälen,
Hier kann die Wahl nicht fehlen:
Luise Voß ist mein, in Lied und in Idyll,
Die Andere nehme, wer da will." —

Es läßt sich denken, was für ein Lächeln den Mund des alten Goethe umspielte, als er diesen Ausspruch des alten Schlachtenlieder-Fabrikanten gelesen.

Nun aber kamen 1830 (zwei Jahre vor Goethe's Tode) Voßens Briefe heraus. Als man nun dem alten Goethe (der ein lebhaftes Interesse für Alles, was seinen Ruhm anbelangte, immer bewahrt hat) den Brief Voßens an Gleim zeigte (II. Bd. der Briefe, S. 338), von Eutin, 24. September 1797, da muß der alte Goethe doch herzlich aufgelacht haben, als er folgende Kritik Voßens über Goethe und Voß gelesen:

„Ueber das Goethe'sche Gedicht Hermann und Dorothea denke ich völlig wie Ernestine*); lesen Sie nur durch; Sie

*) Wehe ihm, dem Ur-Philister, wenn er anders gedacht hätte, als Ernestine. Er konnte die Arme wohl genug durch seine Launen peinigen, aber am Ende mußte er sich doch in ihre Ansichten fügen. Auch aus Briefen von Stolberg ist zu ersehen, was diese Ernestine von dem polternden Haustyrannen auszustehen hatte und mit welcher Klugheit sie ihr Lebensschifflein oft mitten durch das stürmische Meer der häuslichen Spektakel und Krakehle lenken und leiten mußte.

werden für manche zu eilfertig gearbeitete Stellen durch sehr schöne entschädigt werden. Die zur Vorrede bestimmte Elegie beweist hinlänglich, daß es ihm Ernst war, etwas, wo nicht Homerisches, doch Homeridisches aufzustellen, um auch diesen Kranz des Apollo zu gewinnen! Ich werde mich herzlich freuen, wenn Griechenlands Geist uns Deutschen ein vollendetes Kunstwerk gewährt und nicht engherzig nach meiner Luise mich umsehen. Aber eben so ehrlich denke ich für mich und sage es Ihnen: die Dorothea gefalle wem sie wolle, Luise ist sie nicht. Siehe, ich wollte keck thun und fühle doch, daß ich roth werde."

Voßens Sohn, Abraham, der seines Vaters Briefe herausgab, hat doch sonst so Manches, was ihm nicht geheuer dünkte, gestrichen*), diese Stelle, in der sich Voß über Goethe stellt, muß doch dem Sohne Abraham außerordentlich gefallen, und es muß ihm auch nebenbei eine Freude gemacht haben, dem Alten in Weimar einen Klaps anzuhängen. Wenn aber Abraham am Ende der Meinung war: der Alte in Weimar werde sich ärgern, da irrte sich Abraham außerordentlich, denn er hätte durch diesen Passus dem alten Geheimrath keine größere Freude machen können.

Abraham war für seinen Vater ebenso eingenommen, als sein Vater für die Luise (d. h. für sich) eingenommen war; hätte Abraham ein wenig Tact gehabt, so würde er dieses Selbsthochgefühl seines Herrn Vaters ebenso wie manches Andere aus demselben Brief weggelassen haben; denn mit dieser Hinauf-Luisirung und Hinunter-Dorotheung hat er seinen Vater für so lange lächerlich gemacht, so lange Voßens Briefe existiren und bisweilen (zur literarhistorischen Verwerthung) auch gelesen werden.

27. Was Voß über den Weimarer Aufenthalt seiner Ernestine berichtet und wie er sich Alles zu seinem Lobe auslegt.

Zur Illustration dieses im sehr entschiedenen Selbstgefühl über den hohen Werth Voß'scher Dichtung abgegebenen Selbsturtheils Voßens mag hier ein Bericht Voßens an Ernestine (drei Jahre früher) aus Weimar gebracht werden, in welchem

*) Und auch umgeändert, wie wir in Voßens Leben nachgewiesen haben.

Voß beschreibt, wie nobel er auch von Goethe empfangen und behandelt wurde.

„In einem Brief vom 4. Juni 1794 aus Weimar lamentirt Voß: „Mein Homer hat in Weimar kein Glück gemacht. Man findet ihn undeutsch und zu ängstlich; die Odyssee besonders steht der älteren weit nach. Wieland las mit mir einige Verse — und ward zu meiner Meinung bekehrt."

Am 5. Juni 1794 berichtet Voß seiner Frau, er sei bei Wieland gewesen. „Ich saß neben Herder auf dem Sopha. Er drückte mir die Hand und bat, ich möchte ihm etwas aus dem Homer vorlesen. Ich sagte lächelnd: Ich habe von Wieland schon gehört, daß meine große Mühe, es recht gut zu machen, für die Herren in Weimar verloren sei. „Ich habe für den lebendigen Vortrag gearbeitet und wolle nicht mit den Augen, sondern mit den Ohren vernommen werden. Die Ilias ward mir gereicht und ich bat um ein strenges Ohr. Ich las aus dem 23. Gesange etwa 200 Verse. Als ich geendet hatte, stimmte Herder den lautesten Beifall an. Diese Melodie des Hexameters und diese Deutlichkeit der Sprache habe er nicht erwartet. Alle Vorwürfe von Künstelei und übertriebenen Kühnheiten schienen ihm wegzufallen, er glaubte Homer zu hören. (!) Ich redete über die Eigenheiten meiner Wortstellung und meines Versbaues und ward dringend gebeten, meine durchdachte Theorie der Welt vorzulegen. Man bat mich noch, eine Stelle, die man mir auswählte, vorzulesen, und auch die schien zur Vollkommenheit gebracht. Kurz, mein Homer ward gerechtfertigt, man gestand, daß man die neue Tonart der Poesie studiren müsse, und daß unser Publikum mit der Zeit schon nachfolgen würde." —

28. Das idyllische Dichterleben in Weimar beim Lichte angeschaut.

Man muß das Leben in Weimar während der Zeit, als der Dichterkreis den Hof umgeben, aus unparteiischen, vom Hofe und seiner Tafelrunde unabhängigen Autoren und von Männern kennen lernen, welche Gelegenheit hatten, zunächst aus der unmittelbaren Quelle der Tradition zu schöpfen. Wir werden in einer Schilderung des

Weimarischen Dichterlebens massenhafte Aussprüche von Zeitgenossen bringen, welche die Verhimmler des Weimarerlebens bisher sehr klug todtzuschweigen versucht haben.

Die Herren Dichter zu Weimar waren — man darf nicht so kurzweg sagen: wie Hunde und Katzen übereinander, denn das wäre höchst ordinär und würde sämmtliche feinfühlige Schöngeister aus dem Häuschen bringen, sondern sie waren übereinander: wie Montechi und Capuletti. Alle Abende wurde Alles, was im Städtchen vorgefallen war, durchgehechelt, durchsatyrisirt und im schärfsten Laugensalz durchgewaschen. Goethe, der Allmächtige, hatte besonders viele Feinde, die innerlich über ihn um so erbitterter waren, als sie ihm äußerlich Ehrfurcht und Huldigung bezeugen mußten.

Es ist psychologisch genommen ganz natürlich, daß, wenn ein fremder Dichter als Gast ankam, diesem von allen Seiten die liebreichste Aufmerksamkeit zugewendet wurde; der konnte sich aber auch auf eine genaue zollämtliche Controle über jedes seiner Worte, über jeden seiner Besuche gefaßt machen. Er war ein paar Wochen lang der Spielball der Unterhaltung. Voß, von sich über die Maßen eingenommen, unweltläufig durch und durch, nahm alle ihm gemachten Complimente für reines Gold und unterließ es sicher nicht, in Briefen an seine Frau die Empfangs- und Behandlungsfeierlichkeiten seiner Person — im glänzendsten Lichte darzustellen, um der in dieser Richtung übergläubigen Ernestine eine Freude zu machen über den glücklichen Besitz ihres Mannes, der „höher stand als Dichter — denn Napoleon als Feldherr", wie es einmal dem glücklichen Voß der Herzog von Gotha, als ein billiges Präsent in's Gesicht hineinschmeichelte. Seit dieser Zeit hatte Voß diesen Herzog auch als den würdigsten und genialsten Kronenträger hoch in Ehren gehalten. Dieser gute Herr war sicher, von dem bisweilen fürstenmörderisch gestimmten Voß nicht abgemurkst zu werden. Man sieht wie ein kleines Pulver geraspelten Süßholzes (Glycyrrhiza) eine königsmörderische Vergiftung vollkommen paralysiren kann.

29. Wie man den Voß in Weimar zu trösten und gut zu stimmen versucht hat.

In Weimar hatte man es bald los, daß Voß über das dort herrschende Urtheil bezugs seiner Homer-Uebersetzung ganz niedergeschlagen war, man war so artig, ihn zu trösten, indem man ihn aus seiner Uebersetzung Einiges vorlesen ließ.

Darüber berichtet nun Voß, 6. Juni 1794, an seine Frau: „Darauf gingen wir (mit Wieland) zu Goethe. Er wohnt in einem prächtigen Hause, das mit Statuen und Gemälden des Alterthums prangt. Wir setzten uns zu Tische und sprachen von Italien und Griechenland u. s. w. Ich bemerkte, daß Goethe mich oft scharf betrachtete. Er ward allmählich lebhafter. Nach Tische gingen wir in sein Gartencabinet und tranken Kaffee. Er las Briefe von dem Maler Meyer, einem gar trefflichen Genie, der sich ganz nach den Alten gebildet und Zeichnungen für Wieland's Werke gemacht. Uns zeigte er einige Gemälde von ihm, zum Entzücken schön.*) Die Unterhaltung ward sehr herzlich und vertraut, Goethe wandte sich zu mir, warum ich so schnell abreisen wollte, ich sollte ihm noch einen Tag schenken. Ich gab ihm die Hand und versprach einen Tag länger zu bleiben. Heute soll ich seine Kunstwerke besehen und zu Mittag in der gestrigen Gesellschaft bei ihm essen. Ich ging mit Herder, um auf seiner Studirstube eine Pfeife mit ihm zu rauchen. Das Gespräch war Niebuhr, den er sehr achtet, Boje, Stollberg und meine Gedichte und Uebersetzungen. Er war überaus natürlich und liebevoll. Wir wurden zum Thee gerufen und fanden Wieland, Goethe, Böttiger und v. Knebel. Man umringte mich und wollte Dies und Jenes von meinen Untersuchungen über Homer hören. Am weitläufigsten ward von der homerischen Geographie geredet, die sehr interessirte. Ich mußte die Karte von der Odyssee erklären und die Reise des Odysseus. Alle gestanden, daß sie überzeugt wären und freuten sich der homerischen

*) Voß als Kunstkenner! Leider existirt von diesem „trefflichen Genie", der Gemälde zum („Voß-) Entzücken schön" gemacht hat, sehr wenig, und das Wenige ist so wenig bedeutend, daß Voßens Urtheil doch nur als der müßige Lobhudel des Nichtkenners herausschaut. Voß hat ja auch keine Ader von Kunstsinn in sich gehabt.

Einfalt.*) Die Odyssee ward gewählt und ich las den Sturm des fünften Gesanges und den ganzen sechsten Gesang von Nausikäa. Alle gestanden, sie hätten einen solchen Versbau, eine so homerische Wortfolge, die gleichwohl so deutsch, so edel, so kindlich einfach wäre, sich nicht vorgestellt. Goethe kam und drückte mir die Hand und dankte für einen solchen Homer. Ebenso Wieland; ich hätte ihn belehrt, er begreife nicht, wie er mich hätte verkennen können. Man müßte von mir erst lernen, wie Homer müßte gelesen werden, und dergleichen, so auch Herder und seine Frau. Bei Tisch ging das Gespräch fort über Homer's Gedichte und Zeitalter. Ich ward dringend gebeten, viel von meinen Ideen aufzuschreiben und mich um die böse Rotte nicht weiter zu bekümmern **). Ich mußte noch das homerische Haus erklären. Alles schien neu und befriedigend. Wir wurden ausgelassen fröhlich. Die Erzväter der Bibel wurden recensirt mit unauslöschlichem Lachen, indem Herder komisch ihre Vertheidigung übernahm, dabei ward rechtschaffen gezecht, Steinwein und Punsch. Goethe saß neben mir, er war so aufgeräumt, als man ihn selten sehen soll. Nach Mitternacht gingen wir auseinander. Wieland herzte und küßte mich auf dem Wege und sagte: ich hätte Allen in äußerstem Grade gefallen, ich gehörte ganz zu ihnen, ich müßte hier leben (welches ich lebhaft verbat), man hätte sich durchaus einen andern Begriff von mir gemacht, Goethe hätte mit Begeisterung von mir geredet, und was dergleichen mehr war."

Es ist sicher voraus zu setzen, daß die Gesellschaft, welche nach Voßens Angabe nicht weniger als 536 Hexameter von Voß eigenmündig sich vorhämmern lassen mußte, sich während der Vorlesung verschiedene Gedanken machte. Sich eine Uebersetzung aus dem Griechischen, die schon lange gedruckt ist — in Hexametern auch noch dazu — vorlesen lassen, dazu gehört viele Höflichkeit und eine ausgezeichnete Aufmerksamkeit einem fremden Gaste gegenüber. Interessant ist, daß nach der

*) Und sicher nicht minder der Voß'schen.

**) Der gute Voß hatte keine Ahnung, daß er selbst zu Weimar in einer bösen Rotte mitten drinnen saß; wir werden Urtheile von Goethe und Knebel über die Voß'schen Arbeiten bringen, welche mit dem obigen Voß'schen Bericht an seine Ernestine in der vollsten Disharmonie stehen.

halb wahren Bewunderung der alten Heiden der aufrichtig gemeinte brutale Spott über die Erzväter der Bibel losbrach — es bestand nämlich die ganze Gesellschaft aus actenmäßig protokollirten Freimaurern. Daß Herder auch noch damit übereinstimmte, zeigt wie auch seine späteren Schriften — daß er das positive Christenthum im Logenschwefel in sich schon erstickt hatte.

30. Die ungeheuchelte Freude Voßens, als Studenten einem protestantischen Theologieprofessor zu Halle die Fenster eingeworfen haben.

Mit unverhehlter Freude berichtet Voß ferner am 10. Juni 1794 von Giebichenstein bei Halle aus, daß die Studenten daselbst einem protestantischen Theologieprofessor sämmtliche Fenster eingeschmissen, ihn einen Dummkopf aller Dummköpfe genannt und „Pereat die heilige Dreieinigkeit" (was die Pfaffen anging), ausgebracht haben. „Der eine Pfaffe hatte sich unter den Wagen geflüchtet." „Den Halloren hatte man handgreiflich gemacht, daß sie (die drei Professoren) „die katholische Religion einführen wollten."

Voß berichtet diese Ereignisse mit großer Satisfaction aus dem Hause des Professors Wolf. „Der Mann gefällt mir mit seiner Geradheit und Gelehrsamkeit. Die mythologischen Briefe (von Voß) hatte er schon gelesen mit einer gewaltigen Freude. Er sieht nicht, was zu antworten sei und erwartet bloß ein wüstes Geschrei von der Gegenseite. Goethe's Reineke Fuchs habe ich angefangen zu lesen, aber ich kann nicht durchkommen. Goethe bat mich, ihm die schlechten Hexameter anzumerken, ich muß sie ihm alle nennen, wenn ich aufrichtig sein will. — Ein sonderbarer Einfall, den Reineke in Hexameter zu setzen." —

Durch Goethe fühlte sich Voß sehr erklärlich immer gedrückt, bei Freunden suchte er dieser seiner unheimlichen Stimmung Luft zu machen.

Voß begab sich nun nach Halberstadt zu Gleim. Gleim schreibt am 13. Juni 1794 an die Frau Voßens über Voßens Louise: „Nur das noch, daß beide meine Hausnichten sterblich verliebt sind in den lieben Pfarrer von Grünau. Wir glauben, er (Voß) selbst sei der Pfarrer von Grünau. Wir

stürmen auf ihn, das herrliche Heldengedicht (die Luise) zu vollenden. Es wird ein Werk von großem Nutzen für die Menschheit. Helfen Sie, Sie sind seine Muse, daß er's bald vollendet. Alles, Alles muß er beiseite legen und leben und weben in diesem Geist- und Herzenswerke. Tausend mythologische Briefe, so trefflich sie sind für die griechische Literatur — wiegens nicht auf." — — —

Man sieht, diese Herren haben sich nicht nur (wie Gleim eingestanden hat) gegenseitig gelobt, „daß man's gar nicht glauben soll", sie haben sich auch mit Weihrauch gegenseitig nicht nur dämmlich gemacht, sondern sind in eine derartige gegenseitige Lobeswuth hineingerathen, daß sie sich die Rauchfässer gegenseitig an die Köpfe geworfen haben. Gleim, den gastfreien, den seine Gäste schon aus Dankbarkeit für einen der größten Dichter (gleich mit Horaz) priesen, war auch immer voll dankbarer Rückzahlung. Hier ist das alte Liebeslied travestirt anzuwenden:

Loben und gelobt zu werden,
Ist das höchste Glück auf Erden.

Würde die ganze Luise im Hause eines wohlhabenden Bauern sich abspinnen, dann hätte Voß seine Tendenz nicht verfolgen können. Die Idylle sollte eben im Großen für den Rationalismus und seine Träger Propaganda machen.

Wenn wir die ewig und schleppend sich wiederholenden Lob-Beiwörter im Auszuge brachten — so wollten wir eben den Beweis herstellen, daß die ganze Beiwörter-Verschwendung nur dem Hexameter zu Liebe geschehen ist. Nur der große Spektakel, den die Partei gleich nach Erscheinen der Luise geschlagen, konnte es einerseits — und der Hang zur sentimentalen Aufmutzung des Landlebens, der zu Voßens Zeiten geherrscht hat, konnte es anderseits ermöglichen, daß diese gedanken-, thaten- und auch geistlose Dichtung als eine Perle deutscher Poesie ausgerufen wurde. Wir sehen Scenen aus dem Hause eines wohlhabenden Bauers an uns vorübergleiten; es wird viel gekocht, gegessen und getrunken; eine Hochzeit beschrieben, die Leute (selbst der alte Pfarrer) werden auf eine höchst impertinente Weise gelobt — denn was soll denn das beständige Lob „der redliche Pfarrer" besagen; als ob Redlichkeit nicht eine Tugend wäre, die man

bei einem Pfarrer ohnedies voraussetzt — und als ob der Mangel an Redlichkeit bei diesem Stande etwas Gewöhnliches wäre. So wird uns auch bis zum Ueberdruß die „alte verständige Hausfrau“ vorgestellt, geradeso, als ob man bei alten Hausfrauen Unverstand und Dummheit voraussetzen müßte, und als ob man es dem Leser nicht oft genug einbläuen könnte, daß diese alte Frau eine Ausnahme macht und zu den verständigen gehört. Zudem ist das ganze Reden und Schweigen, Thun und Lassen dieser Hausfrau so unbedeutend, daß es am Tage liegt, das beständig wiederkehrende Lob: verständig ist nur angewendet, um dem Versmaß Genüge zu leisten.

31. Wie sich Voß und Gleim durch gegenseitiges Bearbeiten mit der Methspritze des süßesten Lobes hochvergnügte Tage bereitet haben.

Die Luise widmete Voß dem alten Gleim. In der Reutlinger-Real-Encyklopädie steht ein kostbarer Passus über Gleim — der, obwohl er, ganz ohne es zu wissen, von den principiellen Gedanken der französischen Revolution erfüllt war, vor den Consequenzen derselben zurückschreckte und zusammenbrach.

Auch hier gelten ihm, wie wir im Artikel „Gleim“ gezeigt haben, die Könige nur als Staatsbediente. Die besagte Encyklopädie, 4. Bd., S. 734, Ausgabe 1831, besagt nun über die Stellung Gleims gegenüber der Bewegung in Frankreich: „Nach Friedrichs II. Tode ward Gleim's Enthusiasmus zur glühenden Vaterlandsliebe.“ Wahrhaft kostbar. Der mit Gleim's grobem Weihrauch braungeräucherte Fritz mußte erst von dem irdischen Eroberungsschauplatz abfahren, dann loderte das alte Gleim'sche Rauchfaß in Vaterlandsliebe auf!! In der That, ein großer Theil der Schriftsteller schreibt in den Tag hinein mit souveräner Verachtung aller Logik und aller richtigen Gedankenfolge! Weiter: „Er (der Gleim) sah im Geiste die Stürme desselben auch über das theure deutsche Vaterland hereinbrechen.“ —

Als wenn ein Genie dazu gehörte — es herauszubringen, daß Gefahr für's eigene mit Brennstoff gefüllte Haus da ist, wenn es im Nachbarhause brennt!

Weiter: „Unaufhörlich predigte er (Gleim) den Deutschen Einigkeit, Kampf auf Leben und Tod für Unabhängigkeit des

Vaterlandes, er gab Soldaten-, Marsch- und neue Kriegslieder heraus, Zeitgedichte, politische Fabeln u. s. w., um richtige Begriffe(!!) von Freiheit (!) und Gleichheit (!), Fürst und Volk und echter Vaterlandsliebe zu verbreiten. Als sein politischer Eifer nirgends Eingang fand, suchte er Ruhe vor der gräulichen Gegenwart. Die leidenschwere Zeit scheuchte ihn aber nicht in eine Timonshöhle, sondern er baute sich ein Hüttchen mitten unter das jüngere, nach seiner Ueberzeugung noch in unglücklichem Wahne verirrte Geschlecht." — —

Der arme Gleim. Er war ja auch vom unglücklichen Wahne befangen: die Deutschen zu seiner Anschauung bekehren zu können, die auf seine Kriegslieder und Marschlieder hinauf sich begeistert den französischen Kugeln aussetzen sollten, während der alte sentimentale Friedrichssänger in seinem Hüttchen sitzen blieb, sich von seiner Nichte gut kochen und pflegen ließ, und diese für die gute Nutzanwendung ihrer Kochbücher seine liebe Gleminde nannte, und unter diesem Namen sie andichtete. Er mußte immer irgend was „zum Andichten" haben. In Ermanglung eines Königs mußte die Nichte aushelfen, und weil Mamsell Gleim gar zu komisch klang, so machte er eine poetisch klingende: „Gleminde" daraus.

In dem Hüttchen gab es Besuche beim alten Gleim. Es heißt:

„Außer den jährlichen Besuchen der älteren Freunde, Herder, Stolberg, Eschenburg, J. H. Voß mit ihren Familien, erheiterten die letzteren Jahre des Greises auch noch die öfteren Besuche der jüngeren Freunde: Baggesen, Jean Paul, Seume, Falk und viele Andere, denen er hilfreich und väterlich zugethan war."

Das war noch die schönste und die anerkennenswertheste Seite am alten Gleim — er war wohlhabend und war gastfrei — das machte ihm auch viele Freunde — wie wir schon wiederholt bemerkt haben.

Alles das mußten wir voraussetzen, um die Widmung der Luise an Gleim zu verstehen, die nur in älteren Ausgaben vorkommt und in neueren weggelassen ist.

Diese Widmung lautet:

„Vor Gleim's Hüttchen!"

Mach' auf, edler Greis. „Wer klopft da?" Freund und Bekannte
„Leise klopfet der Freund," aber Du hörtest nicht,
„Still, Ihr weckt mir die Mädchen." Sie lieben uns. „Sollen sie aufsteh'n
Spät in der Nacht." Aufstehen und die Geliebten empfahn.
„Welche denn." Kennst Du den Pfarrer von Grünau? „Voß und Luise?"
Auch ihr Mann. Und wo bleibt Mütterchen? Mütterchen auch.
„Mädchen heraus, mit dem Schönsten bewirthet sie." Alter, nur Obdach
Und ein freundlich Gesicht. — „Trauteste kommt, denn es friert."

Voß dankte somit dem Gleim durch diese Dedication für die wiederholte freundliche Aufnahme, die er mit seiner ganzen Familie bei Gleim genossen.

Wir haben hier nur noch eine kurze Bemerkung zu machen: Daß Gleim seine Theologie aus Koranbrocken zusammengeknetet, in das Land der Derwische verpflanzt und sein Verhältniß zu Gott — in ein idealisirtes (nach dem Geist des 18. Jahrhunderts) Derwisch-System hineinlegt mit Umgehung und Verleugnung der ganzen christlichen Offenbarung, das fand der alte Voß ganz in der Ordnung — als aber Stolberg katholisch wurde, da kam Voß aus seinem Häuschen und der alte Gleim „aus seinem Hüttchen!"

32. Wie Voß den Beweis liefert, daß er auch ein luxuriöseres Kochbuch, als das in der Luise, anzufertigen verstanden hat.

Wenn Voß in der Luise und im „siebzigsten Geburtstag" einen bescheidenen Speiszettel mit einem Kochbuch-Extract in unvermeidliche Hexameter brachte, so wollte er auch nicht in der Schilderung einer luxuriösen Tafel (bei einem Hamburger) zurückbleiben.

In der Hexameterarbeit: „Der Abendschmaus" wird ein Pächter, dem ein reicher Herr Dolling in Hamburg Pferde abkaufte, von diesem Herrn zu einer Luxustafel geladen, der Pächter kommt nach Hause zu seiner Frau. Der Schlafrock, die gelben Pantoffel, Pfeif' und Knasterdose dürfen in einer Voß'schen Idylle niemals fehlen, hier kommt noch dem poetischen Schwung zu Liebe und den feierlichen Empfang zu erhöhen, ein Stiefelknecht dazu:

Die Frau sagt zum Pächter:

„Hier die versprochene Mütze, die kaum vor dem Kind ich gefertigt
Und, den ich gern eintauschte, der unvergängliche Schlafrock,
Sauber und glatt aus der Wäsche, mit wohlgeschildetem Aermel,
Heda, den Stiefelknecht für den Herrn und die gelben Pantoffel,
Ilsabe, flink auch die Pfeif' und die Sonntagsdose mit Knaster."

Nun fängt der Pächter zu erzählen an von zwölf dicken Herren und zwölf dicken Damen, welche den Tisch umfaßen; er beschreibt den Tafelaufsatz — und sagt darnach das hexametrisirte Kochbuch auf. — In der That, derlei Mahlzeiten, ebenso wie derlei poetische Erzeugnisse waren nur noch Ende des 18. Jahrhunderts verdaulich.

Nachdem so an hundert Schüsseln mit der sechsfüßigen Hexameter-Spinnensauce übergossen — der Pächterin zum Genusse vorerzählt werden, fühlt Voß auch das Bedürfniß — einen Witz loszulassen.

„Also schmauseten wir und pflegeten unseres Leibes
Wohlgemuth an der Fülle gesegneter Schalen und Schüsseln,
Jetzo verschob sich der Arzt die hitzende Wolkenperücke,
Trocknete Finger und Lefz*) und tiefaufathmend begann er:
Wahrlich, man kann doch viel der Gottesgaben genießen,
Wenn man sich Zeit läßt! Pah! Viel Knöpf an der Weste sind unnütz,
Scheint's doch beinah', man wachse der freundlichen Tafel entgegen!
Hoch denn lebe die Frau Wohlthäterin! auch der Gemahl hoch,
Hab' er gleich bei dem Brunnen aus Menschlichkeit etwas gesündigt;
Also der Arzt, da erscholl auflachender Jubel und Beifall.
Voll nun goßen sie All' und schrien um die klingenden Gläser,
Hoch, hoch lebe die Frau Wohlthäterin und der Gemahl hoch!**)
Bald meld' ich, o Frau, den unendlichen Nachtisch,
Lüstern macht Dich vielleicht auch in der todten Beschreibung
Mancherlei Tort' und Makronen, bis Quittenschnee und Meringeln,
Eisiger Mandelrahm und Himbeereis zum Betrug mir
(Denn ich Ländlicher nahm nicht jungferlich), schnell wie erfroren
Starrete Gaumen und Zung' und die Nachbarin lachte bedauernd."

Jetzt beschreibt der Pächter den Nachtisch. Wir finden hier wieder das schöne Handbuch: „Das Ganze der Conditorei und

---

*) Hierher hätte der Deutlichkeit wegen noch gehört:
„Mit dem hausgesponnenen Wischtuch,
Das bei den Franzosen die Serviette genannt wird;
Abgewischt ward nun der Mund, so wie es beim Speisen sich schicket."

**) Mit diesem Toast macht Voß die zwölf Herren und Damen zu einer widerwärtigen Schmarotzerbande und den Festgeber zu einem höchst ordinären Geldprotzen.

Zuckerbäckerei" in die sechseckige Hexameterschachtel gequetscht — und am Schlusse beschreibt dann Voß das einfache häusliche Mahl: Zuckererbsen in Schoten, Schinken, treffliche Hausmettwurst und gebratene Küchlein, zarte Radieschen und Felderdbeeren, mit dem die Pächterin ihren Gemahl bewirthet, der ist natürlich idyllisch hier viel zufriedener als bei der großen Tafel und Voß läßt auch der ländlichen Natur das Recht, das einfache Mahl zu versüßen:

„Tafelmusik wird bestellt bei den Grillen umher und dem Laubfrosch,
Der sich auf Regen versteht, und Geruch giebt Rosengebüsch und
Giebt auch die Nachtviole, die kräftiger duftet, wenn's aufwölkt."

33. Wie Voß in der Idylle: „Der bezauberte Teufel" von demselbigen wieder in seine theologische Drehkrankheit hineingerissen wird.

In der XV. Idylle: „Der bezauberte Teufel" versucht sich Voß in einer Schilderung der Kirche im Mittelalter, wo dem Teufel Luriom von Voß in den Mund gelegt wird:

„Traurig, o Freund, ist der Zeiten Erinn'rung uns, und der Welt auch,
Als der Papst mit der Höll' und des Himmels Schlüsseln nach Willkür
Schaltete. War's doch ein Aerger für Billige, selbst für die Teufel,
Daß nur mönchischer Tand, rechtgläubiger Troß in den Himmel
Frech aufstieg, und mit Hohn rechthandelnden Heiden und Ketzern
Nachsah, die zu der Höll' abkollerten."

Wenn Voß aus dem Zauberkreise seiner Homer-Verklapperung, Shakespeare-Verlederung und Horaz-Verhärtung, wie aus seinen idyllischen Traitär-Poesien heraustritt und sich mit Theologie überhaupt befassen will — sucht er nach Idiotenmanier seinen Mangel reellen Wissens durch Schimpf und Spott zu ergänzen.

Voß wußte offenbar von der Lehre der katholischen Kirche, wie von der Lehre Luther's über das Schicksal der nach ihrem Gewissen lebenden Heiden, gleich wenig, oder besser gleich gar nichts; sonst hätte er doch obige Lügen nicht niederschreiben können. Wir halten es für angemessen, die höchst verschuldete Unwissenheit Voßens documentarisch nachzuweisen. Gerade die katholische Kirche hat durch das Concil zu Trient den Satz Luther's verurtheilt, „nach welchem die nicht gerechtfertigten Menschen und folglich die Heiden

in allen ihren Handlungen nur Todsünden begehen und je mehr sie sich bestreben, gut zu handeln, desto tiefer der Sünde verfallen."

Gegen die universelle Heidenverdammung Luther's heißt es nun (Sessio VI, Canon 7) im Trienter Concil: „Wenn Jemand sagt: Alle Handlungen, die vor der Rechtfertigung geschehen, wie auch immer sie geschehen mögen, seien wirkliche Sünden oder verdienten den Zorn Gottes (d. h. die Verdammung) und je mehr Jemand trachte, sich zur Gnade vorzubereiten, desto tiefer verfalle er der Sünde, der sei im Banne."

Nach dem Kirchenlehrer St. Augustin: De vera religione, Cap. 6, wird auch einem von der Kirche Excommunicirten die ewige Seligkeit noch nicht abgesprochen: „Es lasse die göttliche Vorsehung bisweilen zu, daß durch gewisse, maßlos stürmische Streitigkeit fleischlich gesinnter Menschen auch selbst gutgesinnte Männer aus der christlichen Gemeinschaft mit ausgeschlossen werden."

So sind wir in der Lage, mit Belegen, fort und fort nachzuweisen, daß Voß im eigentlichsten Sinne des Wortes ein Fanatiker ersten Ranges gewesen ist, der eine solche Menge echtfärbiger Unwissenheit besessen; daß er den Personen seines Epos reichlich davon mittheilen, und immer noch sich selber einen großen Vorrath dieses Artikels reserviren könnte.

Voß zeigt sich ja bei jeder Gelegenheit auch gegen jene Protestanten wüthend, die noch an der positiven christlichen Lehre festhalten. Er kennt auch den lutherischen Katechismus nicht, denn gerade Luther sagt: „Daher denn jene Artikel unseres Glaubens uns als Christen von allen anderen auf der Erde befindlichen Menschen absondern. Denn Alle, die außer dem Christenthum sich befinden, seien es Heiden oder Türken oder Juden oder auch falsche Christen (hier meint Luther alle, die nicht seiner Lehre anhängen) und Heuchler, mögen sie immerhin einen wahren Gott glauben und anrufen, können sich gar keine Gunst und Gnade bei Gott versprechen, und bleiben folglich ewig in Zorn und Verdammniß (in perpetua manent ira et damnatione), denn sie haben weder Christum den Herrn, noch sind sie durch irgend eine Gnade und Gabe des heiligen Geistes erleuchtet und beschenkt." —

Nun hat aber schon Justin der Märtyrer die Grenzmarken der seligmachenden Kirche in die Heidenwelt hinausgeschoben;

da er spricht: „Welche dem Logos nachlebten, waren Christen, wie Sokrates, Heraklit und die ihnen ähnlich waren" —

Dem Voß ging es hier, wie es einst einem katholischen Gesellen in einem Gesellenvereins-Abend erging; der gute Junge wollte auch eine Anrede halten, strauchelte in die Theologie hinein, fiel in den Predigerton und sagte: „Dann geht es so, wie es den ersten Menschen im Paradiese gegangen ist — nachdem sie gesündigt hatten, schämten sie sich — nahmen Feigenblätter und machten sich einen Lorbeerkranz daraus." — So suchte auch Voß, um seine Unwissenheit zuzudecken — sich aus den Feigenblättern derselben — einen Lorbeerkranz zusammenzuschimpfen.

Aus Voßens Leben ist ersichtlich, daß er einer Belehrung durch Thatsachen und Beweise nicht zugänglich war, jeder Versuch in dieser Richtung reizte ihn um so mehr zum Schimpfen.

In der Idylle: „Der bezauberte Teufel" schimpft Voß nicht nur über den Papst, sondern a u c h ü b e r d i e p r o t e s t a n t i s c h e n g l ä u b i g e n G e i s t l i c h e n und die winzigen Päpstlein, Bischof, Senior, Abt, Superintendent und Inspector, welche sich Schlüssel (Petrusschlüssel) „geheim nachbildeten, fachen die Gluth an, daß wir (die Teufel), obgleich gern ruhend, aus Zwang fortschmoren und spucken." — Für eine Belehrung mittelst Thatsachen und Beweisen war Voß nicht zugänglich, wie wir es in seiner Biographie vielfach constatiren werden. — Jeder, auch der vernünftigste Widerspruch brachte ihn in Extase, er suchte sich dann in seiner beschränkten Weise durch das Distel- und Dornengestrüpp seiner Schimpfmethode abzuschließen und in diese sein S y s t e m einzufrieden.

34. Verschiedene Urtheile über Voßens Luise von Knebel, Staël, Menzel, Goethe, Vilmar. Das protestantische Volksblatt (Nathusius). Ein Breslauer versucht den Nathusius mit dem Schimpflexikon zu Boden zu schlagen.

Die wahre Stimmung über Voß in Goethe-Kreisen kann man am sichersten aus den Goethe mit Leib und Seele ergebenen Correspondenten und Freunden desselben vernehmen. Knebel schrieb, 13. Jänner 1796, über die Luise an Goethe:

„Grüße doch Schiller und seine Frau. Ich habe nicht ohne Erbauung und Theilnahme seinen Aufsatz über die Dichter im letzten Stücke der Horen gelesen. So treffend und schön Manches darinnen ist, so möchte ich doch bei Weitem nicht alle Urtheile genau unterschreiben. Voßens Luise z. B. ist nach meinem Urtheile auf einen viel zu hohen Gipfel gesetzt. Ich lasse einzelne Schilderungen und den Versbau gelten, aber selbst die affectirte Nachahmung der homerischen Sprache ist zuweilen burlesk, so wie gar manches platten Inhalts ist, und was Dichtertalent anbetrifft, so möchte ich in der That einige von Zachariä's heroisch-komischen Gedichten lieber geschrieben haben." *)

Im selben Sinne geht Knebel am 9. Jänner 1800 gegen Voß. Er bemerkt betreffs eines Lobartikels der Luise an Goethe:

„Daß wir weniger sinnlich poetisches Gehör haben, als andere Nationen, das ist wohl klar, wie weit aber der Verfasser meint, daß unsere Ausbildung hierin durch Herrn Voß noch wunderbar gewinnen werde — das ist mir noch ein Räthsel. Die Sprache müsse vollends alles Eigenthümliche verlieren, die wir an unsern neuesten Ausbildern sehen, die solche wagerechte Verse machen, die kein Mensch hören kann. Herr Voß hört übrigens nur mit den Augen, und ziemlich holsteinisch, wie wir aus seinen eigenen Versen und Liedern sehen. Ich gestehe, daß ich mich jüngst in der gefälligsten Laune für ihn an seinen Virgil machte — ich konnt' ihn aber für Härte und Verzerrtheit des Ausdruckes nicht lesen." **)

Die Madame Staël, welche sich auf eine Zeit lang in Weimar und Berlin unter Schriftstellern aller Gattung herumgetrieben, und sehr viel in Belletristik und geistreichen Sprüchen gemacht hat, urtheilt über die Luise ***):

„In Deutschland bewundert man die Schilderungen (in der Luise), wie der Kaffee gekocht und die Tabakspfeifen angezündet werden. Diese Fertigkeiten werden mit viel Talent

---

*) Briefwechsel Goethe-Knebel. Leipzig, Brockhaus 1851. I. Bd. S. 127.

**) Briefwechsel Goethe-Knebel. I. Bd. S. 234.

***) Staël de l'Allemagne I. p. 314. Edit. Stuttgart 1830.

beschrieben. Es ist ein flamändisches Gemälde, das sich übrigens schwer in unsere Literatur (der französischen) einführen läßt."

Menzel III. 85, berichtet über die Folgen der Luise: „Unter den vielen Dichtungen, welche erst durch die Luise hervorgerufen wurden, steht Goethe's Hermann und Dorothea oben an. Ohne dem, was in Goethe's Geist einheitlich ist, irgend Abbruch thun zu wollen, glaube ich doch die Materien und Manieren, mit denen er so oft gewechselt hat, sondern zu müssen, hebe also hier wieder nur was hieher gehört, seine Dorothea heraus. Er schrieb diese Idylle in Hexametern, lediglich in Rücksicht auf den großen Beifall und Ruhm, welchen Voß für seine Luise eingeerntet hat. Es kitzelte Goethe, mit dem glücklichen und hochmüthigen Philister zu wetteifern, und der Welt zu zeigen, daß man die Sache noch besser machen könne. Es ist da Alles viel schlichter, einfacher und natürlicher gehalten als bei Voß."

Goethe über Voß Luise (Eckermann, 9. Februar 1831).

„Die früheren Ausgaben jenes Gedichtes (Luise) sind weit besser, so daß ich mich erinnere, es mit Freuden vorgelesen zu haben. Später jedoch hat Voß viel daran gekünstelt und aus technischen Gründen das Leichte, Natürliche verdorben." —

Goethe sagt nichts über die Einschübe Voßens in den späteren Auflagen, in welchen Voß die Luise als eine alte Schachtel benützte, um sein abgestandenes, süßliches, rationalistisches Zwieback an Mann und Frau zu bringen. Voß hat dadurch eigentlich sein Gedicht erst recht ruinirt.

Wer Ende des 19. Jahrhunderts Religion hat, dem muß die Voß'sche Dogmatik als ein geist- und haltloses Gewäsche erscheinen; und wer keine Religion hat, der wird den alten „Priester der Menschlichkeit" als einen Philister in den Kauf nehmen; aber an seiner mit Knasterdampf umwölkten Theologie auch keinen Geschmack finden können.

Vilmar (Geschichte der deutschen Nationalliteratur, 14. Auflage, Marburg und Leipzig, Elmert 1871, S. 525) urtheilt: „Das hohe Entzücken der Lesewelt war mehrere Jahrzehnte hindurch die Luise, ein ländliches Gedicht, welches den ersten Anstoß zu dem dreizehn Jahre später erschienenen bürgerlichen Epos Goethe's Hermann und Dorothea gegeben hat. In der ersten

einfachen Abfassung hat wirklich dieses Gedicht manches sehr ansprechende, was in der späteren Verdrehung auf unbegreifliche Weise geschwächt worden ist. Indeß, auch hier ist, ungeachtet der größeren Frische, welche die Luise vor dem 70. Geburtstage ausgezeichnet, gerade in dieser Idylle ein augenscheinlicher Hauptzweck die Schilderung der Behaglichkeit, welcher ganz und gar kein tieferer Hinterhalt gegeben ist, so daß wir, wenn schon auf einem andern und etwas höhern, wenigstens wahrern Standpunkte dennoch mit Luise in Gefahr sind, in die alte Faulenzerpoesie der Geßner'schen Idyllen zurückzufallen. Hat Voß, wie die Anlage der Luise allerdings zeigt und zum Ueberfluß Ernestine Voß ausdrücklich berichtet, die Absicht gehabt, in dem Pfarrer von Grünau das Ideal eines Landpfarrers aufzustellen, so gehört die Luise von dieser Seite zu den allerunglücklichsten Gedichten, die wir haben, zu den allerverunglücktesten und zu den schädlichsten. Wie schädlich sie, bloß von poetischer Seite her betrachtet, gewirkt hatte, sehen wir daraus, daß man Goethe's Hermann und Dorothea, mit welchem sich Luise durchaus nicht messen kann, nur als unglückliche Nachahmung der Luise betrachten wollte."

Die Hinaufhebung der Luise über das Paar Hermann und Dorothea, hat der Literarhistoriker Koch in seinem Compendium der deutschen Literaturgeschichte, 1798, 2 Bd., S. 187, verbrochen. Man sieht übrigens, wie Ende des 18. Jahrhunderts die Luise überschätzt worden ist.

Vilmar, S. 524:

„Voßens Gedichten kann ein höherer, bleibender Werth nicht zugesprochen werden; dies gilt zunächst von seiner Lyrik, in welcher er, vom wahren Volkston durch seine nüchterne Verständigkeit vom Grund aus abgewendet, fast zuerst den nachher von so Vielen verfolgten unseligen Weg betritt, Lieder für das Volk zu dichten, d. h. sich zu dem Volke in plattverständigen oder kindisch spielenden Gedichten herabzulassen, wodurch die Dichtkunst entwürdigt und der poetische Sinn des Volkes, treibt man dergleichen Producte gewaltsam, z. B. in Schulen in das Volk hinein, vernichtet wird. Die bunte Schilderung, die trockene, breite Beschreibung, der nachgeahmte Heu- und Kartoffeljubel in

Voßens Liedern sind allesammt geradezu Antipoden von allen volksmäßigen Dichtungen."

Wir haben in dem später nachfolgenden Voßleben der Heu-, Kartoffel-, Rüben- und Dreschflegel-Poesie dieses „Volksdichters" ein eigenes Capitel gewidmet, welches der Leser nicht ohne Erheiterung durchblättern wird. Voß hat auf diesem Gebiete das Unglaublichste geleistet.

Das protestantische Volksblatt für Stadt und Land sagt in einem Artikel über Hermann und Dorothea*): „Ganz insbesondere ist das Stück hervorgegangen, wie das ja allgemein anerkannt ist, aus der Rivalität mit Voßens eben erschienener und vom Publikum mit so großem Beifall aufgenommener Luise, und diese Entstehung ist sicher keine vortheilhafte. Daß Goethe am Ende Voß auszustechen vermochte, versteht sich von selbst, aber das ist wahrlich nicht viel." —

Derselbe Nathusius sagt auch ferner über Hermann und Dorothea: Goethe habe mit dem Abfall zum Heidenthum die Nachahmung des classischen Alterthums auf den Stuhl erhoben.

„Wir sind jetzt nur noch zu befangen in der von Goethe und seinen Mitclassikern uns eingeflößten Verehrung und in dem verderbten Geschmack, den ihr Talent sanctionirt hat, um den colossalen Zopf recht zu sehen. Einem Zeitalter, das einen unbefangenen Geschmack erst ganz wiedergewonnen hat, wird ein Stoff wie Hermann und Dorothea in dieser Form gerade ebenso erscheinen, wie uns bereits Racines antike Heldinnen im Reifrock, und wie der große Curfürst auf der Berliner Brücke in der römischen Tunika und mit der Allongeperücke."

Ferner: „Aber was soll man sagen, wenn sich Goethe im Anfang des letzten Gesanges wirklich zu einer Anrufung an die Musen herbeiläßt! Für Jemand, der ernstlich an Musen glaubt, ist das ganz in der Ordnung, ebenso wie es für einen gläubigen christlichen Schriftsteller natürlich ist, wenn er den heiligen Geist anruft. Aber ein Gebet (das und nichts Anderes war es den alten Sängern und ihren Zuhörern) mit ernsthafter Miene mitten aus dem Erzählen

*) Jahrgang XXIV, Nr. 78. Im Verlage von Ph. v. Nathusius in Neinstedt bei Quedlinburg.

an Wesen zu richten, an die weder der Schriftsteller, noch irgend Jemand seiner Leser glaubt, macht auf jeden Menschen von einigermaßen gesundem Sinn unfehlbar einen so kraß-komischen Effect, daß ein Dichter, der diesen beabsichtigt, z. B. Wieland in seinen satyrischen Epopöen ihn mit vollkommenem Recht anwendet. Aber dergleichen in einem ernsthaften Werke Goethe's zu finden, ist ein wahrlich riesengroßes Zeichen der Verlassenheit von jedem Geschmack, wozu ein eigensinniges sich Hineinreiten in Unwahrheiten bringen kann."

In Breslau hat ein Herr Wilhelm Rudolph Hoffmann*) eine Broschüre von 79 Seiten gegen den Artikel des Nathusius losgelassen, in welcher ein fürchterliches Gericht gehalten wird über die „Frommen," „Strenggläubigen," „pietistelnde Orthodoxie," „religiös fanatische Unduldsamkeit," pietistische Zeloten," „confessionelle Intoleranz," orthodoxe Reaction." — Hoffmann bringt Lobaussprüche über Hermann und Dorothea von Wieland und Schiller aus einer Zeit, in welcher Beide vom Hofe in Weimar und vom allmächtigen Minister daselbst abhängig waren — und in der sie in Privatbriefen ihrer Stimmung, Goethe gegenüber, bisweilen freieren Lauf gelassen. Die Lehrsätze des positiven Christenthums machen diesem Hoffmann derlei reizbare Schmerzen, daß er über Himmel und Hölle sich sogar zu einem Witz (den wir sehr tolerant weder für himmlisch, noch für infernal, sondern für sehr mittelmäßig, fad und unbedeutend halten) hinreißen ließ, der lautet: „In Goethe und Schiller namentlich erblicken die Pietisten, und zwar mit Recht, die Hauptträger unserer ästhetischen Cultur, und sie werden als Feinde der Bildung und Aufklärung in ihrer Polemik gegen die Dichter nicht müde**). Sie gestehen den großen Männern zwar Genialität zu, jedoch nur, um ihre Manifestationen als diabolisches Attentat gegen den officiellen Kirchenhimmel und noch mehr gegen die patentirte Kirchenhölle vorzuhalten!" — — Wie das Alles

*) Orthodoxe Angriffe auf Goethe. Eine Abwehr von W. R. H. Breslau. Max 1872.

**) Daß Nathusius und sein Volksblatt gegen Bildung und Aufklärung feindlich seien, ist offenbar erlogen; nur haben sie über Bildung und Aufklärung mit Herrn Hoffmann verschiedene Ansichten.

klingt und rasselt! „Diabolisches Attentat", „officieller Kirchenhimmel", „patentirte Kirchenhölle" — — — Dazu gehört nur noch ein dummer Teufel — denn ein gescheidter Teufel wird sich auf derlei Witze nichts zu Gute thun.

35. Schiller's Lob über Voßens Luise.

Schiller und Voßens Luise. Goethe und Schiller haben zu Zeiten sich für Voßens Dichtungen ausgesprochen. Goethe (dessen Sohn August der Dichter dem Voß eine zeitlang „zur Erziehung" übergeben) schrieb einstmal in einer Kritik so großes Lob über Voß, daß man es in Dichterkreisen für Ironie aufgenommen.

Hettner (Geschichte der deutschen Literatur, III. Buch, 1. Abtheilung, S. 348) bemerkt: „Treffend sagte Schiller in der Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung, mit der Luise habe Voß die deutsche Literatur nicht bloß bereichert, sondern wahrhaft erweitert. Diese Idylle könne mit keinem anderen Gedicht ihrer Art, sondern nur mit griechischen Mustern verglichen werden."

„Es ist gewiß, daß Voß hinter seinem hohen Ziel noch zurückbleibt. Das Letzte und Höchste ist nur dem höchsten Genius erreichbar. Die epische Umständlichkeit verliert sich bei Voß oft in ermüdende Breite. Die Charaktere sind nur aus der Oberfläche des Daseins geschöpft, daher statt der durchgeistigten Tiefe und Schönheit naiv harmonischer Menschlichkeit eine biedere, philisterhaft beschränkte Altväterlichkeit. Aber war das Ziel nicht erreicht, so war es doch unverlierbar angezeigt. Wir wissen, mit welcher tiefen und nachhaltigen Gewalt diese Idyllendichtung auf Goethe wirkte. Goethe hat nie ein Hehl gemacht, daß Hermann und Dorothea lediglich aus seiner nacheifernden Bewunderung der Voßschen Luise hervorging — — —"

Goethe hat Voß nie bewundert, sondern, wie wir es oft genug aus seinem Briefwechsel gesehen, lächerlich gefunden, und von seinen Correspondenten, die Goethe's Geschmack gekannt haben, oftmals lächerlich machen lassen, und dieses Tadeln mit Plaisir und ohne Widerspruch gelesen, angenommen und publicirt.

Was Schiller's Lob der Luise betrifft, so ist dies zu einer Zeit ausgesprochen worden, in welcher die Luise noch in der naiv-philiströsen Schilderung des Pfarrhauses, ohne der Philister-Dogmatik dastand, welche Voß später eingeschoben, und wodurch er die Idylle zu einem Lehrgedicht seines (in neuester Zeit auch von gelehrten achtenswerthen Protestanten total verurtheilten) abgeschmackten und bodenlosen Rationalismus machen wollte.

Dadurch hat der Voß den würdigen Pfarrer von Grünau, der ein Verkünder der Schöpfung, Erlösung und Heiligung der Menschheit sein sollte, zu einem „Priester der Natur und Menschlichkeit" gemacht. Der, consequenter Gedanken (wie wir es in seinem Leben nachweisen) unfähige Voß konnte durch seine nebelhaften und verworrenen theologischen Anschauungen nicht zum nothwendigen Schluß gelangen: daß er eben dadurch seinen Pfarrer von Grünau zu einem sentimentalen naturduseligen Schwindler gemacht hat, der, wenn er consequenter Gedanken fähig wäre, sein Pfarrhaus zusperren und sich um einen anderen, ehrlichen Broterwerb umschauen müßte; denn ein Priester der Natur und Menschlichkeit ist eine reine Chimäre.

Wenn Verbrecher, welche in ihrer Bosheit verhärtet sind, schon bisweilen einen Verkünder der Sündenvergebung durch Christus verhöhnen, so wird es doch auch wieder andere Verbrecher geben, die das Wort des Heiles anhören, dem Gebote von Buße und Sühnung ihren Willen zuwenden und sich bessern wollen. Wenn aber ein Mann in ein Gefangenhaus hineintritt, in dem sich Sträflinge aller Art befinden, ganz verstockte oder solche, die für die christliche Wahrheit und das Sittengebot noch zugänglich sind, und er kündigt sich als Priester der Natur und Menschlichkeit an, so kann er eines allgemeinen und auch verdienten schallenden Gelächters von allen Parteien versichert sein.

36. Voßens Bitterkeiten, die er in seiner Jugend verkostet hat, aus denen sein nachfolgender Haß gegen den Adel erklärlich wird.

Verschiedene Ursachen, welche den Voß auch gegen Könige sehr verstimmt haben, werden wir in der Biographie Voßens bringen. Hier handelt es sich nur darum, den in seinen Idyllen

aufkochenden Haß gegen den Adel aus seiner Jugendgeschichte zu erklären.

Die Biographie Voßens löst uns manche Räthsel im Charakterzuge Voßens. Wir finden hier auch den Schlüssel zur Erklärung seines späteren Adelhasses. Er wurde bei einem Mecklenburger Edelmann v. Oertzen in Ankershagen Hauslehrer und hatte drei Knaben zu unterrichten. Er sollte über seine Zöglinge keine körperliche Strafe verhängen. Da nahm er einmal die kleine Peitsche des ältesten Junkers von der Wand und drohte — diesen zu züchtigen. Der Knabe berief sich auf das Verbot der Mutter. Voß wurde nun toll, karbatschte den Junker durch, öffnete aber früher die Thüre und rief: „Schrei recht laut, damit es die gnädige Mama hört.“ Es ließ sich mit dieser Dame kein friedliches Verhältniß mehr herstellen.

Noch nach Jahren schrieb Voß an seine Eltern: „Wer die gnädige Furie kennt, wird sich gewiß bedanken, Hofmeister bei ihr zu werden.“ Es gab so ärgerliche Auftritte, daß Voß einmal Gallenfieber und Gelbsucht bekam.*) Herbst in seinem Voßleben berichtet hierüber:

„Alle diese Mißverhältnisse hatten Folgen für Voß' ganzes Leben. Hier in diesen Burgruinen vor Allem wurde der Grund gelegt zu dem oft fanatisch ausbrechenden Adelshaß, den der Enkel des Freigelassenen, der Vetter eines noch leibeigenen Mannes, damals und sein ganzes Leben in sich trug und bekannte. Gerade in Mecklenburg, dem Adelsland, wo von jeher die Gegensätze von Aristokraten und Demokraten scharf aufeinander rückten, kämpfte auch er den Kampf der Stände in sich durch. Schon auf der Schule genossen die adeligen Schüler mannigfachen Vorzug, der ihn damals schon reizte. In seinen späteren Gedichten klingen jene Jugendeindrücke heftig nach, in der französischen Revolution begrüßte er vor Allem den Sturz des Feudalismus, in seinen Controversen mit Stolberg spricht der Haß gegen alles Aristokratische, der Stolz des Plebejers sehr vornehmlich mit; gegen das Mittelalter und alle Romantik, zumal gegen die in der romantischen Schule zum System gewordene, setzte er später sich mit den Waffen moderner Aufklärung und des antiken Demokratismus.“

*) Voß' Briefe. I. Bd., S. 45.

Voß erzählt ebendaselbst eine Begebenheit mit einem Goldstück — wenn man diese durchliest, muß man eingestehen: „Ja, das ist zum demokratisch werden."

Es hat den Anschein, als ob bei Voß eine ganze Reihe von bitteren Erfahrungen zusammengeholfen, seine ganze Hoffnung für die Zukunft auf den Umsturz aller in seiner Kindheit und Jugend durchlebten socialen Verhältnisse zu setzen.

„Auch seinen Studien war das Hauslehrerleben nicht günstig. Die Freistunden waren kärglich zugemessen, man kaufte seine Kraft gründlich aus. Zur Vermählung des Bruders seines Gutsherrn mit Fräulein Friedericke von Oertzen, aus dem Hause Kittendorf, fertigte er als Hauspoet eine Festode und ließ sie drucken, auch auf seine (Voßens) Kosten noch dazu mit Goldschnitt binden. Das lohnende Goldstück aber fiel ebensowenig in seine Tasche, wie der Dank ihm zufiel, beides erntete sein Zögling; Kleinigkeiten freilich, dem einmal Verstimmten aber Anlaß zu tieferer Verstimmung."

Wir meinen umgekehrt, für Voß war diese Entziehung des „Liedlohnes" keine Kleinigkeit!

Sein Vorgänger in der Erziehungsstelle hatte über 100 Thaler Gehalt, freie Wäsche, freies Frühstück, ein Gardinenbett neben dem des Junkers, und Mittags wie Abends Wein bekommen.

Voß bekam nur 60 Thaler und ein Weihnachtsgeschenk im Fall, daß man mit ihm zufrieden sei, das nächste Jahr 70 Thaler, keinen Kaffee, keine Wäsche, ein gardinenloses Bett, nur Sonntags Wein, während die Zöglinge täglich vor ihrem Hofmeister Wein bekamen.

Voß mußte durch diese Ducatengeschichte indignirt werden. Humor hatte er keinen, entweder hämmerte er mit Dreschflegeln hinein oder er schluckte den Gram hinunter, daß seine Gesundheit dabei Schaden litt. Wie leicht wäre es gewesen, sich mit einigen Hexametern seines Mißmuthes zu entledigen, diese als Andenken im Schloß zurückzulassen und lieber das Weite zu suchen, als unter solchen Umständen zu verbleiben.

Die Einleitung zu einem rythmischen Liede auf die von Oertzen in Ankershagen könnte ungefähr lauten:

„Hell auf metallenen Saiten sollen erklingen die Lieder,
In uns're Sparbüchse dumpf falle das Goldstück hinab.

Nicht mit Gold zu bezahlen ist die Ode des Sängers,
Und der Ducaten verbleibt in dem Familienschatz.
Unser Lob muß die Lyra des Plebejers verkünden,
Denn Clavier und Gesang ist ausgemacht: obligat.
Wir haben ihn gemiethet, uns gehört seine Arbeit,
Dafür hat er Gehalt, 60 Thaler das Jahr.
Das Majorat zu erhalten muß man immer bedacht sein,
Und ein Ducaten hat Sinn in dem Lande Schwerin.
In dem Prunkkasten liegen soll er für ewige Zeiten
Und da bezeuge er stumm, wie man mit Gold warf herum,
Als die zwei Häuser sich einstens durch eine Hochzeit vereinten
Und den gemeinsamen Schund, doppelt der Dichter empfund!"

In der That es giebt folgenschwere Ereignisse in dem Leben eines armen Geschundenen, in deren Anbetracht man gerechter und honetter Weise gezwungen ist, seine Partei zu ergreifen. Er hatte täglich 5 Stunden Unterrichtszeit, das nimmt Kopf und Lunge in Anspruch, dann Eine Stunde Clavierunterricht, wenn Besuch vom kleinen Adel der Nachbarschaft kam, mußte Voß Clavier spielen, vorlesen, die mitgebrachten Kinder unterrichten, die Familie zu Gegenbesuchen begleiten, und auch dort seine Belehrungs- und Unterhaltungskünste spielen lassen.

Es ist sehr erklärlich, wenn so ein armer, unbarmherzig ausgenützter Geselle rabbiat und demokratisch gestimmt wird.

Ein Herr, der in der Druckerei diese Dienstleistungen gelesen, bemerkte dazu: „Ein Wunder, daß man den armen Teufel nicht auch zum Kegelaufsetzen verpflichtet hat."

37. Wie Voß durch eine Zurücksetzung — gegen die lutherische orthodoxe Geistlichkeit erbittert worden ist und er sich ganz und gar dem Rationalismus ergeben hat.

Voß machte die Bekanntschaft mit dem Landpastor von Groß-Vielen, Brückner, einem poetisch angehauchten Menschen, der in Berlin studirte und mit dem damals üblichen Rationalismus in seine Heimat kam. Das Lebensziel, welches Brückner sich steckte, war nach seinen Worten: „Die Religion von aller gelehrten Rüstung und steifem Putz entkleidet, in ihrer natürlichen Kraft und Schönheit darzustellen." Selbst Herbst, der sonst dem

Rationalismus „seine Berechtigung" zuerkennt, muß hier das Geständniß machen: „bei dieser Entkleidung fiel freilich mehr und größeres ab, als steifer Putz." Mit dem gesammten Rationalismus lag ihm die anthropologische Seite näher als die theologische. Der pietistische Superintendent Kesseler von Güstrow verfolgte Brückner; dadurch wurden dieser und Voß erst recht erbittert. Kesseler hatte Voß einmal seine Verwendung versprochen, dann aber sein Wort nicht gehalten — das erfüllte Voß mit neuer Galle gegen die lutherische Orthodoxie.

Im Jahre 1772 bezieht Voß die Universität zu Göttingen, er kommt nicht ohne einen neuen Sturm von Ankerhagen weg. Am 28. Juni 1779 schreibt Voß darüber an Brückner: „Im Schweiß meines Angesichts habe ich vor ihren Augen gestrebt, nur Reisegeld zur Akademie zu bekommen, und siehe, einer der Edelsten unter den Edlen des Landes, dessen Acker ich bestellte, stand auf und — versuchte mir vom Lohne was abzudingen." (Voß hatte den „Klosterhauptmann, das war der Titel des Vaters seiner Zöglinge, um eine ihm verheißene Zulage für die letzten anderhalb Jahre gemahnt.) Die unerfüllte Hoffnung, daß andere Adelige, deren Kinder er besuchsweise mitunterrichtet hatte, ihn unterstützen würden, schneidet tief in ihn ein, einige Nichtadelige schossen etwas zu, mit einem Sparpfennig von 130 Thalern konnte er nach Göttingen aufbrechen, nicht mit Liebe zur Heimat im Herzen, ein tiefer Groll bricht in seinem Ausdruck, fast zum Komischen verzerrt, noch nach Jahren hervor: „Was geht mich Mecklenburg an und alles hochadelige Geschm..., das Gnade zu erzeugen glaubt, wenn es sich nach unserem Wohlbefinden erkundigt," schrieb er an Brückner, 18. August 1774 und fünf Jahre später 1779: „Es ist ein schnödes, verächtliches Land, das Mecklenburg, ohne alles Gefühl von Adel, als dem, den man erbt, dem lumpigen, abgebleichten und stinkenden Ehrenkleide aus der Lade der Ahnen, deren Hauptverdienst war Saufen und Rauben. Und unter diesem das Pfaffengezücht mit dem Basiliskenauge, das Alles, was nicht giftig ist, wie sie, zu tödten umherblickt". — —

In Mecklenburg wurden zu jener Zeit gar keine Katholiken geduldet, seine Galle läßt hier Voß an den protestantischen

Geistlichen Mecklenburgs aus, gegen die ihn der rationalistische Brückner noch besonders aufhetzte.

Wir haben somit gesehen, wie die Persönlichkeiten aus Adel und Clerus in Mecklenburg, mit denen Voß zu thun gehabt, ihm zu seiner, das ganze Leben durch währenden Gesinnung einen Anstoß gegeben.

Als in der Folge Stolberg katholisch wurde, nahm Voß Veranlassung, den ganzen Groll seit seiner Jugend gegen den Adel und gegen den positiv-christlichen protestantischen Predigerstand genährt, auf Stolberg und den katholischen Clerus zu übertragen. Was ihm Stolberg an Wohlthaten erwiesen, wollte er nicht gedenken.

38. Voßens mit dem Idyllenduft parfümirte „Pferdeknechte".

„Die Pferdeknechte." Diese Idylle erschien zuerst im deutschen Musenalmanach 1776. Hätte Voß überhaupt einen Sinn für das „Lächerliche" gehabt, so würde er sich nicht so oft lächerlich gemacht haben. Erst nachdem er in Erfahrung gebracht, welche Heiterkeit dieser duftige Titel durch das mit ihm verbundene Parfüm allenthalben hervorrief, änderte er denselben, und nannte diese Idylle: „Die Leibeigenen." Sie ist gegen den damaligen kleinen Adel gerichtet, der sich besonders in Norddeutschland dem Bauernschinden mit vieler Pflichttreue hingegeben hatte.

Die in den Nummern 36 und 37 berichteten Ereignisse halfen mit, hier nicht ein harmloses Idyllengeklingel erschallen zu lassen. Hier hat der Dichter seine Feder nicht in die zerfließende Morgenröthe, sondern in eitel Blut getaucht, das sind Hexameter con odio geschrieben, hier hat Voß die ganze Galle, welche ihm in seiner Hofmeisterstellung in Mecklenburg durch die gnädige Frau aufgeregt wurde und die er capitalistisch aufbewahrt, mit reichen Zinsen ausgegossen.

Das Gedicht spielt sich in einem Dialoge zwischen den Bauern Hanns und Michel ab. Voß hat eben die Bauernschinderei mit eigenen Augen gesehen, und die Hofmeisterschinderei an sich selber erlebt, was sicher mitgeholfen, ihn zum Anwalt des bedrängten Bauernstandes zu machen.

„Suche Du Treue und Glauben bei Edelleuten, die Betrüger, Schelme sind."

„Da verspricht mir der Junker die Hochzeit,
Und die Erlassung des Frohns für hundert Thaler in Dritteln
Und wenn ich gut wirthschafte, die Huf' in erträglicher Pachtung.
Mein grauköpfiger Alter und selbst mein Bruder der Krüppel,
Den der Barbar an die Preußen verschacherte, daß ihn zu Schanden
Hackte der wilde Kalmuk und Menschenfresser und Tartar —
Raffen herbei in der Hast Taufpfennige, Bräutigamsthaler,
Schimmlige Kronen und Oer und erbeutete Timpen und Rubel,
Auch den Silberschlag an der seligen Mutter Gesangbuch,
Und sie verkaufen dazu den braunen Hengst mit der Bläße,
Sammt der bläulichen Stark auf dem Frühlingsmarkte für Spottgeld.
Bring' ihm, sagen sie, Michel, bring' ihm unsern letzten
Noth- und Ehrenschilling, dem hung'rigen Menschenhändler.
Besser arm und frei, als ein Sclave bei Salomons Reichthum."

Doch der Gutsbesitzer will wohl die hundert Thaler nehmen, macht ihm aber dafür eine Rechnung für schlechte Beackerung, Wegfangen eines Hasen u. s. w. und beschuldigt den Michel, er habe ihm einen Malter Roggen gestohlen. Darauf erwidert Hanns:

„Was? noch Treue verlangt der unbarmherzige Frohnherr,
Der mit Diensten des Rechts (sei Gott es geklagt) und der Willkür
Uns wie die Pferd' abquälet, und kaum wie die Pferde beköstigt.
Der, wenn darbend ein Mann für Weib und Kinderchen Brotkorn
Heischt vom belasteten Speicher, ihn erst mit dem Prügel bewillkommt,
Dann aus gestrichenem Maß einschüttet den kärglichen Vorschuß',
Der auf des bittersten Mangels Befriedigung, welche der Pfarrer
Selbst nicht Diebstahl nennt, in barbarischen Marterkammern
Züchtigt, und an Geschrei und Angstgeberden sich kitzelt?
Der die Mädchen des Dorf's mißbraucht, und die Knaben
Wie Lastvieh auferzogen, wenn nicht sich erbarmende Pfarrer und Küster,
Welche, gehaßt vom Junker, Vernunft uns lehren und Rechtthun u. s. w.

In einer Note zum 69. Vers der Idylle: „Die Freigelassenen" berichtet Voß:

„In einem benachbarten Gute ist der Keller noch im Gedächtnisse, wo der willkürlich bestrafte Leibeigene auf untergelegten Eggen lag. Häufig auch wurden die Unglücklichen, wie abzurichtende Jagdhunde an Stricken in die Höhe gezogen und gepeitscht, oder nach eingewürzten Salzhäringen bei glühenden Oefen eingesperrt."

Wir haben für diese Grausamkeit keinen andern Gewährsmann als Voß gefunden, wollen dieselbe aber deßhalb nicht für unmöglich halten.

39. Der von Voß berichtete Menschenhandel war traurige Wahrheit.

Wenn Voß berichtet: Der Edelmann habe den Bauerssohn an Preußen verschachert, so ist dieser Menschenhandel im großen Style bei norddeutschen regierendem Fürsten im 18. Jahrhundert öfter vorgekommen. Herausgeber Dieses hat über den Menschenhandel des Fürsten von Nassau-Saarbrücken, welcher Unterthanen mit Gewalt zusammenfangen ließ und selbige als Soldaten an Frankreich verkaufte, einen Bericht gebracht *).

Der deutsche Kaiser, welcher für eine solche Schandthat nur sein unmaßgebliches Mißfallen bezeugen konnte, war leider zu einer ohnmächtigen Figur herabgesunken.

Der kaiserliche Gesandte Cobenzel gab dem Kreisgesandten desselben Beherrschers von Nassau, Herrn von Ochsenstain, mit allem Glimpf zu erkennen, „wie ein solches Betragen allerdings reichsconstitutionswidrig sei und Se. k. k. Majestät nur mißfallen könne, was Herr Ochsenstain auch bestens anerkannt und seinem Herrn (Fürsten Nassau) vorzustellen versprochen hat.“ Schreiber dieses hat die besagte Affaire und die höchste Ohnmacht Zeugniß gebende kaiserliche Verwahrung im Wiener k. k. Hofarchiv unter den deutschen Reichsacten gefunden.

Der Fürst von Nassau dürfte sich über dieses Mißfallen in Anbetracht seiner menschenfreundlichen Gesinnung in die Faust gelacht haben. Zum Dienst der Engländer für den englisch-amerikanischen Krieg verhandelten folgende deutsche Fürsten ihre Landeskinder nach dem beigefügten Preistarife, Hessenkassel bekam 2,600.000 Pfund Sterling, Braunschweig 780.000, Hannover 448.000, Hanau 335.150, Anspach 305.400, verschiedene kleinere Souveräne 535.400, zusammen 5,126.620 Pfund, d. i. 34,177.466 Reichsthaler **).

Voß machte aber aus dieser besagten Bauernschinderei drei Idyllen, die zweite hat den Titel „Die Erleichterten“ und die dritte „Die Freigelassenen.“

Wie diese Bauernfreiheit in's Leben trat, das sucht Voß in seiner Weise, wie folgt, zu expliciren:

---

*) Der Humor in der Diplomatie und Regierungskunde des 18. Jahrhunderts, durchwegs aus archivalischen, bisher unedirten Quellen, von Sebastian Brunner, Wien. Braumüller 1872. II. Band. S. 323.

**) Schlözer's Staatslexikon, VI. Band.

„Dies lautschreiende Weh und der Nachbarn Haß und Verwünschung
Weckte den jungen Baron, den verständigen, gütig und fromm sein
Hat er gelernt aus der Bibel und sonst aus erbaulichen Büchern,
Auch mit seinem Erzieher, dem Prediger, weit in der Welt sich
Umgeseh'n, in der Schweiz und dem werbsamen England.
Mensch sei der Bauer, nicht Vieh. Doch Unmensch, wer ihn gekettet,
Durch willkürlichen Zwang, ihn selbst und die Kinder der Kinder!
Wehmuthsvoll nun löst er die rostigen Ketten der Knechtschaft,
Theilte das Feld und belohnt' und tröstete; endlich an Gottes
Erntefest entließ er die Schmachtenden."

Es war ein Glück für den jungen Baron oder eigentlich für seine Leibeigenen, daß ihn sein Erzieher nicht auch nach Irland mitgenommen hat, denn da hätte er zu jener Zeit noch sehr deutlich gesehen, wie das von Voß belobte „werbsame England" die Bauern in einer noch weitaus traurigeren Lage schmachten ließ als die hartherzigen kleinen deutschen Edelleute. Nach Irland war es dem Voß zu weit!

40. Wie auch in der Idylle: „Der 70. Geburtstag" die Ceremonie des Kaffeereibens und Siedens feierlich vorgenommen und der Haushund, in Erwachen des alten Fürstenhasses Monarch genannt wird, wodurch sich die zwei Beherrscher von Baden und Oldenburg in ihrer dem Voß verliehenen Pensionsverabfolgung nicht stören ließen. Knebel über die Böße.

Die Idylle: Der siebenzigste Geburtstag wurde als eine der vorzüglicheren von je gerühmt. Der Küster, 70 Jahre alt, erwartet mit seiner Frau den Sohn, den einhällig erwähleten „Pfarrer von Mirlitz" und seine Frau, da wird nun wieder die sich putzende Katze als Prophetin des nahen Besuches aufgeführt, alles wird für den Kaffeegenuß von der Küsterin hergerichtet:

„Stellete dann die Tassen mit zitternden Händen in Ordnung,
Auch die blecherne Dos' und darin großklumpigen Zucker
Trug sie hervor aus dem Schrank —
Auch dem Gesims enthob sie ein paar Thonpfeifen mit Rosen
Grün und roth und legt den Tabak auf den Teller und befiehlt der Magd:
Daß ich frisch (denn er schmeckt viel kräftiger) brenne den Kaffee,
Heize mit Kien dann wieder und Torf und büchernem Stammholz" —
„Emsig stand an dem Herde das Mütterchen, brannte den Kaffee
Ueber der Gluth in der Pfann' und rührte mit hölzernem Löffel.

Knitternd schwitzten die Bohnen, und bräunten sich, während ein dicker,
Duftender Qualm aufdampfte, die Küch' und die Diele durchräuchernd.
Sie nun langte die Mühle herab vom Gesimse des Schornsteins,
Schüttete Bohnen darauf und fest mit den Knieen sie zwängend,
Hielt sie den Rumpf in der Linken und dreht in der Rechten den
Knopf um,
Oft auch hüpfende Bohnen vom Schoß haushälterisch sammelnd,
Goß sie auf graues Papier den frisch gemahlenen Kaffee."

Der Hund des Hauses heißt „Monarch" und wird in die Backstube gelockt, daß er beim Ankommen der Gäste keinen Lärm mache. Der 70. Geburtstag ist 1781 gedichtet und sehen wir Voß in seinem 31. Jahre nach dem von ihm angegebenen Gelüste, Fürsten zu morden, seines Zornes gegen diese Menschenclasse schon insoweit Meister geworden, daß er einen Haushund Monarch taufte, ein sehr unschuldiges Vergnügen für einen Fürstenhasser, denn der Hund kann es nicht bezeugen, wie man ihn genannt hat, und der Herr des Hundes kann sich über diesen Hundewitz der Monarchenerniedrigung genugsam herauslügen.

Kurz darauf sehen wir wieder die alte Küsterin,

„Welche der Milch abschöpfte den Rahm zu festlichem Kaffee.
Die Erwarteten kommen. Die Schwiegertochter erweckt den
Schlummernden Greis durch einen Kuß.
Mit verwunderten Augen
Sah er empor und hing in der trautesten Kinder Umarmung."

Diese Idylle hat den Vorzug, daß Voß mit der Ankunft der Erwarteten den Schluß macht und das Kaffeeeinschenken und Trinken nicht wie gewöhnlich belauert, er ist so discret, der armen Familie ihren miserablen Kaffee diesmal allein und ungestört vom Idyllenmacher zu sich nehmen zu lassen. Um der Abwechslung willen hat Voß diesmal den Kaffee nicht nur mit großklumpigem Zucker — sondern auch mit dem Beiwort „festlichen" etwas genießbarer zu machen gesucht. Pfeifenköpfe, Pfeifenrohre und Kaffeemühlen sind in der Voßpoesie mit der scharfsinnigsten Beobachtung behandelt, und mit einer Gewissenhaftigkeit beschrieben worden, die in der deutschen Literatur seither unübertroffen dasteht.

Der Hauptinhalt Voßischer Idyllen dürfte ungefähr lauten:

In Hexametern hast Du, o Leser, es deutlich erfahren,
Wie man im Pfarrhause röstet den dampfenden Kaffee,
Wie man behende ihn umrührt mit dem Löffel des Koches,
Denn abscheulich zu trinken ist er, wenn er sich anbrennt —
Auch wie er ausgeleert wird auf dem grauen Papierfleck,
Wo er den duftigen Dampf noch ringsum versendet;
Wie man geduldig muß warten, bis er genügend sich abkühlt
Und man schüttet sodann ihn in den Trichter der Mühle.
Ist er in Pulver zerrieben unten in's Kästchen gefallen,
Dann erst kann man ihn sieden, und hat der Satz sich gesenket,
Wird er den Gästen servirt in porzellanenen Schalen;
Großklumpig wird dann der Zucker in die Schale geworfen,
Und als Krone darauf setzt man den köstlichen Rahm!
Bleibt noch übrig ein wenig in den Schalen der Gäste,
Wird von der „alten verständigen" es zusammengegossen,
Daß der biedere Hausknecht Hans vom Tranke der Levant
Auch einen Schluck mag bekommen zur Stärkung des Herzens; —
Denn der Natur und Menschlichkeit liebeseliger Priester
Sammt seiner alten gerühmten, stets verständigen Hausfrau
Zeigen, daß sie den Hausknecht nicht als Sclaven behandeln,
Dem sie in Menschlichkeit reichen von der levantischen Brühe. —
Nur des Fanatikers Blindheit kann diese Großmuth verspotten,
Die durch Luisen gelehrt wird den Türken und den Hottentotten,
Denen, wie auch den Griechen die gleiche Melange wird gesotten,
Die Religionsmisculanz ganz nach des Voßens Marotten. —

Es zeigt von der Geduld und Genügsamkeit der Leser im 18. Jahrhundert, daß dieselben mit dieser Gattung Poesie sich contentirt haben, daß ein Dichter mit derselben sich noch Ruhm und Anerkennung verschaffen konnte.

Freilich mußte Voß selber noch erfahren, daß man seine Philisterpoesie immer mehr und mehr in den Hintergrund drängte, er überlebte noch lange den Zenith seines Ruhmes und hat, wie wir es in seiner Biographie mit Thatsachen nachweisen werden, immer auf neue Gewaltacte gesonnen, um seinen Namen dem undankbaren Geschlecht wieder aufzufrischen. Die letzten Decennien seines Lebens hat er sich in Streitigkeiten mit verschiedenen Gelehrten verwickelt und sich derartig einen neuen Ruf wegen [illegible] Grobheit, Schmähsucht und seinem Aufklärungsfanatismus

erworben, daß ihm der Beiname des „sassischen Bauern" von Görres zuerkannt worden, und er selber dieser Bezeichnung immer mehr und mehr sich würdig zu machen gesucht hat.

In der besagten später folgenden eingängigen Biographie Voßens, in welcher dieser Mann von Seite seines literarischen Wirkens und Wüthens in Augenschein genommen wird, haben wir die komischen Momente aus seinem Leben hervorgesucht, und wir meinen, der Leser, der nicht nur eine belehrende, sondern nebenbei auch erheiternde Lectüre lieb hat, könne beim Durchblättern derselben einige Unterhaltung finden.

Der Göthefreund Knebel malt die ganze Voßfamilie*): „Es ist ein eigenes Geschlecht um das Voßische. Es ist, als ob sie vom Meister Grobschmied wären gehämmert worden. Alle Züge ihres Charakters sind so hart ausgedrückt. Dies ist auch in seinen Schriften und vorzüglich in seinen Uebersetzungen. Auch die zarten und feinen Züge in seinen Originalien drückt er so hart und vorstehend aus, daß sie fast alle Grazie verlieren. Wer den Homer nur aus seiner Uebersetzung kennt, kennt ihn nicht ganz. Den Virgil noch weniger. Bei diesem ist er zuweilen unausstehlich. Und wie hat er den Horaz zugerichtet! Das ist eine Sünde. Uebrigens weiß er was und hat Verstand, auch eine gewaltige Gewandtheit der Sprache, nur fällt diese zu oft in's Gemeine und Platte."

Eine Besprechung der Haupt-Idylle Voßens haben wir vorausgesendet; denn eben in dieser Philister-Idylle ist nicht so sehr das Landleben in seinen Minutien, sondern weitaus mehr der ganze Charakter des Autors selber geschildert; er hat den verunglückten Versuch der Cinquecentisten: das Heidenthum wieder lebendig zu machen, auf's Neue aufgenommen; Voß hat sich selber zum neuen Hohenpriester der Natur und Menschlichkeit geweiht; der arme Pfarrer von Grünau ist nur sein Generalvicar, dem er die Zumuthung gemacht hat: Der Natur und Menschlichkeit weiser Verkünder zu sein. Ein Verkünder von Natur und Menschlichkeit!! und ein weiser auch noch dazu!! Wenn der Verkünder dieser Weisheit für dieselbe auch sein Blut nicht hingegeben hat, so hat er wenigstens seinen Kaffee dafür hergegeben. Wenn Jemand den Voß ge-

---

*) Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Stuttgart. Cotta 1865. Dritter Band, S. 411.

fragt hätte, was denn das eigentlich heißen solle: Natur und Menschlichkeit verkünden? Er hätte erbittert in seiner höflichen Manier geantwortet:

An den Kopf will ich werfen Dir von dem großklumpigen Zucker,
Finsterling bist Du und Pfaffknecht und ein elendiger Mucker.
Rosenkranzkugler und Glatzkopf, Ungethüm, mönchisch geschoren,
Wisse: Die Menschheit wird nur durch Luisen wiedergeboren.
Willst aufstarrender Pfaffen Chortanz Du auch noch mittanzen,
Werd' mit Hexameterpeitschen ich Dich gehörig curanzen.
Mönchsablaß, Augendreh'n, Rauchwerk und plärrender Bannspruch,
Macht auf Luisen-Vernunft-Religion keinen Anspruch *).
Kennst Du der Seligen Insel, von der schon Pindar gesungen,
Mir ist mit der Luise an ihr die Landung gelungen.
Voß und Homer sind von nun an die einzigen Dichter,
Das liegt über den Streit und bedarf keiner Richter.
Hermann und Dorothea, neben Luisen erblassen,
Goethe soll als Idyller getrost sich heimgeigen lassen.
Schildern mich Neider auch oft als einen alten Philister,
Ich bin und bleib der Natur und Menschlichkeit weisester Priester!

Das war in der That Voßens Aberglaube. Im Jahre 1826, als er starb, hatten seine Angehörigen ein aufgeschlagenes Exemplar der Luise auf seinen Sarg gelegt, ein Zeichen, wie hoch dieses Werk im Familienkreise geschätzt worden ist. Auf die Theologie dieser Idylle hat sich Voß am meisten eingebildet; er und sein Freund Paulus waren der Meinung, es sei die Religion der Zukunft darin enthalten; wir meinen: Mit der Luisentheologie ist es aus für ewige Zeiten.

Sic transit gloria mundi,
So geht der Ruhm der Welt vorüber.

*) Obige Kernausdrücke sind wörtlich aus der Voß'schen Zuckerbäckerei, sie finden sich in der Warnung Voßens an Stolberg; wir haben dieses Gedicht in unserm Leben Voßens ganz gebracht, und selbes in der Aetzlauge der Logik einer Untersuchung unterzogen.

Erste Wiener Vereins-Buchdruckerei.



Bibl.-No.

Hau- und Bau-Steine

zu einer

Literatur-Geschichte der Deutschen.

Wahrheit und keine Dichtung

von

Sebastian Brunner.

Bis in die innersten Herzensfalten
Haben die Herren genau sich gekannt,
Ist es erlaubt: für wahr zu halten,
Was sie sich gegenseitig genannt?

Drittes Heft.

Drei Stichproben aus der Goethe-Literatur.

Wien, 1885.
Verlag von Heinrich Kirsch, Singerstraße 7.

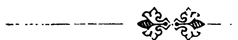
Drei

Stichproben aus der Goethe-Literatur.

Von

Sebastian Brunner.

I. Die „Kunsthöhe" des Weimarer Theaters.
II. Die Pfarrerstochter von Sessenheim.
III. Der „tüchtige und hochgeachtete" Goethe-Sohn.



Wien, 1885.
Verlag von Heinrich Kirsch, Singerstraße 7.

I.

Die „Kunsthöhe" des Weimarer Theaters.

Motto: Man rühmt, daß Alle ineinandergriffen,
Wenn sie zusammen spielten — und das ging —
Doch traten sie hinaus aus Weimars Ring,
So wurden sie vereinzelt ausgepfiffen.

In Weimar durfte Niemand etwas sagen,
Wer fürchtete die Ungunst Goethe's nicht?
Er rief gleich in's Parterre: „**Man lache nicht!**"
Wer wagte, gegen ihn etwas zu wagen?

Er war es ja, der „**für sie Alle dachte**",
Sie mußten Alle schweigen und sich ducken,
Sein Urtheil stumm und starr hinunterschlucken,
Und so erklärt es sich: **daß Keiner lachte!**

---

1. Die Vorzüglichkeit und „Kunsthöhe" des Weimarer Theaters, lange Zeit ein unanfechtbarer Lehrsatz in der Goethologie. Holtei's Bedenken.

Es geht seit 50 Jahren von Mund zu Mund, von Blatt zu Blatt, von Buch zu Buch, von Literaturgeschichte zu Literaturgeschichte das stereotyp gewordene Lob über die Kunsthöhe des Weimarer Theaters während der Lebenszeit Goethe's; zunächst unter Goethe's Leitung.

Es dürfte sich nun wohl der Mühe lohnen, für oder gegen dieses Lob, d. h. für die historische Wahrheit eines Urtheils über dies gar so viel gerühmte Institut sich Gewährsmänner zu suchen.

Es ist schon lange her — als der Schreiber Dieses einmal von einem Kenner der Zustände in Weimar auf eine Schrift aufmerksam gemacht wurde, die über die erste Aufführung von Schiller's Maria Stuart in Weimar einen Bericht erstattet, welcher alle Illusionen, die dem Lesepublikum über die Kunsthöhe der Weimarer Schauspieler unter Goethe's Theaterleitung seit einem halben Jahrhundert vordeclamirt wurden, vollkommen zerstört.

Die Schrift erschien 1800 in Jena — unter dem Joche der herzoglich Weimar'schen Censur — Goethe war damals fast allmächtiger Minister — und — die Schrift konnte doch nicht unterdrückt werden. Wir haben hie und da in Bibliotheken um diese Erscheinung nachgeforscht — aber — selbige war total vom Repertoire verschwunden.

Was sind für eine Menge Aufsätze und auch eigene Lobwerke über das Weimarer Theater erschienen! aber über dieses, für die Geschichte der Weimarer Bühne sehr wichtige historische Document allgemeines Stillschweigen! — — — — Endlich fanden wir diese Broschüre in der Abtheilung: Deutsche Classikerliteratur, der an 60.000 Bände enthaltenden Stiftsbibliothek zu Melk. Wir haben aus derselben in Nr. 4 der vorliegenden Abhandlung die schlagendsten Stellen wörtlich angeführt.

Wir sind selbstverständlich gar nicht so intolerant, daß wir Resultate unserer Nachforschungen einem Leser aufnöthigen wollen, es genügt uns, dieselben veröffentlichen zu können.

Wem es bisher eine Freude gemacht hat, das Weimarer Theater während der Goethezeit als einen Kunsttempel erster Qualität sich vorzustellen, der möge seine Ansicht nach Belieben beibehalten. Die Frage hat ja keine welthistorische, sondern nur eine literatur- und kunst-historische Importanz.

Fangen wir mit Holtei an:

Holtei war Dichter, Schauspieler und zugleich auch noch ein Verehrer Goethe's. Die Stimme dieses Mannes darf nicht überhört werden. Holtei erzählt in seinem: „Vierzig Jahre", 5. Bd. S. 65: „Ich habe in directer Beziehung auf mein eigenes Streben als Künstler oder Schriftsteller nichts aus Goethe's Mund vernommen. Hauptsächlich wohl deshalb, weil es mir an Kühnheit mangelte, ihn mit fragenden Zumuthungen zu behelligen. An Kühnheit und — ehrlich gestanden — an Lust. Wozu auch? Sein Urtheil, wie es über den gang und gäben Formen schwebte, und wie er es zugleich in seltsame halb mystische Phrasen zu hüllen pflegte, konnte Demjenigen, welcher die schlichte Praxis, namentlich der Bühne vor Augen zu behalten, und dem Publikum der Gegenwart auf geradem Wege beizukommen wünschte, weder er-

sprießlich, noch förderlich sein. Goethe in seiner Vornehmheit (ich gebrauche diesen Ausdruck hier im besten Sinne) hatte sich von jeher zu sehr isolirt, um zu lernen, oder um lernen zu wollen, wie man mit einer großen, beweglichen Masse umgehen soll. Auch als er das Weimar'sche Theater führte, hatte er kein Publikum vor sich, sondern lediglich eine Versammlung von Leuten, die entweder vom Hofe, oder in geistiger Beziehung von ihm abhingen, und die, auch wenn sie sich bei irgend einem Experimente in dramatischer Sphäre langweilten, ihrer Langeweile höchstens durch mühsam verhaltenes Gähnen Luft machen durften, litt er ja doch keine Recensionen in auswärtigen Blättern, um wie viel weniger hätte er den Ausbruch der Ungeduld in Worten geduldet. Aus seiner Ansicht war er im vollkommensten Rechte. Denn er sagte: „„Sie wissen doch nicht, was sie wollen, und so mögen sie mir's überlassen, für sie zu wählen."" Aber auf diese Weise konnte er unmöglich gelernt haben, folglich noch weniger lehren, wie man's anfangen soll, eine Comödie unausgepfiffen über die Berliner Bretter zu bringen? Und nicht anders stand es zuletzt um seine Ansicht von der Darstellungskunst. So tief und poetisch seine Gedanken über die Harmonie des Ganzen, in welchem das Einzelne aufgehen und unter welche das Virtuosenthum sich fügen solle, auch gewesen sind, welch' ewige Wahrheiten er auch darüber ausgesprochen, in der Realität einer vom Augenblick und dessen Ansprüchen beherrschten Bühne findet sich weder Zeit noch Raum, durch secundäre Talente, ja durch zum Theil talentlose Mitglieder, jene Wirkungen vorzubereiten, deren sich die sogenannte Weimar'sche Schule rühmt."

„Was ich noch an Resten jener goldenen Zeit sah, war sehr schwach, Vieles sogar total manierirt und unwahr, und ich mußte die einheimischen laudatores temporis acti im Stillen bewundern, die laut bewunderten, was mir höchlich mißfiel. Graff, Heide, Oels, Mad. Jagemann, ich habe niemals begriffen, wie diese neben Wolffs haben gelten und Goethe und Schiller genügen können; doch darüber

mußte man natürlich schweigen, und nur bei der Freundin Schopenhauer wagt ich meinem Herzen Luft zu machen!" — —

Holtei, Verehrer Goethe's, aber auch Theaterdirector in Berlin und Breslau, Kenner der ersten Bühnen und Schauspieler seiner Zeit, war nach Goethe's Tod der erste, der in den Luftballon, mittelst welchem das Weimarer Theater sammt seinem Personale in den Himmel erhoben werden sollte, ein Loch riß, so daß das Gas ausströmte und der Ballon als schlapper Fetzen auf die Erde fiel.

Trotzdem lassen sich aber viele die gewohnte Verhimmlung der Weimarer Bühne nicht nehmen; Hettner sagt noch 1872, 3. Buch, 2. Abtheilung, S. 273. 2. Auflage: „Die Weimarer Bühne, die Geburtsstätte des idealen Dramas, wurde auch die Geburtsstätte der idealen dramatischen Darstellung."

Holtei's („Vierzig Jahre") erschien 1845. Hettner's Schrift 1872, also 27 Jahre später. Somit hat Hettner mit seiner „Geburtsstätte der idealen dramatischen Darstellung" von Holtei's reeller Darstellung nichts gewußt, und der alten vielgliedrigen Seeschlange von der Kunsthöhe der Weimarer Bühne einen neuen Knorpel angeschlossen. Möge man auch einen kenntnißreicheren Fachmann als Holtei über diese Frage bringen. Das wird schwer halten!

Eine thatsächliche Bestätigung des Holtei'schen Urtheils finden wir bei Düntzer*) 1802: „Damals beklagte sich Herder beim Herzog über den Nachtheil, welchen das Gymnasium durch den Schulchor leide, der zu den Opernvorstellungen und zu den vielen Proben herangezogen wurde. Goethe konnte nur erwidern, daß er ohne ihn keine Opern aufführen könne, doch habe man schon Einrichtung getroffen, daß die Probe nicht in die Zeit des Schulunterrichts fallen soll. Einen Chor könnte er nicht schaffen, und die Mittel reichten zu einer Anstellung von Choristen nicht hin". —

Gymnasialschüler als Choristen! — Abgesehen, daß eine solche Verwendung der Studienkräfte in unserer Zeit allgemein verurtheilt würde, weil dieselbe auf Gymnasialschüler

*) Goethe's Leben. Leipzig 1880. S. 520.

nichts weniger als einen günstigen Einfluß haben kann, belehrt uns diese Thatsache über die kleinlichen Verhältnisse, über die Geldnoth, über die Nothbehelfe, mit denen sich diese Bühne fortfristen mußte.

Die Schauspieler waren mit Goethe und ihrer kleinen Gage zufrieden. Goethe war hinwiederum mit den Schauspielern zufrieden, wie er sich in ihnen und in der Weimarer Bühne geehrt fühlte, so hätte er es als eine Beleidigung hingenommen, wenn ein Fremder über die vielgelobte Weimarer Kunstschule einige Bedenken hätte laut werden lassen. Wie z. B. auch Bezugs des Kostenaufwandes für das Theater großartig aufgeschnitten wurde, finden wir actenmäßig nachgewiesen bei Diezmann*).

2. Zurechtgewiesene Aufschneidereien bezüglich des Kostenaufwandes durch vorhandene Rechnungen.

Im Jahre 1778 kam eine Parodie: „Die geflickte Braut" zur Aufführung. Es wurden darin auch die Hofleute in mehr oder weniger schonender oder nicht schonender Weise persiflirt, die Tragfähigkeit und die Last überall fein höfisch berechnet. Auch Knebel wurde als Don Merculo verspottet. Knebel war eben sehr empfindlich. Auch „die freche Habgier und Bestechlichkeit der Orakeldiener wurde mit starker Hindeutung auf kirchliche Verhältnisse gegeißelt." Das war so Hofsitte. Wenn es über die Pfaffen im Theater und in Romanen recht losging, da konnten diese tugendhaften Hofleute unter einander sagen: „Seht, wie brav und ehrenhaft wir dagegen sind." Die Hoftugenden benöthigten immer recht contrastirende Folien aus anderen Ständen.

„Der Hauptspaß in dem Stücke aber bestand darin, daß statt der lebendigen Braut, die von Corona Schrötter dargestellt wurde, eine ihr ganz ähnlich gekleidete Puppe auf die Bühne gebracht und ihr da der Leib aufgeschnitten wurde, aus dem man damalige Modebücher, welche die Schwärmerei nährten, auch Werthers Leiden, herausholte. Jedenfalls um

---

*) Goethe und die lustige Zeit in Weimar. Von August Diezmann. Leipzig. Hirzel 1857. S. 168 u. ff.

Wieland's Alceste zu verspotten, schob Goethe „frevto entlich", wie er später sagte, seine „Proserpina" ein."

Böttiger erzählt, das Stück sei mit fürstlichem Aufwand in Scene gesetzt worden und habe mehr als 2000 Thaler gekostet.

Diezmann berichtigt diese dem herzoglich Weimar'schen Hoftheater angethane fürstenschmeichlerische Aufschneide- und Großthuerei wie folgt:

„Es ist diese Angabe wieder ein aus der Luft gegriffenes Geschwätz, denn sämmtliche Rechnungen sind noch vorhanden, ich habe sie selbst durchgesehen. Die sämmtlichen Kosten des neuen Stückes auf Serenissimae Geburtstag betragen nämlich 398 Th. 22 Gr. 1 Pf. Den bedeutendsten Aufwand dabei machte die Garderobe, da die Waaren mit 241 Thaler bezahlt wurden. Corona Schrötter muß in prachtvoller Kleidung erschienen sein, denn ihr Kleid allein kostete 66 Th. 8 Gr. Von Interesse wird für Viele die Rechnung Mieding's sein*), des „Directors der Natur", der die Maschinerie zu liefern hatte. Sie möge hier wörtlich stehen. „Zu der neuen Comödie am 30. Jänner habe ich an Tischlerarbeit geliefert: Eine Stellage zu einer Laube mit Gehäuse 6 Th., oben darauf eine Maschine zum Mondschein mit Hülsen zum Drehen und zwei Flügel 3 Th. Ein großes Rad mit Korbel zum Drehen 1 Th. 16 Gr. Eine Stellage mit 4 Korbeln zu einem Wasserfall 3 Th. 12 Gr. **). 4 Stellagen zu Felsen, freistehend und zwei Rasenbeete 3 Th. 12 Gr. Fünf Stück Kaskets mit Federbüschen, wie ein Helm gemacht, 7 Th. 12 Gr.

---

*) Derselbe Diezmann führt das Theaterpersonale an (S. 77), darunter: Jos. Martin Mieding, den Goethe unsterblich gemacht hat, war Hofebenist und Modelltischler, auch Theatermeister, Joh. Ehrenfried Schuhmann, Hofmaler, Joh. Adam Aulhorn, Hoftanzmeister, und Ch. Gottf. Hennike, Hoffechtmeister — — — lauter durch Goethe gemachte Unsterblichkeiten.

**) Dieser Wasserfall ist offenbar der billigste Niagara, den man sich denken kann; wenn in einer Großstadt in einer Marionettenbude ein Wasserfall dargestellt wird, so könnte man sich diesen Preis dafür gefallen lassen. Man rechnete hier sicher auf die ausgebildete Phantasie der Zuschauer, die sich vielleicht nachhelfend durch mitgenommene und an die Ohren gehaltene Muscheln das Brausen des Wassers vorgestellt haben.

3 Tamborins mit Schellen 2 Th. Eine „Pobbe" in Lebensgröße 2 Th. 12 Gr.*)

7 Stück Dolche mit Scheiden, groß und klein, 3 Th. 11 Gr., 4 Stück lederne 16 Gr. Das ist Alles; der Wasserfall, geschnittenes Glas, kostete ebenfalls sehr wenig. Die Malerei, die Schuhmann lieferte, betrug 24 Th. Darunter ein Mondschein gemalt 1 Th. Die Haartour der Puppe kostete auch 2 Th. und die 7 Pfund Werg, mit der sie ausgestopft war, wurden mit 7 Groschen bezahlt. Ihre Bekleidung wurde von den schon angeführten Waaren genommen. Aulhorn bekam für 83 Stunden Balletprobe nur 20 Th.

Somit kostete der ganze Plunder des Ausstattungsstückes 398, aber nicht 2000 Thaler. Die Geldaufschneidereien lassen sich durch vorhandene Rechnungen nachweisen. Die Talent- und Kunstaufschneidereien waren noch großartiger, aber die sind nicht so leicht zu controliren. Interessant ist, daß der sechste Theil der Kosten (66 Thaler) auf den Leib der von Goethe begünstigten Corona hinaufgehangen wurde! Somit blieben für die eigentliche Ausstattung 332 Th., also mathematisch nachgewiesen: 1668 Thaler (d. h. mehr als das sechsfache) dem „fürstlichen Aufwand" hinaufgeschmeichelt.

3. Wie Goethe mißliche Urtheile über das Theater unterdrückt. Die Schauspieler durften nicht getadelt werden.

Wachsmuth in „Weimar's Musenhof", Berlin 1844, auch ein großer Lobredner des Weimarer Theaters, läßt doch bisweilen einen Lichtstrahl über diese Bühne streifen, wie S. 139: „Es gab in den höheren Kreisen eine Partei, welche gegen Goethe's Autorität in der Leitung der Bühne ankämpfte. An ihre Spitze trat Kotzebue. Auch von einer andern Seite ward Goethe's Dramaturgie mit einer Störung bedroht. Nach der Aufführung des „Jon" schrieb Böttiger eine mit Glossen gegen den Verfasser

*) Die im Stück vorkommende Puppe ist außerordentlich billig. Der Leser wird aber auch so billig sein, vom armen Mieding, der „Korbel" und „Pobbe" schrieb, nicht zu verlangen, daß er für seine 8 Thaler 16 Groschen Monatgeld auch noch auf der „Kunsthöhe" der Orthographie herumbalanciren soll.

und die Theaterdirection (Goethe) ausgestattete Anzeige des Stückes für das „Journal des Luxus und der Moden“; deren Veröffentlichung verhinderte Goethe durch die Erklärung, „er werde, wenn jene Anzeige erscheine, die Direction des Theaters niederlegen.“ Daß die Preßfreiheit dem Goethe sehr zuwider war, wird aus seinen strengen Ministerialerlässen, mit denen er jedes ihm unangenehme Aufflackern derselben niederzudämpfen suchte, nachgewiesen werden.

Goethe (in seinen Werken, Bd. 31, S. 123) spricht nur von einer ernsten und kräftigen Zurückweisung; er meint sehr diplomatisch: „Denn es war noch nicht Grundsatz, daß in demselben Staate, in demselbigen Stande es irgend einem Gliede erlaubt sei, das zu zerstören, was Andere kurz vorher aufgebaut hatten“, was doch in trockener Prosa und in diesem Falle nur heißen kann: „Eine schiefe Beurtheilung des Weimarer Kunst- und Musentempels kann nicht geduldet werden. — Wir haben das Lob aufgebaut — dieser Bau darf durch Kritiker nicht zerstört werden.“

In den Sommern 1802—1805 zog die Weimarer Truppe nach Lauchstädt, hier kamen die Musensöhne von Halle herüber, wie in Weimar die von Jena. Es waren aber die Meisterwerke Schiller's und Goethe's, welche zumeist in Weimar zuerst aufgeführt wurden (vor dem, was die Darstellung anbelangt, genügsamen Publikum kleiner Städte, und der Musensöhne, denen Bühne und Schauspieler ersten Ranges unbekannt waren), die der Weimarer Bühne ihren Glanz verliehen. Die Schauspieler durften, insoweit es Goethe zu hindern vermochte, nicht getadelt werden. Es gab eigene Verbote mißliebiger Kritiken. Nach den Theaterstatuten durften auch Schauspieler aufgeführte Stücke keiner tadelnden Kritik unterziehen. Freilich bisweilen konnte auch der Druck von Oben die auflodernde Flamme des Unzufriedenseins nicht auslöschen, wie wir es in der besagten in Jena (1800) gedruckten Broschüre schlagend nachgewiesen finden.

Charlotte Schiller schreibt an Freiherrn von Stein *) über die Aufführung des Wallenstein in Weimar am 21. Februar 1799:

---

*) Briefe an Goethe und dessen Mutter. Mit Beilagen. Von Ebers und Kahlert. Leipzig. Weidmann. 1846. S. 149, 150.

„Daß man so zufrieden mit Schiller's Stück war, hat Ihnen Ihre Mutter geschrieben. Unparteiisch gesprochen, glaube ich, daß keine, auch die schlechteste Ausführung, den Geist unterdrücken kann, der darin herrscht, man wird immer lebhaft bewegt und fortgerissen und erhoben. Die Schauspieler haben gut gespielt, zumal Graf und Vohs, und die Jagemann haben es so gemacht, daß man nichts mehr wünschen konnte, für Vohs war mir bange, ich gesteh' es, denn ich liebe diese Rolle ganz besonders und sonst hatte ich keine so hohe Meinung von seinem Talent, er hat sich aber überhaupt gebessert, finde ich in anderen Rollen; aber die des Max Piccolomini hat er ganz gut gespielt, und blieb immer in einem Feuer, ohne zu heftig zu werden, was sonst sein Fehler war."

Zur Beleuchtung der außerordentlichen Genügsamkeit bezüglich des Spieles bringen wir einen gleich darauffolgenden Passus über das Weimarer Theater (von 1799) des, allen aufrichtigen und unvoreingenommenen Schilderungen nach, dürftigsten und bescheidensten Musenhäuschens: „Ich möchte wohl, Sie sähen das Comödienhaus einmal, es ist sehr hübsch, und ich weiß mir keinen Platz zu denken, der bei solch' einem beschränkten Raum so einen Eindruck von Größe und Hoheit macht!!"

Diese Bewunderung des Theaters giebt dem Lobe der Schauspieler erst das rechte Relief!

Ein ähnliches Streiflicht über das Weimarer Theater fanden wir im Briefwechsel Schiller-Körner 4. Bd., S. 93. Schiller an Körner, Jena, am 29. October 1798, über den Wallenstein: „Das Vorspiel ist nun in Weimar gegeben. Die Schauspieler sind freilich mittelmäßig genug, aber sie thaten was sie konnten, und man mußte zufrieden sein." — „Du kannst, wenn die Allgemeine Zeitung von Posselt in Dresden zu haben ist, das Nähere über diese Wallenstein'schen Repräsentationen in Weimar, gedruckt lesen, denn Goethe hat sich den Spaß gemacht, diese Relationen selbst zu machen, daß er sie Böttiger aus den Zähnen reiße."

Entweder referirte also Goethe selber über sein Theater, oder die Referate wurden unter seinem Einfluß gemacht, und so geschah es, daß der Ruhm dieser Kunstanstalt, weitaus über den Werth derselben vergrößert, sich allgemein verbreiten konnte.

4. Ein wahrhaft entsetzlicher, mit Weimar'scher Censurerlaubniß 1800 gedruckter Bericht über die „Kunsthöhe" der Weimarer Bühne.

Nun stimmt aber auch ein sehr merkwürdiges Büchlein von einem Verehrer Schiller's über die erste Aufführung der Maria Stuart auf dem Weimarer Hoftheater ganz mit den Urtheilen überein, welche Holtei 30 Jahre später über diese Bühne ausgesprochen *).

Wir haben es hier nicht mit der überaus anerkennenden Besprechung des Stückes, sondern nur mit der im Ganzen sehr zartgehaltenen Kritik der Schauspieler zu thun, mit denen der Verfasser der in Jena gedruckten Broschüre selbstverständlich sehr glimpflich umgehen mußte, um so gewichtiger fallen seine Bemerkungen in die Wage.

Der Verfasser bestätigt gleich anfangs — dasselbe Urtheil, welches Holtei über dies Theater zwischen 1820—30 gefällt: „Ich verspreche, meine Meinung offen und gerade darzulegen, allein ob sie die richtige ist, kann ich freilich nicht behaupten, denn in Sachen des Geschmacks hat fast Jeder seine eigene Meinung, und in Ansehung der Schauspieler hat Gewohnheit, Bekanntschaft u. s. w. allzuviel Einfluß auf das Publikum, wo er auftritt. Wir haben z. B. Fälle erlebt, daß Schauspieler, die hier allgemein beliebt waren, auf anderen Theatern ausgepfiffen worden sind." — —

„Die Elisabeth wurde von Mamsell Jagemann gespielt." Der Verfasser des in Jena gedruckten Büchleins durfte die Jagemann, die in bekannten Beziehungen zum Herzoge stand, nur sehr anerkennen. Wir werden in einem Berichte über das Hofleben in Weimar nachweisen, wie Goethe wegen seines auffälligen Applaudirens der zu dieser Zeit schon alten Jagemann einmal von anwesenden Jenaer Studenten ausgepfiffen wurde.

Auch Madame Vohs (Maria Stuart) wird sehr gelobt. Interessant ist der Schluß dieses Lobes:

---

*) Einige Briefe über Schiller's Maria Stuart, und über die Aufführung derselben auf dem Weimar'schen Hoftheater. Jena. Schöre. 1800. 134 Seiten. Wir werden diese Urtheile von 1800 her auch in späteren Decennien bestätigt finden, auf fremden Bühnen in größeren Städten machten die Schauspieler von Weimar in der Regel Fiasco.

„Wie rührend und schön gab sie uns noch die letzten Scenen, bis sie zu ihrem Tode ging. Sie mußte in so himmlischer Begeisterung sein, daß sie in diesem Augenblick wohl gerne hätte wirklich sterben können!?"

„Möge das empfangene Sacrament für sie eine heilige Weihe zu immer größeren Fortschritten in der Kunst sein." —

Das ist ein großartiger Gedanke, das empfangene (Theater-) Sacrament soll für die Schauspielerin eine „heilige Weihe" abgeben, um sie zu immer größeren Fortschritten in der Kunst und eines größeren Beifalls des Publikums würdig zu machen. Ein neues Capitel für den Katechismus.

Die Darstellerin der Elisabeth und der Stuart werden gelobt, die Damen des Theaters mußte der Verfasser aus guten Gründen sehr zart behandeln, mit den Schauspielern aber verfährt der Berichterstatter, bei allem Rückhalt, den er dem Hofe, Goethe, dem Hoftheater und der herzoglichen Censur schuldig ist, nicht so glimpflich.

Cordemann gab den Leicester. „Bis jetzt steht er freilich noch auf einer geringen Stufe der Kunst, und die Forderung an ihn, diesen Leicester zu spielen, war wohl für seine Kräfte und für seine jetzige Ausbildung etwas zu stark. Wenn man irgendwo die treffende Wahrheit des Satzes fühlt, daß Schauspieler in dem Schoß der Könige erzogen werden sollten, so ist es bei diesem Leicester. Wie kann man von einem unserer Schauspieler, wenige Ausnahmen abgerechnet, verlangen, einen solchen feinen, geschliffenen Hofmann mit voller Wahrheit und veredelter Kunst zu spielen? Darin lag es auch hauptsächlich, warum uns Leicester gar nicht befriedigen konnte. Er unterlag unter seiner Rolle. Das Bild, was er uns gab, war weit entfernt von dem, was der Dichter uns gezeichnet hatte. Vorzüglich begeht er noch erstaunende Fehler in der Declamation, und vom Mouvement in der Stimme hat er nicht die leiseste Ahnung."

„Am schlechtesten war die letzte Scene, wo Maria vor ihm hingerichtet wird. Denn hier war sein Spiel weder wahr, noch schön, sondern wirkliche Carricatur."

Talbot (Graf) und Burleigh (Becker) werden gelobt. Ueber Spitzeder (Graf von Kent) heißt es: „Er ist eigentlich als Bassist bei der Oper angestellt, wo er seine Stelle ziemlich ausfüllt. Er

4. Ein wahrhaft entsetzlicher, mit Weimar'scher Censurerlaubniß 1800 gedruckter Bericht über die „Kunsthöhe" der Weimarer Bühne.

Nun stimmt aber auch ein sehr merkwürdiges Büchlein von einem Verehrer Schiller's über die erste Aufführung der Maria Stuart auf dem Weimarer Hoftheater ganz mit den Urtheilen überein, welche Holtei 30 Jahre später über diese Bühne ausgesprochen *).

Wir haben es hier nicht mit der überaus anerkennenden Besprechung des Stückes, sondern nur mit der im Ganzen sehr zartgehaltenen Kritik der Schauspieler zu thun, mit denen der Verfasser der in Jena gedruckten Broschüre selbstverständlich sehr glimpflich umgehen mußte, um so gewichtiger fallen seine Bemerkungen in die Wage.

Der Verfasser bestätigt gleich anfangs — dasselbe Urtheil, welches Holtei über dies Theater zwischen 1820—30 gefällt: „Ich verspreche, meine Meinung offen und gerade darzulegen, allein ob sie die richtige ist, kann ich freilich nicht behaupten, denn in Sachen des Geschmacks hat fast Jeder seine eigene Meinung, und in Ansehung der Schauspieler hat Gewohnheit, Bekanntschaft u. s. w. allzuviel Einfluß auf das Publikum, wo er auftritt. Wir haben z. B. Fälle erlebt, daß Schauspieler, die hier allgemein beliebt waren, auf anderen Theatern ausgepfiffen worden sind." — —

„Die Elisabeth wurde von Mamsell Jagemann gespielt." Der Verfasser des in Jena gedruckten Büchleins durfte die Jagemann, die in bekannten Beziehungen zum Herzoge stand, nur sehr anerkennen. Wir werden in einem Berichte über das Hofleben in Weimar nachweisen, wie Goethe wegen seines auffälligen Applaudirens der zu dieser Zeit schon alten Jagemann einmal von anwesenden Jenaer Studenten ausgepfiffen wurde.

Auch Madame Vohs (Maria Stuart) wird sehr gelobt. Interessant ist der Schluß dieses Lobes:

---

*) Einige Briefe über Schiller's Maria Stuart, und über die Aufführung derselben auf dem Weimar'schen Hoftheater. Jena. Schöre. 1800. 134 Seiten. Wir werden diese Urtheile von 1800 her auch in späteren Decennien bestätigt finden, auf fremden Bühnen in größeren Städten machten die Schauspieler von Weimar in der Regel Fiasco.

„Wie rührend und schön gab sie uns noch die letzten Scenen, bis sie zu ihrem Tode ging. Sie mußte in so himmlischer Begeisterung sein, daß sie in diesem Augenblick wohl gerne hätte wirklich sterben können!?“

„Möge das empfangene Sacrament für sie eine heilige Weihe zu immer größeren Fortschritten in der Kunst sein.“ —

Das ist ein großartiger Gedanke, das empfangene (Theater=) Sacrament soll für die Schauspielerin eine „heilige Weihe“ abgeben, um sie zu immer größeren Fortschritten in der Kunst und eines größeren Beifalls des Publikums würdig zu machen. Ein neues Capitel für den Katechismus.

Die Darstellerin der Elisabeth und der Stuart werden gelobt, die Damen des Theaters mußte der Verfasser aus guten Gründen sehr zart behandeln, mit den Schauspielern aber verfährt der Berichterstatter, bei allem Rückhalt, den er dem Hofe, Goethe, dem Hoftheater und der herzoglichen Censur schuldig ist, nicht so glimpflich.

Cordemann gab den Leicester. „Bis jetzt steht er freilich noch auf einer geringen Stufe der Kunst, und die Forderung an ihn, diesen Leicester zu spielen, war wohl für seine Kräfte und für seine jetzige Ausbildung etwas zu stark. Wenn man irgendwo die treffende Wahrheit des Satzes fühlt, daß Schauspieler in dem Schoß der Könige erzogen werden sollten, so ist es bei diesem Leicester. Wie kann man von einem unserer Schauspieler, wenige Ausnahmen abgerechnet, verlangen, einen solchen feinen, geschliffenen Hofmann mit voller Wahrheit und veredelter Kunst zu spielen? Darin lag es auch hauptsächlich, warum uns Leicester gar nicht befriedigen konnte. Er unterlag unter seiner Rolle. Das Bild, was er uns gab, war weit entfernt von dem, was der Dichter uns gezeichnet hatte. Vorzüglich begeht er noch erstaunende Fehler in der Declamation, und vom Mouvement in der Stimme hat er nicht die leiseste Ahnung.“

„Am schlechtesten war die letzte Scene, wo Maria vor ihm hingerichtet wird. Denn hier war sein Spiel weder wahr, noch schön, sondern wirkliche Carricatur.“

Talbot (Graf) und Burleigh (Becker) werden gelobt. Ueber Spitzeder (Graf von Kent) heißt es: „Er ist eigentlich als Bassist bei der Oper angestellt, wo er seine Stelle ziemlich ausfüllt. Er

ist aber auch im Schauspiel, in Rollen biederer, gerader Alten zu gebrauchen. Seine heutige Rolle war ziemlich unbedeutend."

„Herr Holtendorf war Davison, Staatssecretär der Elisabeth. Ein junger Mensch, der noch nicht lange vom Magdeburger Theater als erster Liebhaber für die Oper hieher kam. Seine Stimme ist nicht schlecht, und er mag ziemliche musikalische Kenntnisse haben, aber zum Schauspieler ist er nicht geboren, und sein heutiges Spiel war in der That ekelhaft. Sinn für Declamation, Haltung des Körpers, Mienen= und Geberden=spiel, kurz Alles mangelt ihm, und wenn er in einem anderen Sinn für den Burleigh sagt: „Ich stehe hier nicht an meinem Platz," so mag man das recht gut für ein offenes Bekenntniß seiner Untauglichkeit zum Schauspieler nehmen. Doch mag ich auch nicht zu hart sein und annehmen, daß er sich zu bilden sucht u. s. w."

„Paulet, Ritter und Hüter der Marie, war Herr Mal=colmi. Durch seinen vieljährigen Aufenthalt auf dem Theater hat er so mancherlei in's Gefühl bekommen, daß er keine Rolle verdirbt, aber auch in keiner einzigen glänzt. In jeder Rolle sieht man einen und denselben Geist. Würde ist nie in seinem Spiel, und gemeine Handwerkerleute aus der gemeinen Iffland'schen Welt sind sein Fach, wo er wenigstens mit Wahrheit spielt. Lächerlich wird er zuweilen, wenn er wirklich Künstler darstellen soll und z. B. im Maler Lebok im deutschen Hausvater von Gemingen mit Enthusiasmus von Kunst und Kunstsinn redet. Man höre den ersten besten Tischler über seine Hobelbank sprechen und man hört dann einen Künstler, wie er ihn darstellt. Sein Odoardo in Lessing's Emilia Galotti ist ein guter, hausbackener Corporal und sein Buttler in Wallenstein ist ein ganz gemeiner Mörder. Die lange Angewöhnung macht indeß, daß ihn das Publikum mit vieler Nachsicht erträgt."

Wachsmuth (in Weimar's Musenhof, Berlin 1844) sagt S. 135: „Ein leuchtender Stern für das deutsche Vaterland und das gesammte Gebiet der Musen ward Weimars Bühne"; nachdem Wachsmuth diesen Obersatz aufgestellt hat, muß er auch die Schauspieler darnach behandeln; so sagt er auf derselben Seite über Malcolmi: „Malcolmi, von Bellomo's Truppe zurückgeblieben, war der Altvater des guten Tons, Geschmacks und Geschicks auf den Brettern."

Nach diesem Urtheile des Wachsmuth hat der Kritiker aus Jena die „Altväter“ der Weimarer Bühne (mit herzoglicher Censurbewilligung auch noch dazu) sehr frevelhaft behandelt

Nur die lange Angewöhnung
An Malcolmi's Rollenstöhnung
Hat versöhnt das Publikum,
Jeder Tadel wurde stumm!

Moral: Die Herren Enthusiasten für die Weimarer Bühne arbeiten bei ihrer Besprechung der Schauspieler niemals ohne den Idealisirungs-Apparat, je weiter die Jahrzehnte sich von der „Hochblüthe“ dieser Bühne entfernen, um so strahlenvoller wird der leuchtende Stern geschildert! Jetzt ist bei Besprechung der Kunsthöhe in Weimars Blüthezeit schon die Maschine für elektrische Lichterzeugung in vollster Thätigkeit. Diese Schilderungen sind eben nur so vom Hörensagen, die Schauspieler sind durch die Tradition und das immer mehr über sie gehäufte Lob zu Künstlern ersten Ranges geworden.

Vohs, der den Mortimer gab, wird in der Broschüre sehr gelobt, der Autor aber sagt: er sei bald darnach vor Anstrengung in Lauchstätt gestorben, weil er wöchentlich fünf Mal in großen Rollen spielen mußte und sich den Tod holte. Wir werden später nachweisen, wie die armen Schauspieler für ihren Schundgehalt fürchterlich malträtirt worden sind.

„Den französischen Gesandten Graf Aubespine spielte Herr Hall. Seine Stimme hat etwas sehr auffallend ungefälliges und eine die Ohren beleidigende weinerliche Monotonie. Im Wallenstein spielt er den Ottavio Piccolomini, wodurch er sich vollends beinahe seinen theatralischen Tod geholt hat.“

„Wie ich höre, wird er bald vom Theater abgehen und in Weimar Unterricht in verschiedenen neueren Sprachen geben, deren er sehr mächtig ist.“

Die Darsteller des Grafen Bellievre (Spangler) und Okellys, des Freundes Mortimers (Genast) wurden als unbedeutend geschildert.

„Herr Genast scheint sich übrigens in Weimar zu fixiren, und wenn ihm seine täglich zunehmende Corpulenz etwa das

Spielen nicht mehr gestatten sollte, auf Speculation und Handel mit Prätiosen zu verlegen, welchen Handel er jetzt schon ziemlich treibt und die Theatergage als Nebenprofit mitnimmt u. s. w."

„Herr Haide, der den Melville spielte, soll theoretische Kenntnisse besitzen, aber seine Action auf dem Theater war und blieb plump und eckig."

„Bugoyn, der Arzt der Marie, wurde von Herrn Benda gespielt. Die Rolle ist ganz unbedeutend. Herr Benda ist ein trefflicher Sänger, ein tiefer Musikkenner und componirt artig. Als Schauspieler aber ist er eine Null."

„Herr Eylenstein gab uns heute einen Officier der Leibwache; er ist als Chorist recht gut zu gebrauchen. Er hat sich vollkommen zum Theater gebildet. Denn er kam vom Dreschflegel auf's Weimar'sche Gymnasium, um als Cantor dereinst angestellt zu werden, ging einige Jahre mit dem Chor durch die Stadt und fühlte endlich den göttlichen Beruf in sich, sich Thalien und Melpomenen zu weihen. Wie kann doch ein Mensch seine Bestimmung so sehr vergessen."

„Er, der vielleicht ein guter Dorfcantor wäre, ist auf zeitlebens ein verunglückter Schauspieler".

Wir finden somit auch hier den in Literaturgeschichten so ziemlich allgemein gewordenen Lehrsatz von der Kunsthöhe der Weimarer Bühne, gerade in einer Zeit, in welcher sie in der Blüthe ihrer Leistungen gestanden sein soll, in einer Weise zusammengerüttelt, daß auch die begeistertsten Verfechter und Anpreiser dieser „Kunsthöhe" zum Nachdenken gebracht werden könnten, wenn dieselben überhaupt so viel Gewalt besitzen, sich zu dieser Operation (des Nachdenkens) herbeizulassen. Dieses Büchlein ist außerordentlich rar geworden; es scheint, man hat den aufflammenden Brand von Weimar aus löschen wollen.

Pasque*) Bd. II, 76—84, bespricht auch diese erste Aufführung der Maria Stuart, er macht aber sehr vorsichtig von diesen in Jena 1800 erschienenen: „Einige Briefe", keine Erwähnung. Natürlich, das paßt nicht in den Lehrsatz von der Kunsthöhe des Weimarer Theaters.

*) Goethe's Theaterleitung in Weimar. Von Ernst Pasque. Leipzig 1863. 2 Bände.

5. Gutzkow und Grillparzer über Schauspieler aus der Goethezeit. Die Studenten von Jena.

Wir wollen noch ein paar Aussagen über alte Künstler der Weimarer Bühne bringen, und zwar von neueren dramatischen Dichtern:

Gutzkow (Rückblicke auf mein Leben. Berlin 1857, S. 296) berichtet über die letzten Mohikaner aus der Goethezeit:

„Mir wurde angst und bange um die Weimarer Bühne, als ich einen Rest der Goethe'schen Schule als Buttler in Wallenstein sah, den in allen Theaterbänden der Goetheschen Werke vorkommenden Dürand. Der treffliche Mann sprach die Schiller'schen Verse im gemüthlichsten Thüringisch."

Ebenso erzählt Grillparzer (Werke 10. Band, S. 170) in seiner Selbstbiographie beim Berichte über seinen Goethe-Besuch zu Weimar bezüglich des Weimarer Theaters:

„Abends ging ich mit Kanzler Müller in's Theater, wo man ein unbedeutendes Stück gab, in dem aber Graff spielte, der der erste Wallenstein Schiller's gewesen war. Ich fand ihn durch nichts ausgezeichnet, und als man mir erzählte, daß nach jeder Vorstellung Schiller auf's Theater geeilt sei, Graff umarmt und ausgerufen habe: jetzt erst verstehe er seinen eigenen Wallenstein! dachte ich mir, um wie viel größer wäre der große Dichter geworden, wenn er je ein Publikum und echte Schauspieler gekannt hätte."

Als eine Heiterkeit erregende Krähwinkelei verdient noch der Umstand erwähnt zu werden, daß, wie wir es schon einmal angedeutet (Gutzkow, Rückblicke S. 64), die Studenten von Jena das Privileg besaßen, bei der Aufführung von Schiller's Räubern das Lied: „Ein freies Leben führen wir", vom Parterre aus mitsingen zu dürfen. Wer mit den Bühnengepflogenheiten in Großstädten, oder auch schon in mittelmäßigen Provinzialstädten bekannt ist, auf den muß der Widerhall des Räuberliedes, von Seite der studirenden, auf das Parterre gerathenen Jugend, aus, einen überaus komischen Eindruck hervorbringen.

6. Was ein Lobredner des Theaters zu Weimar für unterhaltliche Berichte darüber bringt.

Eine Beleuchtung der von uns aus historischen Quellen angeführten Bemerkungen über das Weimarer Theater fällt uns in einem Büchlein in die Hände, dessen Autor sich zur Aufgabe gemacht hat, den durch poetische Posaunen verkündeten Ruhm dieser Bühne noch 1859 zu bestätigen *). Wir wollen zur Unterhaltung des Lesers gleich den Anfang der Einleitung bringen:

„Mit Weimars Kunstgeschichte, welche nicht nur einen deutschen und europäischen, sondern einen Weltruf erlangt hat, ist das Theater eng verwebt. Bei dem lebhaften Interesse, welches Weimars kunstsinniger Fürst Carl August dafür nahm, und es im Jahre 1791 zu einem Hoftheater erhob, waren die Kunstleistungen schon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zu einer bewunderungswürdigen Höhe gestiegen, durch die Bestrebungen Goethe's und Schiller's erreichten sie im Anfange des Jahrhunderts ihren Höhepunkt.“ **)

„Goethe und Schiller studirten selbst den Schauspielern die bedeutendsten Rollen ihrer Bühnenwerke ein und bildeten junge Talente zu nachmaligen Meistern der Schauspielkunst.“

„Ohne zu häufige, den Schauspieler ermüdende Proben, wurde bei den Vorstellungen Vorzügliches geleistet, die Charaktere wurden treu nach der Natur wiedergegeben, ohne Uebertreibung leidenschaftlicher Seelenzustände in Stimme und Declamation. Die Weimarer Bühne unter Goethe's Direction, vom 5. April 1791 bis April 1817, leuchtete allen Bühnen Deutschlands rühmlich vor, es war ein Tempel edelster Kunst, es wohnte in ihm der Geist der alten classischen Muse, und Weimars Theaterchronik zählt die Namen vieler der berühmtesten Mimen auf(!) Dennoch waren aber die Ansprüche an die äußere Ausstattung sehr bescheiden, es gab noch keine so schönen Decorationen

---

*) Zum 10. November 1859. Aus Weimars Theaterleben. Ein Bild der Erinnerung. Weimar, Kühn 1859. 24 Seiten.

**) Wir haben über diesen Höhepunkt die Broschüre, 1800 in Jena mit herzoglicher Censur gedruckt, früher angeführt. Die historische Bedeutung dieser Broschüre macht den ganzen Lärm über die Kunsthöhe verstummen!!

auch keine so glänzenden Costüme. Ein Wald, eine Stadt, einige Zimmer, eine Felsenpartie, ein Tempel reichten aus, die Maschinerie war noch sehr unvollkommen, es genügten einige Versenkungen. Später haben Holdermann und Händel geschmackvolle Decorationen geliefert. Die Theatermaschinerie ist für Oper und Zauberposse durch Hök vervollkommt worden, und die Costüme sind prächtig und geschmackvoll auch bereichert im Jahre 1858 durch den Ankauf der mittelalterlichen Garderobe vom Münchener Festzug. Die Chöre und die Statisten wurden gebildet aus Schülern vom Schullehrerseminarium, von denen mehrere im Jahre 1818 zum Theater übergingen, unter Häser's trefflicher Leitung *), welche später Rötsch überkam. Für den seltenen einfachen Tanz wurden einige Knaben und Mädchen aus dem Beamten- und Bürgerstande herbeigezogen, von denen manche noch leben" **).

Der Autor bemüht sich außerordentlich, das Weimarer Theater herauszustreichen, aber auch ohne den gewünschten Erfolg. Die fünf Decorationen, die unvollkommene Maschinerie, die zwei Versenkungen ***), das Ankaufen des Trödels vom Münchener Festzug, die Statisten und das Schullehrerseminar, Alles beurkundet die bescheidenen Kräfte, aber der Verfasser macht uns zu wissen oder macht uns weiß, daß die „Charaktere getreu nach der Natur wiedergegeben worden sind" und „ohne Uebertreibung leidenschaftlicher Seelenzustände in Stimme und Declamation."

„Mit 1857 erschienen die Theaterzettel mit dem großherzoglichen Wappen geziert, sie enthalten schon Sonntags das vollständige Wochen-Repertoire, sie zeigen alle Krankheiten oder Beurlaubungen des Theaterpersonales an, und allmonatlich erscheint die vollständige Uebersicht der Proben und Vorstellungen.

---

*) Also sind sie unter Häser's trefflicher Leitung zum Theater übergegangen. Es ist außerordentlich sinnreich und erhebend für Zukunftslehrer, wenn diese als Statisten und Theater-Chorsänger verwendet werden.

**) Der Herr Verfasser läßt die Knaben und Mädchen von 1818 bis 1859 noch leben, das sind nun mathematisch genommen, alte Knaben und sehr alte Mädchen.

***) Faktisch waren auf der zwischen den Couliffen zehn Schritt breiten Bühne zwei schmale Verschwind-Bretter, welche immer sehr wohlwollend mit: „Maschinerie des Theaters", bezeichnet werden.

Aus der Ansicht eines solchen Zettels überkommt einem das Gefühl, daß das Theater als eine Kunstanstalt mit großer Umsicht und Pünktlichkeit geleitet wird." — — —

So der Panegyricus von Weimar. Wir sind überzeugt, daß unsere Leser bei dieser Schilderung auch „ein Gefühl überkommt" — wollen aber den geneigten Lesern mit keiner Vorschrift: Wie dies Gefühl beschaffen sein und was die Leser fühlen sollen — lästig werden. — Dieser Zettelbeweis für die Vortrefflichkeit der Schauspieler in Weimar, ist der kühnste und gelungenste von allen. Das Capitel über den Theaterbesuch schließt: „Als ein seltener Fall erfreut sich auch ein fünfzigjähriger Theaterabonnent — der Großherzogliche Rechnungsrath Fiedler — eines Freiplatzes *). Vom Weimarer Publikum, welches Zeit und Geld von jeher am liebsten dem Theatergenusse opfert, wird das Theater häufig besucht und auch von Fremden aus Jena, Apolda und Erfurt bei größeren Stücken gefüllt; das Theater ist in Weimar der Centralpunkt des höchsten geistigen Genusses!" — — —

Ein Capitel handelt über die Theater-Intendanzen, darunter „Hofmarschall von Spiegel, welcher mit scharfem Scepter regierte" — schade, daß der Verfasser nicht angiebt, wo Schleifsteine und Abziehriemen zum Scharfmachen von Sceptern zu bekommen sind, denn viele sind schon außerordentlich stumpf und schartig geworden. Auch eine Menge Schauspieler führt er an, von denen eigentliche Bedeutung nur Wolff und La Roche erlangten, der eine kam bald nach Berlin, der andere in's Wiener Hoftheater. Ob der Verfasser mitgeholfen hat, den oft wiederholten „Weltruf" des Weimarer Theaters zu befestigen? An gutem Willen dazu hat es ihm wie vielen seiner Vorgänger sicher nicht gefehlt. Wir haben seine Lobsprüche gebracht, um der historischen Unparteilichkeit Rechnung zu tragen.

---

*) Rechnungsrath Fiedler erfreut sich — als ein seltener Fall!!" Das ist offenbar ein neuer, nicht zu unterschätzender Beweis für die Höhe des Weimarer Kunstinstitutes, aber auch für die Feindseligkeit, mit welcher der Verfasser die Syntax gehandhabt hat.

7. Wie ein Herr Gotthardi zwei hochbegeisterte Bände über dieses Theater losläßt, nnd den Leser zur Bewunderung zu stimmen sucht, dafür aber nur Dank für die Unterhaltnug einerntet.

Es ist nicht ohne Interesse zu beobachten, wie auch die Lobredner des Weimarer Theaters in schwachen Augenblicken die Anschauungen und Urtheile Holtei's — auch mitten in ihren Lobsprüchen bestätigen. Ein Gotthardi *), hat über die Weimarer Bühne 1865 zwei Bändchen herausgegeben.

Schon im ersten Capitel kommt Gotthardi mit Beweisen für die Fürtrefflichkeit des Weimarer Theaters. Der Ausspruch Goethe's dient als Motto:

„O Weimar, dir fiel ein besonderes Loos,
Wie Bethlehem in Juda klein und groß!“

Herr Gotthardi leitet sein Werk mit den Worten ein, die eine „feingebildete und wunderhübsche“ Frau auf der Brühlschen Terasse in Dresden an ihn richtete, als sie erfahren, daß er ein Weimarer sei: „Wie glücklich preise ich, ja, wie beneide ich Sie, daß Sie aus Weimar und in Weimar sind“. — —

Dann wird Jean Paul angeführt, der, um den Weimarern ein Compliment zu machen, einmal folgende Knallerbse zu Boden warf: „Zuerst will man in die nächste Stadt, dann nach Weimar, dann nach Italien!“ Und Schiller sagte einmal: „Wie viel Treffliches hat nicht Weimar!“ Nachdem Herr Gotthardi uns den grimmigen Neid über seine Geburt und Bewohnung bezüglich Weimars kund gethan, beginnt er sein zweites Capitel: „Daß ich ein Weimarer bin, wird man aus dem ersten Capitel ersehen haben **), daß einst eine schöne Frau mich deshalb glücklich gepriesen, habe ich auch in dem Vorstehenden nicht verschwiegen.

*) Weimarische Theaterbilder aus Goethe's Zeit. Ueberliefertes und Selbsterlebtes von W. G. Gotthardi: 2 Bände, Jena und Leipzig, Costenoble, 1865. Der Verfasser hat sich „das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen vorbehalten“. — Diese Vorsicht war sehr überflüssig.

**) Oh, nicht nur aus dem ersten, das sieht man aus jedem Capitel und aus jeder Zeile.

Widerfuhr das doch auch dem Leipziger Lobe vor einer Reihe von Jahren, als er noch in seiner Vaterstadt Weimar wohnte, von Seite Zelter's in Berlin, dem er bei seiner dortigen Anwesenheit einen Besuch abstattete, rief doch dieser mit dem credenzenden Glas in der Hand, dem damals noch jugendlichen Manne zu: „Ich beneide jeden Weimarer, Goethe soll leben." Man kann es bei Lobe in seinem Buche: Aus dem Leben eines Musikers gedruckt lesen". (!!!)

Nachdem Gotthardi diese mit abscheulichem Neide erfüllten Menschen als Zeugen für die Kunsthöhe des Weimarer Theaters angeführt, kommt er mit dem Hauptzeugen Goethe selber angerückt. S. 20. „Wenn der Altmeister Goethe selbst von den beregten Zuständen der Weimarischen Bühne gegen Eckermann, der in einem seiner Gespräche mit ihm (III. Bd. S. 65) zu Goethe sagte: „Aeltere Personen, die jene Zeit erlebt haben, können mir nicht genug rühmen, auf welcher Höhe das Weimarer Theater damals gestanden" — die Aussage that: „Ich will nicht leugnen — es war etwas", so mögen wir das ihm getrost nachsprechen. Denn wir fühlen's, wir wissen's, daß wir's können. Und hätten wir früher es nicht immer ganz gefühlt und gewußt — jetzt und wahrscheinlich seit Langem schon, ist uns das Verständniß davon aufgegangen" *). S. 22 wird der bekannte Weihrauchfaßschwenker Goethe's, Zelter, in's Treffen geführt — der, wie wir nachweisen werden — fast in jedem Briefe Goethe mit Lob direct — oder indirect durch Tadel anderer Dichter zu bearbeiten und zu unterhalten suchte.

„Kurz nach Iffland's Tode (22. September 1814) schrieb bezeichnend genug Zelter an Goethe unterm 8. November 1815 von Berlin: „Mit der Erziehung von Schauspielern sieht es hier etwas windig aus, auch wüßte ich in der That nicht, von wem sie etwas lernen sollten". Und wenn Goethe auf ein Urtheil seines Freundes über die Berliner Aufführung des Clavigo im Jahre 1816 zu bemerken hatte: Es mag freilich bei Euch

*) In dem „hätten wir es früher nicht immer ganz gefühlt und gewußt" — liegt ja doch der offenbare Beweis: daß auch den Weimarern der Lehrsatz von der Vortrefflichkeit der Weimarer Bühne — nicht immer recht einleuchten wollte, und daß er ihnen erst nach und nach eingebläut worden ist.

wunderlich aussehen, wenn man über ein so nacktes und herkömmliches Stück wie Clavigo nicht Herr werden kann, so giebt das doch wohl mancherlei zu bedenken und läßt von Berlin aus ganz unwillkürlich den Blick etwas weiter in's Reich hinausschweifen."

8. Goethe als Jupiter fulminans und strenger Director.

S. 22 bis 40 erzählt Gotthardi, wie er das erste Mal in's Weimarer Theater kam und den „Rochus Pumpernikel" sah. Seine Mutter setzte ihn auf den Rand der Loge Goethe's, wenn dieser nicht da war. Da sang nun einmal in der Oper „Tarare" die Jagemann die „Astasia" — da tritt Goethe in seine Loge. Der Knabe springt erschrocken von seinem Sitze. Goethe hält ihn aber und spricht: „Bleib getrost, mein Sohn, wir Beide haben Raum genug. Wer wird den Andern ohne Noth verdrängen." — Ueber diese unvergeßliche „Liebenswürdigkeit" Goethe's erfreut sich Gotthardi drei Seiten durch und ruft am Schlusse seines Freudenjubels aus: „Das war der stolze, vornehme, kalte Goethe". —

Der Knabe hatte somit gefürchtet, von dem Hofherren ein paar Püffe zu bekommen, und vom Brett, auf dem er saß, hinabgedreht zu werden. Psychologisch aufgefaßt ist es eigentlich eine Beleidigung Goethe's, zu fürchten, daß er an einem armen schüchternen Buben seine Herrlichkeit im factischen Zorne kund geben werde.

Gotthardi erzählt uns auf 16 Seiten, wie er als Knabe sich bei den Proben, die Goethe leitete, in's Theater schlich und von einem Winkel im Verborgenen die Proben belauschte. Daraus nur einige Stellen:

„Ehe Goethe kam, ging es auf der Bühne ziemlich lärmend zu."

„Bei Goethe's Erscheinen trat plötzliche Ruhe ein und Jeder verfügte sich an seinen Platz. Der Regisseur, es war der alte wackere Genast, trat mit der Frage an den Chef heran: „Befehlen Euer Excellenz, daß begonnen werde?" Auf Goethe's sonores: „Wenn's beliebt!" ging die Geschichte dann auch ohne Weiteres vor sich und nahm mit mancherlei kleineren und größeren Unterbrechungen ihren Fortgang."

Da wird wieder Goethe's Ruhe bewundert, mit welcher er die Schauspieler über Declamation und Action belehrte und zuletzt ein Beispiel angeführt, das beweist, wie er nöthigenfalls auch zum Zeus Kronion, zum Jupiter fulminans werden konnte. S. 101.

„Der Hofmusiker Eulenstein war Correpetitor bei den Gesangproben; er hatte gewöhnlich die Schnapsflasche unter dem Clavier stehen: da war er nun einmal sehr benebelt, fiel immer zur Unzeit mit seinem Spiele ein, was die Darstellerin der Turandot so verdroß, daß sie von der Bühne ingrimmig schnaubend abtrat, „auch dem mitanwesenden Goethe wurde dieser Unfug zu bunt, so daß er mit Donnerstimme und in majestätischem Rhythmus" aus der herzoglichen Loge, wo er seinen Directorialsitz aufgeschlagen, die Worte herabschmetterte: „Schafft mir doch den Schweinehund aus den Augen" — —

Dieser arme Teufel von Hofmusiker mit seinen 8 Thalern monatlich konnte sich eben nicht in die kostspielige Bekanntschaft mit Rhein- und Moselweinen einlassen; die Winterkälte und bittere Noth hieß ihn die Schnapsbulle ergreifen; wenn ihm beim stundenlangen Klimpern zur Winterszeit die Finger starr wurden. Der gefühlvolle Kenner der altclassischen Literatur wird in diesem Schweinehund Goethe's sicher keine Grobheit finden. Denn in der Odyssee XIV, 401, XV, 350, XVI, 36 u. s. w. begegnet uns der „männerbeherrschende treffliche Sauhirt Eumäos." Nun ist aber der „Schweinehund" ein Sauhirt zweiten Ranges, ohne den der Sauhirt ersten Ranges, der eigentliche Sauhirt, gar nicht bestehen könnte.

Der arme Eulenstein hatte somit zum Trostgrunde für den ihm taxfrei verliehenen Schweinehund, erstens: daß diese Benennung, wenn auch eine Grobheit, doch eine altclassische homerische Grobheit ist, und zweitens, daß Eulenstein durch diese von Goethe erduldete Grobheit unsterblich geworden ist.

Was waren das noch für glückliche schöne Zeiten für einen Excellenz-Theaterdirector. Wenn in unseren Tagen in einer Großstadt ein Theaterdirector dem armen Claviervirtuosen dasselbige homerische Compliment machen würde, so müßte er gefaßt sein, den Ballen auf sein Haupt zurückgeschleudert zu kriegen: Excellenz, Sie sind auch ein — (wir wagen es nicht, dies entsetzliche Wort hier niederzuschreiben).

Und wenn die Excellenz klagen würde, so wäre es dem Vertheidiger des Musikers ein gewonnenes Spiel, die Geschwornen für sich zu gewinnen. Er würde beginnen: „Meine Herren Geschwornen! Hier sehen Sie auf der Anklagebank den armen, nothleidenden Künstler, er hat nicht Gehalt genug, sich seine Stube zu wärmen, nicht Geld genug, um sich satt zu essen. Er ist Familienvater und kann die Seinigen nur mit Erdäpfeln ernähren u. s. w., auf der Bühne ist es hundekalt, ja sogar schweinehundekalt (wie uns Se. Excellenz belehrt hat), der arme Künstler muß sich erwärmen, sonst kann er nicht spielen. Mit was soll er sich erwärmen? Er macht bisweilen einen Schluck aus der Bulle; theils die Kälte, theils der Hunger, theils die Bulle wirken auf das Gehirn des armen Mannes, da wird ihm zu seinem Jammer dazu noch ein Schweinehund in's Gesicht geworfen, und er, in seiner Noth, Bedrängniß, in seinem Elend, in seiner Verzweiflung, er wirft ihn zurück — dorthin, wo er hergekommen" u. s. w.

„Es stehen hier zwei Tactlosigkeiten einander gegenüber, die Tactlosigkeit des Künstlers ist eine ohrenbeleidigende, die Tactlosigkeit Sr. Excellenz eine ehrenbeleidigende: nachdem aber nur ehrenbeleidigende Tactlosigkeiten unter das Richtscheit des Strafgesetzes gestellt werden können, sollte eigentlich Se. Excellenz auf der Anklagebank sitzen. Daß der harmlose Ohrenbeleidiger dem strafbaren Ehrenbeleidiger den Ballen zurückgeworfen hat, das ist nur der Aufregung des tiefverletzten Ehrgefühls und der Nothlage des armen Mannes zuzuschreiben, der dem mächtigen Minister wehrlos gegenübergestanden."

„Hier sehen Sie den Kläger, Se. Excellenz den Geheimrath, der das Leben von Gott und das Essen vom Hofe hat, der sich mit den besten Speisen nähren, seine Zunge mit den feinsten Weinen salben kann, den sein Glück übermüthig und rücksichtslos gemacht hat, und der bedeckt das Haupt des armen nothleidenden Künstlers, zum Jammer und Elend, zum Kummer und zur Noth, die er zu ertragen hat, auch noch mit Schmach u. s. w." — der Zeitungsleser, welcher in Vertheidigungsreden bewandert ist, kann sich das weitere ausmalen.

Das Finale: Der Künstler wird einstimmig freigesprochen: Der Künstler geht dann jedenfalls mit seinem Schweinehund triumphirend nach Hause, während dasselbe bei dem Kläger

nicht der Fall wäre, denn dieser hätte die Erfahrung gemacht: Ende des 19. Jahrhundert darf man nicht wagen, was die Künstler am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts noch in Geduld und Ergebung sich gefallen lassen mußten.

Kehren wir wieder zu unserer „Musterbühne" zurück!

„Wer sollte nun nicht schon nach dem Ende dieses 5. Capitels die Ueberzeugung gewonnen haben, wie vortrefflich die Weimarer Bühne unter Goethe's Leitung gewesen ist?"

Im 6. Capitel erfahren wir, wie Goethe die Bühnenkräfte verwendete. „Goethe's Princip war es wesentlich, angehende Künstler und Künstlerinnen auch als Statisten zu beschäftigen. Die besten Schauspieler mußten sich zu den kleinsten Rollen (in der Personalnoth) bequemen. Opernsingen und Schauspielen abwechselnd wurde gefordert. Eine Person mußte im selben Stücke oft zwei und drei kleine Rollen übernehmen. „Es galt, die vorhandenen Kräfte abzuwägen, einzutheilen, oder wie man will auszutheilen, zu vervielfältigen, um's Doppelte und Dreifache auszubeuten und nutzbar zu machen. Dazu drängte schon die Noth, diese große Presserin nicht bloß im Bühnenleben." —

Damals gab es eben im Strafcodex noch keinen Paragraph bezugs Erpressungen. Gotthardi berichtet selber die Ausbeutung der armen Künstler um's Doppelte und Dreifache. Es hat in der That den Anschein, als wollten die Lobposaunisten des Weimarer Theaters den Jammer und die Noth der Künstler übertönen, und den Geldmangel derselben mit dem Lobüberfluß ausgleichen.

„Graff hatte, bevor die Rolle des Götz selbst an ihn kam, im ersten Theil des Goethe'schen Drama, wie es früher gegeben wurde, den Barthel von Wantzenau und zugleich den Ritter Max Stumpf zu geben, desgleichen Dürand den Kaiser Maximilian, den kaiserlichen Rath und einen Boten des heimlichen Gerichts, Holdermann im Götz den Sickingen und den Zigeunerhauptmann. Uschmann einen Boten des heimlichen Gerichts, Reisigen der Adelheid, und den Peter von Blinzkopf. Unzelmann spielte den Pfarrer Rösselmann und den Johann Parricida im Wilhelm Tell und so ließe sich noch eine ganze Liste solcher Double-Rollen wenigstens anfertigen."

9. Die Armuth und das Elend bei den Weimarer Künstlern. Die geflickte Garderobe.

Wenn nun hie und da ein Leser nicht in den Enthusiasmus Gotthardi's einstimmen wollte, und sich beiläufig in seinem Unmuth äußern würde: „Was für ein Jammerleben dieser armen Teufel, für ihre knappe Gage! An Einem Abend wiederholt Costüme und Rollen wechseln, sich wiederholt anders bemalen, anders bebärten, andere Stimmen annehmen müssen; ein wahres Sclavenleben, und wahrhaftig kein glänzendes; so wird dieser unglückliche Zweifler, S. 106, von Gotthardi niedergedrückt, und zwar durch folgende Declamation:

„Das Hauptbestreben Goethe's aber, dem er nie untreu, darin nie schlaff und nachlässig wurde, das er keinen Augenblick aus den Augen verlor, war auf die Herstellung einer schönen Einheit, eines harmonischen Ganzen der dramatischen Vorführungen, eines abgerundeten Zusammenspielens der Künstler hin gerichtet. In der Erreichung dieses würdigen großen Ziels besteht vor Allem der Ruhm, der Vorzug und das Verdienst der Weimar'schen Mimen jener Zeit, und der Schule, in welcher sie herangezogen wurden. Ihnen und ihr haben es darin keine der früheren und späteren (wenn man überhaupt von letzteren reden kann), nicht nur nicht zuvorgethan, keine von allen hat es in diesem Maße in's Leben gerufen und gestaltet."

Schade, daß dieser oratorische Spectakel mit der historischen Wirklichkeit gar nicht zusammengeht.

Daß nicht nur das Los, sondern auch die Theatergewandung der Schauspieler sehr ärmlich gewesen, erzählt (2. Bd. S. 12), mit einer rührenden Naivetät Gotthardi, wie folgt:

„Sparen war also Kirm's, wie Goethe's System. Nur das Allernothwendigste und Unentbehrlichste wurde angeschafft. Der Theaterschneider kehrte und wendete die Kleidungsstücke, wie es immer nur gehen wollte, und seine Fertigkeit darin war groß. Auf viele seidene und sonstige kostbare und kostspielige Gewänder ließ man sich nicht ein, und die Herren und Damen, welche mit ihren Anzügen mannigfach zu wechseln liebten, sahen sich auf ihre Privatschatulle angewiesen. Niemand trieb es darin ärger und toller als Unzelmann, der zu jeder neuen Liebhaber-

und Heldenrolle, auf die er wie versessen war, so wenig sie ihn auch im Allgemeinen kleidete, einen neuen Gallarock oder eine neue Uniform haben mußte. Eine Probe von dem sparsamen Haushalt, dessen sich die Direction auch in diesem Stück befleißigte, liefert ein Schreiben von Kirms, das dieser im Auftrag Goethe's unter'm 13. November 1800 an Vohs richtete, und worin er sagt: Der Herr Geheimrath Goethe haben nichts dagegen, wenn Graf Essex wieder einmal gegeben wird, sehen es sogar gerne, wenn Sie, jedoch ohne Nachtheil ihrer Gesundheit und mit vollkommener Uebereinstimmung des Arztes, den Essex selbst spielen wollen, nur meinen sie, müsse auf dessen Vorstellung kein großer Aufwand gemacht werden, weil bei diesem alten Stück außer den Abonnenten auf keine Einnahme von Fremden zu rechnen sei. Wenn unter den vorräthigen Mänteln keiner brauchbar sei (welches jedoch zu wünschen wäre), so solle für Madame Vohs einer gekauft werden, ein neues Kleid aber auch zu kaufen, komme zu hoch. Vielleicht könne sie sich des weißen atlassenen Kleides von Maria Stuart bedienen, wovon Mamsell Jagemann neulich als Elisabeth den Rock angehabt, und es zurecht machen lassen; lassen Sie das Ihrer lieben Frau überlegen und geben mir gelegentlich davon die Nachricht. — Graff's Wallenstein-Mantel (oder Wamms) war durch den vielen Gebrauch etwas mitgenommen. Seine Frau hatte die schadhaftesten Stellen mit der Nadel ausgebessert, das Kleidungsstück sträubte sich aber, länger Stand zu halten. Der Weimar'sche Bühnengeneralissimus im Dreißigjährigen Krieg wendet sich mit der Bitte um einen neuen Mantel oder Wamms an die Intendanz, sein Herzog-Friedländisches Gesuch wird aber in Gnaden abgeschlagen, und ad acta gelegt, in maßen kein Geld zu solchen Luxusartikeln in Cassa sei. Und Graff: Herzog Friedland mußte in seinem geflickten Mantel noch eine Zeit lang Parade machen." —

„Dieser mehrentheils so erschöpften Theatercassa kam der Umstand zu statten, daß die fürstliche Familie sich ihrer Noth vielfach erbarmte und ihr mit abgelegter Garderobe, nicht mehr modischen Prachtgewändern, die sie an das Theater abgab, unter die Arme griff, insonderheit die Frau Großfürstin Erbprinzessin Maria Paulowna, welche ihm dergleichen ansehnliche Geschenke als Weihnachtspräsente machte, was sie auch noch als regierende Großherzogin that."

„Waren werthvollere Requisiten, als für ordinär der Direction zur Verfügung und im Besitz der Anstalt standen, erforderlich, als etwa elegantes Möblement u. dgl., so wurde das Inventar des herzoglichen Witthumspalais, das man ganz in der Nähe hatte, in Contribution gesetzt, wie denn auch der Silberkammer dieses Schlößchens, wo es noth war, silberne Armleuchter, die jene schön vergoldeten Tische würdig zu zieren hatten, entliehen wurden."

10. Der unsterbliche Maschinist Mieding und seine zwei Verschwindungen. Wie Goethe selber den Jammer der Schauspieler in einem Gedichte nachweist.

Nach einem anderen Berichte gab es anfangs des Jahrhunderts auf dem Podium zwei Verschwindungsbretter. Ueber diese sagt der sehr wohlwollende Gotthardi (II. 16): „Die Maschinerie mag unter dem bekannten Mieding ausgezeichnet gewesen sein. Sie stellte auch unter seinem Nachfolger zufrieden." —

Wehe dem Schauspieler, der nicht damit zufrieden gestellt gewesen wäre! Der hätte sich auf das Verschwinden von der Bühne ohne „Maschinerie" gefaßt machen müssen. Die zwei Verschwindungsbretter macht Gotthardi zur „Maschinerie" und der Herumhaspler derselben, Herr Mieding, wird zu einem bekannten Mieding gemacht „unter dessen Leitung die Maschinerie ausgezeichnet gewesen sein mag."

Alles sehr schön, Mieding war trotz den paar Brettern nicht nur bekannt, er wurde durch Goethe sogar berühmt. Nach Mieding's Tod machte Goethe ein sehr langes Trauergedicht auf diesen Maschinisten, noch nie ist ein Theatermaschinist für die Anfertigung von einem papierenen Mondschein, ein paar Kurbeln u. dergl. von einem Weltdichter so honorirt worden.

Wenn man Goethe's Gedicht auf Mieding liest, so hat man eigentlich den eclatantesten Beweis von der Misere des Decorations- und Maschinenwesens in Händen. Der arme Mieding war alles in Allem, er war Tischler, Drechsler, mußte um ein paar Thaler aus Glasstängeln Wasserfälle, wieder um einen Thaler einen Mond in einem mit Oelpapier überzogenen Reifen, und tausend andere Theatergeräthe

machen; Goethe schildert in diesem Gedichte die Weimarer Bühne als ein überaus geldarmes, höchst nothdürftig, ja bettelhaft ausgestattetes Institut — da blieb nun freilich nichts übrig, als die Schauspieler mit ihren Leistungen bis zu den Sternen oder mindestens bis zum ölgetränkten Papiermond zu erheben.

Aber nicht nur die klägliche Ausstattung, auch den Jammer, die Armuth und Noth der Schauspieler hat Goethe in demselben Gedicht in einer anerkennenswerthen Aufrichtigkeit geschildert, wir bekommen da ein Bild vom (sehr wenig auch noch dazu) glänzenden Elend der Weimarer Wandertruppe, die nur im Winter zu Weimar spielte und im Sommer sich anderwärts das bittere Brot der Kunst zu verdienen gezwungen war.

Es ist sehr schön und sehr anerkennenswerth, daß Goethe „Auf Mieding's Tod" ein Gedicht von 215 Versen verfaßt hat. Im Leben war Mieding sehr knapp durchgekommen; dafür hat ihm Goethe einen Strahl von seiner Unsterblichkeit mitgetheilt, der so lange leuchten wird, so lange Goethe's Werke in Gesammtausgaben gedruckt werden.

Daß die Erde, und Deutschland auf dieser Erde und die deutsche Sprache, eine ewige Dauer haben, das glauben weder Ultramontane noch der ultramontanste Gegensatz, der David Strauß, der als Hoherpriester des Nihilismus in seinem Alt und Neuer Glaube Alles, was da existirt, Leib und Geist, die ganze Menschheit und alle Planeten und Kometen, dem Untergang und durch Zerstäubung und Atomisirung derselben der ewigen Vergessenheit geweiht hat. Wem es also nicht recht ist, wenn wir an der „ewigen" Unsterblichkeit der Gesammtausgabe von Goethe's Werken zweifeln, der soll ein Buch gegen David Strauß schreiben, der so grausam und unästhetisch war, auch die Werke Goethe's im allgemeinen großen Rumpel untergehen zu lassen.

Dieser arme Mieding war nicht nur Maschinenmeister, es ist ihm obgelegen, das Factotum der ganzen Bühne zu sein. Goethe hat selber von der ungeheuren Oekonomie und Wohlfeilheit, mit welcher die Scenerie in Scene gesetzt wurde, in folgenden Worten des Gedichtes Zeugniß gegeben:

„Wer preist genug des Mannes kluge Hand,
Wenn er aus Draht elast'sche Federn wand,
Vielfält'ge Pappen auf die Lättchen schlug,
Die Rolle fügte, die den Wagen trug;
Von Zindel, Blech, gefärbt Papier und Glas
Dem Ausgang lächelnd, rings umgeben saß:
So treu dem unermüdlichen Beruf
War er's, der Held und Schäfer leicht erschuf,
Wo alles zarte, schöne Seelen rührt,
Ward treu von ihm nachahmend ausgeführt:
Des Rasens Grün *), des Wassers Silberfall **),
Der Vögel Sang, des Donners lauter Knall,
Der Laube Schatten und des Mondes Licht ***),
Ja selbst ein Ungeheuer — schreckt ihn nicht †).
Wie die Natur manch' widerwärt'ge Kraft
Verbindend zwingt und streitend Körper schafft:
So zwang er jedes Handwerk, jeden Fleiß,
Des Dichters Welt erstand auf sein Geheiß,
Und so verdient, gewährt die Muse nur
Der Name ihm — Director der Natur" ††).

Ach, der arme Mann, er hatte nicht zu dirigiren, die Natur ließ sich nichts von ihm befehlen; er selber mußte Meister, Geselle und Handlanger zugleich sein, wie es Goethe berichtet:

„Wie oft trat nicht die Herrschaft schon herein,
Es ward gepocht, die Symphonie fiel ein,
Daß er noch kletterte, die Stangen trug,
Die Seile zog und manchen Nagel schlug;
Oft glückt's ihm: kühn betrog er die Gefahr.
Zum Gütersammeln war er nicht der Mann,
Der Tag verzehrte, was der Tag gewann.
Bedauert ihn, der schaffend bis in's Grab
Was künstlich war und nicht was Vortheil gab,
In Hoffnung täglich weniger erwarb,
Vertröstet lebte und vertröstet starb."
„Ihr Schwestern, die ihr bald auf Thespis Karren
Geschleppt von Eseln und umschrieen von Narren,
Vor Hunger kaum, vor Schande nie bewahrt,
Von Dorf zu Dorf euch feil zubieten fahrt;
Bald wieder durch der Menschen Gunst beglückt

*) Z. B. bei Aufführung der Proserpina zwei Rasenbänke, 1 Thaler 15 Groschen.
**) Zu 3 Thaler 12 Groschen.
***) Mond 1 Thaler, Maschine zum Drehen 3 Thaler.
†) Die Perücke für die Puppe 2 Thaler, das Werch zum Ausstopfen 7 Groschen.
††) Vier papierne Felsen sammt Stellage 2 Th. 6 Gr.

In Herrlichkeit der Welt, die Welt entzückt,
Die Mädchen eurer Art sind selten karg,
Kommt, gebt die schönsten Kränze auf den Sarg;
Vereint hier, theilnehmend euer Leid,
Zahlt, was ihr ihm, was ihr uns schuldig seid,
Als euren Tempel grause Gluth verheert,
Ward ihr von uns d'rum weniger geehrt?
Wie viel Altäre stiegen vor euch auf,
Wie manches Rauchwerk brachte man euch d'rauf!
An wie viel Plätzen lag vor euch gebückt
Ein schwer befriedigt Publikum entzückt!
In engen Hütten*) und im reichen Saal,
Auf Höhen Etterburgs, in Tiefurts Thal,
Im leichten Zelt, auf Teppichen der Pracht
Und unter dem Gewölb der hohen Nacht
Erscheint ihr, die ihr vielgestaltet seid,
Im Reitrock bald und bald im Gallakleid!"

Das Gedicht, für Mieding's Todtenfeier bestimmt, schließt mit einem Hoch-Hymnus auf die Corona Schrötter, die herbeikommt „Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint" und den „schönsten Kranz" auf Mieding's Sarg niederlegt; der arme Mieding in seinem Sarg dient als Folie zur Verherrlichung der Corona. Das Gedicht hat aber einen historischen Werth durch die poetische Schilderung der billigen Maschinerie, des billigen und armen Maschinenmeisters, und der „vor Hunger kaum, vor Schaude nie bewahrten" Musentöchter und Musensöhne.

11. Das zum Schweigen verurtheilte Publikum. Die Schauspieler müssen sich im Sommer anderswo Geld verdienen.

Wir haben schon in den Aufschreibungen Holtei's erfahren, wie das Publikum (halb gratis dasitzende Hofleute, halb Bürger, die vom Hof abhängig waren, und sehr wenig Eintritt zahlten) sich zu einer Aeußerung der Unzufriedenheit nicht verleiten lassen durfte. Bezüglich der zahlenden Bürger und der sehr wenig, sporadisch erscheinenden Fremden, folgende statistische Nachricht:

*) Das Theater in Lauchstedt, aus Brettern, in welchem sich die Hofschauspieler im Sommer producirten, nannten die Jenaer Studenten: die Schafhütte. Es regnete durch das Dach auf die Schauspieler und Zuschauer. Der „reiche Saal" war im Gegensatz das Weimarer Theater.

„Noch im Jahre 1816 waren die Eintrittspreise per Kopf (Gotthardi II, 19) Balkon 16 Gr., Parket 12 Gr., Parterre 8 Gr., Galerie 4 Gr. Und bei diesen, nur von weniger als der Hälfte des Publikums bezahlten Preisen eine Unzufriedenheit über Maschinerie oder Schauspieler äußern, das wäre jedem Weimaraner einem Hochverrath gleichgekommen. Es ist zu wundern, daß Herr Gotthardi in seiner Naivetät nicht auch berichtete, wie man ausgemergelte Bratenwender aus der herzoglichen Küche dem Theater als Flugmaschinen großmüthig mit dem andern abgetragenen Gewande zum Geschenke gemacht hat.

Bezugs der Gagen ist Herr Gotthardi sehr zurückhaltend, wie es auch die Theatercasse stets gewesen ist. Er sagt: „Die vorzüglichsten Theatermitglieder, Wolff und seine Gattin, werden zusammen schwerlich über vierzehnhundert Thaler jährlicher Einkünfte bezogen haben."

Aus diesem „schwerlich" ist unschwer zu ersehen, wie Gotthardi diese Gage auf vierzehnhundert Thaler hinaufgeschmeichelt hat! Der schlaue Herr Gotthardi hat doch in Pasque's Werk, das drei Jahre vor dem seinigen erschien, eine Gagen-Angabe sehen müssen, freilich von früher her, aber das hätte eine unangenehme Wahrscheinlichkeitsberechnung gegeben. Gotthardi versichert aber, daß die Schauspieler trotz der schmalen Bissen doch außerordentlich zufrieden gewesen sind (sein mußten!).

(II, 17.) „Ein namhaftes, zur Beglaubigung der Thatsache, daß die meisten Bühnenkünstler Weimars sich da ungemein wohl gefielen, trug sicherlich das ansprechende gesellige Leben bei, das sie dort fanden, und vor allem der Umstand, daß dem tüchtigen Schauspieler nicht nur erhebende Anerkennung seines künstlerischen Werthes entgegengekommen, sondern daß er auch zu jeder Zeit in gebildete Kreise offenen und willkommenen Zutritt hatte, wie wir im siebenten Capitel sahen."

Im Sommer mußte die Truppe sich auf Wanderung begeben. Sie spielte in Lauchstedt, Erfurt, Rudolstadt, später (1807) auch in Leipzig.

Auch aus diesem Wandern weiß Gotthardi höchst erfindungsreich ein Lobescapitel für das Weimarer Theater herauszuschlagen, er sagt (I, 115): „Man würde eine wesentliche

Charakterseite und Eigenschaft des berühmten Kunstinstituts übersehen oder mißkennen, wollte man die Einflüsse der Fremde auf seine fortschreitende Entwicklung und auf seine sichere Reife nicht erheblich in das Mittel ziehen."

„Jene Wanderungen hinaus in das Leben bilden ein culturgeschichtliches Element und Moment für die Bühne Goethe's und Schiller's, eine Epoche im eigenen Leben dieser Bühne, tiefgreifend und von höchster Bedeutung! Wir fühlen uns hierbei an Goethe's Wort gemahnt: „In der Schmiede erweicht man das Eisen, indem man das Feuer anbläst und dem Stabe seine überflüssige Nahrung nimmt, ist es aber rein geworden, dann schlägt man ihn und zwingt ihn, und durch die Nahrung eines fremden Wassers wird er wieder stark. Das widerfährt auch dem Menschen von seinem Lehrer."

Man sieht, Gotthardi nimmt sogar einen ganzen Eisenhammer mit Stahlfabrikation zu Hilfe, um auf die harten Köpfe seiner Leser, die doch noch nicht recht an die Kunsthöhe der Weimarer Schauspieler glauben wollten, niederwettern und ihnen die Vorzüglichkeit des Weimarer Theaters tüchtig einbläuen zu können.

12. Wie Gotthardi im Einzellobe jedes Schauspielers und jedes Geigers und Flötenbläsers als tapferer Patriot das Höchste leistet.

Nun führt Gotthardi sämmtliche Lobsprüche Goethe's über die Weimarer Schauspieler an und erzählt komischer Weise auch mit Indignation eine 1802 vorgefallene Anekdote (verbürgt vom Zeugen, damaligen Flötisten Carl Eberwein), wie der Wirth „zum kalten Hasen" einmal beim Herannahen des Häufleins der wandernden Weimarer Truppe seinen Leuten „aus ungewaschenem Munde" zurief: „Thut die Wäsche weg, die Bande kommt."

Um den allerdings Heiterkeit erregenden Eindruck dieser Anekdote zu vertilgen, fängt Gotthardi gleich nach Erwähnung derselben zu declamiren an:

„Wem es doch vergönnt gewesen wäre, all' dieses Lauchstedter Wanderthum und was daran sich knüpft, miterlebt

zu haben; vergönnt wäre: schildern zu können, wie es war in seinen vielgegliederten Einzelerscheinungen, seiner Gesammtheit, seinen außerordentlichen Einflüssen! Wir hätten ein Bild vielleicht ohne Gleichen in seiner Art! Wohl dürfen wir es der Seele und dem Haupte dieser einzigen „Bande" glauben, wenn er im Jahre 1795 versichert: „Daß unsere Schauspieler in Lauchstedt, Erfurt, Rudolstadt von dem verschiedensten Publikum mit Freuden aufgenommen, durch Enthusiasmus belebt und durch gute Behandlung (!) in der Achtung gegen sich selbst gesteigert wurden, gereichte nicht zum geringen Vortheil unserer Bühne, und zur Auffrischung einer Thätigkeit, die, wenn man dasselbe Publikum immer vor sich sieht, dessen Charakter, dessen Urtheilsweise man kennt, gar bald zu erschlaffen pflegt." Und nicht minder glauben wir es ihm (Goethe), wenn er „unsere" im Jahre 1789 nach Lauchstedt ziehende Gesellschaft „gar löblich ausgestattet" nennt. Das beste dieser Ausstattung war sein Werk und bald auch das Schiller's, dessen Theilnahme überhaupt, so auch am Theater, dem großen Freunde „für die innigste und höchste" galt."

Gotthardi fängt nun an, begeistert in das Lob der einzelnen Bühnenmitglieder auszubrechen. Er meint, Goethe und Schiller an der Spitze eines solchen geschulten und begeisterten Heeres machten friedliche Eroberungen in der Ferne, und wenn sie nicht immer in Person es anführten, ihr Geist ruhete auf ihm (dem Heere) und für einen gar wackeren Unterfeldherrn war gesorgt: Anton Genast, der Großmeister aller Regisseure wußte, was sie wollten und was er zu wollen hatte, wie in der ersten Heimat, so da draußen, und hier doppelt. Bereits 1803 meldet Goethe von Lauchstedt, wohin er an der Spitze der Seinen gezogen war: „Ehe ich abreiste, sah ich noch mit Freuden, daß unser theatralisches Ganze sich von selbst bewegte und im Einzelnen nichts nachzuhelfen war, wobei freilich die große Thätigkeit des Regisseur Genast gerühmt werden mußte." Der hatte in der That Auge, Ohr und Herz auf der rechten Stelle. Wir dürfen, Goethe zu geschweigen, auch bei ihm rufen: Ist kein Dalberg da?" — —

Der als Augenzeuge schreibende Berichterstatter in der von uns citirten Jenaer Kritik von 1800 ist von diesem „Dalberg" und von dem anderen Personale weitaus nicht so

hochbegeistert gewesen, wie Gotthardi; der hat sie eben selber gesehen, und ist nicht, wie Gotthardi durch die 60 Jahre lang fortrollende riesige Lobeslawine plattgedrückt worden.

Wir haben schon bemerkt, daß die Lauchstedter Bühne von den Jenaer Studenten „Schafhütte" genannt wurde und daß es durch's Dach auf die Bühne, auf die Garderobezimmer und auch auf die Zuschauer regnete. Goethe ließ daselbst eine neue Bühne aus Holz und Brettern bauen.

13. Goethe's Gewaltherrschaft im Theater; er droht den lärmenden Studenten eigenmündig, sie durch Husaren aus dem Theater hinausentfernen zu lassen.

Gotthardi sucht die dem Goethe gemachten Vorwürfe seiner Gewaltherrschaft zu widerlegen, macht aber I. 204 doch folgendes Geständniß:

„Uns Allen ist recht gut bekannt, daß er, der die Würde eines Hoftheaters zu wahren hatte und wahrte, allzulauten und ungeziemenden Aeußerungen des Mißfallens bei diesem und jenem Theaterstück entschieden entgegentrat, daß er speciell bei der Aufführung des Schlegelschen Alarkos dem auffälligen Gelächter eines Theils der Anwesenden mit einem: „Man lache nicht!" Stillstand gebot, es ist ferner kein Geheimniß, daß Goethe der beabsichtigten Veröffentlichung eines hämischen Artikels über die Aufführung des Wilhelm v. Schlegel'schen Jon (den 2. Jänner 1802) im Journal für Luxus und Moden mit der Erklärung sich widersetzte, er werde im Falle des Erscheinens jenes Aufsatzes, dessen Anfang bereits abgedruckt war, die Direction des Theaters niederlegen. Wir sind aber auch über die Absicht im Reinen, die ihn bei dieser Erklärung leitete. Es mußte einmal ernstlich und unnachsichtlich dem Altweiberklatsch und Tratsch jenes charakterlosen, auf beiden Schultern tragenden Allerweltmännchens, dessen Namen kein Geheimniß ist, ein Ende gemacht werden. Dies Männchen gefiel sich in niederen Hetzereien, beklatschte im Theater mit abgewendeten Händen denselben Schauspieler wüthend, auf welchen es in eben dem Augenblick mit seinem Nebenmann erbarmungswürdig loszog und „kein gutes Haar an ihm ließ."

„Dieser selbe Böttiger läßt auch in seinen „Literarische Zustände und Zeitgenossen", I, S. 62, während der letzten sechsstündigen Probe von Wilhelm Tell „Schiller und Goethe in der herzoglichen Loge" „einen Toast auf ihre Meisterschaft in Champagner trinken, während sie die armen Schauspieler hungern und schmachten ließen." „Wir wissen, daß Goethe die Ausbrüche zügellosen Tumultuirens Jena'scher Musensöhne durch die mit Stentorstimme unter sie geschleuderte Drohung: durch die wachthabenden Husaren die Ruhestörer entfernen lassen zu wollen, zum Schweigen brachte; es ist uns aber auch seine Berechtigung zu solchem Auftreten nicht verborgen, und sie kann es keinem sein, der die Sache im rechten Lichte zu betrachten sich die Mühe nehmen will." — Selbst der in derlei Angelegenheiten sehr verschwiegene Düntzer berichtet die Geschichte wie folgt (Düntzer: Schiller und Goethe, S. 238): „Schiller selbst gesteht dem Körner, daß Goethe sich mit dem Alarkos compromittirt habe. Es ist seine Krankheit, sich der Schlegel's anzunehmen, über die er doch selbst bitterlich schimpft und schmält. Das Stück ist aber hier nur einmal und zwar ohne allen Beifall gegeben worden."

„Herder's Gattin berichtet in ihrer scharfen Weise von der unter dem monarchischen Scepter (Goethe) erfolgten Aufführung dieses neuesten armseligsten Products der dramatischen Kunst, wobei sie selbst und ihr Gatte nicht zugegen waren: „Das hiesige Publikum soll sich auf der einen Hälfte recht brav betragen haben; jedes monarchische Beklatschen*) des Unsinns wurde mit Lachen von dem Publikum beehrt." Goethe soll sich auf seinem Sitz erhoben und den Lachern streng zugerufen haben: Man lache nicht! Die Zumuthung an die Zuschauer war etwas gar zu stark gewesen, Goethe hatte sich durch einen gewissen Trotz verleiten lassen, seinen Willen durchzusetzen." — —

Es ist nicht zu übersehen, daß dieser Bericht wörtlich von Düntzer herrührt, der sich hier einmal gezwungen fühlt, die Theatertyrannei Goethe's selber einzugestehen.

*) Es war bis 1848 auf den Bühnen kleiner deutscher Fürsten Sitte, daß dem Publikum erst dann erlaubt war zu „klatschen," wenn der Landesfürst (hier sein alter ego) durch eigenhändigen Applaus das Zeichen dazu gegeben.

Gotthardi ereifert sich vergebens. Daß man die Studenten ruhig machte, war in der Ordnung, das ist aber Geschäft der Theaterpolizei, ein Minister, der da hineindonnert, wird zur komischen Figur, ausgenommen, wenn man in der Kleinstädterei ein solches Verfahren schon gewohnt ist, oder wenn die Furcht vor dem allgewaltigen Brettertyrann so groß ist, daß die heiter gestimmten Publikümer nur in sich hineinlachen, weil sie nicht aus sich heraus lachen dürfen.

Gotthardi I. 203: „Von Niemand Geringerem als von Goethe konnte das Theaterpublikum lernen (und wir Alle haben ja von ihm gelernt und lernen noch täglich) und besaß er nicht die hinlänglich geistige Autorität, um sich als Lehrmeister auch in diesem Stück uns zu zeigen?" u. s. w. u. s. w.

14. Kostbare Beweise für die Kunsthöhe der Weimarer Schauspieler. Selbst der Hof-Pauker, der Hof-Baßgeiger, Violinspieler und Pfeifer werden lobgehudelt.

Unter den vielen sehr komischen Beweisen für die Vortrefflichkeit der Weimarer Bühne (von Seite Gotthardi's) Folgendes (I. 207): „Wie tief die Bildung, der Sinn für das Edlere und der feine Tact selbst in die unteren Schichten der Gesellschaft eingedrungen war, mag die von einem meiner Freunde mir mitgetheilte, von ihm persönlich erlebte, scheinbar geringfügige, gewiß aber charakteristische Thatsache bezeugen, daß als nach Beendigung eines Theaterstückes der Regisseur als nächste Aufführung „Egmont" ankündigte, ein Dienstmädchen auf der Galerie, fröhlich in die Hände klatschend, in die Worte ausbrach: Ach, das ist herrlich, also Egmont, wie freue ich mich darauf!" —

Gotthardi fügt diesem Beweis tiefer Bildung u. s. w. noch bei: „Ob in jenen höheren Regionen der deutschen Theater unserer Tage Aehnliches bei Aehnlichem noch immer vernehmbar ist, weiß ich nicht." —

Es war sehr überflüssig, daß sich Gotthardi im ersten Capitel als einen Weimaraner angekündigt. Aehnliche Beweise „für tiefe Bildung" bringt ein Nichtweimaraner mit allem Nachdenken gar nicht zusammen.

Am Schlusse des Bandes bekommen noch sämmtliche Weimaraner von ihrem Landsmanne das gebührende Lob:

„Zur altweimarischen Bühne zurück mich wendend, so habe ich selber beim Herausgehen aus dem Theater oftmals aus dem Munde schlichter Bürger Ansichten und Raisonnements über das Stück und die Schauspieler mit angehört, die ihnen wahrhaft zur Ehre gereichten, und ein Verständniß, Einsichten, eine Gediegenheit des Urtheils an den Tag gaben, die man schwerlich überall antrifft*). Und wenn die gesellige Unterhaltung an öffentlichen Orten zum guten Theil das Theater zum Gegenstand hatte, man im lebhaften Austausch seiner Anschauungen darüber eine sehr vernünftige, besonnene Kritik übte, so darf man das sicher als eine hinlänglich beglaubigte Darlegung des gediegenen Bildungsgrades ansehen, auf welchen das Weimarische Publikum sich erhoben hatte." — —

So viel akrobatische Künste zur Verherrlichung der Weimarer Schauspieler schon im ersten Bande.

Im zweiten Bande spendet Gotthardi jedem einzelnen Mitgliede der Weimarer Bühne von 1800 an das gebührende Lob, zählt die gespielten Rollen eines jeden auf u. s. w., sogar die Flötenbläser und das andere lärmende Musikvolk erreichen seine Lorbeeren, die er in Hülle und Fülle austheilt. Das 6. Capitel des II. Bandes führt den Titel: „Die Hofcapelle", S. 115—137. Die Violinspieler, die Vorgeiger, die Bratschenspieler, die Tympanisten, Contrabassisten, Flötisten, Oboebläser, Hornisten, jeder bekommt sein Lorbeersträußchen aus dem herzoglich Weimar'schen Glashause; jeder wird gelobt, jeder wird beschrieben; lauter Celebritäten, und wenn Gotthardi auch bei manchem zugesteht, daß er ein schlechter Musikant war, so sucht er ihn dem Leser doch als einen vortrefflichen Staatsbürger von Weimar zu schildern. So z. B.: Der Geiger Müller liest in Opernzwischenacten lateinische und griechische Classiker." Hier könnte man dem Herrn Gotthardi mit der Odyssee letztem (XXIV.) Gesang, Vers 542, zurufen:

*) Es ist doch noch sehr gnädig vom Weimarer Patrioten Gotthardi, daß er zugiebt, es können auch noch außer Weimar hie und da Verständniß, Einsichten u. s. w. vorkommen, die auch den Einwohnern anderer Städte zu einiger Ehre gereichen.

„Edler Laërtid, erfindungsreicher Odysseus,
Halte Dich, zähme den Kampf des allverderbenden Krieges.“

nur müßten die zwei Verse etwas dem Weimarer-Patrioten angepaßt werden:

O du schlauer Aufschneider, erfindungsreicher Odysseus,
Zähme den Kampf mit dem Leser, du alles verderbender Prahler,
Siehe, es wackelt schon in dem Orchester die Geige des Basses
Ob des Lobes, der ersten Violine gespendet!
Der Du den Primgeiger machst zu einem gelehrten Professor,
Der zuerst seine Geige, dann den Homer packt beim Kragen;
Sage dem Leser es lieber rund heraus und in Wahrheit:
Hat der Müller auch keine Bedeutung als Geiger,
Classiker liest er dafür, griechische auch noch dazu,
Von dem Fallen des Vorhangs, nach des Actes Vollendung
Bis der Capellmeister kommt und mit dem Tactstock auf's Pult schlägt —
So daß jeder zurecht sich sein Instrument möge richten,
Ist accurat er fertig immer mit Einem Gesange
Abwechselnd aus den Werken des alten Vaters Homeros.

Es soll in einer nahen Universitätsstadt um dieselbe Zeit ein Professor gewesen sein, der nebenbei ausgezeichneter Violinspieler war. Es wäre vielleicht eine Auswechslung für das Orchester wie für den Katheder vortheilhaft gewesen:

Der eine war ein Musikant,
Aber in den Homer verrannt,
Der and're war ein Philolog,
Der sehr virtuos die Geige gog,
Jeder im Lieblingsfache ein Schatz,
Und keiner von Beiden auf seinem Platz!

Gotthardi fährt fort: „Der Violinspieler Theodor Müller, ein edles, blühendes Gesicht, ein noch ganz junger Mann, prangend in Humor und heiterster Laune, ein biederes, liebes Herz, ein braver, fleißig sich fortbildender Geiger und Künstler. Er hat wunderhübsche Entreactsmusik componirt, darunter reizende heitere Stücke voller Originalität und pulsirenden Lebens.“ —

Um dem lichten Gemälde auch einigen Schatten zu verleihen, wird der herzogliche Hof-Pauker beschrieben: „Er ist uns,

dieser Eulenstein*), sonst ein ganz guter, in seiner Kunst wohlerfahrener Musiker, hinlänglich als ein Verehrer des Pseudo-Bachus bekannt, denn aus seiner Flasche schöpft er sich gern die ihm nöthige Kunststärkung, wie das hochrothe Gesicht des hochgewachsenen grauen Mannes verkündet. Und wenn er nun vollends, was sich als natürliche Consequenz seines nicht selten schrägen Zustandes von selbst ergab, in seiner Tact und Tempo mit Füßen tretenden genialen Ungebundenheit mit seinen Paukenklöppeln in den zitternden Händen zur unbestreitbarsten Unzeit unter seine vor ihm aufgepflanzten dickbäuchigen Unterthanen rechts und links, wie der Donner unter die Töpfe fuhr, da brauchte der Ungestüme für ein analoges Donnerwetter aus dem Munde seines gestrengen Chefs nicht zu sorgen, eines Donnerwetters, das in der Probe sofort, in der Aufführung nach der Vorstellung oder sogleich nach dem Actschluß an seinem Platze privatim und doch unter mehr als vier Augen über seinen Scheitel hinfuhr. Goethe hat, wie wir uns erinnern, ihn auch nicht mit Rosenöl gesalbt" **).

„Nicht weit von unserem Paukenschläger werden wir des ersten Trompetisten ansichtig. Er hatte den Namen Pfeifer und war, wenn mir recht ist, früher Stabs-Hautboist bei dem Weimarischen Militär gewesen, hatte auch einen oder mehrere Feldzüge mitgemacht. Auf seinem Instrumente leistete er Gutes, nur daß er seine Töne mitunter zu laut schmetternd erschallen ließ, vielleicht in der Meinung, er befände sich noch mitten in der Schlacht und wolle sein Bataillon zum Kampfe anfeuern. Im Kriege hatte er aber auch demselben Gotte zu opfern gelernt, dem Eulenstein zu Haus sich hingegeben. Pfeifer und Pauker gehören zu einander. Und so reichten beide nicht nur als benachbarte Kunstgenossen sondern auch als wackere Zechbrüder sich die befreundeten Hände." —

Auch dem ersten Bearbeiter der großen Baßgeige wird der Lorbeer nicht vorenthalten. Er hieß Zipfel, „ein Original,

---

*) Hier sehen wir denselben Eulenstein als Hof-Pauker, der früher als Hof-Clavierspieler sich den „Schweinehund" an den Hals gezogen.

**) Hier umschreibt Gotthardi sehr sinnig das Schweinehund-Compliment, welches ihm Goethe ertheilt, also: „doch er (Goethe) hat ihn (Eulenstein) auch nicht immer mit Rosenöl gesalbt."

aber ein zweites, honorables, imposantes. Mich wenigstens hat immer die Empfindung einer gewissen Ehrfurcht, ähnlich wie vor dem Schauspieler Graff ergriffen, wenn ich diese colossale, kraftvolle Gestalt mit ihren schneeweißen Haaren, mit dem langen breiten Gesicht und der großen, vollen rundlichen Nase darin, diese würdevolle Gestalt mit der ruhigen, ernsthaften Miene, ihr riesiges, wie für sie ganz allein gemachtes Instrument beherrschen sah." —

In diesem Tone wird Zipfel noch weiter gelobt, aber auch der zweite Baßspieler, Matthes, bekommt seinen Antheil. „Vergessen wir nicht die Nebenleute beider, die Violoncellisten Hahn und Ulrich, erstgenannten zu oberst, ein wahrer Sänger auf den Saiten" u. s. w., u. s. w.

„Konnten wir beim alten Zipfel von einer außerordentlichen heldenhaften Tonerzeugungskraft reden, so hören wir, nachdem wir zuvor noch dem bejahrten, hochachtbaren, als Mensch ehrenhaften, als Künstler ganz vortrefflichen Violinspieler Ambrosius die Hand gedrückt haben*), um uns auf einige Minuten noch zu den Blasinstrumenten zu wenden, vom ersten Flötisten Schubart, dem rundesten, weichsten, herzbeseeltesten Ton, der aus diesem Instrumente sich ziehen läßt" u. s. w.

In dieser Weise wird die Weimarer Capelle 23 Seiten lang verherrlicht:

Vollkommen sind sie Alle,
In der Weimarer Musenhalle,
Die dort blasen und streichen,
Niemand kann sie erreichen.
„Es war etwas," so sagt der Goethe,
Und da verstummen Baß und Flöte.

Für den Fall, daß hie und da ein Leser sich doch erlauben möchte, über diese ihm vorgezählten Vollkommenheiten in Spiel und Musik ein Bedenken in sich aufkeimen zu

---

*) Zu dem ärmlichen Gehalt
Werden sie hier ausgezahlt,
Von dem biedern Händedrucker
Alle diese armen Schlucker,
Mit des Lobes Uebermaß
Aus Gotthardi's Tintenfaß.

lassen, ist Gotthardi mit einem Ausspruch Goethe's bei der Hand; und da heißt es freilich stille sein und sich nicht mucksen, sonst könnte man gleich wieder das ganze 19. Jahrhundert an den Hals bekommen, welches über die Kunsthöhe der Weimarer Bühne sein Urtheil auf viele Jahrtausende hinaus unwiderruflich festgestellt hat.

18. Gotthardi hängt seinen Lobsprüchen, um jedes Bedenken niederzuschlagen, das Goethe'sche Autoritätssiegel an. Der „gewaltige und würdige Patriarch Goethe" konnte keine Kritik brauchen!

Nachdem Gotthardi im II. Bande, Seite 1—113, uns die vorzüglichen Bühnenkünstler Weimars eben mit allen ihren Vorzügen geschildert hat, hängt er an dieses Document das große Goethe-Autoritätssiegel an. S. 113:

„Noch manche brave Kraft, die zum Ausbau, zur Abrundung des Weimarischen Ensembles jener Zeit ihren Baustein herzutrug, könnte ich aufzählen, doch es genüge an denen, die unser Blick überschaut. Bilden sie doch die Grundkräfte des würdigen Ganzen, von welchem Goethe aus dem Jahre 1815 bekennt, was auch dem Jahre 1814 und seinen nächsten Vorgängern gilt: In dieser Epoche durfte man wohl sagen, daß sich das Weimarer Theater in Absicht auf reine Recitation, Declamation, natürliches und zugleich kunstreiches Darstellen auf einen bedeutenden Gipfel des inneren Werthes erhoben hatte."

„Die Wellen der goldenen Zeit des jungen frischen Lebens sind hinab in's Meer der Ewigkeit geeilt. Ihre Kreise ziehen sich noch bis heute fort und fort. Ja und immer ja, „es war etwas", und ihr maßlosen Neuzeitler, deren etliche vom Selbstvergötterungstrieb nicht frei sind, ihr werdet's uns Allen, die wir es vor uns hatten, als ein Gegenwärtiges, Gegenständliches und Lebendiges, und es sahen und kosteten, nimmermehr wegraisonniren und wegdisputiren dies: „Es war etwas" und diese drei Worte fassen ein großes Leben zusammen!"

Bei diesem Ausspruch: „Es war etwas!" ist es doch dem Leser erlaubt nachzudenken, nachzuforschen, nachzufragen, nachzulesen: Was es eigentlich war? daß es etwas war, daran wird Niemand zweifeln, daß Goethe mit seiner

Schöpfung sich zufrieden zeigte, das wird auch Niemand in Abrede stellen; wenn aber nun Jemand über das Mögliche und das Wirkliche damaliger Leistungen competente zeitgenössische Zeugen vernimmt, so wird man diese kritische Procedur allenfalls verweigern wollen, aber dieselbe nicht verhindern können.

Herr Gotthardi hat sich von seinen Weimarer Theaterbildern keinen geringen Erfolg versprochen; auf dem Titelblatt (I. und II. Band) steht die Warnung: „Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen behält sich der Verfasser vor.“ Es sind seither zwei Decennien verflossen; Gotthardi ist in seinem Recht noch nicht gekränkt worden. Offenbar ist durch seine Rechtsverwahrung in sämmtliche Besitzer fremder Sprachen ein derartiger Schrecken hineingefahren, daß es noch keiner gewagt hat, diese Theaterbilder in seiner Sprache zu produciren. Nicht nur die Engländer, Franzosen und Italiener, auch die Irokesen, Chinesen und Japanesen haben dem Rechte des Verfassers die passive Hochachtung erwiesen.

Am 21. März 1825, in der Nacht, war das Theater in Weimar abgebrannt.

Nachdem Gotthardi den Verlauf des Brandes geschildert, schließt er das Capitel: „Von diesem alten Hause ist längst kein Stäubchen mehr vorhanden. Doch das, was die große Vergangenheit, die es gesehen und symbolisch ausgedrückt hat, als geweihtes Andenken vor die Seele des Kunstfreundes ruft, das wird in der Bildungsgeschichte unseres Volkes seinen unbestrittenen unvergeßlichen Platz behaupten.“

Im Schlußwort, S. 205, belehrt uns Gotthardi, daß das alte Theater in Weimar unter Goethe gar keine Kritik gebraucht hat. „Der leitende Geist eines Goethe machte seiner Zeit und für sein Institut die Kritik so ziemlich entbehrlich. Er übte sie, ein gewaltiger und würdiger Patriarch, fein selbst, mit gewohnter Energie, rückhalt- und rücksichtslos, scharf und bestimmt, wie wie wir aus einzelnen Belegen entnehmen, besser und wirksamer als irgend Einer, und doch in humanster Weise.“

Und über die böse Kritik sagt Gotthardi, S. 210: „Écrasez l'infame! war der Ausruf und Zuruf Voltaire's. Écrasez

l'infame critique! sei der unserige auf diesem **Felde. Ich** hasse die gehässige Kritik, aber noch mehr **verachte ich die lobhudelnde und liebedienerische** (??). Dann räumt die elende Afterkritik der echten Kritik das Feld." —

Wir unsererseits sind gar nicht böswillig, im Gegentheil, wir gestehen, daß uns die Durchblätterung des Gotthardi-Werkes durch allerhand darin vorkommende Episoden mitunter in die heiterste Stimmung versetzt hat, das hie und da langweilig polternde prahlerische Pathos wird durch naive Erzählungen und Berichte vollkommen aufgewogen.

16. Auch ein Herr Pasque errichtet ein zweibändiges Lorbeeren-Glashaus für die Weimarer Künstler. Die Zahlungsbücher für Schauspieler, Musiker und Tonsetzer.

Wir kommen jetzt auf ein — zwei Jahre vor der Schrift Gotthardi's erschienenes Werk über Goethe's Theaterleitung und wollen auch aus diesem einige beleuchtende Momente herausheben*). Gotthardi hat sich mit dem Zustand des Theaters überhaupt beschäftigt, Pasque hat specifisch Goethe's Bühnenleitung sich zum Vorwurfe gemacht. Auch hier erhalten wir historische Anhaltspunkte, die uns mehr sagen, als jede Betrachtung und Declamation.

Ein Contract mit dem Truppendirector Döbbelin, zwischen dem Hofe in Weimar und ihm abgeschlossen, belehrt uns, daß Döbbelin jährlich für 6800 Reichsthaler die ganze Gesellschaft, alle zum Theater gehörigen Personen, bezahlen mußte und auf sich selbst dabei denken sollte. „Der Hof giebt nur die nothwendige Beleuchtung an Wachs- und Talglichtern, auch Talglampen"; Decorationen also auch für die 6800 Thaler; im Paragraph 3 heißt es: „Döbbelin habe darüber zu wachen, daß die Comödianten sich ordentlich betragen und keine Schulden machen?" — — Diese Obsorge kostete jedenfalls weniger, als wenn dem Director aufgetragen worden wäre: er hat dafür zu sorgen, daß sich „die Comödianten" täglich an Sauerkraut und Pöckelfleisch satt essen und jeder täglich Brot und zwei Maß Bier bekomme. Das ging eben nicht. Nach Einem Jahr war

*) Goethe's Theaterleitung in Weimar. In Episoden und Urkunden dargestellt von Ernst Pasque. Leipzig, Weber 1863. 2 Bände..

Tag Brot hernehmen soll," er hofft auf Goethe, „Se. Excellenz werden mich daher nicht ohne Hilfe lassen" u. s. w. Pasque berichtet (I. 69): „Doch auch dieses Schreiben hatte keinen Erfolg, es wurde ad acta gelegt, und der arme Schauspieler erhielt nicht einmal eine Antwort. — Wo der alte wandernde Mime fortan sein müdes Haupt hingelegt, unter welchen wohl traurigen Verhältnissen er sein Leben, das er gewiß, wie so viele Hunderte seiner Standesgenossen mit bitterem Unmuth ein verfehltes genannt haben mag, beschlossen, wer weiß es." — So Pasque. Gotthardi und Pasque haben ihre declamatorischen Comödien durch die mitunter gebrachten historischen Tragödien selber ruinirt.

Der erste Tenorist Benda, auch Compositeur, hatte monatlich 40 Th. Gage; er starb in Schulden 1805. Folgender Conto zeigt uns, wie Compositeure honorirt wurden:

„Gegenwärtige Musiken habe ich für das Weimarer Hoftheater gemacht:

1. Zu: Wie es euch gefällt, 7 Lieder mit Accompagnement, 4 Thaler. 2. Musik zur Geburtsfeier des Churfürsten von Sachsen, 5 Th. 3. Minnesängerlied zu Otto der Schütz, 1 Th. 4. Chöre zu Lanassa, 6 Th. 5. Priesterchor zur Sonnenjungfrau, 3 Th.

Summa 19 Thaler. Christian Benda, Sänger beim Weimar'schen Hoftheater.

Als 1797 die jugendliche Schauspielerin Euphrosine (Beker) gestorben, wurde für dieselbe auf der Bühne eine Todtenfeier gehalten.

Pasque: (I. 150) Musculus sagt darüber: „Die Bühne stellte eine sanfte Mondscheingegend dar*), in deren Mitte sich eine Urne befand. Zwei Kinder standen mit Kränzen an derselben und zu beiden Seiten das ganze Theaterpersonal mit Blumen. Der Chor sang: „Die Rose fiel in ihrer Blüthe," dann hielt der Schauspieler Vohs eine von Vulpius verfaßte Rede in Versen, nach deren ersten Hälfte während einer Pause die Urne bekränzt wurde, indem die Mitglieder langsam von

*) Es wäre von Interesse, zu erfahren, wie unsanfte Mondscheingegenden aussehen? Jedenfalls ist eine sanfte Mondscheingegend auch eine schöne Gegend.

beiden Seiten herangehend, ihre Blumen am Fußgestell der Urne streuten. Hierauf folgte der andere Theil der Rede und schloß mit dem Chorgesang: Heil der Verklärten!" *)

Auch an einem Hoftheaterjuden fehlte es nicht, der durch allerhand Pfiffe, Finessen und Lügen Künstler und Künstlerinnen nach Weimar zu bringen verstand (Pasque I, 145): „Ein äußerst thätiger und vielseitiger Vermittler bei derlei Geschäften und Angelegenheiten des Hofes wie auch des Theaters, der Hofjude, später Hoffactor genannt, Jacob Elkan, dessen Goethe schon 1782 in seinem herrlichen Gedichte auf Mieding's Tod bei Schilderung des fürstlichen Liebhabertheaters erwähnt —

Der thät'ge Jude läuft mit manchem Rest,
Und diese Gährung deutet auf ein Fest."

Dieser von Goethe besungene und unsterblich patentirte Elkan wird durch verschiedene Actenstücke als ein höchst verschmitzter, abgedrehter Justificirungsstrick geschildert.

17. Wie die Schauspieler handelten und behandelt wurden. Contracte. Disciplin.

Ein Schauspieler, Beck, wurde von Goethe 1800 wegen Trunkenheit davongejagt. Champagner und Rheinwein hat er bei seinen täglichen so und so viel Groschen Gehalt sicher nicht getrunken, sondern sich, wie der Hofmusiker Eulenstein, mit der Schnapsbulle seinen Jammer zu vertreiben gesucht. Er schrieb einen rührenden Brief an Goethe und gelobte Besserung. Pasque (I. 176): „Goethe mag der Probe nicht getraut haben — er hatte sie wohl schon mehrmals und auch vergebens angestellt — und Beck mußte von Weimar fort. Wohin er sich gewendet und wo und wie er untergegangen, vermag ich nicht anzugeben. Daß er aber dem Laster der Trunkenheit erlegen, ist bestimmt anzunehmen." (Diesen Fußtritt auch noch!!)

Aus dem Wust von Briefen, Anwerbungsgeschichten, Contracten von und über Hunderte von total verschollenen Schauspielern nur einige Charakteristica: die Stellung der Schauspieler in Weimar beleuchtend.

---

*) Nach dem Honorarverhältniß des oben gebrachten Contos von Benda hätte Benda für „Heil der Verklärten" nicht über 6 Silbergroschen bekommen. Jedenfalls eine außerordentlich billige „Verklärung". Da läßt sich nichts mehr herabhandeln!

1798 wird mit einem Herrn Burgdorf und Frau ein Contract abgeschlossen, darinnen Folgendes (Pasque I. 210):

„Die Theater-Commission verspricht denenselben die wöchentliche Gage von 10 Th. Courant und außerdem an Madame Burgdorf, welche alle ihre Theaterkleider selbst sich anzuschaffen verspricht, Einen Thaler wöchentliches Garderobegeld, vom Tage ihres wirklichen Engagements an auszahlen zu lassen.“ — Dieser wöchentliche Thaler Garderobegeld ist ein Zeugniß für den deutsch-patriotischen Sinn der Theater-Intendanz. Die Madame Burgdorf scheint das Gelüst gehabt zu haben, sich ihre Garderobe aus Paris bringen zu lassen. Diesem Gelüste war durch den wöchentlichen Thaler ein starker Riegel vorgeschoben. Hätte man doch lieber statt Garderobegeld gesagt: Ein Zwirnbeitrag für den Garderobeschneider. — §. 5. Die Beiden mußten den Contract auf drei Jahre festhalten, die Commission aber verlangt: daß es ihr unbenommen sein müsse, nach vorgängiger Ein Vierteljähriger Aufkündigung den Herrn und Madame Burgdorf binnen hier und den nächsten Ostern wieder zu entlassen, ohngeachtet beide letzteren sich zu einem Engagement auf drei Jahre verbinden*). §. 6. Herr B. wird als Supranumerarius engagirt und geht ohne Reservation die Bedingung ein, daß a) wenn derselbe, wie ohnlängst geschehen sein soll, seine Frau mißhandeln sollte, er ipso facto mit Zurücklassung der Madame Burgdorf seines Engagements beim hiesigen Theater entlassen sein solle, b) ohne Widerrede es gefallen lassen wolle, daß, im Falle es zur Kenntniß der Direction kommen werde, daß er mit seiner Frau in Uneinigkeit leben und sie dadurch an Bearbeitung und Einstudirung, sowie an der guten Executirung der ihr zugetheilten Rollen behindert werden sollte, seine Frau von ihm genommen, in ein anderes Quartier gebracht, die Gage unter beide getheilt und ihm aller weiterer Umgang mit derselben sogleich untersagt werden sollte.“ —

Sehr vielsagend, komisch und beachtenswerth ist §. 12: Herr und Madame Burgdorf versprechen keine Handlungen zu

---

*) Diesen Paragraph hatte Goethe gestrichen, weil schon in den andern 13 Paragraphen Momente und Gelegenheiten zum legalen Davonjagen genug vorhanden gewesen sind.

begehen, wodurch die Ehre und der gute Name des Theaters und dessen Mitglieder insbesondere hintangesetzt werden, mithin versprechen sie auch, von den aufgeführt werdenden Stücken nicht nachtheilig zu sprechen u. s. w."

Die beiden Gatten zankten sich, die „Stadt" erfuhr es, und sie wurden nach vielem Hin- und Herschreiben, Bitten, Vorstellungen entlassen, die Frau nahe an ihrer Niederkunft, elend, krank, als Darstellerin nicht genügend u. s. w., ein auf 80 Seiten von Pasque fortgesponnenes Jammerbild.

18. Was sich die armen Künstler von den gebildeten Musensöhnen für Bübereien gefallen lassen mußten.

Was mußten sich diese armen Kunstjünger Alles gefallen lassen? Bei einem Gehalt zum Verhungern auch noch dazu. Eine Schilderung über das Gebahren der feingebildeten Musensöhne aus Halle, im Theater zu Lauchstädt, wo die Weimarer Hofschauspieler die Badegäste unterhalten mußten, um sich erhalten zu können, enthält folgende Scenen (im Jahre 1799). Der Schauspieler Baker schreibt: (Pasque II. 156) „Schon seit mehreren Vorstellungen hatten Schauspieler die Erfahrung gemacht, daß Kirschkörner auf's Theater geworfen wurden, ja von einem sagt man, daß er durch das ganze Stück soll wirklich getroffen worden sein, und er hat es ertragen. Auch wurden während den Acten alle grünen Blätter, welche in den Kirschkörbchen liegen, über das Orchester weg auf's Theater geworfen, so daß, wenn der Vorhang aufging, man wie in einem grünen Garten war. Daß dieses so eine Weile hingegangen, hatte die Herren kühn gemacht, und so machten sie denn vor Anfang der Räuber solch einen Lärm wie ich ihn Zeit meines Lebens noch nicht in einem Schauspielhause erlebt. So arg war's, daß sich Niemand von den Badegästen in den Logen durfte sehen lassen, denn sie wurden ausgepfiffen und mußten 'runter. Die Wache, welche Ruhe gebot, wurde ausgelacht und so fort. Es war der Auswurf der Universität hier, und da konnte es nicht anders kommen. Madame Schlangowsky wurde im ersten Act beim jedesmaligen Abgehen so ausgezischt, wie man in Halle Freudenmädchen zu locken pflegt. Wie der zweite Act anging und ich meinen Monolog als Franz Moor hielt, kam ein Kirschkern

auf den Tisch, an welchem ich saß, geflogen. Ich stand auf und trat vor und sagte zu einem Trupp, der vorn am Orchester saß und Kirschen aß: „Was soll das, Kirschkerne auf das Theater werfen?“ in einem festen und befehlenden Ton, welchen ich so ganz in meiner Rolle als Franz Moor inne hatte. Sie fingen an zu pochen. Aber Alles zischte: Stille. Wie es stille war, ging ich in meiner Rolle weiter, und durch das ganze Stück herrschte Ruhe und Stille wie niemals. Nach der Vorstellung brachten mir die Studenten, welche selbst höchst unzufrieden über den Auswurf unter ihnen sind, ein Vivat vor meiner Thür, und hat sich bis jetzt keiner mehr unterstanden Kirschkerne oder Blätter auf das Theater zu werfen. Es war nothwendig, in der Sache etwas zu thun, denn die Beck und Toller hatten schon einige Tage vorher erklärt, daß wenn sie mit einem Kirschkerne geworfen, keinen Schritt mehr auf's Theater thun würden. Viele aus unserer Gesellschaft meinten, die Studenten würden mir mein Haus stürmen, aber solche ungezogene Burschen haben dazu keine Courage, und man muß solche Mißhandlungen nicht ungestraft hingehen lassen. Sollte es aber noch einmal geschehen, was ich aber nicht glaube, so lasse ich aufhören zu spielen und die Gardine herunter, und halte eine Rede, wo ich die Gutgesinnten gegen diese gemeinen Bursche anfeuern will, daß sie höchst beschämt werden sollen.“

Diesen Bericht hat der geplagte Director dem Intendanten zu Weimar zugesendet, um sich gegen etwaige Klagen zu schützen. Die angeführten Mißhandlungen von Seite der Musensöhne gegen die Diener der Musen geben auch ein Bild von der Werthschätzung, in welcher diese armen Theaterleute gestanden, die bei ihrem sonstigen Elendsgehalt auch noch die rohesten Insulten hinunterwürgen mußten. Derlei Episoden aus dem Leben der Bühnenkünstler zu Weimar, verbargen unter dem glänzenden Titel: Hofschauspieler, ein sehr unglänzendes Elend.

Was nun im Ganzen und Großen an den Hofschauspielern in Weimar gewesen ist, das möge sich der Leser aus den vorliegenden Thatsachen selber entziffern.

Daß es auch einige bedeutende Künstler in Weimar gegeben hat, ist gewiß, sie suchten aber das Weite. Pasque selbst berichtet, daß die Schauspieler in Dessau (II. 158) doppelt hohe Gagen denn in Weimar bekamen.

Von 1817, dem Abtreten Goethe's von der Leitung, bis 1828 lenkte (Pasque II. 183) die Jagemann die Bühne, die auch Goethe von der Leitung verdrängte *). Carl August schenkte ihr ein Rittergut, verlieh ihr den Adel und sie wurde nun Frau von Haigendorf gerufen.

19. Die Jagemann als Beherrscherin des Kunsttempels.

Die Jagemann, auf ihre Machtstellung gestützt, bereitete von Jugend an dem andern Schauspieler-Personale viele Verdrießlichkeiten.

Pasque II. 172 erzählt: „Im Sommer 1799 befand sich die Gesellschaft abermals in Rudolstadt. Wieder wurden der Sängerin Weihrauch Rollen abgenommen und durch die Jagemann dargestellt. Anderes kam hinzu, schroffes Auftreten der bevorzugten Künstlerin ihren Collegen gegenüber, außerordentliche Aufmerksamkeit des regierenden Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt für den erklärten Liebling Carl August's, um die Jagemann beim ganzen übrigen Personal so ziemlich verhaßt zu machen, und es bedurfte der vollen Autorität der Direction, um etwaige Ausbrüche des Unwillens zurückzuhalten. Die meisten der Mitglieder fügten sich bald, die Unabhängigen aber dachten daran, ihr bestehendes Verhältniß zu lösen, und unter diesen waren die beiden Weihrauch, die denn auch zu Ostern des folgenden Jahres 1800 Weimar für immer verließen."

Pasque II. 174: „Zur selben Zeit schreibt der Schauspieler Schall aus Rudolstadt dem Kammerrath Kirms in Weimar: „Er (Rudolstadt) hat sie (Jagemann) im Schlosse logirt, nur wußte man nicht, wie ich höre, ob man sie zur Marschalltafel ziehen oder in ihrem Zimmer speisen lassen solle. Ich weiß nicht, wo sie jetzt speist, denn ich selbst kümmere mich um derlei Dinge nicht und höre sie nur, wenn man will, daß ich sie hören muß. Es ist doch was Komisches um die Welt."

Erst 1828, im Todesjahr Carl August's, zog sie sich in's Privatleben zurück. Sie starb 10. Juli 1848. Pasque, der

---

*) Pasque II. 182 sagt darüber: „Ich übergehe den Antheil der talentvollen, geistreichen, doch gefährlichen Künstlerin an der Entfernung Goethe's von seinem Posten als oberster künstlerischer Leiter des Hoftheaters im Jahre 1817" u. s. w.

zum Lob des Weimarer Theaters zwei starke Bände angefertigt, sagt über ihren Tod: „Mitten im Geräusch und Toben einer gährenden neuen Zeit, starb auch sie und mit ihr unstreitig*) die talentvollste, bedeutendste Persönlichkeit aus dem Künstlerkreise jener großen Epoche. Ihr Thun und Lassen hat zu vielfachen, verschiedenartigen Urtheilen Anlaß gegeben, doch in einem Punkte stimmen alle überein**). Sie war eine geistvolle große Künstlerin."

Pasque macht dem europäischen Leser noch die Freude und stillt die Wißbegierde desselben, indem er (II. 184—185) eine sehr blasonisch-diplomatisch-heraldisch-kundliche Abhandlung über das dieser von Haigendorf verliehene Wappen bringt; um dem vom Weimarer Theater begeisterten Leser nach allen Richtungen hin historische Sicherheit und sonstige Seelenberuhigung zu verschaffen. Welch' ein Glück und welche Freude für den patriotischen Weimaraner, er kann nachdenken über Schiller und Goethe, die für ihre Verdienste „Herren von" wurden und selbige mit dem Verdienste des Fräulein Jagemann vergleichen, die zu einer „Frau von" Haigendorf umgewandelt worden ist.

Dem Verdienste seine Kronen,
Weimar weiß gerecht zu lohnen
Mit den Frau- und Herren-vonen
Es giebt allerhand Verdienste,
Dichtkunst und auch and're Künste.

Nur noch ein Beispiel, wie ein bedeutendes Künstlerpaar das Weite suchte.

Pius Alexander und Amalie Wolff waren bedeutend, sie folgten dem Rufe nach Berlin, wo sie einen ansehnlichen Gehalt, ein großstädtisch eingerichtetes Theater und ein großes, anerkennendes Publikum fanden. Sie kündigten Goethe am 28. September 1815. Wolff war ein feingebildeter, sehr höflicher Mann, wie aus dem Kündigungsbriefe an Goethe hervorgeht. Der Brief schließt:

---

*) Es hat sich noch Niemand veranlaßt gefunden, mit Herrn Pasque über diesen Punkt einen Streithandel anzufangen.

**) Selbstverständlich alle Weimarischen Enthusiasten, denn die Nicht-Weimar'sche Welt bleibt bei den Behauptungen der begeisterten Patrioten von Weimar so ziemlich indifferent.

„Möchten wir die Ueberzeugung mit uns nehmen dürfen, daß wir nicht als Undankbare angesehen werden: Mit dem tiefsten Dankgefühle erkennen wir die Nachsicht und den unschätzbaren Beifall der höchsten Herrschaften, die Gewährung mancher Gunst von Euer Excellenz Hoch- und Wohlgeboren, und mit gerechtem Stolz empfinden wir das Glück, daß unsere Anlagen sich dazu eigneten, daß unser großer, ewig verehrter Meister und Lehrer seine höheren Ansichten und Erfahrungen über unsere Kunst vorzugsweise in uns niederzulegen sich veranlaßt fühlte, und uns einer höhern, näheren und liebevollen Ausbildung würdigte. Wir bewahren diesen aufmerksam gesammelten Schatz als ein heiliges Eigenthum, möge sein gefeiertes Genie darin einige Freude finden, daß Deutschland, so weit wir ihm bekannt sind, uns stets mit würdiger Anerkennung als seine Schüler auszeichnete, möge unsere Dankbarkeit sich darin aussprechen, daß wir nach jeder gelungenen Leistung die Blüthen des Beifalls an seinem Altare niederlegen, möge selbst die Empfindlichkeit, mit der wir jede Geringschätzung in den hiesigen Verhältnissen unerträglich fanden, als ein Beweis gelten, wie sehr wir ihn hochschätzten."

Das waren eben entschiedene Talente, die man von Weimar fortberief; bei diesen fanden Goethe's Bemühungen einen fruchtbaren Boden, bei den Dutzenden und Dutzenden der anderen Schauspieler brachten es die Bemühungen Goethe's nicht über die Kräfte ihrer Talente, sie blieben in Weimar sitzen, weil sie Niemand suchte und berief. Mit den Wolff's unterhandelte darauf Goethe und der Hof selbst, aber weder eine Gleichstellung mit dem Berliner Gehalte, noch ein großes Publikum konnte man ihnen bieten und sie gingen, selbst der sehr höfliche Brief Wolff's an Goethe konnte die Beschuldigung der Undankbarkeit nicht ganz abwehren.

Nun können wir aber doch sagen: Diese Wolff's hätten auch so gewiß ohne Goethe ihr Talent zum Durchbruch gebracht, als alle Bemühungen Goethe's bei den anderen minder Talentirten es mit diesen nur bis zu einer für Weimar genügenden Mittelmäßigkeit bringen konnten. Wir sind sicher, daß bedeutende Bühnenkünstler dieser Anschauung nicht widersprechen werden.

Pasque bringt noch allerhand Briefe über Garderobestücke, die von den Wolff's zurückverlangt wurden; selbe gaben den Trödel (aus ausgemusterten Hofkleidern zusammengeflickt, wie uns Gotthardi sehr gemüthlich berichtet) mit Vergnügen hin; denn auf der Berliner Hofbühne hätten sie die Glorie ihres Spieles mit diesen Gewandstücken sicher nicht strahlender machen können.

Der II. Band Pasque's bringt von Seite 229—390 noch: Malcomische Familiengeschichten. — Der Bassist Hübsch. — Goethe und Ernst Wagner. — Weimar und Wien und ihre Dichter. — Eine Wochenthätigkeit Goethe's beim Weimarer Theater. — Schutz gegen reisende Virtuosen und Graf Edling. — Goethe's Nachfolger sucht einen Virtuosen. —

Durchwegs Abhandlungen localer Färbung und localen Interesses, für Weimaraner berechnet, die für die längst verschollenen, außer Weimar auch so ziemlich unbekannt gebliebenen Personen vielleicht noch einiges Gedächtniß und einiges Interesse bewahrt haben.

20. Was Lobe, ein großer Lobredner Weimars, über das Theater und die Schauspieler für curiose Geständnisse macht und wie er das Dichter-Weimar schildert.

Zum Schlusse bringen wir noch ein sehr merkwürdiges, sehr ruhig gehaltenes objectives Urtheil über die Weimarerbühne zur Zeit Goethe's, und zwar von einem für Weimar hochbegeisterten Mann, dem berühmten Musikschriftsteller Lobe, der bei Besprechung der Genast'schen Memoiren*) zum Schlusse kommt:

„In der Beurtheilung der aus der Goethezeit übrig gebliebenen Mitglieder des Weimar'schen Theaters spricht sich wohl mehr sein (Genast's) freundschaftlich collegialischer Sinn, als unparteiisch objective Kritik aus. Sie lieferten unter Goethe's Direction ein tüchtiges Ensemble, waren aber einzeln betrachtet keine ersten Größen. Selbst Goethe und Schiller

*) Consonanzen und Dissonanzen. Gesammelte Schriften aus älterer und neuerer Zeit. Von J. C. Lobe, Professor, Ritter des Herzoglich Sachsen-Ernestinischen Hausordens 2. Classe. Leipzig. Baumgärtner. 1869. S. 249.

überschätzten sie, was Wunder, daß sie sich selbst überschätzten. Den augenscheinlichsten Beweis dafür lieferten die Besten selbst, wenn sie auf auswärtigen Bühnen gastirten, sie fielen in der Regel durch. Außer La Roche war keiner der früheren oder späteren Weimar'schen Bühnenkünstler Genast ebenbürtig."

Nun schildern aber die in Jena 1880 mit Weimar'scher Censur geduldeten „Einige Briefe" (wie wir früher angeführt haben) auch diesen Genast zur Zeit der gerühmten Hochblüthe des Theaters als einen unbedeutenden Schauspieler!

Eine nicht zu unterschätzende Schilderung des Stadtlebens in Weimar in der classischen Goethe-Schiller-Wieland-Herder-Zeit bringt uns ebenfalls der dem herzoglichen Hofe ergebene und die Stadt Weimar mit aller verdienten Anerkennung behandelnde Lobe (l. c. S. 235).

Es werfen diese Weimar-Zustände auch einen Reflex auf's Theater zurück.

„Den glänzenden Kreis von Denkern und Dichtern, den Carl August umgab, kennt die Welt. Schiller, Goethe, Wieland, Herder, Knebel, Einsidl, Musäus und einige Zeit auch Jean Paul waren seine Freunde und meist auch seine Tischgenossen. Wodurch fesselte er die erhabensten Geister deutscher Nation an sich? Spendete er ihnen Schätze und Reichthümer? Nein, er konnte bei den beschränkten Mitteln seines Landes jene Männer nur mäßig bedenken. War der Ort ein kleines Naturparadies, das poetische Gemüther und contemplative Geister unwiderstehlich anzuziehen vermochte? Nicht doch! Weimar war damals einem großen Dorfe oder kleinem Landstädtchen ähnlicher, als dem Bilde, das man sich von einer herzoglichen Residenz machen mochte. Das Schloß, im Jahre 1774 durch einen furchtbaren Brand verheert, lag Jahrzehnte hindurch als wüster Trümmerhaufen da. Carl August residirte mit seiner Gemahlin und dem Hof in dem sogenannten Fürstenhause, einem wenig ansehnlichen und an Raum beschränkten Gebäude. Die Stadt hatte etwa (!) 7000 Einwohner, sie war von einer halbverfallenen Festungsmauer mit alten Thürmen und übelduftenden Wassergräben umgeben; durch dunkle feuchte Thore ging man hinaus in eine wenig anmuthige Gegend, oder trat man durch diese herein in

einen Complex kleiner unansehnlicher, meist noch mit Schindeln gedeckter Häuser. An beiden Seiten, unmittelbar vor der Stadt, lagen Reihen alter Scheuern, deren Strohdächer von Alter, Regen und Wetter grau geworden waren und auf welchen mannigfaltige Moose wucherten."

„Nur einige Hauptstraßen waren gepflastert, die meisten Gassen und Gäßchen lebten noch im Urzustand, hüllten im Sommer die Wandelnden in dicke Staubwolken, verwandelten sich bei Regen und Thauwetter in Tümpel und Schmutzlachen. Auf einem mächtigen Kuhhorn blies des Mittags der Hirt durch das Städtchen, klatschte mit einer Peitsche, welche die ganze Gasse todesgefährlich durchschwirrte, herum, worauf sich Thüren und Thore aufthaten und die Rinder brüllend heraussprangen, daß man schnell retiriren mußte, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, aufgegabelt und in die Luft geschleudert zu werden."

„Das ärmliche düster dumpfe Bild ist jetzt verschwunden, aber damals war es so, wie ich beschrieben, und das konnte also jene Geister für Weimar nicht gewinnen und sie daselbst festhalten. Man denke sich aber in jenem düsteren Aufenthalte die Dichter, denke in betreßten langschößigen Röcken, kurzen, engen Beinkleidern, seidenen oder auch nur baumwollenen Strümpfen, gold- und silberbeschnallten Schnäbelschuhen, Perrücken oder gepudertem Haar mit langen, steifen Zöpfen, dem kleinen dreieckigen Hut unter dem Arme, den Degen an der Seite, man denke sich Goethe, Wieland, Herder, Schiller, Knebel so durch die engen Gassen zur Mittagstafel nach Hof wandelnd. Dies Alles konnte sinnliche Dichternaturen nicht anziehen. Was sie fesselte, war die wahre, ungeheuchelte Achtung, die Carl August ihnen zollte. Ihnen gegenüber war er nicht Herzog, war er ein weiser, liebevoller Mensch, mit warmem wohlwollendem Freundesherzen. Er zog sie an sich, nicht um mit ihnen zu prunken, sondern seinem geistigen Bedürfniß Nahrung zu verschaffen."

„Die Gespräche, die er mit ihnen über die mannigfaltigsten Materien geführt, wären sie uns aufbewahrt, man würde erstaunen, was Alles in dem Kopf und Herzen jenes seltenen Fürsten gelebt." —

Mit aller Anerkennung des fürstlichen Mäcen und seines Wohlwollens, gegenüber seinen Dichtern, können wir das eventuelle Erstaunen über die eventuellen Gespräche nur dadurch erklären, daß Lobe hier als Ritter des herzoglich Sachsen-Ernestinischen Hausordens zweiter Classe den Gefühlen seiner Dankbarkeit erster Classe Genüge gethan hat.

Aus den vorhandenen Aufschreibungen Carl August's, mehr aber noch aus seinen bis in sein Alter andauernden Lebensäußerungen, hat dieser Fürst Gespräche über ernste Materien, die ihn hätten in seinen Angewöhnungen beunruhigen können, nicht geliebt.

21. Noch eine kostbare Gemüthlichkeit von Weimar und der Blüthen-Dichterzeit.

Wir lassen noch eine von einem Enthusiasten für Goethe gebrachte Schilderung von Weimar aus der lustigen Zeit folgen *).

Diezmann (S. 12). „Die Stadt Weimar, welche der Schauplatz einer weitgreifenden und lang nachwirkenden Thätigkeit unsers Dichters werden sollte, war zur Zeit seiner Ankunft klein und arm. Zehn Jahre später nannte sie Schiller noch „das Dorf Weimar“ und ihm kam Jena im Vergleich mit ihr weit eher wie eine Stadt vor. Um dieselbe Zeit schreibt Herder: „Das wüste Weimar, dieses Mittelding zwischen Dorf und Hofstadt“. In einer geographischen Schrift: „Der Reisende“ heißt es: „Weimar ist ein mittelmäßiger Ort, dessen Gassen weder an Reinlichkeit und Anlage, noch an Bauart der Häuser dem heiteren und luftigen Jena gleich kommt. Die Häuser sind meist alle dürftig gebaut und es hat fast Alles das Ansehen einer nahrungslosen Landstadt. Man darf sich nicht weit von den Hauptstraßen entfernen, um in Winkel und Löcher zu kommen, welche noch mehr dieses Ansehen haben. Kein einziger Platz ist, welcher der Stadt eine residenzähnliche Ansicht gäbe. Unter den Bewohnern besteht bei Weitem die größere Zahl aus kleinstädtischen Bürgern, welchen man weder die Verfeinerung einer Hofstadt, noch sonderlichen Wohlstand anmerkt. Alles lebt von dem Luxus eines eingeschränkten Hofes, dessen geringer Adel zum

*) Goethe und die lustige Zeit in Weimar. Von August Diezmann. Leipzig. Keil 1857.

Theil arm ist, zum Theil aus Gelehrten oder schönen Geistern besteht, welche zu philosophisch denken, um des Hofes Willen Aufwand zu machen. Nur am Hofe ist Leben und Cultur. Die Uebrigen, welche nicht dazu gehören, sind meistens Leute ohne Geschick und Eleganz, welches man auch schon an ihrer Nachlässigkeit in der Aussprache merkt." —

(S. 19.) „Die Häuser der Stadt waren meist alt und häßlich, mit der Giebelseite der Straße zugekehrt, ein, selten zwei Stock hoch, die Straßen eng, winkelig und nicht alle, aber doch sehr schlecht gepflastert, so daß es namentlich in der Dunkelheit gefährlich war, in ihnen zu gehen, zumal die Beleuchtung noch nicht vorhanden. Bürger, die in der Nacht ausgingen, mußten eine Laterne bei sich haben; Vornehme ließen sich eine solche vortragen, oder von Fackelträgern leuchten. Die Bürger trieben, wie in anderen kleinen Städten, die gewöhnlichen Handwerke in kleinlich beschränktem Maße und nebenbei zum größten Theile auch Ackerbau und Viehzucht. Ein Weimar'scher Freund, dessen Erinnerungen bis in's vorige Jahrhundert reichen, weiß es noch aus seinen Kinderjahren recht wohl, daß der Hirt der Residenz das städtische Vieh zu bestimmten Stunden mit Horntönen zusammenberief, um es auf die Weide zu treiben. Es konnte also wohl geschehen, daß eine Gesellschaft Herren und Damen vom Hofe in der Stadt der grunzenden und blöckenden Heerde begegnete und vor derselben wohl gar flüchten mußte."

„Die Wohnung, die Möbel, die Lebensweise waren sehr einfach, in wenigen Zimmern gab es Vorhänge, am wenigsten weiße. Die Tische und Stühle bestanden meist aus schlichtem Tannenholze, wenige Familien besaßen Canapees, die Spiegel waren klein und schlecht. Sinn für Literatur und Kunst gab es eigentlich nur in den Hofkreisen."

„„So viele Familien, ebenso viele abgesonderte Schneckenhäuser,"" sagt Schiller noch später, „„aus dem der Eigenthümer kaum herausgeht, um sich zu sonnen."" Diese Beschränkung auf sich selbst und das nächste, wurde durch die Abgeschlossenheit von der Welt unterstützt. Weimar hatte nur sehr wenige und seltene Postverbindungen: Zeitungen kamen in die Bürgerkreise fast gar nicht. Das Reisen war beschwerlich und der Zustand der Wege ein trauriger. Man konnte fast nur zu Pferde reisen, und so finden wir auch Goethe auf seinen vielfachen

Wanderungen im Lande stets zu Pferde. Die Nachrichten von der Außenwelt kamen sehr spät in die kleine Stadt, die sich seltsamer Weise damals noch festungsartig abschloß."

„Wer im Wagen durch ein Thor ein- oder auspassirte, wurde angehalten und mußte Namen und Stand angeben, damit es dem Herzog gemeldet werden konnte. Selbst der Günstling Goethe hatte darunter zu leiden. Eines Tages wollte er mit Frau von Stein eine Morgenspazierfahrt machen; er schrieb ihr aber: wenn Du am Thor nicht gemeldet sein willst, so ist das Sicherste, Du steigst an der Steinbrücke aus und ein, bestelle den Wagen dorthin, ich hole Dich ab. Sonst geht's nicht, man müßte es denn dem Thorschreiber melden, und das sieht curios aus." —

22. Wie selbst sämmtliche Lobredner Weimars die Musenstadt als ein nicht allerliebstes Krähwinkel dem Leser zum Genusse geben.

Wir sehen also auch in dieser Schilderung Diezmann's dieses Weimar, wenn auch nicht als ein ganz nettes und allerliebstes, aber doch als ein sehr entschiedenes Krähwinkel. Aber Diezmann weiß den Leser über die kleinlichen Verhältnisse durch den Zustand der Moral zu trösten, denn dieser war schon so allerweitest vorgeschritten, daß man in Weimar ein Duodez-Paris hätte vermuthen können.

Diezmann, S. 21: „Wie die Bildung, stand die Moral keineswegs auf hoher Stufe. Goethe wurde einst auf dem Wege nach seinem Gartenhause, ganz in der Nähe des Thores, Abends von zwei Männern angefallen. Vergehen gegen die eheliche Treue nahm man sehr leicht, besonders in den höheren Kreisen. Schiller versichert 1787, fast jede Dame habe noch ein Verhältniß oder habe ein solches gehabt. Und allerdings kennen wir solche außereheliche Verhältnisse in ziemlicher Anzahl. Wieland wurde wegen seiner ehelichen Treue vielfach verspottet, selbst von Carl August. Schiller rühmt es als zarte Aufmerksamkeit: sein offenkundiges Verhältniß zu Charlotte von Kalb werde selbst von der Herzogin so weit berücksichtigt, daß man ihn mit jener Frau zusammen einlade."

„Die Damen trugen nicht bloß den Busen sehr entblößt, auch ihr Herz war sehr leicht zugänglich. Die überall hervortretende starke Sinnlichkeit erklärt, daß die zum Theil sehr schlüpfrigen Erzählungen Wieland's nicht nur keinen Widerwillen erregten, sondern vielen Beifall fanden und von allen Frauen und Mädchen gelesen wurden. Es erklärt dies ferner, daß man Dinge, welche man in unseren Zeiten kaum anzudeuten wagt, ungescheut mit den gemeinsten Worten bezeichnete und sie selbst in Frauenkreisen aussprach. Man lese z. B. nur die erste Ausgabe von Goethe's „Puppenspiel" und denke sich, daß dasselbe überall gelesen und in Ettersburg aufgeführt wurde. Es erscheint dies auf den ersten Blick um so auffallender, weil man gerade in den Siebenziger-Jahren des vorigen Jahrhunderts einer so schwärmerisch zarten Empfindelei verfallen war, daß man in den Thränen, die man bei jeder Gelegenheit zu vergießen suchte, einen süßen Genuß fand, aber „wer einen Gruß an das liebe Fleisch zu bestellen hat, der braucht nur das gute Herz Botengehen zu lassen." — — —

Diese sicher von unparteiischen Herren verfaßten Schilderungen der Stadt und ihrer Bürger sind hier deswegen besonders zu beachten, weil in denselben auch das außerhöfische, mit dem Eintrittsgeld zum Theater contribuirende Publikum gezeichnet ist — und weil aus dem sehr drastisch geschilderten Leben der Hofleute miteinander oder durcheinander zu ersehen ist, was für ein Geschmack zu Weimar der herrschende gewesen, — und wie ein Dichter, der sich da halten und erhalten wollte, vor Allem beflissen sein mußte: in der süßen Gewohnheit des musenhöflichen Durcheinanderlebens keine unliebsamen, die allgemeine Harmonie störenden Saiten anklingen zu lassen, um in den wechselseitigen Beziehungen der Wahlverwandtschaften keine unliebsame Störung zu verursachen.

In diesem Sinne wurde auch dem Hohenpriester: Herder schon bei seiner (gegen den Willen des gesammten Predigerstandes durch den Schutzherrn der Kirche geschehenen) Berufung deutlich vom allmächtigen Minister in Weimar bedeutet: wie der Standpunkt der reinen Humanität sein Standpunkt sein müsse; ja wie er selbst über reine und unreine Humanität sich in keinen Disput einlassen und wie von finsteren mittelalterlichen

Dogmen in dem Weimar'schen Lichtreich gar keine Erwähnung gemacht werden dürfe. Die Musen und Musenpriester sind auf ihre ausschließliche Herrschaft über die Herzen ihrer Gläubigen außerordentlich eifersüchtig gewesen; und die Musengläubigen sind mit einer anerkennenswerthen Zähigkeit und einer seltenen Ausdauer ihren Cultusvorständen treu geblieben! Das harmonische Concert sollte ohne irgend einen Mißton fortklingen.

Wir haben aus den besten, sichersten und auch noch dazu Goethe freundlichsten Quellen nachgewiesen, wie das Weimarer Theater in der Wirklichkeit ganz anders gewesen ist, als das, was die dabei zunächst Betheiligten, die Enthusiasten und Nachbeter derselben, die Enthusiasterlinge, daraus gemacht haben.

Wem dieser Nachweis nicht gefällt oder irgendwie unbequem ist, der kann selben, wenn er ehrlich verfährt, in den von uns angeführten Gewährsmännern Schritt für Schritt widerlegen, wem aber eine historische Widerlegung auch unbequem ist, nun der möge das gewöhnliche Verfahren bedrängter Unwissenheit einschlagen und die ganze Frage mit einem summarischen Schimpfen — gewaltsam zu erledigen versuchen.

Wer nicht Witz hat und Verstand,
Der kommt außer Rand und Band,
Wenn man ihm die Wahrheit sagt,
Die er einmal nicht vertragt!
Mangelt ihm die Wissenschaft,
Nun, so wird er flegelhaft;
Rohheit ist das Surrogat
Für den Geist, den er nicht hat.
Wer im Kopf ist hohl und leer,
Setzt sich mit der Faust zur Wehr —
Das ist alte Kampfesart
Gegen einen Widerpart;
Und der Pöbel freut sich sehr,
Wenn geschimpft wird hin und her;
Doch was man auch schimpfen mag,
Es kommt endlich an den Tag
Die volle Wahrheit, Stück für Stück,
Und die Lüge weicht zurück.

II.

Die Pfarrerstochter von Sessenheim.

Motto: Im Leben von Einem Dichter gepeinigt,
Im Grabe mit hundert Gedichten gesteinigt.

1. Es wird auf verschiedene Standpunkte aufmerksam gemacht, von denen aus moderne Dichter und andere minder hochbegabte Menschenkinder den Sessenheimer-Rummel an sich vorbeigehen lassen.

Eine Episode in Goethe's Leben, über welche in neuester Zeit sehr viel geschrieben worden ist, und über welche sich sehr gelehrte, und mehr noch sehr ungelehrte Forscher als über eines der wichtigsten Ereignisse der Weltgeschichte ihre dünnen Kopfwände zerbrochen haben. „Seine erste unglückliche Liebe" sagen die Goethe-Romantiker. Ob sie zu diesem Ausrufe eine historische Berechtigung haben? Aber wer wird sich denn um Historie und historische Berechtigung in einer Zeit kümmern, in der das Geschichtenmachen an der Tagesordnung ist.

Bei einer sogenannten „unglücklichen Liebe" ist es ja gar nicht nothwendig, daß beide Parteien unglücklich werden, oder mindestens sich unglücklich fühlen; es ist schon ein Theil genügend, um diese Bezeichnung in Anwendung bringen zu können.

Goethe selber berichtet über sich, daß er sich in derlei verzwickten Fällen mit seiner reichlichen Weltklugheit hinlänglich zu beruhigen wußte, wenn ihm auf einer Seite „eine Sonne unterging", so hat er seinen Trost „in einem auf der andern Seite auftauchenden Monde gefunden."

Sessenheim ist ein Wallfahrtsort für gefühlvolle Pilger geworden; selbst zum Reliquiencult haben sich viele derselben bekehren lassen. Es werden factisch, wie wir es aus Wallfahrtsbüchern nachweisen, einige alte, vermorschte und verschlissene

Ober- und Unterröcke und noch andere Garderobestücke aus dem Nachlasse dieser armen Person hergezeigt, und wie es die, diesen Cultusgegenständen gebührende Andacht und Rührung erheischt, mit thränenfeuchten Augen von blassen Jünglingen und von Damen verschiedener Altersclassen in Augenschein genommen.

Unter diesen Pilgern giebt es auch große Dichter, z. B. einen Herrn Albert Grün (wir werden auf seine unsterblichen Aussprüche später zurückkommen), der den hieher gerathenen Damen wörtlich zuruft: „Entschießen dem Auge Thränen, laßt die Thränen fließen.“ Es wäre doch einige Vorsicht anzuwenden und sicher nicht gut, wenn diese Damen so ungenirt ihre Thränenschleusen aufziehen und ihre Thränen stromweise entschießen lassen, sondern um des allgemeinen Besten willen Sacktücher mitbringen, um selbe vor die Augen halten zu können, die Röcke sind ohnehin schon morsch, die heiße und gesalzene Thränenfluth würde dieselben in puren Zunder auflösen und die Andacht der nachkommenden Geschlechter wäre um einen der werthvollsten Cultusgegenstände ärmer geworden.

Ueber diesen Reliquiencultus darf sich Niemand lustig machen; er bekäme die ganze Aufklärungsarmee an den Hals, und würde im Angesichte von ganz Europa als ein dummer und blöder Fanatiker in Acht und Aberacht erklärt werden.

Wir wollen die Richtigstellung dieses Capitels aus der Kirchengeschichte und Hagiographie modernen Culturlebens als eine Aufgabe des Historikers betrachten, und um nur recht unparteiisch sein zu können, vorzüglich jene Quellen benützen, mit denen die frömmsten und begeistertsten Pilger nach Sessenheim die deutsche Literatur bereichert haben. Ob wir uns dabei auch immer des tragischen Ernstes befleißigen können und werden, das wollen wir eben nicht versprechen.

Ein Dr. August Diezmann hat ein eigenes 390 Seiten starkes Buch herausgegeben und in tiefster Ehrfurcht alle die glücklichen und unglücklichen, bereits vertrockneten Sonnenblumen gesammelt, welche die Dichtersonne angeschienen hat *).

*) Goethe's Liebschaften und Liebesbriefe. Von Dr. August Diezmann. Leipzig. Wiegand. 1868.

Nun sind aber diese Blumen zu riesig und ungeschlacht, um sie in einem Herbarium unterbringen zu können. Diezmann bereitet nun aus den Kernen das ranzige Sonnenblumenöl, welches zu einem salbungsvollen Buch über Goethe's Liebschaften ganz gut zu verwerthen ist.

Es müßte die moderne Schul- und Töchter-Pensionats-Bildung ganz unfruchtbar verlaufen sein, wenn es nicht viele junge Damen moderner Erziehung gäbe, welche mit einem gewissen Neid die biographischen Federzeichnungen von jenen Frauenbildern lesen, die von der Dichtersonne vom Aufgang bis zum Niedergang derselben (von der Friederike von Sessenheim bis zum Fräulein von Levetzow) beschienen und mitunter auch in das rechte Licht gestellt worden sind.

Fräulein Levetzow hatte einige Bedenken gegenüber den Schwüren ewiger Liebe des 75jährigen alten Herrn. Diese Dame war sehr klug und berechnend. Einmal sah sie, daß dieser Herr nur mehr über eine sehr kurze Spanne Ewigkeit zu verfügen hat, und dann hatte sie sich aus Goethe's eigenhändig geschriebenen Leben (Wahrheit und Dichtung) den Schluß abstrahirt: die Wahrheit des Buches bestehe darin: daß die Schwüre ewiger Liebe bei ihm in das Gebiet der Dichtung gehört haben. Sie hat sich bekanntermaßen für die ihr zugedachte Ehre allerhöflichst bedankt, und in diesem Falle ist die Dame sicher nicht der unglückliche Theil dieser unglücklichen Liebe gewesen.

Kehren wir zu unserem Welthistoriker Dr. Diezmann zurück. Die arme Friederike hat in seinem Buch — der großen Concurrenz wegen — nur 12 Seiten bekommen. Seit 1868 ist aber eine ganze eigene Friederiken-Literatur über Sessenheim hereingebrochen.

Diezmann hatte in seinem Buch (wir wollen es poetisches Pensionat nennen) nur 16 Stuben bereit, um seine Damen unterzubringen. Der Raum mußte nun so ziemlich gleichmäßig vertheilt werden.

Diezmann ist aber mehr Dichter als Historiker und mehr Vertheidiger in Strafsachen als Dichter. Er bemüht sich im engen Raume ein Gemälde der Sessenheimer Geschichte in den hellsten Farben zusammenzupinseln.

Leider macht Goethe selbst in vertrauten Briefen aus jener Zeit einige sehr schwarze Klekse in dieses Gemälde hinein, die alle schönen Farben des wohlwollendsten Pinsels außerordentlich alteriren.

In seiner: Wahrheit und Dichtung hat sich der Dichter selbstverständlich mit der Wahrheit nicht wehe gethan; wenn ihm dieselbige nicht geheuer dünkte, hat er zur Dichtung seine Zuflucht genommen, was in seiner Biographie wahr ist, das hat er nicht gedichtet und was er gedichtet hat, das ist nicht wahr. Der Leser soll auch einige Arbeit haben und sich das Wahre vom Gedichteten selber auseinander klauben.

Goethe liebte es, im Reden und im Schreiben räthselhaft zu sein (wie es auch Holtei bemerkt hat). Von seinem Standpunkte hatte er recht; hat man ihn ja schon während seines Lebens für ein Orakel gehalten und die alten Orakeldamen haben die schöne Gewohnheit gehabt, ihre Auskünfte für verschiedene eventuelle Begebenheiten einzurichten.

Abgesehen von der christlichen Moral setzt hier der Dichter auf seinem Pegasus über ein durch ihn zertretenes Frauenherz hinweg und erzählt noch dazu die Geschichte mit kaltem Blut, welche Erzählung er für „poetische Beichte", „selbstquälerische Büßung" und „innere Absolution" hält.

Diezmann berichtet den Aufenthalt Goethe's in Sessenheim und schließt: „Gesunder und froher als von Leipzig kam er wieder nach Hause „„aber (schreibt Goethe) die Antwort Friederikens auf einen schriftlichen Abschied zerriß mir das Herz. Es war dieselbe Hand, derselbe Sinn, dasselbe Gefühl, die sich zu mir, die sich an mir herangebildet(?) hatten. Ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt und sah keine Möglichkeit, ihn zu ersetzen, ja zu lindern. Sie war mir ganz gegenwärtig, stets empfand ich, daß sie mir fehlte und das Schlimmste war, ich konnte mir mein eigenes Unglück nicht verzeihen. Gretchen hatte man mir genommen, Aennchen mich verlassen, hier war ich zum ersten Male schuldig; ich hatte das schönste Herz in seinen Tiefen verwundet, und so war die Epoche einer düsteren Reue bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe höchst peinlich, ja unerträglich. In der Zeit, als der Schmerz über Friederikens Lage mich beängstigte, suchte ich nach wie vor alle Hilfe bei der Dichtkunst. Ich setzte die hergebrachte poetische

Beichte fort, um durch diese selbstquälerische Büßung einer inneren Absolution würdig zu werden. Die beiden Marien in Götz von Berlichingen und Clavigo, und die beiden schlechten Figuren, die ihre Liebhaber spielen, möchten wohl Resultate solcher reuigen Betrachtungen gewesen sein." —

Das ist jedenfalls ein neuer, sehr vortheilhafter und außerordentlich trostreicher Katechismus für Lebemänner. Mit so großer Nachsicht sind Beichte, Büßung und Absolution noch nicht behandelt worden!

Wenn man nun liest, wie Mathias Claudius das Gewissen und die Ehre von Frauen mit aller Rücksicht und Schonung, eben auch des Gewissens und der Ehre derselben, behandelt wissen will, und wenn man in der Biographie dieses Mannes liest, mit welcher Treue, Hingebung, Aufopferung und Liebe er seine Frau, früher ein armes Landmädchen, behandelt hat, so kann man es sich erklären, daß das Dasein, das Leben und die Schriften des Mathias Claudius dem Goethe im höchsten Grade zuwider sein mußten, und zwar so sehr, daß er ihn „einen Narren" nannte, „der voller Einfaltsprätensionen stecke", und dem armen Teufel von oben herab Schimpf und Unglimpf an den Kopf warf.

Wenn man im sittlichen Leben eine verdächtige Figur gespielt hat, und meint, es sei eine Ausgleichung oder eine Sühne, wenn man sich selber als eine schlechte Figur auf die Bühne bringt oder in einem Roman abschildert, so kann das doch nur von einer totalen moralischen Begriffsverwirrung herkommen.

Nicht nur Goethe, auch seine Verehrer haben von je die Untreuen des Dichters abzuschwächen oder zu entschuldigen gesucht.

2. Die Sessenheimer Literatur. Friederike wird verleumdet und beschimpft, um dem Goethe herauszuhelfen.

Diese arme Friederike hat schon eine ganze Literatur veranlaßt *). Muschkau verzeichnet 11 eigene Werke, 35 Zeitschriften-Abhandlungen, 6 Dramen und Poesien, 6 Kupferstiche (fromme Phantasien, es ist von Friederike kein Originalporträt bekannt), und 14 Schriften, welche nebenbei über Friederike handeln.

*) Friederike Brion von Sessenheim. Ein Beitrag zur Friederiken-Literatur. Von Dr. Alfred Muschkau. Leipzig, bei Senf, 1879.

Um Goethe zu entlasten, hat man die arme Person verleumdet. Der Verleumder ist kein und hat keinen Gewährsmann. Er nennt sich nicht und er nennt das alte Weib nicht, auf deren Bericht er seine Verleumdung vorträgt. Somit kann diese Quelle nicht einmal auf den Titel: Alterweibertratsch Anspruch machen, denn das Ganze ist ja nur eine von einem Ungenannten einem ungenannten (fingirten) alten Weib in den Mund gelegte und nach der Hand als verlogen erwiesene Finte.

Die Arme wurde schon 1840 verdächtigt, sie sei durch den katholischen Pfarrer in Sessenheim zu Falle gekommen. Varnhagen von Ense gab in Berlin (Duncker 1840) heraus: „Wallfahrt nach Sessenheim. Von August Ferdinand Näke, weiland Professor in Bonn". Dieser Näke erzählt S. 43: „Goethe anbelangend, sagte mir Schweppenhäuser (1822 Pfarrer in Sessenheim) gleich nach der ersten Begrüßung im Gärtchen mit Beziehung auf die Anfragen des Literatus, der vor mir dagewesen war, daß es ihm, Schweppenhäuser, eine Freude sei, den Ruf des großen Mannes ganz retten zu können: Goethe würde ganz gewiß Wort gehalten haben, wenn nicht ein Unfall dazwischen gekommen wäre. Man kann denken, wie ich gespannt war. Und gleich darnach im Wohnzimmer setzten wir uns, und er begann abermals: die Beschuldigung, als habe Goethe das Mädchen sitzen gelassen, sei ungegründet. „Diese Affaire erhöht vielmehr sein Lob und ist ein Beweis seiner Großmuth." Goethe hätte in seiner Erzählung wenigstens so viel sagen können, daß ein Unfall sein Verhältniß zu dem Mädchen aufgehoben, aber auch das habe er nicht einmal gethan, habe vielmehr aus Delicatesse sein Betragen einer Mißdeutung ausgesetzt. Nämlich nachdem Goethe treu (?) von Straßburg weggegangen, sei (?) folgendes geschehen: Es ist damals der katholische Pfarrer von Sessenheim, ein gewandter und einnehmender Mann gewesen: mit dem ist Friederike in ein Verständniß getreten und „kommt zu Fall." Es ärgert mich (?), daß ich nicht mit der vollsten Gewißheit angeben kann, ob der katholische Pfarrer damals schon, wie jetzt, neben dem protestantischen gewohnt*), doch meine (?) ich: daß mir

*) Da hätte ja Näke nur mündlich oder schriftlich zu fragen gebraucht. Für 50 Jahre zurück giebt es ja noch Augenzeugen über die Lage der beiden Pfarrhöfe.

Schweppenhäuser ausdrücklich so gesagt, und schon an sich ist die größte Wahrscheinlichkeit dafür. Der Verführer hat Reinbold geheißen. Als nun Goethe nach 8 Jahren wiedergekommen, „um sein Wort zu lösen", da habe er diesen Stand der Dinge gefunden und habe sich natürlich zurückgezogen". — —

Näke selber schenkte dieser ganzen Schweppenhäuserei keinen rechten Glauben, denn er bemerkt darüber: „Nun in diesem Glauben mochte ich den ehrlichen Schweppenhäuser nicht stören, obgleich persönlich eines andern gewiß, gewiß, daß Goethe schon beim Weggange von Straßburg und Sessenheim seiner Liebe zu Friederiken und fernerem Entschlusse entsagt, gewiß, daß er nach acht Jahren nur wiederkam, um Friederike noch einmal zu sehen, nicht um ihr seine Hand anzubieten. Was Schweppenhäuser von diesem letzten Besuch Goethe's in Sessenheim und von Goethe's Gesinnung dabei sagte, war offenbar nur aus Goethe's Erzählung von diesem Besuche geschöpft und Combination, wohlwollende Combination, daraus. Zwar sagte er nicht, daß es Combination sei, aber wenn er anderswoher ein Datum dafür gehabt hätte, er hätte es sicherlich angeführt. Was ich hier sage, gilt auch von anderen Dingen. Es ist mir seitdem manche Frage eingefallen, die ich bedauere(?) an Schweppenhäuser sie nicht gethan zu haben."

S. 47. „Ich fragte, was aus Friederikens Kind geworden sei; Schweppenhäuser wußte es nicht, Reinbold ist nachher in der Revolution emigrirt, ist wiedergekommen, doch nicht in Sessenheim, und war drei Jahren irgendwo(?) in der Nähe(!) aber angestellt, wie ich mich deutlich zu erinnern meine, gestorben."

S. 51. Näke: „Auch an Schweppenhäuser möchte ich ein paar Fragen mehr gethan haben, insbesondere murrt mein philologisches Gewissen, wie ich es denn nur habe unterlassen können, ihn nach der Quelle seiner Nachrichten zu fragen; zwar sage ich mir (!), er habe sie allem Vermuthen nach(!) von seinem Bruder, und in jedem Fall(!) aus der besten Quelle. Aber schon ist der Entschluß gefaßt, an Schweppenhäuser zu schreiben, und ihm nicht allein, wie ich mir gleich vorgenommen hatte, nochmals auf's beste zu

danken, sondern auch ihn um dies und das, und namentlich darum mit aller Bescheidenheit zu fragen, woher er seine Nachrichten habe?" — —

Mit diesen Worten schließt Näke und sein Herausgeber Varnhagen das Büchlein. Näke hat nicht geschrieben, nicht um die Quelle der Nachrichten gefragt, sagt aber früher doch: in jedem Falle hat Schweppenhäuser aus der besten Quelle geschöpft. — Welche Logik!!

Dieser 1840 erschienene Schweppenhäuserische Bericht zur Entlastung Goethe's und zur Belastung der Friederike und des katholischen Pfarrers (zwei Fliegen auf einen Schlag) benützte in der Zeitung für die elegante Welt (Nr. 199—200) Jahrgang 1840, ein Talmipariser, das heißt ein ungenannter Mitarbeiter für die „Elegante Welt", und wärmte die anfangs 1840 erschienene Broschüre von Näke in einem Artikel auf, den er aus Paris datirte (der Pariserstempel galt damals noch als was Besonderes), und in dem er als Quelle der Geschichte ein altes Weib in Sessenheim nannte, welches alte Weib er aber sehr vorsichtig nicht genannt hat; er bezeichnet sie nur mit den Titel: Nachbarin; und thut so, als ob er des Elsaßer Jargons vollkommen mächtig wäre (wahrscheinlich ist er eines andern Jargons noch viel mächtiger gewesen). Der Talmipariser schmückt nun den Bericht Schweppenhäuser-Näke-Varnhagen aus, indem er dieser alten, ungenannten Nachbarin folgende Worte in den Mund legt:

„Der Pfarrer Reinbold war ein kleines Männle mit blaue Gukele, aber er hätt's hinter den Ohren gehabt, und dacht halt, es ist besser ä Pfarrer und wär's ä katholischer als gar keiner. Ich hab sie oft weine gesehe im Garten unter der Reb', da is das Pfarrerle als herübergeschliche und hat er ä Predigt gehalte. Gott weiß, was das für ä Predigt war. So geht's halt, wenn mer jung isch." — —

Dem Psychologen wird folgender Nachsatz des talmihistorischen Correspondenten genügen, um zu ersehen, was in seinem Berichte an Wahrheit enthalten ist. Um die Worte, der Nachbarin in den Mund gelegt, recht glaubwürdig zu machen, sagt er gleich darauf: „Das sind köstliche Worte, und sie zeigen, was für Weisheit und Menschenkenntniß auch in einer alten Bäuerin stecken kann."

Mit diesem Eigenlob seines Referates hat er die Lüge desselben signalisirt, und dargethan, daß er sich aus dem, einige Monate vor seinem Artikel erschienenen Näke-Büchlein, diesen Artikel zusammengestoppelt hat.

In ähnlicher Weise berichtet Kneschke und schenkt der sogenannten, aber ungenannten „Nachbarin“ vollkommen Glauben. Wie diese Herren oft gar so gläubig sind, wenn sie einen Glauben brauchen können und verwerthen wollen.

3. Wie Düntzer das Sitzenlassen der armen Friederike: Goethe's erste große Entsagung nennt!!!

Merkwürdiger Weise ist der nachfolgenden (nach 1840) Goethe-Literatur diese „Nachbarin“ gar zu unauthentisch vorgekommen; es wurde der „Zeitung für die elegante Welt“ kein Glaube geschenkt.

Kneschke aber fügt noch bei: „Und nun noch einige Worte über Freimund Pfeiffer's Buch: Goethe und Friederike. In diesem Ergusse einer ziemlich willkürlichen Phantasie, die am Ende doch nur auf eine Mystification des Publikums hinausläuft, wird freilich ohne beweisende Thatsachen anzuführen, Friederike als ganz unschuldig, d. h. weder von ihrem ersten, noch von ihrem zweiten Geliebten verführt, erklärt. Aber auch Goethe kommt gut weg. „Es wäre nämlich eine Untreue gegen seinen Geist gewesen, wenn er sich nicht zur Trennung von Sessenheim verstanden hätte.“

Sonderbar! Dem Pfeifer, der sich doch nennt und ein Buch herausgiebt, glaubt Kneschke nicht, weil er keine beweisende Thatsache anführt, aber dem alten ungenannten Weibe, auf das sich ein ebenfalls ungenannter Pariser Correspondent beruft, glaubt er, und da sind auch gar keine Beweise vorhanden. Kneschke hat ja auch über den jungen Goethe behauptet, er sei „ein tüchtiger und hochgeachteter Mann“ geworden und ist bei Holtei's Bericht wie der Priester und Levit beim halberschlagenen Mann mit abgewendetem Gesicht vorbeigegangen. Wir haben schon anderwärts bemerkt, daß Kneschke eine eigene Manier

hat, mit historischen Thatsachen umzuspringen; er ist Erfinder der „Kneschkologie".

Die Entschuldigung aber von der Untreue gegen seinen Geist u. s. w. ist hoch interessant! Da wäre die factische Treue eine Untreue gegen den Geist und die Untreue eine Treue gegen den Geist. Ein Verkünder dieser Logik und dieser Moral könnte dem Lehrstuhl der philosophischen Ethik an der Universität zu Sodoma zur Zierde gereichen.

Daß Düntzer von Goethe jede Schuld am Lose der armen Pfarrerstochter hinwegzunehmen sucht, ist selbstverständlich und von Düntzer nicht anders zu erwarten. Er spintisirt wie folgt: „Goethe dachte sich*), daß für den Fall, daß er die Friederike heirate, diese im Hause seines Vaters, sollte dieser, was kaum zu denken, sich die ländliche Schwiegertochter gefallen lassen, ein höchst gedrücktes Leben führen würde. Hiernach blieb ihm, wollte er sie nicht unglücklich machen, nichts Anderes übrig, als sich vom Vater zu trennen, sich auf seine eigenen Füße zu stellen. Wie aber hätte er dieses zu thun vermocht, da er sich die juristische Laufbahn als ein ihm keineswegs sein Auskommen sicherndes Nebengeschäft dachte, ihm vor Allem seine Ausbildung und sein dichterisches Schaffen am Herzen lagen. Und wie ein drohendes Gespenst erschien ihm der Gedanke, alle Pläne des Vaters, dem er so viel verdankte, grausam zu zerstören. In dieser durch seine Unbesonnenheit verschuldeten Noth gab er das Glück seines Herzens auf, um seine geistige Entwicklung zu retten, wobei es ihn freilich unendlich schmerzte, daß er auch das Glück der so zarten, eben leidenden Geliebten opfern mußte, die, wie er fühlte, keinem andern angehören könne. Es war für ihn ein harter Kampf, dessen Entscheidung aber schon im Anfang unzweifelhaft war, wie schwer es seinem Herzen auch fiel, diese wirklich zu treffen. Wolfgang gab mit blutendem Herzen Friederiken auf, um sich selbst nicht zu verlieren. Es war seine erste große Entsagung, freilich eine tragische, die dem edelsten, des höchsten Glückes werthen Wesen fast (!) das Herz brach." — —

*) Düntzer weiß immer ganz genau, was sich Goethe vor hundert Jahren gedacht hat. Er ist der größte Rückwärtsprophet des 19. Jahrhunderts!

O Düntzer! Man sieht diesen Herrn im Geiste, wie er sich nach einer fertig gebrachten Vertheidigerrede in Strafsachen die Hände reibt, zu sich selber sagend: „Das ist mir wieder gelungen.“ Die Berechtigung der Existenz des Herrn Dr. Düntzer hat Goethe selber ausgesprochen: „Es muß auch solche Käutze geben.“

Dieser Düntzer ist der glücklichste Historiker des 19. Jahrhunderts. Wir ersuchen den Leser, das obige Meisterwerk von Vertheidigung genau zu lesen. Es ist das Kunststück mit der einen leeren Schachtel, wobei immer eine kleinere in der anderen größeren eingeschlossen wird. 1. Zuerst ein ganz kleines aber leeres Schächtelchen mit der Devise: „Goethe dachte sich“. 2. Schachtel: „Sollte sich dieser (der Vater) die ländliche Schwiegertochter gefallen lassen?“ 3. „was kaum zu denken ist.“ 4. „Hiernach blieb ihm nichts Anderes übrig, als“ u. s. w. 5. „Wie aber hätte er dies zu thun vermocht.“ 6. „Da er sich die juristische Laufbahn als ein — Nebengeschäft dachte.“ 7. „Wie ein drohendes Gespenst erschien ihm der Gedanke, die Pläne seines Vaters zu zerstören.“ 8. „In dieser durch seine Unbesonnenheit verschuldeten Noth u. s. w.“ 9. „Wobei es ihn unendlich schmerzte, daß er — — opfern mußte.“ „10. Wobei er fühlte, daß sie keinem Anderen angehören könnte.“ 11. „Es war für ihn ein harter Kampf.“ 12. „Die Entscheidung war aber schon im Anfang unzweifelhaft.“ 13. „Wie schwer es seinem Herzen war, diese wirklich zu treffen.“ (Wie Einem ein Kampf schwer werden kann, der schon vor Beginn des Kampfes entschieden ist!!)“ 14. „Er gab mit blutendem Herzen Friederiken auf.“ 15. „Um sich selbst nicht zu verlieren.“ 16. „Das war seine erste Entfagung, die dem edelsten Wesen fast das Herz brach.“

Diese sechzehnte Schachtel schließt alle anderen fünfzehn in sich und ist die größte. Goethe gesteht, daß er der Friederike das Herz gebrochen. Düntzer läßt ihr das Herz in seiner Milde nur „fast“ gebrochen sein. Der neugierige Leser macht nun, wie ein Knabe, der das eingeschachtelte Vexirpräsent bekommt, zuerst die größte Schachtel auf, dann eine nach der andern, und in der letzten kleinsten ist auch nichts drinnen. Denn Düntzer legt in diese kleine Schachtel die Worte hinein: Goethe dachte sich. — Goethe hat dem Düntzer sicher nicht gesagt: was er sich dachte — aber Düntzer hat die göttliche

Eigenschaft, Herz und Nieren zu durchforschen — er weiß immer ganz genau, was sich andere Leute vor einem Jahrhunderte gedacht haben — was sich aber die Leute in der Gegenwart von ihm, dem Dr. Düntzer, denken, davon hat der Glückliche keine Ahnung!

4. Ankläger und Vertheidiger der armen Friederike. Werke über dieselbe.

Ein Friederiken-Buch, welches aber auch von Goethe-Verehrern als ein großes Phantasiestück bezeichnet wird, haben wir von Leyser *). Dieser Herr bringt einen sehr ausgesponnenen Roman, den Lenz, Goethe's Freund, mit Friederiken durchgelebt haben soll.

Leyser bringt auch Briefe. Düntzer ist über diese Briefe besonders aufgebracht. Er erblickt in Lenzens vorliegenden Briefen nur eine Sucht nach Abenteuern, eine bloße Comödie. Die Stellen in Lenzens Briefen, in welchen er der Gegenliebe Friederikens sich rühmt, erklärt Düntzer ohne weiters für unwahr.

Leyser bespricht auch Näke-Schweppenhäuser und sagt darüber S. 212:

„Schweppenhäuser hat sich zwar hinsichtlich des Ortes und der Zeit, in welche er seine Angaben verlegt, geirrt, in der Sache selbst ist seine Angabe gegründet. Ein Sohn Friederikens wurde geboren gegen das Ende der 80er Jahre zu Urmatt, einem Dorf an der Straße von Rothau nach Straßburg, und starb im frühen Alter zu Stephansfeld bei Straßburg. Unser (Leyser) Gewährsmann ist der einzige noch jetzt lebende Enkel des Pfarrers von Sessenheim, der sich Friederikens noch persönlich erinnert. Schon zu Anfang unseres Jahrhunderts ging ein dunkles Gerücht, das K. Bahrs in der Novelle „Das Geheimniß" wieder erneuert hat, Friederike habe von Goethe einen Knaben gehabt, der zu Straßburg ein niedriges Gewerbe habe ergreifen müssen. Eine betagte Dame zu Straßburg (ohne Namen), welche der Familie Brion nahe steht, und heute

*) Goethe zu Straßburg. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Dichters. Von J. Leyser. Neustadt a. d. Haardt. Gottschik 1871. 272 S.

noch von grimmigem Hasse gegen Goethe erfüllt ist, hat mir das Gerücht als grundlos bezeichnet" *).

Wie sich Schweppenhäuser hinsichtlich des Ortes und der Zeit geirrt hat, so mag er sich auch überhaupt geirrt haben.

Eine gute Bemerkung macht Leyser über den angeblichen (in neuester Zeit auch von Goethe-Freunden als unerwiesen erklärten) Fall Friederikens, er sagt: Die einen beklagten diesen Fall, „den anderen gereichte es zu einer gewissen Genugthuung, an Friederiken einen Flecken zu entdecken, weil Goethe's Treubruch dadurch gerechtfertigt erschien, und sein Stern in neuem Licht erstrahlte."

Wir kommen zu einer neuen Schrift über Friederike vom gegenwärtigen Pfarrer von Sessenheim (Friederike Brion, Geschichtliche Mittheilungen von Phil. Ferd. Lucius, Pfarrer in Sessenheim. Straßburg, Heitz, Schlauchgasse 5. 1877. 198 S.).

Der Herr Pfarrer beginnt mit einem Dithyrambus auf Goethe und Friederike; ganz natürlich, denn durch diese beiden Personen ist Sessenheim zu einer der berühmtesten Pfarreien im Elsaß und der Pfarrhof daselbst zu einem Wallfahrtsort für Pilger geworden, die sich hier ihrer frommen Gefühle mit thränenfeuchten Augen zu entledigen versuchen. Wer wird diese Pilger nicht in stiller Achtung gewähren lassen? Schon einfach deshalb, weil man am Ende in irgend einen Proceß wegen versuchter Religionsstörung verwickelt und mit irgend einem hierüber existirenden Paragraph in Collision gerathen könnte.

Lucius beginnt: „Wenn die sinnige Inschrift, welche auf dem Friedhofe zu Meißenheim das Grabmal F. Brion's ziert, von (?) Unsterblichkeit rühmt, die derselben zu Theil geworden, so scheint die Zeit diesen dichterischen Ausspruch mit jedem Tage immer mehr bewahrheiten zu wollen, denn in immer weitere Kreise dringt der Name der schlichten Pfarrerstochter, in immer steigendem Maße knüpft sich das Interesse an diese anziehende Erscheinung" u. s. w.

Lucius stellt Goethe für seinen Aufenthalt in Sessenheim nicht eine absolute Sittennote aus: „Schon mehr ist es wegen

*) Wiederholt fordern die Herren Literaten in dieser Angelegenheit Aufschlüsse von Mitgliedern der Familie Brion — jedenfalls mehr Flegelei als Zartheit der Empfindung, derlei Aussagen von der Familie zu verlangen.

des Interesses, das sich unwillkürlich an die Schicksale jenes Mädchens knüpfen muß, das so plötzlich und so unerwartet aus der Dunkelheit, in welcher es bis dahin glücklich gelebt, hervorgehoben, in das Leben eines der größten Geister aller Zeiten hineinverflochten wurde, als Opfer seiner unstäten Triebe und des Dranges der Verhältnisse fiel, um später wieder in der Erinnerung der Nachwelt sich zu erheben und ein Gegenstand des sympathetischen Interesses für Viele zu werden. Eine ungesuchte, aber um so theurer erworbene Unsterblichkeit fürwahr, denn das Glück ihres ganzen Lebens hatte sie dafür einsetzen und hergeben müssen!"

5. Tieck, der erste Pilger nach Sessenheim. Pfarrer Lucius giebt ein Wallfahrtsbuch zur Verehrung der Friederike heraus. Pläne des alten Pfarrhofes sammt den Sauställen und noch ungebührlicheren Localitäten gewissenhaft gezeichnet.

Der erste Sessenheimer Wallfahrer war Ludwig Tieck, doch ein Dichter bedeutenden Ranges; und der schrieb darüber: „Eine unpoetische Wehmuth erfüllte mich, daß Alles dort so anders, so ganz anders war, als meine Phantasie nach der unvergleichlichen Schilderung unseres Dichters es mir vorgemacht hatte."

Daß es vielen poetischen Pilgern so ergangen, berichtet selbst Lucius (S. 19): „Seit 16 Jahren nämlich stehe ich zu Sessenheim im Pfarramte und bewohne demnach daselbst gerade diejenige Stätte, welche den nach Sessenheim kommenden Pilger am meisten anziehen muß — nämlich die Pfarre. Und da klopfen denn auch die meisten Besucher an, um die wenigen Reliquien zu besichtigen, welche die Zeit verschont oder Verehrer des Dichterfürsten in's Sessenheimer Pfarrhaus geschickt, um sich von mir über die Gegend oder die verschiedenen „classischen Punkte" orientiren zu lassen und dabei womöglich an Ort und Stelle bei mir Erklärungen, Nachrichten u. s. w. einzuziehen, die ihnen anderswo nicht leicht zugänglich sind. Diese fragenden und ausforschenden Besucher, die sich stets für das, was ich ihnen mitzutheilen im Stande war, äußerst erkenntlich zeigten, haben denn auch zur Veröffentlichung vorliegender Blätter Veranlassung gegeben."

Wir finden es vom Standpunkte des Herrn Pfarrers sehr klug, daß er lieber ein ganzes Wallfahrtsbuch herausgab, um nicht seine Zeit mit beständigen Erklärungen an die herkommenden Pilger verschwenden zu müssen. Es ist keine kleine Aufgabe, mit Hunderten von mondbleichen Gesichtern, die mit fragenden Mienen heranrücken, zu verkehren, und ihre hochromantische Neugierde zu befriedigen. Lucius bringt eine genaue Beschreibung des Ortes, des Pfarrhofes (mit Abbildungen vom Pfarrhof 1770), einen Plan des alten und des neuen Pfarrhauses, gezeichnet topographisch in Farbendruck: a) Wohnhaus, b) Scheune und Stallungen, c) Schweineställe, d) Blumengärtchen, e) Gemüsegarten, f) Baumgarten, g) Gemüsegarten, h) Hof, i) Jasminlaube, unter Pfarrer Schweppenhäuser verpflanzt und jetzt bei k stehend).

Beim Pfarrerhaus ist selbst mit zarter Gewissenhaftigkeit jener Ort angezeigt, den ein poetischer Topograph mit einer Jasminlaube hätte maskiren sollen. Vermuthlich hat der Herr Pfarrer gemeint, die romantische Neugierde, welche mit ihrer lehrbegierigen Nase sämmtliche Reliquienkästen des geweihten Hauses auszuforschen sich vorgenommen hat, durch diese sehr auffällig gelungene Andeutung in jeder Richtung befriedigen zu sollen. Ob es gerade nothwendig gewesen ist, auch die „Schweineställe“ in den topographisch-poetischen Reliquiencult mit hinein zu beziehen, das mögen approbirte Verschleißer ästhetischer Gefühle beurtheilen, in deren Genossenschaft wir sicherlich aufgenommen zu werden nicht verdienen. Selbst ein Holzschnitt, das Pfarrhaus in Niederrödern, in welchem Friederike geboren wurde, verziert die Schrift des Herrn Lucius.

Auch des gegenwärtigen, achteckigen, stattlichen Kirchthurmes wird gedacht, „den Albert Grün gar sinnig mit einem umgestürzten Blumenkelch vergleicht“ — gewöhnlich werden aber von prosaischen Menschenkindern derlei Thurmformen umgestürzte Zwiebel oder Rettigwurzen genannt — eine Benennung, die für den Sessenheimer Thurm sehr unpoetisch und unschicklich, ja fast beleidigend genannt werden könnte. Vielleicht läßt Herr Grün handeln und wir machen — um beide Theile zufrieden zu stellen — eine Blumenzwiebel daraus.

6. Stammtafel und Familiengeschichte der Friederike. Goethe's Gemüthszustände in Sessenheim, von ihm in einem Briefe geschildert.

Folgt nun eine sehr genaue Stammtafel des Brionhauses mit Geburts- und Sterbetagen und sonstigen Geschicken sämmtlicher Familienmitglieder. Lucius hat in dieser Richtung die gewissenhaftesten Nachforschungen angestellt, um dem gefühlvollen Leser die vollste historische Sicherheit zu vermitteln.

Der Vater der Friederike wird als ein sehr wohlwollender, gutmüthiger und streng orthodoxer Altlutheraner geschildert. Der gute, arme, alte Mann mag das traurige Geschick seiner Tochter sicher nicht mit romantischen Gefühlen durchgelebt haben.

Interessant ist eine Bemerkung Leyser's (in der Schrift Goethe in Straßburg), S. 203, der sich veranlaßt sieht, eine halbentschuldigende Erklärung behufs des Friederiken-Reliquiencultus anzustimmen. Er sagt:

„Die Pfarrerfamilie zu Meißenheim war noch lange im Besitze einer Silhouette Friederikens; leider ist dieselbe nicht mehr vorhanden, wie überhaupt sorgfältige Nachforschungen uns überzeugt haben, daß ein Bild Friederikens nicht mehr existirt. Nachkommen jener Familie wohnen noch zu Dinglingen bei Lahr, und bei all' meiner protestantischen Abneigung gegen Reliquienverehrung war mir's doch ein rührender Anblick, als eine reizende Urenkelin Oliviens (einer Schwester Friederikens) schlank und blond wie Friederike, einige Kleider vor mir ausbreitete, die aus dem Nachlasse der Jugendgeliebten Goethe's, mit schöner Pietät hier aufbewahrt werden. Das ist doch sehr menschlich, von geliebten Gestorbenen oder von Unsterblichen ein Andenken werth zu halten.“ —

Wir machen hier auf die Wunderthätigkeit des alten Gewandes dieser armen Goethe-Heiligen aufmerksam, welches bei Herrn Leyser seine einbekannte Abneigung gegen den Reliquiencultus geheilt und ihm die humane Ansicht beigebracht hat, daß es doch „sehr menschlich“, „eine schöne Pietät“ und nicht gar so dumm und verwerflich sei, ein Angedenken an geliebte Verstorbene in Ehren zu halten.

Diese Wundercur an diesem Orte, an dem doch jeder, der herkommt, seine poetische Gabe zurückläßt, verdient es, in einigen Zeilen gepriesen zu werden.

Es brachten die heiligen Röcke
Der Märtyrerin Friederike,
Schon manche verstockte Stöcke,
Zum Reliquiencult zurücke.

Wir sehen hier, wie Herr Leyser
Seinen Reliquienhaß gebüßt hat,
Und als frommer Sessenheim-Reiser
Die Röcke am End' noch geküßt hat.

Lucius selbst bringt einige Stellen aus Briefen Goethe's an seinen Freund Salzmann aus Sessenheim (Juni 1771?), die er selbst mit durchschossenen Lettern darstellt:

„Es regnet draußen und drinne, und die garstigen Winde vom Abend rascheln in den Rebblättern vorm Fenster und meine animula vagula ist wie's Wetter-Fähngen drüben auf dem Kirchthurm, dreh Dich, dreh Dich, das geht den ganzen Tag, obschon das Bück' Dich, Streck' Dich, eine Zeit her aus der Mode gekommen ist."

„Ich fühl' es, lieber Freund, und fühle, daß man um kein Haar glücklicher ist, wenn man erlangt, was man wünschte. Die Zugabe, die Zugabe, die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit darein wiegt."

„Um mich herum aber ist's nicht sehr hell, die Kleine fährt fort, traurig krank zu sein, und das giebt dem Ganzen ein schiefes Ansehen. Nicht gerechnet conscia mens und leider nicht recti, die mit mir herumgeht." — — —

Jedenfalls ist es vom Pfarrer Lucius sehr ehrenhaft, daß er die vielen Entlastungsgründe für Goethe in dieser Sessenheimer Affaire nicht hinnimmt, und selbe im Gegentheil entschieden vom moralischen Standpunkt als nicht stichhältig bezeichnet. So S. 103:

„Aus solchen und ähnlichen Gründen läßt sich einigermaßen die Stimmung verstehen, die in den Sessenheimer Briefen an Salzmann vorherrscht. Verstehen und erklären, aber nimmermehr entschuldigen. Denn ganz abgesehen von dem Urtheile, das man über Goethe's Benehmen, Friederiken gegenüber, fällen muß, wenn man nicht in allzu weit gehender Bewunderung für das Genie alle sittlichen Gesetze vergißt, so fällt es Einem ungemein

schwer, sein Befremden, um nicht zu sagen, seinen Unwillen schon hier zu unterdrücken, daß Goethe, obgleich er klar voraussah, daß sein Verhältniß zu Friederiken einseitig bald aufgelöst werden würde, er dessenungeachtet dennoch in Sessenheim verblieb. Ehrlich und aufrichtig handelte er sicher nicht in dieser Stunde, wenngleich aus dem Schwanken seiner Gesinnung, und um des Zaubers willen, den Friederikens Gegenwart ausübte, ein kleiner Entschuldigungsgrund vorliegen mag. Aber, sobald er sich selbst überlassen, wiederum kühler und egoistischer Alles erwog — da neigte sich die Wagschale immer mehr nach der Seite des kalt abwägenden Verstandes und alle Argumente, die sich gegen die Liebe selbst im allgemeinsten Sinne vorbringen lassen, wurden hervorgeholt und der Reihe nach durchgangen, gleichsam um sich in der neu eingenommenen Position zu befestigen." —

7. Wie bei Goethe „Verstand und Egoismus siegen", dafür „strahlt Friederike unter den würdigen Dulderinnen der Liebe". Ein Gedicht auf den „Wallfahrtsort" und Echo darauf.

S. 112: „Und so blieb denn für diesmal der Sieg endgiltig auf Seite des Verstandes und des Egoismus, und der wankelmüthige Jüngling entschloß sich endlich dazu, seine einstige Geliebte von seinem unwiderruflich gefaßten Enschluß in Kenntniß zu setzen."

„In welcher Form dies geschehen, ist uns nicht bekannt, wohl aber gewiß in der schonendsten, in der liebendsten (!) Weise. Doch was hilft die Schonung, was hilft der Trost, wenn eine solche, allerdings nicht ganz unerwartete Botschaft eintrifft."

Am Schlusse bemerkt Lucius: „Sie hat viel geduldet" und schließt mit dem obligaten Feuerwerk, welches der Kunst-Feuerwerker Herr Düntzer bei allen seiner ihm zur Verklärungsarbeit anvertrauten Helden und Heldinnen in Bereitschaft hat.

„Dafür strahlt sie aber auch im Leben unseres Dichters im unvergleichlichen Glanze und ihr Name wird unter den würdigsten Dulderinnen der Liebe durch alle Zeiten von edlen Seelen gefeiert werden!" — —

Leider sind die Arrangeure von derlei Feierlichkeiten auch hier zu spät gekommen, was hat die arme Seele der Friederike von der Feier der edlen Seelen? —

Nachdem Lucius noch einige „Dichtungen" Goethe's über sein Leben angeführt, sagt er wirklich sehr treffend und sehr anerkennenswerth:

„Steht es so mit der Erzählung von Dichtung und Wahrheit — und im weiteren Verlaufe dieser Untersuchung werden wir noch auf manche andere Ausschmückungen hinweisen und dieselben auf ihr richtiges Maß zurückzuführen haben — so wird es wohlgerathen sein, zur Gewinnung positiver Aufstellungen, uns so viel wie möglich an die Briefe Goethe's aus jener Zeit zu halten." —

Auch Leyser*) bemerkt über Goethe's „Sessenheimer Geschichte": Den Maßstab historischer Treue darf man an diese Goethe'sche Arbeit nicht legen; er selber sagt, daß er mehr die Erlebnisse und die Art und Weise, wie er das Vergangene im Moment der Abfassung sich denke, darstellen gewollt, als die Einzelnheiten sich wirklich ereignet. Und gerade die Sessenheimer Idylle macht diesen Eindruck, daß es sich bei diesen zierlich ausgemalten Detailschilderungen um streng geschichtliche Wahrheit nicht handeln könne." —

9. Die Poesie- und Malerei-umworbene Friederike. Die Phantasieporträts, welche von Friederike existiren. Ein Herr Muschkau hofft: es wird sich doch noch ein Originalporträt finden, um die romantische Welt damit zu beglücken. Die von Friederiken noch existirenden Handschriften.

Um dem Leser (der keine Gelegenheit oder auch kein Verlangen hat, in sämmtliche Mysterien des Friederiken-Cultus einzudringen) einige Beweise zu liefern, wie die Verehrung dieser Friederike schon auf dem Culminationspunkt angelangt ist, wollen wir ein paar Stellen aus Muschkau's Schrift anführen:

Seite 2 enthält eine rührende Wehklage, daß ein Originalporträt der Friederike nicht konnte aufgetrieben werden; es wird aber die Hoffnung ausgesprochen, daß sich vielleicht doch irgendwo noch eines finden lasse; „auf jeden Fall sind sowohl hier als auch wegen der verschwundenen Originalporträts oder Originalsilhouetten genaue Nachforschungen geboten,

*) Goethe zu Straßburg. Von Leyser. Neustadt a. d. Haardt. 1871. S. 206.

und doppelt werth wird uns Goethe's Friederike sein, wenn wir aus ihrem Porträt oder aus ihrer Silhouette eine nähere und ersehnte Bekanntschaft mit ihrer allgemein so hoch verehrten Persönlichkeit zu machen im Stande sind. Möchten doch die glücklichen Eigenthümer dieser Friederiken-Bilder nicht länger mit der Vervielfältigung zögern, eine Bitte, die ich gewiß im Namen Tausender ausspreche, weil ich nicht im Entferntesten daran zweifle, daß diese Originale noch erhalten sind und nur irgend in der Mappe eines egoistischen Sammlers einen stillen und allerdings beneidenswerthen Stolz bilden." —

„Daß nach dem hier Gesagten alle sonst bekannten Darstellungen Friederikens Phantasiegebilde sind, zu denen Goethe's so eingehend hinterlassene Personalbeschreibung die meist glücklich verwerthete Unterlage bot, versteht sich von selbst. Dahin gehören als mir bekannt und in meiner Goethe-Sammlung vertreten: Friederike von W. v. Kaulbach, ferner die nach einer Zeichnung von M. Retzsch durch F. H. Eißner in Wien in Kupfer gestochene Sessenheimer Pfarrerstochter, die Friederike auf dem anmuthigen Gemälde von A. Brockmann, und auf der im Bazar veröffentlichten Zeichnung von F. Rothbart, außerdem die Friederike der Pecht- und Ramberg'schen Goethe-Galerie und endlich das von schönster Poesie verklärte Medaillonrelief Friederikens auf ihrem von Hornberger in Mannheim gefertigten Grabdenkmale auf dem Friedhofe zu Meißenheim." —

Nächstens wird ein Professor der deutschen Literatur beim Examen die Frage stellen: Wie viele Bilder der Friederike existiren? Ist Hoffnung vorhanden, das echte noch zu bekommen? Welches von den existirenden dürfte der Friederike am ähnlichsten sein? u. s. w.

Derselbe Muschkau spricht den Trost aus: „Günstiger gestaltet sich das Verhältniß in Bezug auf die Handschriften der gefeierten Pfarrerstochter. Können auch nur sehr vereinzelte Sammler sich des Besitzes einer Friederiken-Handschrift rühmen, da im Autographenhandel, so viel mir bekannt, Piècen der Friederike Brion noch niemals ausgeboten wurden, so sind deren doch vorhanden und wiederholt in Facsimiles abgebildet worden. (Muschkau führt nun acht noch existirende Handschriften der Friederike an, jede derselben des Weiteren beschreibend, und schließt dies Thema: „Daß

Goethe vor seiner Reise in die Schweiz mit allen anderen auch seine vielen, von Friederike erhaltenen Briefe verbrannte, gilt als Thatsache, nichtsdestoweniger liegt die Annahme nicht ausgeschlossen, daß Goethe's Nachlaß, der dem deutschen Volke eine terra incognita bleiben soll, noch manches handschriftliche Denkmal von seiner „Friederike" bewahrt. Die Zeit wird's hoffentlich lehren."

Muschkau ist immer hoffnungsvoll — er endet sein erstes Capitel mit dem frommen Wunsche: „Hoffen wir, daß es gelingen werde, Friederikens Pastellbild und Silhouette wieder aufzufinden und durch Vervielfältigung zum Gemeingut aller Verehrer Goethe's zu machen. Betreffs Friederikens Handschrift müssen wir uns unter Berücksichtigung der wenigen Originale schon mit dem Besitze eines Facsimile begnügen. Daß wir aber die wenigen Eigenthümer von Originalhandschriften Friederikens um ihren Schatz beneiden, werden sie uns hoffentlich nicht verübeln. Wer gehörte nicht auch gern zu diesen Glücklichen? —"

Dieser Herr liefert einen Beweis, wie man mit so Wenigem unglücklich und mit so Wenigem glücklich werden kann!! Auch die Genügsamkeit ist eine Tugend!

10. Was die Friederike noch für entsetzliche Attentate von Seite der Liebesdichter nach ihrem Tode auszustehen hat. Es regnet Gedichte. Fromme Romane.

Auch verschiedene Dichtkünstler haben sich über den Sessenheimer Stoff hergemacht und sich aus demselbigen ein kleines Stück Unsterblichkeit herauszudrechseln gesucht. Lucius findet diesen poetischen Drang ganz natürlich. Er sagt S. 15:

„Daß ein so poetisches Motiv wie die Sessenheimer Idylle auch das dichterische Schaffen der Epigonen angeregt, ist selbstverständlich. Als die gelungenste poetische Bearbeitung dürfen wir unstreitig das Schauspiel: Friederike, von Albert Grün (Straßburg, 1859) bezeichnen, das zum Zwecke hat, „den Mißklang, der durch Goethe's Leben geht":

„Nie mocht' er einem Weibe ganz sich geben,
Und die ihn liebten, sind geopfert worden —"

zu beseitigen. Inwieweit ihm dies gelungen, in wieferne

überhaupt der Stoff der „Sessenheimer Idylle" zur dramatischen Bearbeitung sich eignet, sind Fragen, deren Beantwortung nicht hierher gehört. Jedenfalls darf dieses Drama das Recht, als einer der talentvollsten Ehrenrettungsversuche Goethe's zu gelten, in Anspruch nehmen." — So schreibt Herr Pfarrer Lucius als Dramaturg und Kritiker. Nun, da wird es wohl erlaubt sein, wenn auch wir es wagen, mit unseren geringen Erfahrungen in Dramaturgie und Logik an die Aussprüche Lucius' prüfend heranzukommen.

1. Lucius sagt: Albert Grün's Schauspiel ist „unstreitig die gelungenste poetische Bearbeitung", die zum Zwecke hat, den Mißklang in Goethe's Leben zu beseitigen". — Mißklänge kann man zum Schweigen, zum Stillsein bringen, aber nicht beseitigen; an diesem kleinen Verstoß liegt nicht viel, aber Lucius sagt ferner:

2. „In wiefern diese Sessenheimer Idylle sich zu einer dramatischen Bearbeitung eignet und wiefern ihm sein Vorhaben gelungen? das sind Fragen, deren Beantwortung nicht hieher gehört!" Grün's Stück ist nach Lucius die gelungenste poetische Bearbeitung, aber ob a) der Stoff zu einer poetischen Bearbeitung sich eignet, und b) inwiesern dem Grün sein Vorhaben gelungen, das sind Fragen, die nicht hieher gehören und doch ist

3. Die Arbeit Grün's die gelungenste und zwar unstreitig. Was ist ihm denn gelungen? Darum darf man nicht fragen! und ob der Stoff ein poetischer ist, darum darf man auch nicht fragen.

4. Das „unstreitig" des Lucius hat noch Niemand angefochten" — es lohnt sich eben nicht der Mühe, darüber zu streiten. Lucius schließt das Lob Grün's: „Jedenfalls darf dieses Drama das Recht, als einer der talentvollsten Ehrenrettungsversuche Goethe's zu gelten in Anspruch nehmen."

Aber: ob ihm der Versuch gelungen ist, darf man nach Lucius nicht fragen! Wir fragen aber trotz diesem Verbot und antworten: ein Shakespeare kann historische Thatsachen nicht wegdramatisiren; und ein Shakespeare hätte es auch nicht versucht, der hat sich an großartige Stoffe herangemacht, Grün ist aber kein Shakespeare und darum hat er es versucht!

Lucius nennt uns noch einen Schuller, einen Pfeifer, einen Freieisen, dann einen ungenannten Dichter, der in Berlin 1869 „Friederike von Sessenheim" Goethe's Prosa in schwerfällige prosaische Hexameter verschmiedet hat, dann einen Geßler, der in einem Friederiken-Album sämmtliche Ablagerungen deutscher Dichter und Dichterinnen über Sessenheim in seinen Albumtopf untergebracht hat, dann eine Menge Stimmungen, Empfindungen, Reflexionen, die in Aufsätzen mit den Titeln: Wallfahrt, Spaziergänge, Pilgerfahrt, Ausflüge, Abstecher niedergelegt worden sind und Lucius schließt: „Noch immer aber ist, oder, um mich besser auszudrücken, immer mehr wird Sessenheim zum vielbesuchten Wallfahrtsorte, denn,

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht, nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder."

In der Verpflanzung dieses Citats nach Sessenheim hat sich Lucius als ein unpraktischer Gärtner erwiesen, hier muß es auf dem steinharten Boden verdorren; (auf dem Boden eines **steinharten** Herzens nämlich). Fragen wir nicht nur sämmtliche verheiratete Pfarrer und ihre Frauen, auch sämmtliche anderen verheirateten ehrenwerthen Männer und ihre Frauen, ob sie den Wunsch hegen, daß ihre „Stätten" (Häuser, Wohnungen) von so guten Menschen (wie sich Goethe in Sessenheim erwiesen) betreten und auch noch dazu eingeweiht werden!!

11. Der Friederiken-Cultus auf der Schwindelhöhe. Die bedenkliche Grabschrift. Was Mütter über derlei Verherrlichungen ihrer Töchter denken.

Wir wollen nun an diese ganze Sessenheimer Verhimmlungs-Literatur mit unserem Urtheil herankommen, selbstverständlich unbekümmert um das Geschrei aller jener „Genies", die ihr armes kaltes Leben nur einige Zeit durch einige Strahlen der Goethe-Sonne erhellen können, und an alle jene Leser appelliren, die sich durch den Weihrauchqualm noch einen freien Blick erhalten haben. Obwohl wir auch nicht Ein abfälliges Urtheil oder Eine Schmähung

über das Genie Goethe's uns erlauben, werden die „Genies", die im Dienst- und Dunstkreise der Goethe-Literatur herumwimmeln, uns doch wieder der Schmähung Goethe's anklagen, die Herren können sich eben nur durch ihre Verlogenheit aus ihrer Verlegenheit heraushelfen.

Wir meinen sagen zu dürfen: Hätte man mit dieser Geschichte nicht so viel Rumor gemacht, die dabei auftretenden Personen nicht geradewegs verherrlicht, den Vorgang, statt ihn zu preisen und plausibel zu machen, einfach als einen bedauerlichen angesehen, nun, das wäre christlich und auch verständig gewesen; dabei wäre es auch durchaus nicht nöthig, die Heimgegangene zu verurtheilen und Steine auf dieselbe zu werfen; diese Vorgänge aber zu glorificiren, das ist doch sicher sehr überflüssig und vom Standpunkt christlicher Sitte auch geradewegs unstatthaft und verboten.

Nun aber gar hier eine „Weihe der Stätte" suchen, einen Kirchtag ausschreiben, ein Wallfahrtspfarrhaus proclamiren, und am Ende noch dazu verlangen, daß hier in Sessenheim Goethe's Wort und That dem Enkel wiederklingen soll, das heißt doch auf dem Pegasus über die hohe Barriere voltigiren, welche den Circus der ästhetischen Kunstreiterei vom Gebiete des Blödsinns abgrenzt.

Nachdem Lucius anerkennenswerth offen, ehrlich und wiederholt erklärt hat, daß er Goethe's Wirken in Sessenheim nicht billigen könne, thut es uns umso mehr leid, daß er sich mitunter vom Schwindel, den die ästhetisch angehauchten Pilgrime mitbringen, hat zu einer derartigen Extravaganz fortreißen lassen.

Uebrigens ist Herr Lucius nicht zuerst auf den Einfall gekommen, Goethe's drei Verse über die „heiligen Stätten" in Beziehung auf Sessenheim zu citiren. Leyser in seinem Buch hat dieselbe Stelle schon 1871 citirt, aber auch ohne genauere Angabe und nicht ganz! Man muß bei Citaten nicht voraussetzen, daß jeder Leser selbe kennt und weiß, woher sie genommen sind und man soll dieselben auch mit der Motivirung citiren. Das ganze Citat, Goethe, Tasso, 1. Aufzug, 1. Scene, lautet:

„Und es ist vortheilhaft, den Genius
Bewirthen; giebst du ihm ein Gastgeschenk,
So läßt er dir ein schöneres zurück.
Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder."

Ob die Herren Leyser und Lucius mit der Citirung dieser Stelle bei Sessenheim den Nagel auf den Kopf getroffen haben, ob sie hieher paßt, oder ob sie nicht hierher paßt, das möge der Tasso- und Sessenheim-kundige Leser selber sich zurechtlegen!

In neuerer Zeit hat Friederike durch Sammlung bei dichterischen Wohlthätern einen Grabstein bekommen, für welchen ein „Dichter", Namens Eckart, folgende Inschrift anfertigte:

„Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie
So hell, daß er Unsterblichkeit ihr lieh!"

Echo: Das hat gemacht ein blasser Dichterstern
Er glänzt zwar nicht, jedoch er möchte gern.

Das ist wahrscheinlich derselbe Eckart, der in Wien 1848 sich durch seine Proclamationen mit der Unterschrift: „Eckart, junger Demokrat", lächerlich gemacht, und sich durch 30 Jahre lang in allen möglichen Dichtungs- und Literaturgebieten, aber überall mit dem gleichen Erfolge versucht hat.

Schade, daß dem Dr. Diezmann zur Zeit, als er die Biographie der 16 von der Dichtersonne mehr oder weniger angeschienenen Damen verfaßt hat, diese Inschrift noch nicht zu Gebote gestanden ist, er hätte selbige im Pluralis vor seinem Buche anbringen können; freilich würde es dann ausgesehen haben als ob der Dichterfürst eine ganze Ausleihanstalt von Unsterblichkeitsstrahlen etablirt gehabt hätte.

Auch hier müßten wieder Mütter gefragt werden, die auf die Ehre ihrer Familie einigen Werth legen; ob sie es wünschenswerth finden, daß ihre Töchter von Strahlen einer Dichtersonne behufs Unsterblichkeit zeitweilig angeleuchtet werden, oder ob diese Mütter nicht bei ihrer philiströsen Gesinnung verharren und es vorziehen, wenn ihre Töchter mit Ehren nach und nach vergessen werden als wenn sie zu dieser Grabsteinqualität von Unsterblichkeit verurtheilt würden.

Da sollte sich nach obiger Inschrift noch eine Mutter eine große Ehre daraus machen, wenn ein großer Dichter, der sich als europäischer Herzbrecher (wie ein geübter amerikanischer Zahnbrecher) ein begründetes Renommée erworben hat, mit aller Gelassenheit und berechnenden Ruhe sich herbeiläßt, ihrer Tochter das Herz zu zerbrechen; um ihr dann nebenbei die Unsterblichkeit zu verschaffen.

Was übrigens an dieser Unsterblichkeit Wünschenswerthes daran ist — dies ersehen wir an der Behandlung der armen Friederike von Seite der Goethe-Anbeter. Man hat auch den Rest ihres Rufes — dem Heros geopfert, man hat ihr Grab noch mit Verläumdung und Lüge besudelt, um Goethe zu rechtfertigen.

Dann ist die Arme ja auch nicht allein — es ist noch eine gute Zahl anderer Damen, welchen dieselbe „Unsterblichkeit" nachgesagt wird, und die allerunsterblichste unter ihnen müßte man consequenter Weise die Madame Vulpius nennen, die sich mit dem Herzen auch die Hand des Dichterfürsten anzueignen gewußt hat.

Würden die Cultusmänner durch ihr beständiges, auch die ganze Ehre oder die Ueberreste der Ehre dieser armen Frauenzimmer rücksichtslos niedertretendes Lobhudeln und Entschuldigen des Dichters nicht so außerordentlich gravirend auftreten, so wäre es am besten gewesen, an diesen Partien seines Lebens schweigend vorüber zu gehen, aber gerade das beständige Lärmen und Spektakelmachen der Beamten des Goethe'schen Cultministeriums giebt Veranlassung, daß früher oder später die Proceß- und Heiligsprechungsacten einer genauen Revision unterzogen werden.

Nun existiren aber noch eine Unzahl von Gedichten zur Verherrlichung der Friederike und des glücklichen Pfarrsprengels von Sessenheim; selbstverständlich wollten die Verfertiger dieser Gesänge auch sich selber einigen Lobes über die gelungenen Ausbrüche ihrer poetischen Begeisterungsvulcane — versichern. Der alte Goethe müßte bei all' seiner erwiesenen gewöhnlichen Nachsicht mit Dichtern, die seine Vorzüge besungen haben, doch bei diesen Sessenheimer Gedichten selber bisweilen auflachen. Es ist gerade so, als ob hier in Sessenheim eine Pegasus-

Pferde=Ausleiheanstalt etablirt wäre. Leyser bringt in seiner Schrift allein acht Sessenheimer=Poesien*).

12. Die Pegasus-Ausleihanstalt in Sessenheim. Wie diese Pegasusse von Sonntagsreitern malträtirt werden. Wie ein Dichter die Friederike bedauert, daß sie sein Gedicht nicht mehr lesen kann! Die Poesie wird in Sessenheim epidemisches Sessenheimer=Fieber und =Paroxismus!

Ein Herr Albert Grün verfertigte einen Prolog in 7 Stanzen. Die letzte lautet:

„Ihr, die wir feiern, war dies harte Los
Nach allzu kurzer Seligkeit beschieden.
Wie Jägerruf das Reh aus Waldesschoß
So rief er sie empor aus ihrem Frieden.
„Her, Mädchen", klang's, und still, ergeben, groß (!)
Ließ an den Block des Leidens sie sich schmieden (!)
Ihr werdet's sehen, mitleiden und entschießen (Oh!)
Dem Auge Thränen, laßt die Thränen fließen!
Doch lernet auch, Ihr Frauen, lernet beten (!)
Euch beugen vor der Götter Herrscherstab (!)
Euch geben lernt, wie sie, die dem Poeten
Sich ohne Klagelaut zum Opfer gab (!)
Ihr Männer, lernt wie er, in's Wetter treten (Oh!)
Euch stetig selbst erobern bis zum Grab.
Dann lasset, beide segnend, diese Halle,
Sie litt für ihn, er siegte für uns Alle."

Was werden christliche, ehrbare Väter, Mütter und Töchter zu den Lehren dieses poetischen Moralprofessors sagen? Der Dichter hat das Recht zu rufen: „Her, Mädchen" und die Mädchen sollen sich „still ergeben groß" (das auch noch dazu) an den Block des Leidens schmieden lassen, und der Lohn, den sie bekommen, wenn selbige irgend ein poetischer Grobschmied an den Block geschmiedet hat? Sie werden nicht einmal von einigen blassen Seelen — wie die Friederike in Sessenheim bedauert. Herr Grün ruft aber doch den Mitleiderinnen in Sessenheim zu: „entschießen dem Auge Thränen, laßt die Thränen fließen." Was dieser Grün für ein gar

*) Ein Gedicht von Uhland bezieht sich nur auf den Straßburger Münster (Münstersage) und kann hier nur als eine Episode angesehen werden, es enthält keine Beziehung auf Sessenheim.

grausamer Herr ist, er will a tout prix thränenentschießerliche Gefühle bei seinen Leserinnen herauspressen.

„Doch lernet auch, Ihr Frauen, lernet beten.“

Herr Grün ist aber nicht nur grausam, er ist auch andächtig, die Frauen sollen durch ihn „lernen beten“, leider verräth uns Herr Grün nicht, zu wem und um was die Frauen beten sollen. Er braucht eben zu seinen ottave rime das beten als echter Schwerenothdichter nur wegen der Reime „Poeterei“ und „Wettertretterei“, er fährt in seiner andächtigen Stimmung fort: „lernt Euch beugen vor der Götter Herrscherstab“, nun giebt es aber keine Götter, Stäbe aber giebt es! Wenn Herr Grün diese seine wunderliche Moral in Reimen, diese Poeterei, Beterei und Wettertreterei der Tochter einer ehrbaren Familie in die Hände drückt, und der Herr Vater dieser Tochter bekommt das Elaborat des Herrn Grün in die Hände und zufällig einmal den Dichter desselben auch (in die Hände), dann würde Herr Grün in ein sehr stürmisches Wetter treten, er würde selber beten und vor dem Herrscherstab des Herrn Vaters, der auf seinem Rücken niederwettert, sich beugen lernen; da würde ihm der Eindruck seines Gedichtes erst an seinem eigenen Leibe recht fühlbar werden.

Was Herr Grün auch für ein großer Erfinder heiliger Pflichten ist, die er den Frauen auferlegen möchte! die Frauen hätten nach Herrn Grün die heilige Pflicht, sich den Dichtern preiszugeben! Ihre Tugend, ihre Ehre, ihre Zukunft und ihre arme Seele und noch dazu sollen sie sich jedem dahergelaufenen Dichter zum Opfer darbieten, so will es der unerbitterlich grausame Herr Grün, indem er sagt und singt:

„Euch geben lernt, wie sie, die dem Poeten,
Sich ohne Klagelaut zum Opfer gab.“

Herr Grün hätte das Zeug, ein „Erziehungsinstitut für christliche Töchter aus ehrbaren Familien“ zu begründen, er dürfte nur als besondere Reclame den betreffenden Eltern sein curioses gereimtes und zugleich ungereimtes Moralsystem zusenden.

Den Männern giebt Herr Grün den Befehl, sie sollen „in's Wetter treten“, wir fragen jeden unserer geübten und literaturkennenden Leser, ob ihm je ein Schwefel dieser Art

vorgekommen ist? Es giebt bekanntlich allerhand poetische und mitunter auch unpoetische Gegenstände, in welche der Mensch auf seinem irdischen Pilgerpfade hineintreten kann, aber ein in's Wetter treten — ohne Paraplui auch noch dazu, das ist ja geradewegs ein ebenso grausames Verlangen, als es eine grausame Sprachschändung ist. Aber der grausame Dichter ist mit dem Wettertreter-Vers noch lange nicht zufrieden, die Männer sollen sich auch „stetig selbst erobern bis zum Grab!!" Wahrhaft colossal, dieser Gedanke! Da soll jeder Mann einen ganzen Belagerungstrain mitschleppen, diesen zeitweilig um sich aufpflanzen, die Kanonenkugeln selber in sich hineinfeuern und das zwar in einem fort, stetig bis zum Grab!! Herr Grün ist wahrscheinlich einmal Artillerie-Corporal gewesen, wie es das Kanonengekrach dieser Poesie vermuthen läßt.

Ueberaus kostbar ist der Schluß:

„Dann, lasset beide segnend, diese Halle,
Sie litt für ihn, er siegte für uns Alle."

Wir wollen versuchen in die mit Nibelungenstiefeln daherpolternde Poesie des Herrn Grün uns ein wenig hineinzuphantasiren und seinen Schlußversen folgendes Echo hinzufügen:

Es lockt uns Grün in die Begeist'rungsfalle,
Er schließt sein Lied mit einem starken Knalle:
Der Leser soll ihm segnen seine Halle,
Weil Goethe auch gesiegt hat für uns Alle,
So tönt nicht einer Leier sanfter Ton,
Das ist ein Dichten mit Explosion!
Die Frauen sollen lernen beten,
Die Männer kühn in's Wetter treten,
Denn das befiehlt der Wettertreter,
Als Wasserdichter und als Fretter!
Unglaublich, was oft Menschen leisten,
Wenn sie zu dichten sich erdreisten,
Wenn ohne Funken von Talent
Sich einer selbst das Hirn verbrennt,
Was jedenfalls ein selt'nes Glück ist,
Weil es ein wahres Meisterstück ist!

13. Wie ein Herr Fischer in Weimar bei „des Hofes Leonoren" hat sein ganzes Concept verloren. Auch einem Herrn Brauer wird das Dichten sehr sauer.

Auch ein Herr Fischer sucht den Sessenheimer Lorbeer zu erhaschen; er fabricirt ein sehr langes Gedicht: „Der Dichterkönig", ganz im Geiste der Moral des Herrn Grün! Auch Herr Fischer findet es ganz in der Ordnung, wenn ein Dichter einem armen unbefangenen Landmädchen seine ewige Liebe vorgaukelt und sie dann als geknickte Blüthe neben seinem Weg „zu ihrem ewigen Ruhme" verdorren läßt.

Fischer moralisirt:

„Kränkt den Sonnengott die Blume, wenn sie stirbt von seinen Küssen,
Hat er flammend seine Hoheit nicht beweisen müssen?
Fahre wohl du schöne Liebe, rasch gewonnen, bald verloren
An der Sonne Deutsch-Ferrarras glüh'n des Hofes Leonoren.'

In Prosa aufgelöst: Der Dichter (Sonnengott) kränkt die Blume (das arme Mädchen) nicht, wenn er sie moralisch ruinirt, eben dadurch muß er ja flammend seine Hoheit beweisen!!

Da hat sich Herr Fischer sehr geschnitten! Diesen Hoheitsbeweis haben schon Tausende von elenden Wichten zuwege gebracht, welche die Frauen auf ihrem Lebenswege wie Blumen behandeln, die am Wege sprießen und die der Wanderer rücksichtslos niedertreten kann. Diese Herren machen mit der Proclamation ihrer Moral dem Dichter sicher keine Ehre.

Goethe wird hochpoetisch entschuldigt: er mußte ja bei den Weimarer Hofdamen bald auf das arme unglückliche Mädchen in Sessenheim vergessen; denn:

„An der Sonne Deutsch-Ferrarras glüh'n des Hofes Leonoren."

Das heißt ja doch die edle Prinzessin Leonore, wie sie Goethe geschildert hat, auf eine unverantwortliche Weise verläumden, wenn man dieselbe mit den glühenden Hofleonoren zu Weimar auf eine Stufe stellt!

Jean Paul, der doch sicher kein strenger Moralist war, schilderte die Weimarischen „Hofleonoren" als im hohen Grade bedenkliche und verdächtige Existenzen, indem er die dort am Hofe herrschenden Ansichten über Ehe und eheliche Verhältnisse in der bittersten Weise verurtheilt hat.

Wir wiederholen, daß wir über die besagten Ereignisse im Leben des Dichters entweder ganz geschwiegen

oder selbe nur als bedauerliche Episoden bezeichnet hätten, wenn nicht die Mückenschwärme, welche mit ihrem Gesumme den Parnaß unsicher machen, in einem fort diese Ereignisse rechtfertigen, glorificiren und geradewegs zu einem Moralprincip erheben würden.

Unserer Ansicht nach wäre es am klügsten, über die besagten Vorkommnisse zu schweigen, weil sie absolut unter dem Richtscheit christlicher Sitte nicht zu rechtfertigen sind.

Es steht dem Christen nicht zu, den Stab über das Leben eines Hingegangenen zu brechen, er muß das letzte endgiltige Urtheil Gott anheimstellen.

Was anders aber ist es, wenn die Fehler Hingegangener als Tugenden proclamirt und als Muster zur Nachahmung hingestellt werden, da wird es Pflicht, auf die Verrücktheit dieses Standpunktes aufmerksam zu machen und den Lehrern und Proclamatoren desselben entschieden entgegen zu treten. Betrachten wir nun wieder einen Sessenheimer Sänger — vom Standpunkt des heiteren Lebensfanatismus aus.

Auch ein Herr Brauer findet dieses ganze Dichtergebahren außerordentlich poetisch. Er schließt ein Gedicht:

„Was gilt dem Königserben
Des armen Blümleins Reiz?
Er läßt dich einsam sterben,
Gedenkt nicht deines Leid's.

Nun hast du längst geendet,
Hörst nicht des Pilgers Reim,
Der frommen Gruß dir spendet,
Rose von Sessenheim!“

Echo: „Ach die arme Rose von Sessenheim,
Sie kann nicht mehr hören dieses Dichters Reim!
Nicht mehr hören den „frommen Gruß“
Wie der Herr Bauer nennt sein Geschmus,
Liest man die Reime: Reiz auf Leid's,
Wird man erfüllet voll des Neid's,
Und es fallen Einem sogleich darauf ein
Reuß-Greitz, Schleitz und Lobenstein!
Wie man es gelernt hat in der Geographie
Und so etwas Schönes vergießt man nie. —
Selbst auf den Gräbern — wie Irrwischlichter
Gaukeln herum diese Sessenheim-Dichter.

Hat sie denn nicht schon genug geduldet
Dieses arme verunglückte Wesen?
Was hat sie denn gar so Arges verschuldet,
Daß sie Brauer's Gedichte auch noch soll lesen?
Das hieße ja mit der Verzweiflung raufen,
Es wär eine Art von Spießruthenlaufen.
Was diese Dichter in Sessenheim verbrechen,
Es ist in der That gar nicht auszusprechen.
Die Lebenden wollen vom Dichter nichts hören,
D'rum will er die Todte heraufbeschwören
Und wär sie erweckt, Brauer's Dichten und Singen
Möcht' sie geschwind wieder um's Leben bringen."

**14. Auch Herr Oertz von Ankershagen
Will einen Ritt auf dem Pegasus wagen
Doch kaum fängt er an zu singen seine Oden
Liegt er auch schon herunten am Boden.**

Auch ein Herr von Oertzen läßt in Sessenheim seine Mecklenburg-Schwerinische Lyra erschallen. Wir haben in Voßens Luisentempel Nr. 36 einer von Voß bei einigen Ahnherren und Ahnfrauen dieses „von Oertzen" überstandenen Erziehungsarbeit gedacht, uns aber nicht gekümmert, ob und wie obiger Dichter mit jenem alten burggesessenen Geschlecht sich in Verwandtschaft befindet. Wir haben es hier nur mit der vierten Strophe des poetischen Ergusses dieses Herrn zu thun. Selbe lautet:

„Und doch nicht opfert ihm der ruhet
Das letzte Lied, den ersten Wein,
Sein Bildniß mahnt: Ein Gleiches thuet,
Lernt, lebt und schlürft Sonnenschein!"

Von Oertzen hätte zur Erklärung seiner schwungvollen Poesie noch beifügen sollen:

In Mecklenburg geht der Wind so kalt und scharf,
Daß der Mensch sehr viel Brennmaterial bedarf —
Und er kommt am billigsten daraus für sein Bedürfen,
Wenn er das Maul aufreißt, um Sonnenschein zu schlürfen.

Einige Familienähnlichkeit mit den Oertzen aus der Voßzeit scheint hier schon durchzuleuchten.

Voß hatte nur das Zuschauen, als seine Zöglinge wochentäglich Wein bekamen (er nur an Sonntagen) und der Oertzen des 19. Jahrhunderts will dem Goethe im Tode auch ein Weinopfer nicht zukommen lassen; diese Sparsamkeit mit dem Wein dürfte somit ein Familientypus sein, der sich ein Jahrhundert lang fortvererbt hat.

Das Gähnen und das Dichten ist ansteckend. Von Oertzen's Art zu dichten hat uns derartig angesprochen, daß wir einen Versuch wagen, seinem Pegasusflug ein wenig es gleich zu thun.

Uns Oertzen gleich emporzuschwingen — das wird uns freilich nicht gelingen,
Doch wollen wir auch ohne Ducaten*) — ihm ein Gedicht zurückerstatten.
Wer hat denn ein Bedürfen — den Sonnenschein zu schlürfen?
Das ist ja nicht gesund — denn es verbrennt den Schlund!
Man muß ihm doch was sagen — dem Oertz' von Ankershagen:
Ach, mach nur kein Gedicht — denn so was kannst Du nicht!
Wenn Dich Gefühle drücken — bezugs der Friederiken,
So halte sie an Dich — denn sie sind fürchterlich.
Muß man denn Alles sagen — was Einem liegt im Magen?
Die Leute geben acht — und man wird ausgelacht!

Freilich giebt es auch einen Entschuldigungsgrund für den Sprößling aus dem Hause derer von Oertzen; an derlei poetischen modernen Wallfahrtsorten wird die Poesie epidemisch, ein Jeder, der einige kranke Verse auf dem Lager liegen hat, will dieselben hier los werden, und wenn er seinen poetischen Krankheitsstoff abgelagert hat, geht er wieder ganz frisch und wohlgemuth weiter mit dem Bewußtsein, ein Stück poetischer Drehkrankheit hier zurückgelassen zu haben.

Die arme Friederike, im Leben durch Einen, nach dem Tode durch Hunderte von Dichtern malträtirt!!

---

*) Siehe im Luisentempel Nr. 36.

15. Wie leider der Altmeister selber eine neue Moral mit Ausnahms-Paragraphen für Genies zu construiren versucht hat.

Es muß am Ende — zur richtigen Beurtheilung des Lärmens, der bezüglich dieser Sessenheimer Affaire geschlagen worden ist — nochmal berücksichtigt werden, daß die meisten dieser Sessenheimer Sänger die Handlungsweise Goethe's bezüglich der Pfarrerstochter nicht nur vollkommen zu entschuldigen suchen, sondern daß sie eben diese Handlungsweise geradewegs verherrlichen, selbe sehr nachahmungswerth finden, und als ein Beispiel für die poetisch angehauchte Jugend hinstellen.

Die Herren gehen von dem im Gebiete der Ethik geradewegs unhaltbaren Grundsatz aus, den leider Goethe bei Gelegenheit der Trauerrede für Wieland in der Maurerloge zu Weimar aufgestellt hat*), und der sich in der bekannten Stelle gipfelt: „Es macht ihm (Wieland) z. B. Vergnügen, ohne Rücksicht auf weibliche Keuschheit das Liebenswürdige einer Musarion, Lais und Phryne hervorzuheben und ihre Lebensweisheit über die Schulweisheit der Philosophen zu erhöhen. Ein Mann von solchen Talenten aber, predige er auch noch so sehr das Gebührende, wird sich doch manchmal versucht fühlen, die Linie des Anständigen und Schicklichen zu überschreiten, da von jeher das Genie solche Wagstücke unter seine Gerechtsame gestellt hat". —

Wenn sich dieser Stelle Vertheidiger in Strafsachen bemächtigen, können sie bei Gericht damit einen durchschlagenden Effect erzielen.

Uebrigens ist das Schönste, daß der alte Faun Wieland, als reichlich töchterbegabter Vater, die Nutz- (oder Schmutz-) Anwendung seiner Dichtkunst in seinem Familienkreise durchaus nicht gestatten wollte; es ist bekannt, daß junge Männer, wenn sie eine oder die andere seiner Töchter nur mit einem freundlichen Blick ansahen, von dem Altvater der leichtsinnigsten Poesie sogleich mit den ernsthaftesten Anträgen angepackt worden sind; da erinnerte sich der alte Schlaukopf — der die ganze Ethik des Christenthums lächerlich zu machen suchte — sogleich an das christliche Ehegesetz und versuchte aus demselben als besorgter

*) Goethe's Werke. XXII. Bd. S. 233—266.

Familienvater sehr praktisch den ausgiebigsten Gebrauch für sein Töchterpensionat herauszuschlagen.

Mit dem christlichen Sittengesetz kommt diese Logenanforderung in einen sehr bedenklichen Conflict, nur in irgend ein Staatsgesetz könnte ein Paragraph für die Behandlung von Genies in ähnlichen Fällen eingefügt werden.

Wir haben diese Episode nöthig gehabt, um die Stellung der Sessenheimer Dichter zu bezeichnen, welche sämmtlich für Genies zu halten, schon die Klugheit gebietet, weil man sich sonst am Ende einen Proceß wegen Ehrenbeleidigung an den Hals ziehen könnte.

Diese Herren Sänger haben sicher einen guten Grund, die Handlungsweise Goethe's in Sessenheim nicht nur zu entschuldigen, sondern dieselbe geradewegs zu verherrlichen, selbige als Muster und Beispiel für junge Dichtergenies, also auch jeder für sich selbst hinzustellen.

Eben während des Druckes kommt uns ein neues Phantasie-Porträt der armen Friederike in die Hände in der Illustrirten Ausgabe von Goethe's Werken (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, und wiedergegeben in der „Neuen Illustrirten Zeitung", I. Heft, 1885, gezeichnet von Klimsch, in Holz geschnitten von Günther.) Ein fast dürftig im zeitgemäßen Costüme gekleidetes Mädchen, mit einem breitgeränderten Strohhut in der Hand, tritt aus einer Thüre heraus, die mit einem geschnitzten Rococo-Bilderrahmen umgeben ist. Das Gesicht spricht die ganze Unbefangenheit eines achtzehnjährigen Kindes mit einiger Melancholie aus. Selbstverständlich sehen sich diese Gesichter alle — eines dem andern nicht gleich; das Gemeinsame in und an ihnen ist nur das Nichtssagende und das Unbedeutende. Friederike ist eben ein Gegenstand des modernen Cultus; merkwürdiger Weise hat aber noch kein Künstler — selbstverständlich aus Rücksicht für Goethe — den epochemachendsten Moment ihres armen Lebens aufgefaßt — den Moment, in dem Goethe ihr hochpoetisch beibringt — daß sie ihm nur als ein Spielzeug gedient hat. Sie müßte dasitzen mit dem vernichtenden Briefe in der herabhängenden Rechten — das Haupt in die linke Hand gestützt, mit den thränenumflorten Augen vor sich hinstarrend — — das wäre ein historisches und belehrendes Bild — entgegengesetzt dieser „Her-Mädchen"-Poesie des Herrn Grün und der anderen

Dichtercomplicen — es wäre eine Belehrung und Warnung an ehrbare Jungfrauen, wie sie sich gegenüber dieser Gattung Ewige-Liebe-Schwörern zu verhalten, und ein Fingerzeig, was sie von ihnen zu erwarten haben.

16. Wie sich nun irrthümlich sehr viele Versmacher „für Genies" halten, um von den angeblichen Ausnahmsparagraphen profitiren zu können. Ein Familienvater, der kein Dichterprivilegium anerkennt, und: wie Dichter als Segler der Lüfte über die Stiege herunter fliegen.

Um sich nun der „Gerechtsame" des Genies, und zugleich der poetischen Licenz einer gleichen Behandlung „des Frauenzimmers" zu versichern, halten sich die Herren vor Allem selber versichert, daß sie Genies sind, alles Andere ergiebt sich von selbst. Das ernsthafteste Bestreben, als Goethewerdenwoller sich den Lorbeer zu erringen, kann diesen Herren nicht abgesprochen werden. Das Sichaneignen der Sessenheimer Moral bleibt ihnen aber immer die Hauptsache, darin können sie mit Goethe nicht nur concurriren, sondern ihn auch noch leicht übertreffen. Bei der Concurrenz im Dichtfache aber, da hat es schon einige Haken.

Hier in Sessenheim wäre die Gründung eines Anti-Thierquälerei-Vereines sehr angezeigt. In Anbetracht der angeführten Sessenheimer Poesie-Proben kann der Leser, von Erbarmen mit dem Dichterrosse bewegt, ausrufen:

> Wie kann man doch mit solchen Stanzen,
> Den armen Pegasus curanzen?
> Das Dichterroß — rennt wüthend weiter
> Und auf dem Boden liegt der Reiter!

Wir wollen zum Schlusse noch diese Vierzeile in einer erklärenden Prosa wiedergeben.

Wir haben gesehen, mit welchem kühnen Selbstvertrauen sich die Herren auf den, die Erde in seinem Mißmuthe mit den Hufen aufscharrenden Pegasus hinaufgeschwungen haben, wir sind aber auch Zeugen gewesen, wie sie von dem feinfühligen Thier, einer nach dem andern im hohen Bogen herabgepurzelt worden sind. Sit tibi terra levis! könnte man Jedem zurufen, zu deutsch:

Es sei Dir die Erde so leicht, als Dir das Dichten schwer geworden ist!

Allen Gedichtverfertigern dieser Qualität und dieser verzwickten Ansichten über Frauenehre könnte aber ein Höhenflug, wie wir solchen hier nur bildlich von Seite des tiefgekränkten Pegasus gezeichnet haben, auch in der handgreiflichsten Weise in Aussicht stehen, wenn einer oder der andere ein Gedicht mit den angeführten Sessenheimer Ansichten der Tochter einer ehrbaren Familie zumitteln, und das Familienoberhaupt von dem Gehalt und den Anforderungen des kühnen Dichter-Roß-Besitzers Kunde erhalten würde.

Käme dann der Dichter, um sich die Antwort auf seinen gereimten Schreibebrief und die darin enthaltenen unverfrorenen Anforderungen abzuholen, so würde der Vater in Anbetracht dieser ganzen Poesie von seinem wohlbegründeten Hausrecht Gebrauch machen. Ein Freund des Dichters, der ihn bis zum Haus geleitet, dürfte sicher nicht lange warten, um Zeuge folgender dramatischen Darstellung zu werden:

Da kommt als wie ein Pfeil vom Bogen,
Wie ein eilender Segler der Lüfte geflogen
Ein Jüngling, der seine Liebe betheuert,
Vom Hausherrn über die Stiege gefeuert;
Warum hat man ihn wie einen Ball
Heruntergeworfen so Knall und Fall?
Er hat ein schwungvolles Gedicht gemacht,
Das hat ihn so geschwind — in Schwung gebracht.
Da liegt er nun unten, der Segler der Luft,
Man hat ihn von oben heruntergepufft!
Den Wasserdichtern zu Nutz und Lehre:
Schändet nicht frech die Frauenehre!

III.

Der „tüchtige und hochgeachtete“ Goethe-Sohn.

1. Motto: Hier schweigt der Scherz als ein Erheit'rungsmittel,
Nur Mitleid regt sich mit dem armen Greise;
Man spricht vom Goethe-Sohn nur ängstlich leise,
Als wie von einem traurigen Capitel.

Es ist als ob die Sessenheimer Klagen
Vom Elternhaus der armen Friederike
Nach vielen Jahren hallten jetzt zurücke
Aus Goethe's Haus — in seinen alten Tagen.

---

2. Motto: „Welcher erhellende Blick in die, von den vielen Lobrednern jener Weimarischen Epoche **so sorgfältig stets verschwiegenen** Kleinlichkeiten und Erbärmlichkeiten derselben.“

Otto Spaziers: J. P. Richter. Berlin 1835.
Bd. IV. S. 122.

---

1. Der Goethesohn August. Eine traurige Ahnung des Vaters zu Rom 42 Jahre vor Augusts Tode.

Die meisten Goethe-Historiker beobachten in der Regel ein mehr ängstliches als feierliches Schweigen über das Leben und die Geschicke des Dichtersohnes August. Im Vorübergehen haben Knebel und Zelter bisweilen in einigen schmeichelhaften Phrasen Augusts Erwähnung gethan. Das will freilich nicht viel bedeuten, denn Knebel's und Zelter's Briefe an Goethe sind bekanntlich ebenso sehr mit Handhabung des Weihrauchfasses als mit Benützung des Tintenfasses in Scene gesetzt worden.

Wir werden diesen Correspondenzen am gehörigen Orte eine besondere eingängige Betrachtung weihen.

August ist nach den Grundsätzen seines Vaters erzogen worden, und war der einzige lebende Sprößling, welcher aus des Dichters Verbindung mit der Vulpius hervorgegangen ist. Goethe ließ sich mit der Vulpius erst 1806 in der Sacristei der Schloßkirche zu Weimar in Anwesenheit des damals schon 15 Jahre alten August trauen.

Goethe hat seinen Sohn immer mit besonderer Affection geliebt und behandelt.

Am 16. April 1797, als August 6 Jahre alt war, schreibt Goethe über ihn aus Weimar an Friedrich von Stein*): „August grüßt Dich schönstens, obgleich halb unbekannter Weise. Er ist recht hübsch und artig geworden, jetzt wird er unter Herrn Professor Kästner's Aufsicht von einem jungen Eisert unterrichtet. Lebe wohl und genieße die Gegenwart, indem Du Dich für die Zukunft ausbildest."

Sieht es nicht wie eine Ahnung aus, wenn Goethe in einer Zeit, in der sein Sohn noch nicht geboren war, aus Rom den 16. Februar 1788 in einem Briefe an Frau von Stein des Gottesackers an der Pyramide des Cestius erwähnt, in welchem 42 Jahre später August begraben wurde.

Goethe schreibt an die Stein:

(S. 51.) „Du schriebst neulich von einem Grab der Miß Gore bei Rom. Vor einigen Abenden, als ich traurige Gedanken hatte, zeichnete ich meines bei der Pyramide des Cestius, ich will es gelegentlich fertig tuschen und dann sollst Du es haben."

Was für Gedanken mögen den alten Goethe bewegt haben, als er 1830 vom Begräbniß seines Sohnes im Cimitero bei der Cestinspyramide in Rom die Nachricht erhalten?

2. Andeutungen über Augusts Tod veranlassen das Nachsuchen um einen sehr merkwürdigen Bericht von Holtei.

Im 1877 erschienenen Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer findet sich Seite 279 ein Brief aus Jena vom 16. November 1830, geschrieben von Alwine Froman an Frau Geheimräthin von Willemer, in dem die Froman die Stimmung Goethe's berichtet, nachdem er den Tod seines Sohnes in Rom vernommen:

„Vielleicht kann es Ihnen einige Beruhigung geben, verehrte Freundin, wenn ich Ihnen sage, daß ich Goethe am Sonnabend selbst gesehen, und ihn körperlich leiblich wohl gefunden — am Mittwoch Abend hat er die Nachricht erfahren, durch den

*) Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich, Freiherrn v. Stein. Von Ebers und Kahlert. Leipzig. Weidmann. 1846. S. 69.

Geheimrath von Müller, dem sie Kestner und ein Maler Preller aus Rom geschrieben; Letzterer hat August die 3 Tage, wo er krank war, gepflegt. Auch sind noch mehrere Briefe aus Rom angekommen, die bestätigen, daß Scharlach und zuletzt ein Nervenschlag sein schnelles Ende herbeigeführt. Goethe spricht fast mit Niemand darüber, mit seinem Arzt, Geheimrath Müller, Röhr und vielleicht noch weniger mit Ottilien (seiner Schwiegertochter) fast gar nichts, welches eine große Qual für sie ist, da sie auf's Heftigste erschüttert ist, doch ist er sehr freundlich gegen sie und hat sie viel um sich; Mittags ißt sie mit den Kindern bei ihm, seit August weg ist und auch Abends läßt er sie jetzt meistens einige Stunden zu sich kommen; sie beklagt sehr, jetzt nicht über Kunstsachen mit ihm sprechen zu können, da er sich auch jetzt am meisten damit beschäftigt; Alles hofft für ihn, daß Zelter kommt. Mich hat sein Anblick tief erschüttert und während er an seinem Geburtstag, wo ich auch zu Mittag bei ihm war, so heiter und liebenswürdig war, wie seit Jahren, saß er jetzt oft ganz versunken da, dann wollte er wieder freundlich mit uns sprechen, man fühlte aber die Anstrengung. Oft sah er die Kinder wehmüthig an und sagte: „Ihr armen Kinder", es schnitt mir durch's Herz, auch schien er mir unwohl. Er sieht ziemlich viel Besuch; das Traurigste ist, daß Alle, die August im letzten Jahre beobachten konnten, und wohl auch der Vater selbst, wenn er auch nicht Alles wußte, fühlen müssen, daß **Dies** das mildeste war, was geschehen konnte."

Dieser vielandeutenden Stelle fügt Creuzenach unten folgende Note bei: „Merkwürdige Aufschlüsse über Goethe den Sohn giebt Holtei in seinen Denkwürdigkeiten, die unter dem Titel: „Vierzig Jahre" in dritter Auflage in Berlin erschienen."

Wir verschafften uns sogleich die erste Auflage*). Darin findet sich nun von Holtei — also von Freundeshand — eine Schilderung des Goethe-Sohnes, die, wenn sie von einem Gegner Goethe's und seines Sohnes wäre,

---

*) Vierzig Jahre. Von Carl v. Holtei. Breslau, Schulz, 1845. 8 Bände.

als möglich parteiisch hätte angesehen werden können. Nun kommt aber die Schilderung von Freundeshand, ein Umstand, den man beim Durchlesen derselben nicht vergessen darf.

Im Jahre 1827 kam Holtei zum ersten Male nach Weimar Er wurde in den Garten der Harmonie-Gesellschaft geführt Man trank Bier, rauchte, schob Kegel. (Holtei „Vierzig Jahre", 4. Bd., S. 383.)

„In einer von uns entfernten Gruppe bemerkte ich einen eleganten Mann in feiner Kleidung, mit vornehmen Manieren, dessen Gesicht, besonders Augen, Stirn und Nase, mir bekannt schien. Es störte mich fortwährend, nachsinnen zu müssen, wo ich ihn schon gesehen haben könnte; und als ich endlich nach seinem Namen fragte, hörte ich ihn Herr Kammerrath August v. Goethe nennen. Eh' ich's noch verhindern konnte, bemächtigten sich mehrere Personen der meinigen, um mich zu ihm hinzuführen. Er empfing mich gemessen und kalt. Ein eigentliches Gespräch war nicht anzuspinnen. Jeder Andeutung auf seinen Namen und auf Alles, was daran sich knüpfen könnte, wich er entschieden, fast unhöflich aus. Vielmehr stimmte er einen burschikosen Ton an, erzählte unanständige Berlinerwitze, zwang mich gewissermaßen darin fortzusetzen und affichirte eine Rohheit, die mir mißfiel und mich abstieß. Von jenem Abend an suchte ich ihm fern zu bleiben, ließ seine freundlichen Annäherungen unerwidert, und erst bei einem zweiten längeren Aufenthalte gab es der Zufall, daß wir uns fanden, daß ich in ihm kennen lernte, was ihn mir theuer machte, daß wir vertraute Freunde wurden. Die Beschreibung der nachfolgenden Jahre wird uns Veranlassung geben, auf ihn zurückzukommen, und ich werde die Pflicht erfüllen, die ich gegen den Verstorbenen habe, ihm vor den Augen der Welt die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die ihm — freilich durch seine eigene Schuld — nicht werden sollte, als er lebte. Gewiß hat er selbst das Meiste dazu beigetragen, daß alle Leute mit ihm zerfielen; er forderte in krankhaftem Trotze die üble Meinung heraus. Das erfuhr ich ja an mir selbst, denn durch seine erste Begegnung ward mir mein erster Tag in Weimar total verdorben."

3. Holtei lernt August näher kennen; sie werden Freunde.

Holtei*) erzählt das Jahr darnach (1828):

„Ich habe in meinem 4. Bande nicht verschwiegen, daß ich mich bei meinem ersten Aufenthalte in Weimar von Goethe's Sohne August mehr zurückgestoßen als angezogen fühlte, und daß sein, ich möchte sagen, brutales Wesen mir mißfiel. Diesmal entging mir wohl nicht, daß er sich mir zu nähern suchte — aber ich suchte ihm zu entgehen und wich ihm aus. Er bemerkte das und nun war er vollkommen kalt, fremd, ja stolz gegen mich. Da kam in meinen Vorträgen „Faust" an die Reihe. Ich las dies Gedicht in Weimar, wie ich mir's für Berlin eingerichtet". — „Die Wirkung war eine entschiedene. Bei keinem Anwesenden aber that sie sich stürmischer kund als bei August. Dieser, sonst ein sehr kühler Lober meines Talentes, wartete kaum ab, daß ich von den Stufen, auf denen ich mein Wesen trieb, hinabgestiegen war, um mich bei beiden Händen zu fassen und mir mit thränenfeuchten Augen zu sagen, welche Freude ich ihm gemacht. Seine Worte waren: Ich werde es dem Vater sagen, daß ich Vieles im Faust erst heute verstanden habe. Ich war besonnen und klarsehend genug, um zu empfinden, daß Augusts Begeisterung, wie sie da im Saale vor mich hintrat und mir vor vielen erstaunten Zeugen huldigte, mehr dem Gedichte seines Vaters als meinen Anstrengungen galt, eben das aber machte mich ihm geneigter, denn warum soll ich's läugnen, ich hatte, die Meinung Vieler theilend, ihn bisher für einen halben Barbaren gehalten und war jetzt auf's Freudigste überrascht, ihn so empfänglich zu finden. Von diesem Abend fing unsere Freundschaft an. Wir sahen uns täglich und wurden vertrauter. Als wir es waren, verhehlte er mir nicht, daß er oft absichtlich vorzüglich vor Fremden, darauf ausgehe, als roher Gegner jedes poetischen Treibens zu erscheinen, weil ihm der Gedanke zu fürchterlich sei, für einen Erben zu gelten, der sich bestrebe, Firma und Geschäft des Vaters fortzuführen. Lieber, sprach er, sollen sie sagen, Goethe's Sohn ist ein dummer Kerl, oder was sie sonst sagen mögen, als daß

---

*) Holtei. Vierzig Jahre. 5. Bd. S. 70.

es von mir heiße, „er will den jungen Goethe spielen“ *).

Holtei fährt fort: „Der Name Goethe war Augusts Fluch. Und wie der Vater im einzigen Sohne seinen Namen und sich selbst liebte, so hat er um dieser Liebe willen den Grund zu des Sohnes düsterer Zukunft gelegt. Aeußerte er (der alte Goethe) doch aufrichtig genug, als von August und dessen wunderlichem Zustand die Rede war, einst zu einem erprobten Freunde: Es ist meines Sohnes Unglück, daß er nie den kategorischen Imperativ vernommen.“

4. Holtei schildert seinen Freund August.

„August Goethe war kein gewöhnlicher Mensch. Auch in seinen Ausschweifungen lag etwas Energisches, wenn er sich ihnen hingab, schien es weniger aus Schwäche, als vielmehr aus Trotz gegen die ihn umgebenden Formen zu geschehen. Stirne, Auge, Nase waren schön und bedeutend, machten seinen Kopf dem des Vaters ähnlich. Der Mund mit seinen sinnlich aufgeworfenen Lippen hatte hingegen etwas Gemeines und soll an die Abstammung weiblicher Seite (der Vulpius) erinnert haben. Er hielt sich, ging, stand, saß, geberdete sich wie ein feiner Hofmann; seine graciöse Haltung blieb stets unverändert, und auch wenn er berauscht war, wenn er tobte, fiel er nie aus dem Maße äußerer Schicklichkeit.“

„Dabei war August in ihm selbst und für sich ein Dichter. Ja, er würde es auch für Andere geworden sein, wenn er die Fähigkeit besessen hätte, das Mechanische des Metrums zu beherrschen.“

Holtei bringt nun fünf kleine Gedichte von August, über deren Werth der Leser urtheilen mag. Das letzte, aus fünf

---

*) Hier hat Holtei treffend den psychologischen Grund der tristen Charakterentwicklung Augusts angegeben. Sein Hochmuth war groß, aber nicht so groß, daß ihm das Gefühl seiner geistigen Ohnmacht auch dabei verloren gegangen wäre. Das Talent Augusts als Dichter, wie es aus den angeführten kleinen Gedichtproben ersichtlich wird, ist noch weit weniger als unbedeutend gewesen. Seine schwachen Schultern brachen unter dem großen Namen seines Vaters völlig zusammen. Er konnte des Alten gewichtigen Ruhm nicht ertragen.

Zeilen bestehend, führen wir an, weil in der von Holtei dazu gemachten Note angezeigt ist, daß August seine Reise nach Italien (zwei Jahre darnach) schon in einem kläglichen Gesundheitszustand angetreten haben muß und nach diesem Freundesberichte die verschiedenen Versionen über seine Todesursache beurtheilt werden können. Der Titel des Gedichtes: „Während dem Einsenken". Holtei macht dazu folgende Note: „Diese fünf Zeilen, die einer späteren Zeit, wo er schon körperlich und geistig ganz zerrüttet war, angehören, gelten der unvergeßlichen Großherzogin Luise."

Das Gedicht lautet:

„Du weilst, Du bleibst noch hier,
Du ruhst in unserm Herzen,
Begleitet haben wir Dich Alle, wir!
Doch diese ungeheuren Schmerzen,
Dein Scheiden läßt sie mir."

Holtei: „Nie habe ich einen Freund gehabt, der so sichtlich und so zur Freude der Beschauer Ordnung und Sauberkeit in Allem, was ihn umgab, in Papieren, Briefsammlungen, Kunstschätzen zu halten wußte. Während Vettern und Basen ihn für einen unordentlichen liederlichen Menschen ausschrieen, war in seinen Gemächern eine strahlende Reinlichkeit, über jeden Schrank und Kasten der wohlthuende Friede heimatlichen und behaglichen Sinnes verbreitet. Mit seiner Familie bewohnte August das zweite Stockwerk des väterlichen Hauses, auf deutsch gesagt: die Dachstube*). Der Alte hatte mit Beziehung auf die cajütenartige Benützung aller, auch der kleinsten Räume, und den Glanz gutgepflegter Ausschmückung einmal nach einer oben besuchten Abendgesellschaft geäußert: „Nun, in Eurem Schiffchen war es ja gestern ganz brav! Seitdem hieß Augusts Appartement kurzweg das Schiff. Ach, welch' schöne Nachtstunden haben wir in diesem Schiffe durchlebt, wie viel gelacht, wie ernst und erschöpfend über Manches geredet! August war voll

*) Wenn man in Weimar an Goethe's Haus mit der Vorstellung eines Ministerpalais in einer Großstadt eines Großreiches herankommt, so wird man durch dieses sehr bescheidene Haus enttäuscht. Der junge Goethe bewohnte mit Familie das, was man anderwärts bei kleinen Häusern in den alten Vorstädten die „Bodenzimmer" nennt.

Humor und ging auf Alles ein, was dahin schlug, besaß ein seltenes Geschick, das Ergötzliche und Possirliche aufzufinden, wenn erst die Rinde um sein krankes Herz geschmolzen war. Er hat es nie gesagt, er hat es nie geschrieben, seine Nächsten haben es mir berichtet und der gebeugte Vater hat es mir dann nach des Sohnes Tode bestätigt, daß im Umgange mit mir die finsteren Dämonen, denen er unterlag, gewichen sind, und daß er am froheſten war, wenn ich mich in Weimar befand, daß er in den Briefen an mich sein Innerstes aufschließen mochte. Leider kann ich von diesen Briefen wenig oder nichts mittheilen. (Der Alte drückte sich gegen mich über seine Briefe, die er trotz ihrer fast unglaublichen Tollheit und cynischen Raserei sämmtlich gelesen, mit den Worten aus: „Nun, Ihr evacuirt Euch denn recht gehörig".) Aber mitten durch die lustigsten Briefe, durch die jubelndsten Gespräche zuckten fortdauernd Blitze des Unmuthes, des Verzweifelns an sich selbst, des Lebensüberdrusses, die den traurigen Zustand des Unseligen beleuchteten."

5. Die feindlichen Mächte in Augusts Leben. Der Widerspruch im Dichten und Handeln Goethe's.

Holtei: Nach meinen Beobachtungen haben drei feindliche Mächte sich vereinigt, diese sonst so hoch begabte Persönlichkeit zu zerstören *).

I. „Zuerst der Hang zum übertriebenen Genuß des Weines. Unläugbar ist dieser gesteigert worden durch das traurige Bedürfniß, sich in erkünstelter Anspannung über den Druck der Gegenwart und eines lästigen Daseins zu erheben. Aber auch körperliche Anlage trieb ihn zum Trinken. In Volkes Mund lebt das bezeichnende Wort, wenn von einem Säufer die Rede ist, er hat eine zu große Leber. Mir hat es einen furchtbaren Eindruck gemacht, zu erfahren, daß bei Augusts Leichensection die Aerzte erklärten, seine Leber sei um fünfmal größer als die eines

*) Holtei geht über das Beispiel der Dichtung, Lebensrichtung und der dieser consequent nachfolgenden Weltanschauung des alten Goethe hinaus und bleibt nur bei den traurigen zu Tage getretenen Erscheinungen bei dem Sohne stehen.

gesunden Menschen. Es war nicht anders möglich; dieses unwiderstehliche Bedürfniß, oft vom frühen Morgen schon massenweise Wein zu trinken, konnte nur krankhaft sein."

II. „Worin bestand denn nun aber der Jammer, den er vertreiben wollte? Ich habe es schon gesagt, ihn drückte es nieder, Goethe's Sohn zu sein. Doch nicht nur im Vergleich mit dem Ruhme des Einzigen fühlte er, der Ruhmlose sich gedrückt; auch die Liebe des Vaters, die zur Tyrannei wurde, hat ihn gebeugt. Ein Bürgermädchen, von ihm mit der Feuergluth des Jünglings geliebt, mußte ihm entsagen und er ihr, weil dies Bündniß dem Geheimrath, der seinem Sohne eine Stellung in der Gesellschaft hinterlassen und diese durch die Verbindung mit einem alten Geschlechte befestigen wollte, zu gering schien. Als Minister, als Mann im Staate, ja als Vater nach den herkömmlichen Begriffen von Leben und Welt, hatte Goethe gewiß vollkommen Recht, handelte er gewiß aus voller, anerkannter Ueberzeugung. Nur verstand das arme geliebte Mädchen die Sache nicht von diesem richtigen(?) Standpunkt aufzufassen *) und machte, so sagt man in Weimar, ihrem Leben ein Ende. Welchen Einfluß mag dies Ereigniß, dessen tragische Einzelheiten, wie sie mir vielfach erzählt wurden, ich nicht aufzuführen wage, aus Furcht leere Klatschereien nachzusagen, welchen Einfluß mag dies auf den Zurückgebliebenen, und auf sein später geschlossenes Eheband gehabt haben?" —

Wenn man bedenkt, daß Obiges der Freund Augusts berichtet, so muß man schließen, daß diese Geschichte unter gräßlichen Umständen sich abgewickelt hat.

Düntzer (in Charlotte Stein, 2. Bd. S. 242), der als Vertheidiger Goethe's obenan steht und unangenehme Thatsachen entweder in ein günstigeres Licht zu stellen oder selbe zu

---

*) Auch die armen Werther-Verrückten Todtschießer wußten die Sache nicht vom rechten Standpunkt aufzufassen, sonst hätten sie den Roman, Werther, oder eine Anleitung um sich todt zu schießen, nicht so ernstlich genommen, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts arbeiten Hunderte von Dichtern in ihren Zeitungsromanen mit dem Werther'schen Knalleffect, und Tausende von Lesern und Leserinnen dieser Romane nahmen sich das Leben durch Selbstmord. Ein Krankheitszustand, der 200 Jahre früher nur sehr selten sporadisch vorgekommen, ist Dank der modernen Poesie massenhaft epidemisch geworden.

verschweigen sucht, gleitet über diese unangenehme, besonders für den Tasso-Dichter sehr widerwärtige Affaire mit folgendem kurzen, die ganze Geschichte als eine Sage bezeichnenden Berichte hinweg.

1817. „Am Anfange des neuen Jahres, das Charlotte leidend antrat, ward die Verlobung von Goethe's August mit Ottilie von Pogwisch bekannt. Goethe hatte Ottilien schon vor Jahren in dem Singchor seines Hauses liebgewonnen. Für die Sage, Goethe habe sich mit Gewalt einer unebenbürtigen Heirat mit seinem Sohne widersetzt, finde ich keinen Halt in den mir vorliegenden Briefen, vielmehr scheint ein Brief von Sophie von Schardt eine vorhergegangene Liebschaft Augusts geradewegs auszuschließen." — —

Nun hat aber Holtei seine Erzählung aus dem Munde seines Freundes, des August Goethe. Düntzer's Leben der Stein erschien 1874. Holtei, Vierzig Jahre 1845. Da mag nun Düntzer vollkommen Recht haben, wenn er sagt: er finde in den vorliegenden Briefen keinen Halt — aber in den 30 Jahre früher von Holtei, dem Freunde August's, erschienenen Berichten hätte er doch genug historischen Halt finden können. Dieses Factum zeigt Düntzer wieder als unermüdlichen, kein Hinderniß scheuenden Vertheidiger des Goethe'schen Familienwesens, der über unliebsame Thatsachen mit einem „es scheint" hinübervoltigirt. Da er Holtei's Bericht nicht widerlegen kann, schweigt er die unangenehmen Partien desselben förmlich todt. Das achtbändige Werk „Vierzig Jahre, von Holtei" kannte Düntzer nach seinem eigenen Geständnisse gut, das historische Materiale aber war ihm sehr unbequem, er machte nun eine „Sage" daraus, für welche er in den vorliegenden Briefen keinen Halt findet!!

Es ist kostbar, was Düntzer als Historiker oft für einen Scharfsinn entwickelt.

Hätte vielleicht Goethe, der vorsichtige Briefschreiber, seine Einsprache gegen die Ehe mit dem bürgerlichen Mädchen des Langen und Breiten in einem Briefe auseinandersetzen und **eventuell verewigen sollen?** und weiter sagt Düntzer, „ein Brief von Sophie von Schardt **scheint** eine vorhergegangene Liebschaft Augusts geradewegs auszuschließen." —

Warum hat Düntzer diesen Scheinbrief mit der Scheinausschließung (die, obwohl sie scheinbar ist, doch gleich darnach mit „geradewegs“ wahrscheinlicher gemacht werden soll) nicht angeführt? — — sicher ist anzunehmen: daß Düntzer, wenn er mit seinem hundert und hundert Mal in Scene gesetzten „es scheint, es könnte sein, es dürfte“ u. s. w., u. s. w., daherkommt, sich immer in einer historischen Zwangslage befindet, aus welcher es sich durch seine Schein-Argumente herauszuwickeln, alle erdenkliche, aber auch ebenso undankbare Mühe giebt.

Wir wollen hier nur auf den Widerspruch zwischen Goethe-Tasso und Goethe-Excellenz hinweisen. Im sicher hochgenialen „Goethe-Tasso“ sind die Weltconvenienz, die politische Rücksicht, die Stellung der Geliebten in der Welt als Liebeshindernisse verurtheilt. Goethe war kein Herzog von Ferrara, sondern ein „Herr von“ (der größte Dichter war vom kleinsten Adel) und der Unterschied zwischen August von Goethe und dem Bürgermädchen war doch sicher keine Kluft, wie die zwischen Tasso und der Prinzessin. Und gerade dieser Sohn, für welchen sich der Vater so oft exponirte, mußte dem armen alten Mann so unsägliche Betrübniß bereiten!

6. Berichte böswilliger Damen über den Knaben August.

Holtei fährt fort:

III. „Den Hauptschlag aber, das weiß ich aus seinem eigenen Munde, der es mir nie mit klaren Worten und dennoch verständlich kund gethan, hat ihm ein anderes Machtwort des Vaters gegeben. Als im Frühling 1813 das deutsche Vaterland sich erhob, als Carl August, stets edel und deutsch gesinnt, auch seine Weimarer zu den Waffen rief, da wollte sich auch August in die Reihen der Freiwilligen stellen, doch die väterliche Gewalt hielt ihn zurück. Damals hatte Goethe noch keinen Enkel. Der Gedanke, den einen, der seinen Namen führen und fortpflanzen sollte, durch eine feindliche Kugel verlieren zu können, sagt man, wäre ihm unerträglich gewesen, und er habe Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, um den höhern Befehl zu erlangen, der den Kampflustigen zurück zwang.“

Wir müssen hier dem Bericht Holtei's, mitten im Flusse einen anderen Bericht entgegenstellen. Creuzenach, im früher angeführten Briefwechsel Goethe-Marianne, erzählt S. 27 die Begebenheit etwas anders:

„Der 20jährige Bramey kam aus Berlin nach Frankfurt, um in das Frankfurter Freiwilligen-Chor einzutreten. Während Bramey sich zum Abmarsch vorbereitete, hatte Goethe Vorkehrungen getroffen, daß sein Sohn August nicht einen gleichen Schritt unternehme, ja er soll den Herzog Carl August zum Einschreiten bewogen haben. Ob es desselben in der That bedurfte, kann bei des Sohnes unbemessener Bewunderung für Napoleon bezweifelt werden. Jedenfalls ernannte ihn der Herzog um jene Zeit zum Hofjunker und Kammerassessor. Als solcher traf er Ende Januar 1814, also in hochbewegter Zeit, mit herzoglichen Aufträgen in Frankfurt ein, Willemer erwies ihm lebhafte Theilnahme und Förderung, er berichtete über ihn an den Vater Goethe in günstigster Weise. Leider wird der Sohn noch immer von Vielen einseitig nach jenem Briefe der Frau von Stein beurtheilt, worin sie dem Halbjüngling die in munterer Gesellschaft getrunkenen Champagnergläser fast schadenfroh nachrechnet.“ —

Gerade bezugs dieser Anklage müssen wir um der historischen Gerechtigkeit Willen einige Zweifel an der Echtheit derselben laut werden lassen. — Seite 280 weist derselbe Creuzenach auf die merkwürdigen Aufschlüsse über Goethe-Sohn von Holtei hin, und früher, Seite 28, bedauert er, daß August noch immer nach dem Brief der Frau von Stein beurtheilt wird. Das will durchaus nicht zusammenpassen.

Zu jener Zeit, in welcher die Stein dem August die Champagnergläser nachzählte, mag es mit ihm noch gar nicht so arg gewesen sein, wie anno 1828, als Holtei mit August verkehrte.

Die Frau von Stein lebte in keinen glänzenden financiellen Verhältnissen. Sie speculirte nachgewiesener Maßen auf Goethe's Erbschaft, und meinte, Goethe werde ihren Sohn Fritz als seinen eventuellen Erben bestimmen. Bei diesem Nachrechnen der von August getrunkenen Champagnergläser im Hause der Stein, oder auch in einem andern Hause ist oft ein erkennbarer psychologischer Grund der Belauerung nicht außer Acht zu lassen. Hausfrauen, die nicht über glänzende Mittel verfügen, betrachten

den Consum kostbarer Weine von Seite unbesonnener Gäste bekanntlich mit Angst und Zagen, das ist eine alte Erfahrung. Zudem hat die Stein nach dem Zerwürfniß mit Goethe und nach ihren untergegangenen Hoffnungen, den August sowie die Mutter desselben mit Argusaugen verfolgt, und allen dem, was sie da beobachten konnte, immer die allerschlechteste Seite abzugewinnen gesucht, was schon Alles in eclatanten Beispielen nachgewiesen worden ist.

Die Briefstelle (aus dem Schreiben der Frau von Stein), die so viel Staub aufwirbelte, lautet wörtlich also*):

„Baronin Stein an ihren Sohn. Weimar, 14. Jänner 1801. „Mit Goethe geht es besser, doch muß der 21. Tag vorüber sein, bis dahin könnte ihm noch etwas zustoßen, weil ihm die Entzündung etwas am Kopf und am Zwerchfell geschadet hat. Gestern hat er mit großem Appetit Suppe gegessen, die ich ihm geschickt habe; mit seinem Auge soll es auch besser gehen, nur ist er sehr traurig und soll 3 Stunden geweint haben, besonders weint er, wenn er den August sieht, der hat indessen seine Zuflucht zu mir genommen; der arme Junge dauert mich, er war entsetzlich betrübt, aber er ist schon gewohnt, seine Leiden zu vertrinken, neulich hat er in einem Club von der Classe seiner Mutter 17 Gläser Champagner getrunken und ich hatte alle Mühe, ihn bei mir vom Weine abzuhalten."

August (geboren 1791) ist zur Zeit des obigen Berichtes noch nicht zehn Jahre voll gewesen. Jener Dame, die sich schon die menschenfreundliche Mühe genommen hat, dem Knaben die Gläserausleerungen nachzuzählen, kann der Psycholog, auch ohne derselbigen wehezuthun, zutrauen, daß es ihr auf einige Gläser mehr zu berichten, nicht angekommen ist. Die Frau von Stein hat diesen wie alle ähnlichen Berichte mit gläubigem Herzen hingenommen, und dadurch, daß sie sich alle Mühe gegeben hat, den August bei ihr vom Weine abzuhalten, den vorigen Bericht noch zu bestätigen gesucht. Der Goethe-Sohn mußte die Strafe für den Goethe-Vater erdulden; wäre August nicht der Sohn Goethe's gewesen, so hätten ihm

*) Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich von Stein. Nebst einigen Beilagen. Herausgegeben von Ebers & Kahlert, Leipzig. Die beiden Herren nennen die Frau von Stein immer Baronin.

diese, um seine Gesundheit so besorgten liebevollen Seelen, die Gläser sicher nicht so gewissenhaft nachgezählt.

7. Wie Holtei die Schwärmerei Augusts für Napoleon schildert.

Holtei fährt in seinem Berichte fort: „Als nun nach glorreichen Thaten die Sieger, von ihren Fürsten geführt, heimkehrten, als Eltern, Schwestern und Kinder sie jubelnd empfingen, da zog auch unser August ihnen entgegen und er mußte, wo er begrüßen wollte, Aeußerungen des Hohnes, des Spottes hören. — Nun, wem da nicht das Herz bricht, wer da nicht verzweifeln will! — Und so bereitete sich denn in ihm nach allen Kämpfen und Krämpfen eine verbissene Wuth, ein bohrender Groll, ein unmächtiger Trotz gegen die Verhältnisse, gegen sein Geschick, ja gegen sein Glück vor und um dieser — Contenance der Verzweiflung, daß ich es so nenne — eine Farbe zu geben, warf er sich mit kindlicher Vorliebe auf — die Vergötterung Napoleons! Hinter dieser bemühte er sich, die Schmach zu verbergen, die des Vaters verletzende Fürsorge ihm bereitet*). Deshalb hingen seine Wände voll von Abbildungen des Kaisers, zu Fuß und zu Pferde, von Abbildungen seiner Hüte und Waffen, deshalb war jedes Petschaft, jedes Flacon, jede Bronce ein Napoleon, deshalb spielte er mit dem glühendsten Napoleonismus und wähnte in diesen Spielereien Trost zu finden. Als nun aber der Vater, wohl einsehend, wie sein Sohn dazugekommen, und zufrieden über

---

*) Goethe war eine zeitlang „Conscriptionsofficier", d. h. er mußte die Bauernbursche im Weimarschen ausheben, unter das Maß stellen und zum Militärdienst verhalten, d. h. zwingen. Da mochte er wohl oft das Klagen und Jammern der Mütter vernommen haben. Als Minister hatte er nun von der Gelegenheit, ein schönes Beispiel zu geben, und seinen Sohn dem Dienste des Vaterlandes zu weihen — keinen Gebrauch gemacht. Als Conscriptionscommissär mußte er unzählige Male weinende Mütter und zagende ausgehobene Recruten mit dem Opfer **für das** und die Liebe **zum** Vaterland vertrösten! Düntzer und andere unbedingte Goetheverehrer reden bisweilen von den Opfern, die Goethe gebracht so im Allgemeinen; — auf Nachweise dieser Opfer lassen sie sich weislich nicht ein.

diese beschwichtigende Richtung ihm gar jene Decoration der Ehrenlegion, die er selbst aus Napoleons Händen einst empfangen, zum Geschenk machte, da sprang die letzte Schraube und nun war kein Halten mehr. Wie weit Augusts Manie ging, mag man aus Folgendem ermessen: Es wurde in Weimar (ich glaube 1829) ein Liederspiel von mir: „Erinnerung" aufgeführt, worin ein Soldat von der alten Garde als blinder Bettler erscheint. Sobald dieser (Genast) die Bühne betrat und August die zerrissene Uniform erblickte, soll er, wie man mir erzählt, wüthend aufgesprungen sein, und die Loge verlassen haben. Er zürnte ernsthaft mit mir, ja er trat seine Reise nach Italien an, ohne mir zu antworten und erst kurz vor seinem Tod gab er von Rom ein Zeichen der Versöhnung". — — Eine Komödie in der Komödie!

August machte ein Gedicht: „Traum" über das väterliche Ordensgeschenk, darin wird Napoleon verhimmelt und Napoleon dankt dem August, daß er ihm so treu angehangen. Hier nur ein paar Verse, die August im Traume vom alten Napoleon gehört zu haben vorgiebt:

„Und jede Schandthat, die man frech an mir begangen,
Schien Dir (dem August) so ungerecht, als auch verrucht,
Des Zweifels Pforten hast Du nie betreten,
Ich hörte Dich sogar für mich oft beten."

Daß es dem August im Traume eingefallen ist, Napoleon habe sich um ihn bekümmert, ihn in der Nacht belauscht und ihn sogar einmal beim Beten erwischt, das giebt schon Zeugniß von einer sehr ungesunden und gestörten Phantasie, denn der alte Napoleon hat es sich sicher nicht im Traume einfallen lassen, dem Goethe-Sohn Complimente zu machen, ihm als seinem Anwalt und Vertheidiger in den Weimarer Gesellschaften zu danken und ihn beim Beten für ihn (den Napoleon) zu überraschen. Das Gedicht ist dem Inhalt und der Form nach ein Zeugniß von Geistesstörung, wie es auch selber Holtei mit den Worten andeutet: „Als August mir dies wundersame Gedicht vorlas, war's mir, als wollte er in Andacht verschwimmen. Mir wurde ganz Angst dabei!"

8. Das eigenthümliche Verhältniß Goethe's zu seinem Sohne. Ursache der Minderbeliebtheit Goethe's zu Weimar, die innere Zerrissenheit im Leben Augusts.

Man hat die, mit einem minderen Ausdruck gesagt, Minderbeliebtheit Goethe's und seiner Familie in Weimar sehr oft nur dem Neide, der Klatschsucht, der kleinstädtischen Mißgunst und der gefürchteten Macht Goethe's zugeschrieben. Hier werden wir von einem großen Verehrer des alten und einem intimen Freund des jungen — eines Besseren (eigentlich eines Schlechteren) belehrt. Die von Holtei erzählten, und sicher noch so schonend als möglich erzählten Thatsachen wußte jedes Kind in Weimar, sie gingen von Mund zu Mund, und fama crescit eundo. Dem alten Goethe wurde das Wenigste hinterbracht; wer ihm etwas Unangenehmes sagte, den hieß er schweigen, er wollte in seinem ruhigen Lebensgenuß nicht gestört werden. Das unglücklich gemachte Bürgermädchen, der wahrscheinlich von den Weimarern und auch von andern nicht recht geglaubte gewaltsame Zurückhalt vom Auszug zum Kampfe, die sonstigen Eigenschaften Augusts machten ihn beim Volk und bei Hof nicht angenehm. Man hat es ihm genug fühlen lassen und er fühlte es auch. Das geht aus dem ferneren Berichte Holtei's hervor:

„Neben dieser Schwärmerei für Napoleon zog der stete Wunsch: Weimar, seine amtliche Stellung, sein Haus zu verlassen und eine große Reise antreten zu dürfen. Hundertmal war dazu gerüstet worden, immer ging es wieder, wahrscheinlich durch des Alten Gegenrede, zurück. In diesem lag von je die bange Ahnung, daß er den Sohn, wenn dieser einmal in der weiten Welt sei, nicht wieder sehen werde."

„Man glaube aber ja nicht, daß deshalb das Verhältniß zwischen Vater und Sohn ein gespanntes gewesen sei. Dazu kam es nie. Ich habe zu deutliche Beweise, daß August kein Geheimniß vor dem Vater hatte. Der Alte selbst deutete mir nach Augusts Tode durch vielfache Anspielungen an, wie er von All' und Jedem unterrichtet gewesen sei, wovon ich meinte, es wäre zwischen uns zweien, dem Verstorbenen und

mir, geblieben. Diese kindliche Anhänglichkeit betreffend, bleibt mir die Nacht vor meiner Abreise von Weimar unvergeßlich. Hofrath Soret, Erzieher beim jetzigen Erbprinzen, hatte in seiner freundlichen Gesinnung für mich alle meine Gönner zu einem letzten Abendessen, was man die Henkersmahlzeit nennt, zusammengeladen. Als wir spät, eigentlich früh, auseinandergingen, begleiteten mich die Herren an das Elephantenthor und wurde unter freiem Himmel bei Sternenlicht Abschied genommen. Einer nach dem andern drückte mir die Hand und als ich die Reihe durchgemacht und der Haushälter die Thüre hinter mir geschlossen hatte, fiel mir erst auf, daß August spurlos verschwunden war. Früh um 4 Uhr waren meine Pferde bestellt. Ich hatte noch zwei Stunden Zeit zum Einpacken. Es mochte 3 Uhr sein, als mit gewaltigen Schlägen an das Hausthor gepocht wurde. Mein Diener meinte, es kämen Reisende an. Eine Minute nachher stand August glühend von Wein und Aufregung vor mir und gab dem Diener ein Zeichen, uns zu verlassen."

„Sie haben, sprach er zu mir, gewünscht, ich solle Ihre Aufträge an Ihre Freundin übernehmen, während Sie von Weimar abwesend sind, und haben es mir dabei zur Bedingung gemacht, gegen Jedermann das tiefste Geheimniß zu bewahren; ich bin auf diese Bedingung stillschweigend eingegangen. Aber doch kann ich Sie nicht reisen lassen, ohne vorher zu fragen ob unter Jedermann auch mein Vater mit inbegriffen ist?"

„Natürlich, erwiderte ich, der vor Allen. Dann, sagte August mit großer Entschiedenheit, muß ich mein Versprechen zurücknehmen und darf Ihr Vertrauen nicht empfangen."

„Vor meinem Vater darf und kann ich kein Geheimniß haben. Seitdem ich reden kann, ist kein Tag vergangen, wo ich nicht, wenn wir an einem Orte lebten, jeden Morgen zu meinem Vater getreten bin und ihm Alles erzählt habe, was mir am vorigen Tage begegnet, was ich gethan, was ich gedacht. Mein Vater ist mein Beichtiger. Sie wissen wie lieb ich Sie habe."

„Ueber meinen Vater geht mir nicht's. — Er umarmte mich, sagte Lebewohl und schied. An der Zimmerthür kehrte er noch einmal um, sah mich mit starren Augen lange durchdringend an und sprach: „Sie glaubten, ich wäre betrunken? Ich bin's nie, wenn ich's nicht scheinen will. Ueberhaupt ihr kennt

mich Alle nicht! Ihr haltet mich für einen wilden, oberflächlichen Gesellen. Aber hier (und dabei schlug er sich mit der geballten Faust auf seine hochgewölbte Brust, daß diese dumpf und hohl wiederklang), hier ist es so tief! Wenn Sie einen Stein hinab würfen, Sie könnten lange lauschen bis sie ihn fallen hörten.“ — —

Wir werden kaum irren, wenn wir das in die Brustschlagen des jungen Goethe als ein furchtbares mea culpa mit dem traurigen Geschicke des Bürgermädchens in Rapport bringen, eines Geschickes, dessen „tragische Einzelnheiten“ Holtei nicht anzuführen wagt.

Der alte Goethe ist für derlei tragische Ereignisse, die ihn doch größtentheils auch schmerzlich berühren mußten, sensitiver gewesen, als gewöhnlich angenommen wird. Das geht schon aus dem Umstande hervor, daß er Todesfälle überhaupt, und schon gar solche, bei denen er in's Mitleid gezogen war — in seiner Gegenwart nicht erwähnt wissen wollte — und jeder Besprechung darüber mit aller Aengstlichkeit ausgewichen ist.

Der arme August war unglücklich, und fühlte sich unglücklich. Wie hätte ihm Holtei einen Stein in die Tiefen seiner Brust werfen können? — Aber auch auf den armen Todten, dessen Leib ein halbes Jahrhundert zu Rom im cimitero dei Inglesi an der Pyramide des Cestius ruht — wird Niemand einen Stein werfen — ihn haben die Erziehung, wohl auch gewisse Schriften seines Vaters und die Umgebung in Weimar zu dem gemacht, was er geworden ist. Die Lebensprincipien waren die gleichen. — Der Alte mit seinem Genie und seinem durchdringenden Verstande wußte immer das richtige Weltmaß zu halten; er wollte die Schranken christlicher Sitte nicht kennen, aber er hielt viel auf die Grenzlinien des Anstandes und der Civilisation, er wußte sich zu mäßigen und verlor nie das Gleichgewicht, er wußte sein Leben immer zu schonen und zu erhalten. Den jungen rissen seine stürmischen Leidenschaften fort über Stock und Stein, er kannte keine Zügel und kein Aufhalten, ihm war nicht nur die christliche Sitte gleichgiltig, er kümmerte sich am Ende auch nicht mehr um den weltüblichen Anstand, um Ehre und Leben; er ging unter,

denn wie es der Alte, leider zu spät, sehr kurz und scharfsinnig bemerkte, er hatte nie den kategorischen Imperativ kennen gelernt.

Im Jahre 1829 war Holtei bei der Feier des 80jährigen Geburtsfestes Goethe's wieder in Weimar und erzählt, daß er den Abend mit August verlebte, „welcher sich immer fester an mich hing und mich mit einem Zutrauen, mit einer oft stürmischen Freundschaft beschenkte, die mir bisweilen Angst einjagten. Der Tod tobte ihm schon in den Adern, seine Heiterkeit war wild und erzwungen, sein Ernst düster und schwer, seine Wehmuth herzzerreißend. Dabei suchte er aber immer eine gewisse Feierlichkeit der Formen zu bewahren, die oft wie eine unbewußte Nachahmung des Vaters erschien und sich deshalb zu seinem sonstigem Thun und Treiben gespenstig ausnahm.“ — —

9. Ein Brief über Augusts Tod. Von Tod und Todten durfte vor Goethe nichts geredet werden.

Holtei berichtet, es sei ihm unterm 12. November 1830 von der Hand eines dem Goethe'schen Hause nahe befreundeten Mannes aus Weimar folgender Brief über den Tod August Goethe's zugekommen.

„Mit Wehmuth und kaum fähig einen Gedanken zu fassen, ergreife ich die Feder, Ihnen unser's August Tod zu melden. Er starb am 28. October, 2 Uhr Früh, in Rom infolge eines im Kopfe zersprungenen Blutgefäßes, was sein Ende schnell, ja augenblicklich herbeiführte *). Wir erhielten die Nachricht gestern durch den Hannoveranischen Gesandten, der ihn am 27. erst spät Abends verlassen hatte, wo er schon das Zimmer hüten mußte, weil nach dem Ausspruch des Arztes ein Scharlachfieber im Ausbruche war. Sie können denken, welchen Eindruck diese Nachricht auf den 82jährigen Vater, auf die schwächliche Frau gemacht hat. Letztere läßt Sie, Ihrer innigsten Theilnahme versichert, freundlich grüßen. Der Vater hält sich äußerem Anscheine nach aufrecht. Es darf ihm Niemand das Wort Tod aus-

*) Die Berichte über die Todesursache und Todesart lauten in den Briefen verschieden.

sprechen *). Allein was in seinem Innern vorgeht, welche Folgen dieser Schlag auf seine Gesundheit im Laufe des Winters üben wird, darüber wagt Niemand zur Zeit ein Urtheil. August hatte sich nach allen brieflichen Mittheilungen (insbesondere in seinem gediegenen Tagebuche) so außerordentlich wohl befunden, so herrliche Genüsse in sich aufgefaßt, daß wir uns Alle, vor Allem sein Vater, der Rückkehr freuten und die schöne Hoffnung hegten, Kunst und Alterthum würden ihn mit dem gewöhnlichen Leben, welches ihm mannigfachen Ekel erregte, versöhnt haben, namentlich aber noch ein neues Band zwischen ihm und seinem großen Vater knüpfen. Dieses Alles ist nun dahin."

In einem Briefe aus Weimar, 19. October 1830, dankt Goethe dem W. Humboldt für die Besprechung der italienischen Reise des Weiteren und ist zugleich noch voll der Hoffnung bezugs der Kenntnisse, welche sich sein Sohn August in Italien erwerben wird, eine Hoffnung, die durch Augusts Tod sehr bald zu nichte geworden. Goethe schreibt (Briefwechsel Goethe's an W. Humboldt): „Mein Sohn nimmt nun schon seit sechs Monaten an der Fülle theil, die auf der unschätzbaren Erdzunge Natur und Jahrhunderte an Leben gehäuft und zerstört, an Künsten erbaut und eingerissen, an Menschenschicksalen, Nationalitäten und Persönlichkeiten auf das Wunderbarste durcheinandergewürfelt haben. Er ging mit dem Dampfschiff von Livorno nach Neapel, wo er sich noch gegenwärtig aufhalten mag, ein Entschluß, der gelungen, ganz besondere Vortheile gebracht hat. Er fand Professor Jahn daselbst und sich bei dessen Leitung über und unter der Erde völlig einheimisch". —

Diese Worte Goethe's haben einen tragisch-prophetischen Gehalt in sich — denn 10 Tage, nachdem dieselben vom alten Goethe niedergeschrieben worden, war sein Sohn August im Cimitero an der Pyramide des Cestius zu Rom wirklich schon „unter der Erde völlig einheimisch" geworden.

---

*) Der alte Goethe vermied es in seinen Correspondenzen immer das Wort Tod oder Sterben niederzuschreiben; das erinnert an den alten ebenfalls todesfürchtigen Minister Kaunitz, der die Worte Tod und Sterben auf immer vermieden wissen wollte.

Das Jahr nach August Tod kam Holtei wieder nach Weimar; er erzählt (V. S. 120): „Ich konnte mir's nicht versagen, Goethe nach dem Tode seines Sohnes zu sehen. Er hatte unterdessen eine Todeskrankheit durchgemacht und von dieser erstanden, an eine Freundin, die mir dies mittheilte, geschrieben: „Nach großem Verlust und drohender Lebensgefahr habe ich mich wieder auf die Füße gestellt." In diesem Brief sprach er sich ferner darüber aus, „wie die Natur des Menschen nach jeder großen Erschütterung im Innern auf irgend eine Weise das Gleichgewicht wieder herzustellen suche. Seine glücklich überstandene Krankheit sei die Folge davon gewesen. Jetzt wolle er also Alles thun, um nach gewohnter Art auf dem Wege des Wissens und der Kunst fortzuschreiten. Dabei habe er auch von Neuem die schwere Rolle des Hausvaters wieder aufzunehmen, wenngleich, wie er dankbar erkenne, unter den günstigsten äußeren Umständen."

„All' diese bedeutenden männlich-festen Aeußerungen paßten mir durchaus nicht in die Warnungsstimmen, die mir in Weimar zuflüsterten, ich möchte, wenn ich zu ihm käme, nur um Gotteswillen nicht von August reden, das sei streng verpönt, er wolle den Tod und die Todten nicht erwähnen hören. Eine so feige Nachgiebigkeit wäre mir unmöglich gewesen, und um es kurz zu machen, fing ich gleich nach meinem Eintritt mit dem verbotenen Gespräche an. Er aber ging nicht darauf ein. Er versuchte von anderen Dingen zu reden, auch das gelang uns nicht. Ich empfand, daß ich jetzt, neben dem Vater sitzend, nur des Sohnes gedenken könne, und er zeigte deutlich genug, daß meine Gedanken ihm klar wären. Es kam keine Conversation zu Stande. Nach 10 Minuten empfahl ich mich und er entließ mich „Auf Wiedersehen" — aber ich sah ihn nicht wieder. Wir wurden zur Tafel geladen, stellten uns ein und — Goethe speiste auf seinem Zimmer. Er wollte den Menschen vermeiden, der es nicht über sich gewinnen konnte, ihn zu schonen." — —

Auch als Goethe's Frau, die Vulpius, gestorben war, machte er in den Correspondenzen mit seinen Freunden keine Erwähnung davon. Creuzenach (im Briefwechsel Goethe-Willemer) sagt pro 1816: „Am 6. Juni starb Goethe's Gemahlin, in den vorliegenden Briefen findet sich keine Hindeutung auf den Todesfall."

10. Düntzer's Verschwiegenheit über die Geschicke Augusts.

Diesen ganzen thatsächlichen Bericht Holtei's über Goethe's Sohn hat Düntzer gelesen — aber alle tragischen Momente — den ganzen Inhalt verschwiegen und nur (in Goethe's Leben, S. 644) folgende Zeilen daraus angeführt: „Dieser (August) hing sich immer fester an mich (Holtei) und beschenkte mich mit einem Zutrauen, mit einer oft stürmischen Freundschaft, die mir bisweilen Angst machte. Der Tod tobte ihm schon in den Adern, seine Heiterkeit war wild und erzwungen, sein Ernst düster und schwer, sein Wehmuth herzzerreißend. Dabei suchte er aber immer eine gewisse Feierlichkeit der Formen zu bewahren, die oft wie eine unbewußte Nachahmung des Vaters erschien und sich deshalb im Gegensatz zum sonstigen Thun und Treiben gespenstig ausnahm!"

Wir lernen auch hier wieder Düntzer als einen Herausgeber von literarhistorischen Monographien ad usum Delfini — werthschätzen. Zwischen Düntzer und den französischen Herausgebern der alten Classiker für den kleinen Dauphin ist nur der kleine Unterschied zu ersehen, daß diese jene Stellen ausgelassen haben, die für den Prinzen nicht taugten; während Düntzer u. Comp. jene Ereignisse aus dem Leben der Opfer ihrer Panegyriasis (Lob oder Verklärungswuth) auslassen, die ihnen nicht taugen.

Wir müssen hier den Leser wiederholt auf folgende, für den kritischen Historiker höchst wichtige Thatsachen aufmerksam machen.

1. Holtei's „Vierzig Jahre" erschien 1845, also 13 Jahre nach Goethe's und 15 Jahre nach Augusts, des Goethe-Sohnes Tod, zu einer Zeit, in der noch Augusts Witwe und seine Söhne, viele Freunde und Verehrer des alten Goethe und überdies Tausende von Menschen lebten, die den August gekannt haben und in das ganze Leben des Göthehauses eingeweiht gewesen sind. Und doch hat auch nicht Eine Stimme sich erhoben, die es gewagt hätte, den Freundesbericht Holtei's im mindesten auch nur anzuzweifeln oder gar in Abrede zu stellen.

2. Düntzer, der doch den ganzen Bericht über August eingestandener Maßen gelesen hat, bezeugt dieses Gelesenhaben durch sein obiges Citat (Goethe's Leben S. 644), aus

Holtei und verschweigt Alles und Jedes, was in diesem seinem Werke Holtei sonst noch über August angeführt hat.

Düntzer weiß, daß diesem Berichte Holtei's noch Niemand widersprochen hat, er selber wagt es nicht, denselben anzuzweifeln und anzufechten, er verschweigt ihn, begeht aber die Unvorsichtigkeit, zu constatiren, daß er ihn gelesen hat.

3. Nur bezugs der sehr unliebsamen Liebschaft Augusts mit dem Bürgermädchen und des erschütternden Ausganges derselben versucht Düntzer die Mitschuld des Vaters Goethe, der für seinen Sohn eine adelige Gattin haben wollte, in Abrede zu stellen, indem er kurzweg (Leben der Stein, 1874) die von Holtei gebrachten Thatsachen in eine „Sage“ escamotirt und darauf hin diese ganze Liebschaft in Abrede zu stellen sucht, sich auf einen (von ihm weislich gar nicht producirten) Brief von Sophie von Schardt berufend, der eine vorhergegangene Liebschaft Augusts nach Düntzer's Angabe geradewegs ausschließen soll.

4. Düntzer macht also nur bei diesem einen Factum in Holtei's Bericht einen freilich sehr verunglückten Versuch, es in Abrede zu stellen, indem er es für eine Sage erklärt, während er (Düntzer) bei allen andern von Holtei angeführten betrüblichen Thatsachen nicht einmal einen Versuch wagt, sie wegzuleugnen, sondern sich auf sein gewöhnliches Auskunftsmittel in verzweifelten Fällen verlegt: auf das muthige Todtschweigen.

5. Wir erlauben uns hier zu bemerken, daß Herr Düntzer, ohne von uns im mindesten provocirt worden zu sein, im Jahre 1869 sich das Vergnügen gemacht hat, mit uns einen literarhistorischen Krakehl anzufangen, der mit einer großartigen Blamage für den privilegirten Solotänzer auf dem Podium der Goethe-Literatur abgeschlossen worden ist, trotzdem daß wir ihn damals noch sehr schonend und nachsichtig, bloß mit Constatirung der ihn vernichtenden Thatsachen behandelt haben.

Sollte Herr Düntzer sich versucht fühlen, auch jetzt wieder direct oder indirect einen neuen Tanz aufführen zu wollen, so wird sich schon Jemand finden, um diesen Herrn sicher noch entschiedener als das erste Mal in seiner Eigenschaft als „Historiker“

mit einer echten Cremonesergeige kritisch heimzubegleiten. Um den ausgiebigen Stoff zu einem eventuellen Tongemälde dieser Compositionsgattung wird Niemand verlegen sein, der in Düntzer's Schriften herumgeblättert hat; bisher hat man sich nur hie und da im Vorbeigehen über seine Vermuthungs-, Combinations- und Erklärungsmethode lustig gemacht, aber einer systematischen Kritik seiner Düntzeriasis ist er bisher noch nicht theilhaftig geworden.

11. Wie Zelter gegen Holtei agirt hat.

Zelter agirte gegen Holtei. Zur Beleuchtung des Zelter'schen Charakters mag folgender Zwischenfall dienen, welcher in Holtei's 40 Jahren zu finden ist; als Berichterstatter ist Holtei ehrenhaft und verläßlich.

Holtei bringt in seinen „Vierzig Jahren" (V. Bd., S. 112) einen Brief von Adele Schoppenhauer aus Weimar an Holtei, welche ihm über Goethe, der gegen Holtei aufgereizt wurde, Folgendes berichtet:

„Der alte Herr aber ist 80 Jahre alt, und da ist es denn kein Wunder, daß der viele Weihrauch ihn manchmal schwindeln macht, und er dann nicht begreifen will, wie andere Menschen sich unterstehen mögen, auch noch zu existiren. *** war bei ihm (Goethe) als ein Brief aus Berlin ankam (dieser ebenso geistlose als ungerechte Bericht ist in Zelter's Briefwechsel zu finden, setzt Holtei bei), worin es Ihrem Faust (d. h. der Inscenesetzung des Faust in Berlin unter der Direction Holtei's) sehr schlecht erging. Und der Alte (Goethe) hatte seine Freude daran. Machen Sie sich nur gefaßt, ihn, wenn Sie herkommen, ein wenig unzugänglicher zu finden als früher. Er ist es überhaupt und dinirt deshalb schon seit ein paar Monaten in seinem Zimmer allein oder mit einem einzelnen Gast, den er sich einladet. Das wird aber auch wieder anders. Er hat fast alle Winter solche Sonderbarkeiten, die, wenn der Tag länger wird und die Kälte abnimmt, ihn wieder verlassen." — —

12. Was Kneschke bezugs August behauptet hat.

Bei Kneschke *) heißt es S. 200. „Doch darf man Christiane darum nicht verachten, weil sie sein war, ohne doch gesetzlich mit ihm vermählt zu sein, da wir wissen (wer sind diese wir?), daß die meiste Schuld daran ihre fast allzu große Bescheidenheit und Uneigennützigkeit trug, welche ähnlich dem Käthchen von Heilbronn nichts verlangte und nichts wollte, als Duldung in der Nähe des Geliebten. Goethen aber wird man nur um desto lieber gewinnen, indem man erfährt, wie er auch ohne äußerliches Band an sie gefesselt zu sein, Christianen doch fortan treu blieb und ein viel glänzenderes Beispiel für die Heilighaltung der Ehe aufstellte, als z. B. Schiller und vor diesem Bürger, die, wie wir wissen, für ihre Schwägerinnen wärmer, als sich's wohl ziemen mag, empfunden haben, und wenn man bedenkt, wie er seiner kleinen Freundin wegen Anfechtungen über Anfechtungen muthig bestand und jede Unbill von ihr mit seinem männlichen Ansehen abzuwehren versuchte. Denn in der That mußte Goethe die Freuden dieser Liebe theuer genug erkaufen. Der würdige Knebel zwar zollte dem Verhältnisse alle gebührende (!) Achtung **) und auch Mutter Aja, die Christianen persönlich zwar erst 1797 kennen lernte, vorher aber schon lange mit ihr vertrauliche Briefe wechselte, mochte die Verbindung, wegen ihrer glücklichen inneren Beschaffenheit, trotzdem sie keine conventionelle war, nicht mißbilligen. Doch diese zwei waren es fast allein, welche vorurtheilsfrei dachten. Die ganze exclusive Weimarer Gesellschaft dagegen kehrte sich feindselig gegen Christiane, weil diese eben nicht zu ihr gehörte. Denn wäre sie nur vom Adel oder sonst von distinguirtem Stande, wäre sie nur, was man so nennt, ein „Genie" gewesen — gewiß, man würde anders, d. h. weniger rigoros geurtheilt haben. Frau von Schiller z. B., von der man weiß, daß sie bei aller Trefflichkeit ihres

*) Goethe und Schiller in ihren Beziehungen zur Frauenwelt. Dargestellt in zwei Abschnitten nebst Zusätzen und Anhängen von Dr. Emil Kneschke. Nürnberg. Bauer u. Raspe. 1858.

**) Das versteht sich bei Knebel, der selber mit seiner nachmaligen Gattin in einem gleichen Verhältnisse lebte, und der dem Goethe, wie wir nachweisen werden, zu vielem Dank verpflichtet und vielfach von ihm abhängig gewesen ist.

Charakters nicht frei war von Standes-Vorurtheilen, schrieb einmal an ihren Jugendfreund Friedrich von Stein: „In Weimar ist Goethe steif und zurückgezogen; hätte ich ihn nicht hier in Jena kennen gelernt, so wäre mir viel von ihm entgangen oder nicht klar geworden. Ich glaube doch, daß auf diese Stimmung die häuslichen, zu der Welt in Weimar nicht passenden Verhältnisse am meisten Einfluß haben. Ja sogar Frau von Stein, welche doch besonders dazu Ursache gehabt hätte, sah hier leider nicht durch das Medium der Liebe, der directe Beweis hiefür ist in ihren Briefen an den eigenen Sohn gegeben. Da macht es denn einen sehr üblen Eindruck, so verächtlich und gehässig von Goethe's Demoiselle, oder gar von seiner Maitresse gesprochen zu hören: Man denke die sittlich und ästhetisch gebildete Dame vergaß sich so weit, derlei Ausdrücke gegenüber ihrem Sohn zu gebrauchen und die schlechte Meinung, welche sie ungerechter Weise von Christianen hegte, auch auf deren Kind (den August) zu übertragen, d. h. diesem schon im Voraus das Loos der moralischen Corruption zu prophezeien; während doch August später ein sehr tüchtiger und hochgeachteter Mann geworden ist!!!" — — So sagt Kneschke!!

Dieser Herr Dr. Kneschke hat somit auch Holtei's 40 Jahre, die 1845, also 13 Jahre vor seiner Schrift erschienen, nicht gekannt, wie merkwürdiger Weise die modernen Goethe-Verherrlicher alle — diesen Holtei ganz ignoriren — die meisten sind aber dabei so vorsichtig, den Sohn Goethe's auch ganz zu ignoriren; Kneschke läßt aber hier die Frau von Stein als falsche Prophetin erscheinen, um dem August ein glänzendes Sittenzeugniß ausstellen zu können.

Wir haben hier diese verschiedenen Berichte dem Leser zu seiner eigenen Beurtheilung vorgelegt. Man ersieht, mit welcher heiligen Scheu dieses Geschlecht von Geschichtsschreibern bei unliebsamen, wenn auch noch so laut rauschenden historischen Quellen sich die Ohren zuhält, und sich an ihnen vorübertrollt.

„Mehr Licht", dies Wort ist durch millionenfache Wiederholung in Büchern und Zeitungen als das letzte Wort Goethe's schon in der Mythologie völlig eingebürgert. Die Enthusiasten

der Verschönerungs-Commission wollen geflissentlich die Fensterläden nicht aufmachen. Das Wahre an diesem geflügeltem Worte ist: Goethe sagte zu seinem Bedienten: „Macht doch den zweiten Fensterladen auf, daß mehr Licht herein kann.“ Das ist aber nicht so prophetisch, philosophisch und poetisch als der einfache Spruch: Mehr Licht, und deshalb wird auch noch das letzte Wort Goethe's mit der Censurscheere für den ästhetischen Hausgebrauch ad usum Delfini zugeschnitten. Man hätte da wohl die Berechtigung, diesen bis zur willkürlichen Entstellung der Worte und des Sinnes begeisterten Herren zuzurufen: Macht doch euere Fensterläden auf — — aber um Goethe das „Mehr Licht“ zu lassen, wollen sie lieber für sich mit „mehr Finsterniß“ vorlieb nehmen.

Nur was ihnen genehm ist,
Nur was ihnen bequem ist
Das berichten sie wieder.
Was ihnen nicht gefällt,
Das wird kühn entstellt,
Oder — sie schweigen es nieder.

Sonderbar! Ueber Börne, der dem Goethe in seinem kleinlichen Neid und seiner gräßlichen Eitelkeit das Genie abgesprochen; der (III. 327) des Schillers „spitzen idealen Schnabel“ und Goethe's „breite realistische Schnauze“ in den angeführten Schimpfwörtern lächerlich zu machen suchte — wird bei unseren Literarhistorikern keine Entrüstung laut — der darf in seiner angestammten Frechheit den großen Dichtern seinen Kehricht über die Köpfe schütten, wer aber als Christ in aller Ruhe historische Thatsachen zusammenstellt, der kann des Zornes der obgenannten Menschenclasse versichert sein. Wir fassen unsere Anschauung in folgenden Zeilen zusammen:

Dem Goethe hat bestritten — Nur Börne das Genie,
Jedoch ein Muster der Sitten — Das war der Goethe nie.
Zu einem Vorbild der Jugend — Hat ihn schon Mancher gemacht,
Doch über dessen Tugend — Sich selbst in die Faust gelacht.
Wir lassen uns nicht umnachten — Von der neuen Abgötherei
Und wollen uns näher betrachten — Die Goethe-Clerisei.
Dem Genius seinen Lorbeer — Der unverwelklich grünt,
Dem Menschen jene Achtung — Die ihm sein Werth verdient.

Bemerkung zu den „Drei Stichproben".

Ueber das Theater zu Weimar, das Verhältniß Goethe's zur Frauenwelt, und den Goethe-Sohn, werden noch bei anderen Abhandlungen charakteristische Thatsachen nachfolgen.

Goethe's Absolutismus in Weimar ist oft mit mächtigen Gegnern zusammengestoßen.

Die Jageman wußte dem Dichter — trotz seines oftmaligen klugen Nachgebens — durch ihr Verhältniß zum Landesfürsten seine Theaterdirection oft gründlich zu verleiden.

Die Stände zu Weimar (seit 1815) haben den Minister durch ihr Begehren einer Rechnungslegung über verausgabte Gelder in widerwärtige Situationen hineingedrängt.

Das Vordringen des jungen Deutschland, die Forderungen um Preßfreiheit, das Auftauchen politischer Zeitungen, waren seinem Regierungs-Systeme sehr zuwider, er suchte sich mit den ihm zu Gebote stehenden Waffen dagegen zu wehren.

Gegenüber seinen Anforderungen sollte die übrige Welt liberal sein; gegenüber den Anforderungen der übrigen Welt an ihn suchte er sich auf seiner absolutistischen Grundlage zu behaupten.

Die Beweise der Feindseligkeit des Dichters gegenüber einer Volksvertretung und der Preßfreiheit sind so eclatant, daß die unbedingten Verehrer des Dichters die schwere Noth haben, dieselben in Abrede zu stellen oder auch nur herabzumindern.

Was wir hier in Kürze angedeutet haben, werden wir im Verlaufe unserer Publicationen mit vollgiltigen Documenten und Beweisstellen belegen.

Somit mögen die vorliegenden Stichproben eben nur als Proben für nachfolgende historisch-kritische Abhandlungen über den Dichterfürsten angesehen werden.

Erste Wiener Vereins-Buchdruckerei.

Max Schiessled[illegible]
Bibl.-No.

Hau- und Bau-Steine

zu einer

Literatur-Geschichte der Deutschen.

Wahrheit und keine Dichtung

von

Sebastian Brunner.

Bis in die innersten Herzensfalten
Haben die Herren genau sich gekannt
Ist es erlaubt: für wahr zu halten,
Was sie sich gegenseitig genannt?

Viertes Heft.

Voß und Dichter-Bataillen.

Wien, 1885.
Verlag von Heinrich Kirsch, Singerstraße 7.

Voß und Dichter-Bataillen.

Von

Sebastian Brunner.

Den Königsmördersdolch in seiner Rechten
Bedroht die Fürsten er mit Mord und Brand —
Und einen Hofrathsfrack sich zu erfechten,
Hält er die Bittschrift in der linken Hand.

Die Drohung war nicht ernst und nicht gefährlich
Und keinem Fürsten wurde dabei bang,
Der Bittschrift Wünsche aber waren ehrlich:
Die eitle Armuth strebt nach Geld und Rang.



Wien, 1885.
Verlag von Heinrich Kirsch, Singerstraße 7.

1. Das lawinenartige Anwachsen der Literaturgeschichte. Die längst vormärzliche (vor 1848) Begeisterung der Studenten in Oesterreich für die deutsche, ja jungdeutscheste Literatur.

Wenn das massenhafte Erscheinen literarhistorischer Schriften nach Art der letzten zwanzig Jahre fortgehen würde, so wäre es für einen Studirenden nicht mehr möglich, sich in dem Gebiete der deutschen Literatur und der Geschichte derselben zu orientiren.

Es wird aber nicht so fortgehen! Ein nachkommendes Geschlecht wird sicher noch wichtigere Aufgaben zu lösen haben und von der gebotenen Bewunderungsarbeit moderner Classiker eben nur so viel ertragen, als eben zu ertragen möglich ist.

Der Schreiber Dieses erinnert sich bei dieser Gelegenheit an eine Begebenheit aus seinem Studentenleben. Es war die Aufgabe gestellt worden, ein Lamento über den Brand der Alexandrinischen Bibliothek, über das Zugrundegehen so vieler literarischer Schätze des Alterthums, anzufertigen. Das machte nun jeder Schüler so gut oder so schlecht, als er fähig war, sich in die dazu nöthige Begeisterung hineinzuarbeiten, und je nach dem Bestreben, sich durch diese Trauerrede, die auch zugleich eine Brandrede sein sollte, beim Professor ein Bildlein einzulegen.

Da sagte nun ein ungehorsamer Studiosus: „Lamentirt muß werden, und zwar auf Commando. Wenn man's aber recht nimmt, so können wir nur froh sein, daß der ganze Plunder in Flammen aufgegangen ist; werden wir doch schon mit den vorhandenen Ueberresten der alten Gelehrsamkeit halb zu Tode geplagt, müßten wir uns mit den Schätzen der Alexandrinischen Bibliothek auch noch bekannt machen, so wäre das rein zum caput werden."

Damals aber waren für Studenten noch goldene Zeiten, es wurde ihnen nur das Studium der alten Classiker überdrüssig gemacht, weil das Verständniß derselben philologisches, historisches und alterthumkundliches Wissen erfordert. Dafür wurde das Lesen der neuen deutschen Dichter aus Privatfleiß mit Leidenschaft betrieben, und die Fortgeschrittensten unter den Studenten fühlten sich von den jungdeutschen Krakehlern ganz besonders angezogen. Der Schreiber Dieses hat diese Epidemie, welche das Gros der damaligen Studentenwelt ergriffen, schon 1845 geschildert*), wie folgt:

Schon als ich in die Schule ging — Wollt' ich die Fesseln sprengen,
Gelegt um meinen Riesengeist, — Ihn schmachvoll zu beengen;

Wie schüttelte ich damals kühn — Nach Löwenart die Locken,
Und schielte ungeduldig hin — Auf meine Lippenflocken!

Das Manneswappen fehlte mir, — Es wollte nicht recht reifen
Im weißen Felde des Gesichts — Der schwarze Schnurbartstreifen.

Die volle Freiheit fehlte mir, — Die wollt' ich auch noch haben,
Um wie ein zügelloser Gaul — Durch alle Welt zu traben.

Es freute mich die Zukunft sehr — Die blühende und grüne,
Beim Fenster flog mein Geist hinaus, — Wie eine Wanderbiene.

Die Lehrer standen weit zurück — Im vorigen Jahrhundert,
O, hätten sie meine Gedanken gewußt, — Sie hätten sich höchlich verwundert!

Wie eine Leiche auf der Bank — Lag Cäsars Buch der Kriege,
Ein Büchlein Heine's aber ruht — Auf meines Schooßes Wiege.

Es blickte lockend auf zu mir, — Ich sah verlockt hinunter,
Das Alterthum war für mich todt, — Die Zeit lebendig und munter!

Für alle Dichter Roma's gab — Ich keinen Silbergroschen,
Es liegt kein Körnlein mehr im Stroh, — Das schon so abgedroschen.

Denn Alles gilt die neue Zeit — Mit ihren Saatenwogen,
Die von dem Sturm der Tyrannei — Noch hin und her gebogen!

Die blauen Blümlein zeigen uns — Der Zukunft Himmelsfrüchte;
Die Blümlein, — nun, die kennt ihr wohl: — Die jungen deutschen Gedichte.

Ja, das sind Dichter, meiner Seel, — Ich laß euch die Horaze,
Auch Calderon mitsammt Shakespeare — Gehören für die Katze!

Und Goethe selbst ist ein Poltron, — Der nur verblümt geredet,
Der vorne sich der Macht gebeugt, — Und rücklings sie befehdet;

---

*) Das Nebeljungenlied. Von S. Brunner. Regensburg. Manz 1845. I. Capitel.

Und Schiller singt auf grüner Flur, — Und freut sich auf dem Rasen,
Dann giebt er Milch, sentimental — Moralisch abgeblasen!

Ei, weg mit diesem schalen Zeug! — Da knallen keine Pfropfe,
Im Magen liegt die flaue Milch, — Champagner steigt zum Kopfe!

Champagner ist der Freiheitswein, — Und schäumet er im Glase,
So steigt empor ein Freiheitslied — In jeder gold'nen Blase!

Die Perlen in dem Lilienkelch, — Genießet unverdrossen,
Sie sind vom Freiheitswein, den man — Bisher uns eingeschlossen!

Wir haben ihn vom Druck befreit, — Die Pfropfe fliegen knallend;
Wir fühlen seine Gotteskraft — Durch uns're Adern wallend!

Wir Dichter sind gescheidter jetzt, — Als wir es je gewesen,
Vom grünen Wald, von gelber Flur — Da will kein Mensch mehr lesen!

Es wird den Leuten grün und gelb, — Wenn sie dergleichen sehen,
Wir lassen Esel auf die Flur — Und Bären in's Walddunkel gehen.

Die Zeit ist aus, wo Poesie — Sich gefreut am Blumenpflücken,
Das ist die dümmste Arbeit, das, — Man muß zu sehr sich bücken!

Wir tragen jetzt die Nase hoch — Nach eigenem Geständniß,
Und suchen uns den Edensbaum — Der Freiheit und Erkenntniß;

Den rütteln wir so lange fort, — Bis seine Blüthenflocken
Sich schmiegen als ein Lorbeerkranz — Um uns're Heldenlocken;

Dann schau'n wir sehnsuchtsvoll hinauf, — Ob er schon Frucht getragen,
Und lassen Tölpel voll Poesie — Nach Schmetterlingen jagen.

Gar Vieles wird jetzt anders sein, — Verschwunden sind die Zöpfe,
Die uns're Väter einst geziert — Als Sinnbild leerer Köpfe;

Wer mit der Zeit nicht vorwärts geht, — Wer ihr nicht will vertrauen,
Dem wird sie bald so Kopf wie Zopf — In tausend Stücke hauen.

Ach, Aermster am Katheder dort, — Du schwelgst im Buche Mosis,
Wir hören dich an, und lachen dich aus, — Denn wir sind Kinder der Gnosis!

Und was der Alte gläubig schrieb — In seinen fünf Scharteken,
Ist ein versteinert salziges Zeug, — Das nur noch Schafe lecken;

Für Kinder ist das Fabelwerk — Von den sechs Schöpfungstagen,
Und vom Gewässer, das den Geist, — Einst Huckepack getragen.

Wer braucht zur Schöpfung einen Gott — Des Himmels und der Erden?
Es hilft uns ja die Formel aus: — Das Nichts wird Sein durch's Werden!

So beißen wir die Frage auf — Von unser'm Katzenjammer,
Und brauchen nicht zur harten Nuß — Den Sündenfall als Hammer.

Wozu denn das Erlösungswerk — Vom Uebel und der Sünde?
Uns führt der Zwirn der Wissenschaft — Aus jedem Irrgewinde.

Und jene die den Bibeltext — Noch Tage lang bekritteln,
Faßt bei dem Kragen handfest an, — Sie aus dem Traum zu rütteln!

Die Schläfer gleichen jenem Geist — Der einstmals voll Erbarmen
Erzeugend ob den Wassern schwamm — Mit ausgestreckten Armen, —

So träumen sie ob ihrem Buch — Die Sinn- und Unsinnpresser,
Und finden nichts bis auf den Grund — Als laues und flaues Gewässer!

Der gute Luther meinte noch, — Man soll die Bibel lesen,
Er konnt' es nie verläugnen ganz, — Daß er ein Mönch gewesen.

Du wack'rer Mönch zu Wittenberg, — Verbrannt hast du die Bulle
Des heiligen Vaters, und durch dich — Ward seine Macht zur Nulle!

Es dauerte dreihundert Jahr — Bis uns ein größ'res Kunststück glückte,
Bis wir verbrannt die Bulle selbst, — Die Gott vom Himmel schickte.

Das alte und neue Testament — Ging auf in Rauch und Flammen,
Und die Studenten klatschten dann — Die Hände froh zusammen;

Der Jubel scholl durch's ganze Land — Als die verbrannten Blätter
Wie Unglücksraben flogen auf — Vor einem Hagelwetter!

Wir brauchen dies Journal nicht mehr — Das der heilige Geist redigirte,
Und das sechstausend Jahre lang — Die Leser zu Thränen rührte.

Von nun an wird es eingereiht — In's Buch der Mythen und Sagen,
Und bald wird keine Seele mehr — Nach dieser Legende fragen;

In achtzehn Jahrhunderten konnte erst — Die Menschheit das Alles erfahren,
Ich Glücklicher wußte es so früh, — Schon, mit kaum achtzehn Jahren.

Wir haben dies Citat angeführt, um nachzuweisen, daß die Studenten in Wien schon lang vor 1848 in der Begeisterung für die deutsche und allerjungdeutscheste Literatur, dem Fortschritte in Meilenstiefeln, gehuldigt haben.

Das Studium der alten Classiker war bitterer Muß; das Lesen der deutschen Classiker und der dieselben in Consequenzen weit überflügelnden Jungdeutschen war freies Privatvergnügen. Die Dichter des 18. Jahrhunderts, darunter auch Voß, sind aber die Vorläufer des jungen Deutschland gewesen. Voß muß beachtet werden, nicht wegen seiner sehr mittelmäßigen Talente, denen er mit eisernem Fleiße nachgeholfen, sondern als Repräsentant des Rationalismus in der schöngeistigen Literatur, wie sein Freund Paulus es in der theologischen damaliger Zeit gewesen ist. Im Einzel- und Zusammenleben dieser beiden Dioscuren sind so viele komische Momente an's Tageslicht gekommen, sie haben

sich beide in so lächerliche Situationen verwickelt, daß es sich der Mühe lohnt, dieselben bekannter und dem Lesepublikum zugänglicher zu machen. Diese Abhandlung über Voß wird mehr kritisch-historischer als unterhaltender Natur sein.

2. Wie Voß von der badischen Regierung als Katholikenvertilger angestellt und für sein Amt gut bezahlt worden ist, ein Umstand, der von Literarhistorikern mit anerkennenswerther Vorsicht und Nachsicht standhaft verschwiegen wird.

Kurz und prägnant schildert Wolfgang Menzel den Voß *), wie folgt:

„Voß war ein Rationalist, Todfeind, nicht nur der katholischen Kirche, sondern auch der lutherischen Rechtgläubigkeit. Dieses hing mit seiner Schwärmerei für die heidnischen Classiker zusammen. Es gehörte aber gewissermaßen auch zu seiner amtlichen Stellung. Denn er wurde vom Großherzog von Baden nur deswegen nach Heidelberg berufen, um der Rheinbundspolitik zu dienen, von welcher bekanntlich der kirchliche Geist systematisch unterdrückt, und unter der deutschen Bevölkerung, um sie mit Napoleon's Tyrannei auszusöhnen, ein bornirtes und behagliches Philisterthum nach Möglichkeit gepflegt wurde."

Wenn Herbst in seiner sehr weitläufigen Biographie Voßens diesen Umstand ganz verschwiegen hat (sowie er auch von anderen Literarhistorikern nicht erwähnt wird), so wollen wir ihm das nicht hoch anrechnen. Er hätte ja dadurch in der Dichtertoga Voßens einen Schmutzfleck constatirt, der sich durch keine Putzseife herauswaschen läßt. Eben diese Anstellung aber ist uns ein Schlüssel für viele Capitel der Voß'schen Biographie. Man darf nie darauf vergessen, daß Voß im eigentlichen Sinne des Wortes als Katholikenvertilger angestellt worden ist, daß er sich in diese Würde nach und nach hineingewüthet und durch sein Wüthen, wenn auch nicht sich, doch seiner Anstellung Ehre gemacht hat.

Wir wollen aber auch Urtheile von Schriftstellern vernehmen, die den Voß begünstigen und ihn herauszufechten suchen.

---

*) Deutsche Dichtung. III. Bd. S. 80—85.

Gruppe *) sagt: „Fassen wir des Dichters gesammte poetische Thätigkeit zusammen, so tritt uns ein bestimmtes leicht verständliches Charakterbild entgegen. Ziemlich derb und tüchtig, treuherzig und bieder**) deutsch und protestantisch***), nach Klarheit und Freiheit strebend, allem Mystischen und Schwärmerischen mit Hand und Fuß entgegen, in allen Dingen eben hausbacken, in seiner Kunst oft sehr handwerksmäßig, in seiner ganzen Art bürgerlich und fast bäuerisch, das ist Voß. Alles scheint (?) bei ihm Charakter des Volksstammes, der Zeit und seines Standes zu sein, von einer besonderen individuellen Mischung ist wenig anzutreffen, denn auch die Schroffheit und Herbheit, die wir an ihm bemerken, ist ein Product des Kampfes, den er in frühern Jahren mit ungünstigen Verhältnissen bestehen sollte."

Wir werden diesen nebelhaften Declamationsübungen feste Thatsachen gegenüberstellen, die nachweisen, daß Gruppe eine außerordentlich milde Beurtheilung und eine sehr wohlwollende Gesinnung gegenüber Voß an den Tag gelegt hat, daß sich aber Thatsachen nicht aus dem Wege declamiren lassen.

Ferner sagt Gruppe (S. 596): „Er (Voß) hat von Schlegel, namentlich Matthison gegenüber, viel Spott leiden müssen über die große Rolle, welche in seinen Gedichten das Essen spielt. Auf historischem Standpunkt liegt nun gerade hierin sein Wesen und Verdienst; Voßens von Bratenduft und Kaffeequalm durchzogene Poesie war das nothwendige Gegengewicht (!) gegen die Klopstock'sche, wo man nur mit Engeln und zukünftigen Geliebten verkehrte, und Gefahr lief, sich in den Himmeln zwischen Sonnen und Morgensternen zu verlieren. Voß ging aus dem Abstracten in's Concrete, er war leider nur nicht Dichter genug!"

Diese Witze, welche Gruppe auf Klopstock's Sonnen und Morgensterne macht, und sich im Interesse Voßens dabei mit Kaffe-Röstpfannen und Bratschüsseln zur Gegenwehr bewaffnet, sind zwar nicht gelungen, aber sie verdienen ihrer Tendenz wegen doch einige Beachtung.

---

*) Leben und Werke deutscher Dichter. III Bd. S. 593.

**) Wir werden eine Reihe von Thatsachen aus Voßens Leben bringen, welche gegen die Bezeichnung mit Treuherzigkeit und Biedersinn die entschiedenste Verwahrung einlegen. Auf Achtung konnte Voßens Charakter gar keinen Anspruch machen.

***) Wir werden christliche ehrenhafte Protestanten hören, welche das eclatante Heidenthum Voßens constatiren.

3. Wie Voß als ein Gegengewicht des Klopstock angerühmt wird. Wie die Hackbrett-Oden Voßens knacken und krachen.

Ein ganz neuer Gedanke: Voß ein nothwendiges Gegengewicht gegen Klopstock! Gruppe macht „Witze“ über Klopstock, er sagt: „Man wandle bei Klopstock zwischen Sonnen und Morgensternen in den Himmeln“ — und das Gegengewicht bei Voß? Nun, da wandelt man in, zu Kaffeehäusern travestirten Pfarrhöfen, zwischen Kaffeemühlen, Bratschüsseln, Theetöpfen, Butterfässern, Hottentotten-Katechismen, Schlafröcken, Pfeifenrohren, Hausknechten, Tabaksbeuteln (aus fleckiger Hülle des Seehunds), Küstern, Pferdeknechten, Dorfmusikanten (sehr poetisch „tonverständige Männer“ genannt), großklumpigenzuckervollen Büchsen, gelben Pantoffeln, Stiefelknechten und anderen poetischen Gegenständen und hat Mühe, sich durch alle möglichen Geräthschaften der Küche und des Bauernhofes durchzubalanciren.

Die neueren Lobredner Voßens müssen sich viel Mühe geben, um ihm doch noch einige Bedeutung in der deutschen Literatur zukommen zu lassen.

Hören wir zuerst Herbst*) und lesen wir aber auch bei Herbstens Ausspruch das, was ziemlich deutlich zwischen den Zeilen zu lesen ist:

„Worin aber besteht Voß' Bedeutung in der Culturgeschichte unseres Volkes? — Offenbar nicht in der Meisterschaft auf einem Einzelgebiete, wo sich eine ursprüngliche Schöpferschaft geltend zu machen hat, er ist weder in der Wissenschaft, noch in der Dichtung ein Name ersten Ranges geworden, vielmehr in einer immer seltenen, zu jener Zeit einzigartigen Combination von Kräften, die den Dichter und Philologen zum ersten Uebersetzer der Alten werden ließen.“

Diesen Grundgedanken über Voß spinnt Herbst weitläufig aus: „Der Dichter sucht vor Allem die Dichter Griechenlands und Roms. Er ist ihr geborener Interpret.“ — „In den productiven Lebensjahren theilten sich aber neben der nagenden Sorge der Almanach-Redaction, Poesie und Amt in seine Zeit

---

*) Johann Heinrich Voß von Wilhelm Herbst. Leipzig, Teubner. 3 Theile (1872, 1874, 1876), zusammen 1074 Seiten.

und Kraft, später, bei reicherer Muße, versagte der alternde Genius für größere Probleme."

„Seine erste Jugend nährt sich von der vorklopstock'schen Poesie, in dem Messias-Sänger ehrt er weit über ein Jahrzehnt seinen Meister. Dem Weimar'schen Dichterkreis tritt er doch ohne innere Hingabe räumlich und persönlich näher, die Romantik bekämpft er auf Tod und Leben. Mitten durch die vier Phasen unserer Dichtungsgeschichte geht er, im Wesentlichen derselbe, in spröder Sonderung, des eigenen, froh und gewiß, allezeit bereit, für seine poetischen Hausgötter eine Lanze einzulegen, nicht reich, nicht tief, aber doch eine Dichtergestalt in festen Umrissen und ein Bahnbrecher auf einem bestimmten, der Nation so theuer gewordenen Dichtergebiet."

Knebel, Goethe's Intimus, war über Voß minder gut zu sprechen, Knebel war selbst Uebersetzer des Lucrez und nahm andere Uebersetzer schärfer her. Er schrieb 1798 und 1799 über Voß:

„Voßens Uebersetzung der Bukolischen Gedichte des Virgil ist mir hier zu Handen gekommen. Ich kann sie aber durchaus nicht lesen."

„Was der Mantuanische Schwan in die Saiten gesungen,
Tönet er augenblicklich ihm nach auf Nordischem Hackbrett."

„So hat mich der Anblick des Voßischen Virgils sehr erfreut. Was Voß will, ist er someist; aber was würde er sein, wenn er mehr Geschmack hätte! Wahres Gefühl für die Sache, nicht für kahle Silbenmessung und Wortstellung. Er sieht den Geist der Alten etwas gespenstermäßig im kahlen Umriß der Worte, nicht in ihrer Seele, in ihrem Blute, dessenungeachtet sind mir seine Arbeiten sehr schätzbar, bis auf die Oden des Horaz, die ich ausnehme." So Knebel.

Seit fast hundert Jahren hat die Kritik bedeutende Fortschritte gemacht. Wir meinen selbst was Voß als Schwung-Ode an den Pegasus geschrieben, könnte rein nur mit Hackbrettbegleitung gesungen werden.

So z. B. die erste Strophe:

„Hoch, Pegasus, schwinge den Flammenschenkel
Hoch über Gebirg und wellende Fluth,
Denn es faßt den Kelch des Gesanges am Henkel,
Apoll', mir fleugt von der Scheitel der Hut! —"

In diesem Tone kracht und knackt es in dieser Pegasus-Ode 5 Strophen fort, jede Strophe für sich ein unauflöslicher Zwirnknäuel, und das ganze Gedicht eine Gesammtverwirrung. Hat denn Pegasus nur Einen Schenkel, oder hat nur Ein Schenkel Feuer gefangen? Wenn jetzt ein Dichter in unserem Inundationsgebiet von Gedichten zu einem Buchhändler mit ähnlichem Zeug käme, so würde dieser sagen: „Ihr Pegasus ist mir zu feuergefährlich, lassen Sie früher meine Bude bei einer Brandschadenversicherung einschreiben!"

4. Wie Voß den Leuten weiß machen will, er schimpfe im göttlichen Auftrage, während er vom Beherrscher in Baden und nicht von Gott zum Schimpfen gemiethet worden und wie das Schimpfen gegen den Romanismus sehr löblich und anerkennenswerth ist.

Ueber die Streitigkeiten des Voß geht Herbst entschuldigend hinweg:

„Seine literarischen Hauptfehden mit Heyne, Creuzer, Stolberg erhalten ihre Schärfe einmal dadurch, daß Voß angreifend darin sein eigenstes Wesen schützte, dann aber durch die hereinspielenden persönlichen Gereiztheiten, in denen die sachlichen Controversen sich verdunkelten. So schwere Verschuldung Voß in diesen Kämpfen auf sich geladen hat, vergessen dürfen wir nicht, daß er im Dienste einer Mission: für Wahrheit, Recht und Freiheit zum Heil der Welt zu streiten meinte *), und daß in dieser Ueberzeugung die Sachen sich ihm fast personificirten."

Herbst betont aber im Verlaufe seiner Schrift selbst den bisweilen bis zur Verrücktheit gesteigerten Fanatismus Voßens.

Ferner sagt Herbst:

„Die meisten seiner (Voß) Dichtungen überlebte er, er schien sich auf die Frage des Fachs zurückgezogen zu haben. Da

*) Wir dürfen aber noch weniger vergessen, wofür er später von Baden gemiethet gewesen ist. Diese Mission war eine ganz andere als die: für Wahrheit, Recht und Freiheit zu streiten — und zum Heil der Welt auch noch dazu!! Diese Mission war im Dienste der Napoleonischen Tyrannei!

tritt sein Gedächtniß wie grelles Abendroth noch einmal in das allgemeine Interesse. Unter der schon halb zerfetzten Fahne der Aufklärung sammelt er noch einmal die Seinen, deren Zahl wächst, da die Front sich gegen den Romanismus kehrt. Nirgends war ihm das Bewußtsein, wie im göttlichen Auftrag gegenwärtiger, als da er zum Schlag gegen das Haupt und Herz des Jugendfreundes (Stolberg) ausholte; mit nur halbem Recht in der Sache, mit ganzem Unrecht in den Mitteln." —

„Was die Irrgänge des Freundes ermitteln sollte, es ist zugleich zur Enthüllung seines eigenen Wesens in Schatten und Licht geworden." — —

Das heißt auf Deutsch: Man kann als gebildeter Mensch die brutalen Ausbrüche des Voß nicht so mir nichts dir nichts in Schutz nehmen — aber es ging ja „gegen den Romanismus" — da muß man schon ein Auge zudrücken, und er hatte das Bewußtsein, im göttlichen Auftrage (besser in göttlicher Grobheit) zu handeln! Und was soll das halbe Recht in der Sache? Worin bestand das halbe Recht und worin bestand das halbe Unrecht? Die Mittel (gesteht Herbst zu) waren ganz unrecht und Voß „enthüllte nicht die Irrgänge seines Feindes, sondern sein eigenes Wesen".

War Stolberg sein Feind? Was war Stolberg's feindliche That? Daß er katholisch wurde! Hätte sich Stolberg dem Heidenthum in die Arme geworfen, so wäre ihm von Voß eine klappernde Ode mit Stolberg-Verherrlichung auf den Rücken gedichtet worden.

Herbst ist nur anfangs so rücksichtsvoll mit Voß, je mehr er diesen Mann actenmäßig kennen gelernt hat, desto mehr ändert er sein Urtheil über ihn. Er läßt in der Folge in anerkennenswerther Weise der Gerechtigkeit ihren Lauf.

Was Herbst Voßens leicht verletztes Selbst- und Rechtsgefühl nennt, entpuppt sich am Ende als Selbstsucht und Rechthaberei.

5. Wie Menzel sich über das Poesiegetrampel Voßens lustig macht und Herbst berichtet, wie dem Voß durch das Gehämmer eines Nagelschmieds die Liebe zum Hexameter eingeprägt worden ist.

Eine Charakteristik Voßens ist hier an passender Stelle. Wolfgang Menzel in „Deutsche Dichtung", Stuttgart 1859, 3. Bd., S. 80, sagt über Voß:

„Die Seele des Bundes war der Mecklenburger Bauernsohn Jos. Hein. Voß, der sich durch Fleiß aus der Niedrigkeit emporgearbeitet hatte. Eine gewisse Steifigkeit, Zähigkeit und Grobheit der Bauernnatur, die er sein Lebenlang nicht ablegte, wäre ihm nicht übel angestanden, wenn er nicht die Marotte gehabt hätte, theils es den Hellenen an Feinheit nachzuthun, theils als zärtlicher Familienpapa empfindsam zu schwärmen. Als einen echten nordischen Barbaren ergriff ihn die Schönheit der griechischen Sprache und Poesie mit einer unwiderstehlichen Zaubergewalt, aber gleichsam wider seinen Willen und riß ihn in lächerlichen Zuckungen umher, ohne daß er je im Stande gewesen wäre, seine angeborne Bärenhaut fallen zu lassen, und plötzlich in voller hellenischer Anmuth dazustehen." „Auch wo Voß anmuthig zu hüpfen versucht, wird es nur steifes Getrampel. Was den Inhalt betrifft, so ist die Hauptsache eitle Selbstbespiegelung und manierirtes Lob Anderer, um wieder von ihnen gelobt zu werden. „Sie glauben gar nicht, schrieb Gleim an Voßens Frau, wie wir einander gelobt haben." Sodann Lob der Dichtkunst überhaupt, Anrufungen der Muse, des Genius, Oden an die Laute, jenes unglückselige Besingen des Singens, worin sich immer nur mittelmäßige oder eitle Dichter gefallen. Auch in seinen zahlreichen Rundgesängen und Trinkliedern setzt er sich immer die Sporren an: Singt, wir wollen singen, lass't uns singen." Nichts kann pedantischer klingen" — u. s. w. Dieses Urtheil über Voß klingt allerdings anders als das des Literarhistorikers Kurz, der in Voß den Meister und Ahnherrn der Katholikenverschimpfer verehrt, und welcher Voß, weil dieser an Talent über Kurz steht, in der Schimpfwuth möglichst nachzukommen, ja ihn noch zu übertreffen gesucht hat. Schon in der nächsten Schilderung läßt nun auch Herbst zwischen

den Zeilen den Poltergeist Voßens durchschimmern: „Es gehört nun zu den ungelösten Disharmonien auch dieser Natur, daß aus ihrer harten und herben Schale der weiche Kern und der milde Friede der Idyllendichtung — selbst mitten in der Revolutionszeit, deren Grundtriebe der Dichter theilte — hervorspringen konnte, entbunden durch den wohlthuenden Geist der Sitteneinfalt und Hausväterlichkeit, der indeß auch mitunter zum grämlichen Poltergeist umschlägt. Ein Kind seiner Zeit trug Voß von den ehrenwerthen und tüchtigen Zügen des Rationalismus, der nebst dem Humanismus der Antike seine Lebenswurzeln nährte, gar Manches an sich, aber auch den religiösen und ethischen Defect dieser Richtung werden wir in seinem Bilde nicht übersehen dürfen."

Es wäre von Interesse gewesen, „die ehrenwerthen und tüchtigen Züge" des Rationalismus in Umrissen gezeichnet anzugeben, wie auch auszusprechen, welche gedeihliche Nahrung der Humanismus der Antike und der Rationalismus überhaupt den Lebenswurzeln eines Menschen zuführen kann, es würde sich dann sicher herausgestellt haben, daß gerade die religiösen und ethischen Defecte aus Rationalismus und heidnischer Weltanschauung hervorwachsen mußten.

Eine über 1000 Seiten anschwellende Biographie eines Dichters, der außer seiner schriftstellerischen Thätigkeit nur in engen Lebenskreisen sich bewegte, muß selbstverständlich — breit getreten werden. Wir haben uns vorgenommen, hier zunächst nur jene Momente zu beachten, die über das Verhältniß Voßens zum positiven Christenthum und zu den Bekennern desselben einigen Aufschluß geben, oder auch, die in seiner Stellung als Dichter einige Eigenthümlichkeiten oder einigen Humor enthalten.

Jedenfalls interessant und zum Lächeln anregend ist Herbst's Beobachtung über die Art und Weise, wie Voß schon in seiner Kindheit dem Geklapper der Hexametermühle sich aufmerksam zugewendet hat.

„In Allem, was klang oder klappte, war seinem Ohr schon von Früh an ein wohlgeordnetes Zeitmaß angenehm, während unruhiges und zweckloses Geräusch ihn beunruhigte. Dies schon in den elementarsten Naturformen. Dem Tact der Tennenschläge, dem Trommelschlag, dem geregelten Hämmern des

Nagelschmiedes konnte der Kleine mit Wonne lauschen."

Voß war in jungen und alten Tagen ein Verehrer des Hexameters:

„Noch im höheren Alter stand ihm der Moment in der Erinnerung, da er zum ersten Male den Hexameter, den Vers, der gewissermaßen sein ganzes Leben durchtönen sollte — kennen lernte. Ein Hausfreund, ein gewesener Landprediger, fragte den Knaben über Tisch, wie das Sprichwort: „Fege vor Deiner Thür" lateinisch zu geben sei? Voß antwortete: Tecum habita et noris, quam sit tibi curta suppellex; die Worte wie Prosa lesend. Das ist ja ein Hexameter, ruft der Freund und betonte die Worte demgemäß, indem er den Tact kopfnickend mit der Gabel dazu schlug. Voß behielt die Weise, die ihn bezauberte, treu im Gedächtniß."

6. Wie Voß auf das Anstiften eines Juden Schläge bekam, und von dieser Zeit die Judenschaft bei Voß das ganze Zutrauen eingebüßt hat; wie auch die Preußen und die hebräische Sprache das Wohlgefallen Voßens nicht besessen haben.

Merkwürdiger Weise ist Voß, trotz seines Rationalismus und seiner Schwärmerei für altclassische Zustände, den Juden nicht hold gewesen. Er erzählt selbst eine Jugenderinnerung, wie folgt: *)

„Ein widerlicher Jude, der lange Daniel genannt, trank auf die Gurkenkost (in der Gaststube des Vaters Voß) eine Flasche Bier und ich war allein mit ihm. Du, Johann, rief er, Du, Johann, knurrte der Schacherer, schpil ämol auf, hier hascht ä Schilling."

„Ich war gegen Besuchende nicht spröde mit meinen Clavierstückchen, aber „für Geld spiele ich nicht, Jude," war die Antwort. Der Jude verklagte mich und die Mutter befahl. Meine Entschuldigung fand kein Gehör, weil Daniel ein täglicher Gast war, ich sollte durchaus spielen und spielte nicht. Eine Ohrfeige klatschte, daß das hämische Hebräergesicht schmunzelte, die Mutter lief einen Stock zu holen, während der Jude durch

*) Voßens Briefe von Abraham Voß. Halberstadt 1829. I Bd. S. 18.

hohngrinsende Ermahnung mich noch mehr stachelte. Jetzt drohte der Stock über mir, ich blieb unbewegt, und Schläge hagelten herab. So ging es geraume Zeit, neue Weigerung, neue Schläge. Genug! sagte der Jude und bot mir den Schilling für ein ander Mal. „Behalt' Dein schäbiges Geld, Mauschel," rief ich, und fort wüthete der Stock, bis der Arm müde war. Mit gestriemten Rücken lag ich einige Tage krank; die Mutter grämte sich und bewies mir seitdem schonende Zärtlichkeit. Nennt mich, setzt Voß hinzu, was Ihr wollt, Ihr Schwätzer, der gleißnerischen, nicht deutsch zu benennenden Humanität, noch heute könnte ich dem langen Daniel die Beine entzweischlagen."

Diese Behandlungsweise des jungen Voß von Seite seiner Frau Mutter gewährt uns einen Einblick in ein Elternhaus, in welchem mehr das ausgiebige Versmaß des Hexameters durch Einbläuung als idyllisches Stillleben gepflegt worden ist.

Den Mecklenburger Dorf-Shylok hat Voß nicht mehr aus dem Gedächtniß verloren.

Herbst läßt in seinem Buche über den großen Preußenkönig verschiedene Urtheile klingen. Seite 16 ist der Kronprinz Friedrich „anmuthig". „Es war für unsern Voß später nicht unwichtig, daß sich seinem Vater ein weiterer Lebenshorizont aufgethan hatte, daß er aus eigener Anschauung von der rauhen Strenge des Preußenkönigs Friedrich Wilhelm I., von der Anmuth des Kronprinzen Friedrich zu erzählen wußte."

Seite 30 heißt es: „Das Schwerinerland wurde mit aller Willkür rücksichtsloser Uebermacht behandelt. Schon vorher hatten die Preußenkönige Friedrich Wilhelm I. zu seinem Riesencorps, Friedrich der Große zu seiner Armee, überhaupt Recruten aus Mecklenburg geholt, nun recrutirte sich Preußen ganz ungenirt aus dem ohnmächtigen Nachbarlande. Auch durch Geldcontributionen, Scharmützel und Lieferungen aller Art ward das Land heimgesucht, das Friedrich der Große wohl seinen Mehlsack zu nennen liebte, den er nur zu klopfen brauche, wenn er Mehl haben wolle. Zu diesen Opfern kamen die empfindlichen Verluste, die das von Preußen verbreitete schlechte Geld auch über Mecklenburg brachte. Viele tausend Familien kamen dadurch nach dem Krieg an den Bettelstab. Zu den in und nach dem Krieg hart Getroffenen

gehörte auch Voß der Vater. Gerade ein Jahr, von Mai 1759 bis 1760, mußte er als Geißel der Stadt für eine unerschwingliche Kriegsforderung, und auf deren Kosten in Stettin bleiben, die Wirthschaft kam allgemach zurück. Der Erwerb stockte, die Steuern wuchsen, Krankheiten mehrten die Noth. Tief prägte es sich der Erinnerung des Sohnes ein, daß Preußen und sein großer König über Land und Haus so schwere Noth gebracht."

„Hieraus zunächst erkläre ich die offene Abneigung, die Voß in den Jünglings- und ersten Mannesjahren in Versen und Briefen gegen Friedrich und seinen Staat kundgiebt, eine Verstimmung, die sich später durch die in Göttingen herrschende Antipathie — man denke nur an Heyne's Groll und Küstner's Witzpfeile — vor Allem durch Klopstock und seine Jünger, der Stolberge fast fanatischen Haß noch tiefer festsetzte. Erst Gleim's umgekehrtem Enthusiasmus, anfangs der Grund eines Conflictes mit Voß, gelang es mit der Zeit, zügelnd und temperirend zu wirken."

Herbst spricht hier nur so im Allgemeinen vom „umgekehrten Enthusiasmus des Gleim", will sagen, daß Gleim nicht für die Revolution schwärmte, sondern Friedrich II. Hunderte von Lobliedern widmete. Wir haben in unserer Abhandlung Gleim die aus seinen Schriften nachgewiesene Beschränktheit dieses von seinen Dichtergästen hochgelobten Mannes nachgewiesen.

Das brutale Willkür-Regiment in der damaligen Kriegszeit macht es uns erklärlich, daß Voß sich zur Demokratie hingetrieben fühlte; wenn man die Erlebnisse dieses Mannes in Erwägung zieht, kann man sich auch seine verbitterte Stimmung im Allgemeinen erklären. Er wollte einmal hebräisch lernen. Herbster zählt: „Aber die Sprache stieß ihn ab. Aus den garstigen Kehllauten roch ihm, wie er sich ausdrückt, etwas Knoblauchhaftes entgegen, das einer Sprache des Paradieses nicht gemäß schien."

Ob nicht auch hier die Affaire mit dem alten Shylok-Daniel in seines Vaters Haus zu diesem Haß gegen die hebräische Sprache etwas beigetragen hat?

Interessant ist die Schilderung der Lateinschule zu „Neubrandenburg" (im Mecklenburgischen), an welcher immer noch das christliche Element dominirte:

I. 39. „Mit dem lateinischen Hymnus Veni Sancte Spiritus, der Jahrhunderte lang die lateinischen Schulen an ihren kirchlichen Ursprung erinnert hat, ward auch hier der Unterricht eröffnet. An stärkerer Ausprägung des christlichen Charakters fehlte es nicht. Jeder Wochentag begann in der Oberclasse mit einer Religionsstunde. Am Montag wurde über die Sonntagspredigt katechesirt, an den übrigen Tagen Dogmatik und theologische Moral gelehrt, zugleich eine Stunde auf die Erklärung des Neuen Testamentes verwendet. Der allsonntägliche Kirchenbesuch, die Verpflichtung zur Leichenbegleitung mit Chorsängern, das kirchliche Aufsichtsrecht zeigte nicht minder, daß die Schule noch als Tochter und Dienerin der Kirche betrachtet wurde."

7. Wie Voß einen großmüthigen Juden kennen lernt, aber über die Großmuth desselben kleinmüthig zu werden Ursache bekommen hat.

In Göttingen kommt Voß mit einem edlen Juden in Berührung, der aber durch sein Benehmen nicht im Stande ist, ihm den Eindruck des alten Daniel aus der väterlichen Wirthsstube zu verwischen.

Voß erzählt (in Herbst I, 63): „Es studirt hier ein Jude aus Berlin, ein Schüler Ramlers. Man sagte (in Gesellschaft), daß ich Unterstützung nöthig hatte, auch ihrer nicht unwürdig wäre. Der Jude schweigt. Allein des anderen Tages schreibt er an Bojen, daß er mir, wenn's ihm gefiele, so lange ich hier wäre, monatlich zwei Thaler geben wollte, daß er sich aber die Verschweigung dieser Handlung ausbedinge. Er heißt Fließ, dieser redliche Mann. Der Vater erwiderte am 8. August 1772 auf diese Nachricht: Des Eberer Großmuth und seine edle Denkungsart hat uns in Verwunderung und große Freude gesetzt und ist dies gewiß auch ein recht seltenes Exempel. Man sieht die Vorsicht des Höchsten, daß er sowohl jüdische als christliche Herzen erwecket, die Dir zu Deinem Fortkommen behilflich sein müssen. Leider folgt der ersten Briefstelle von Ernestinens Hand die kleinlaute Nachschrift: „Dieser redliche Mann hat es beim ersten Wort gelassen und nicht einmal Einen Monat gezahlt." — Also kein seltenes Exempel.

8. Wie Voß als Student in Göttingen seinen ersten Krakehl mit dem Professor Heyne vom Zaune bricht.

Daß Voß in Göttingen sich nicht zum Studium der Theologie angezogen fühlte, ist begreiflich, er wandte sich der Philologie zu. Auch Philosophie und Geschichte vernachlässigte er.

„Voß hat sich über die formale Logik hinaus der Philosophie stets ferne gehalten. Diese Enthaltung von geschichtlicher und philosophischer Nahrung, deren auch poetisch belebende und befruchtende Kraft wir z. B. an Schiller's Bildungsgang bewundern, rächte sich an ihm durch die verhältnißmäßige Dürre und Dürftigkeit seines Ideenlebens, durch eine Vorneigung zu sprachlichem Formalismus, durch die Unbekanntschaft mit dem Gang der Völker- und Staatengeschichte im Großen, und somit durch die Abhängigkeit von dem Moment politischer Zeiterscheinungen, die sich nur mit dem Correctiv eines tieferen und weiteren Gesichtsblickes durchschauen lassen.“

Wir wollen noch hinzusetzen: Auch die außerordentliche Beschränktheit seines Gesichtskreises im Gebiete der Theologie, in dem er doch so gerne mit dem Gepolter des Aufklärungsfanatikers sich vernehmen ließ, kann aus diesem Mangel an wissenschaftlicher Uebersicht erklärt werden.

In fast allen Situationen seines Lebens bemerken wir die Vorliebe desselben zum Krakehlmachen. Er steht Anfangs mit seinem Professor, dem Philologen Heyne, auf gutem Fuß. Voß ist Haupt des Dichterbundes, die jugendlichen Bündler heben das Genie des Voß in den Himmel hinauf. Voß überreicht dem Heyne ein Gedicht von Esmarch. Heyne, der Professor, findet darin allerhand auszusetzen. Jetzt ist's mit der Freundschaft aus. Voß schreibt an Brückner (24. Februar 1773): „Aber sollte das Gleichniß mit den Tauben nicht spielend sein? Heyne tadelte es. Ich wollt's wegstreichen, aber der Bund verbot's. Und dann bin ich gegen Heyne's Geschmack sehr mißtrauisch geworden, unsere Sprache kennt er gar nicht. Vor einigen Tagen rühmte er eine Uebersetzung des M. Antons in Leipzig von einigen Oden des Horaz, die zu der untersten Stufe schlecht ist. Und doch fühlte er selbst die Schönheit im Horaz so sehr. Fast glaube ich, daß er die Schönheiten herausstudirt, weil er vorher weiß, daß sie darin sind.“

Das geht nicht den Heyne allein an. Der Schulphilolog soll beim Lesen und Erklären der Classiker immer eine obligate Begeisterung auf dem Lager haben.

Wer den Voß nicht anerkannte, der hatte es mit ihm gründlich verdorben. „Dies Mißverhältniß wurde durch Voß schroffe, jeder Autorität widerstrebende Eigenwilligkeit und durch Heyne's reizbaren Anspruch auf die ehrerbietige Hingebung seiner Schüler wesentlich erschwert."

Der gereizte Voß machte ein Epigramm auf Heyne's „Scholiastenurtheil", in welchem er den Heyne Professor Grimoboltius nannte und von seinen „durchschwielten langen Midasohren" sprach. Der Dichterbund war so freundschaftlich gesinnt und so schmeichlerisch gegenüber Voß, diese ganz ordinäre Flegelei für einen guten Witz auszugeben.

Voß und Hölty blieben immer mehr und mehr von Heyne's Vorlesungen weg und traten 1774 förmlich aus dem Seminar aus.

Hierüber sagt Heyne: „Aus den Faulenzern wird nichts". Voß erschien damals schon dem Heyne als ein unverbesserlicher Querkopf.

Heyne mahnte einmal den Voß „nicht ohne Grobheit", er solle seine Collegiengelder bezahlen, während Voß meinte, er habe die Collegien frei. Voß schreibt: „Es betrug zu viel, als daß ich es ihm gleich geben konnte und so mußte ich den Schimpf in mich hineinfressen."

„Seine eigenen Sticheleien auf Poeten, wodurch Hölty und ich dem Gelächter seines Mitpöbels ausgesetzt wurden, konnten mich doch wohl nicht auf sein rechtschaffenes Herz den Schluß machen lassen."

Das ist schon oft dagewesen und wird sich noch oft wiederholen. Gelehrte Lehrer fühlen sich durch Schüler höchst unangenehm berührt, von deren Talent sie überflügelt zu werden fürchten. Da fängt nun der Lehrer an, seinem Neid und seiner Galle durch Sticheleien auf den einen oder anderen begabten Schüler Luft zu machen; das Gelächter vom Gros der anderen Schüler kann dem Lehrer sicher sein.

Voß kann aber wegen seines späteren Benehmens (1788) dem Professor Heyne gegenüber durchaus nicht in Schutz genommen werden. Aus einem Briefwechsel zwischen Heyne und

Voß geht eclatant hervor, daß Voß zänkisch, rechthaberisch und schonungslos grob gewesen ist. Einmal schrieb ihm Heyne (20. Mai 1780):

„Ihnen ist es darum zu thun, nur Recht zu haben. Ihre Anfragen sind also eigentlich Verlangen und Begehren, allenfalls mit gewaffneter Hand, daß man Ihnen Recht geben soll; und daß man Ihnen noch nebenher laut in die Hände klatsche und trompete. Ihr befehlender Brief soll mich indessen nicht dahin bringen, mich mit Ihnen in eine Controverse einzulassen und mich den Artigkeiten bloßzustellen, von denen schon Ihr Brief eine ganz feine Probe enthält. Gehen Sie Ihren Weg, ich stehe Ihnen nicht hinderlich da und werde auch nicht weiter ein Wort verlieren. Den Grund meiner Schonung und Nachsicht aber suchen Sie in mir.“

29. November 1781. Heyne an Voß:

„Um die elende Zänkerei, die Sie mit so vieler Zuversicht erhoben und durchgefochten haben, habe ich mich so wenig gekümmert, daß ich zur Stunde noch nicht einmal weiß, wovon die Rede ist. Ihre Freunde haben Sie verdorben. Ich kenne, schätze, ehre und liebe Sie. Sie können Ihre großen und schönen Geisteskräfte, Kenntnisse, Einsichten und Talente von aller Art mit dem größten Vortheile geltend machen, sobald Sie Ihre Sitten auf einen andern Ton stimmen wollen. Daß Sie sich aber wollen durch Antworten beleidigt finden, während daß Sie alle Welt ohne Schonung, ja ohne Ablaß angreifen: ist unbegreiflich. Ich habe meinen Orts nicht das Geringste wider Sie. Daß Sie mir noch etwas schuldig sind, kann ich mich nicht mehr so deutlich erinnern: ich kann also auch das Geld nicht annehmen und sende Ihnen das geschickte (12 Thaler, 20 Groschen in Gold) verbindlichst zurück; es ist das erste Mal, daß es mir in den Gedanken gekommen ist, ob Sie jemals ein Collegium bezahlt haben oder nicht.“

13. Juli 1803. Heyne an Voß:

„Wie leid thut es mir, daß Sie mich so sehr verkennen, sich Ihrer quälenden Leidenschaft überlassen und selbst Ihren moralischen Charakter verleugnen, ich hatte nie etwas wider Sie, ich hatte Sie nie zu beleidigen gesucht, Sie thaten Unrecht, daß Sie mir den Muthwillen des seligen Lichtenberg

zurechneten, der mir ganz unbekannt war, und als ich ihn erfuhr, von mir höchlichst und laut mißbilligt ward. Ihren unablässigen Zudringlichkeiten habe ich nie etwas persönlich Beleidigendes entgegengesetzt u. s. w."

9. Wie auch Voßens Freunde dessen Rechthaberei verurtheilen.

Auch Voßens Freunde verurtheilten seine Rechthaberei und Streitsucht. Professor Meiners hält dem Voß in seinen Briefen (23. December 1781 und 14. Juni 1782) sein Unrecht gegen Heyne vor und berichtet darüber, daß Heyne an dem Lichtenberg'schen Artikel gegen Voß ganz unschuldig sei.

„Haben Sie denn, liebster Freund, auch nach dem Lichtenberg'schen Aufsatze nicht gefühlt, daß man mit Ihrer Art zu schreiben und zu kriegen, nichts gewinnt, daß man sich an allen Seiten Feinde macht und den Genuß des Lebens verbittert. Aufrichtig gesagt, sind Sie, mein verehrtester Freund, eines der merkwürdigsten Beispiele von anhaltender Verblendung, die mir je vorgekommen sind. Heyne's Recension sehen Sie als eine tödtliche Beleidigung an, und zwar wider aller vernünftigen Männer, die ich darüber gesprochen habe, übereinstimmendes Urtheil. Die Folgen Ihrer Art zu kriegen, die ich und vielleicht auch viele Andere Ihnen vorhergesagt haben, kommen über Sie, und Sie hören vollends nicht auf, sondern machen es immer schlimmer. Sie glaubten, daß Sie Ihren guten Namen vertheidigten, und sehen nicht ein, daß Sie ihn auf diese Art am ehesten verlieren können u. s. w."

Auch Wieland (I. S. 335) klagt über Voß, „daß gerade die, welche die Empfindlichkeit der Leute am wenigsten schonen, selbst am wenigsten leiden können, wenn man ein wenig hart an sie anstößt."

Zu dieser Gattung Leute gehörte Voß, er klopfte eben so roh als unbarmherzig auf Alle los, die sich vor ihm nicht verbeugen wollten und gab sich der schmeichelhaften Ansicht hin, alle Verklopften sollen sich bei ihm noch für die empfangenen Schläge allerschönstens bedanken.

Auch der witzige Lichtenberg, mit dem Voß in Streit kam, dachte sich: Bei Voß muß man nicht mit Witzen kommen, für die hat er kein Talent und auch kein Verständniß, er

versteht sich nur auf grobe Keile. In dieser Manier schrieb Lichtenberg im Göttinger-Magazin einen niederschlagenden Artikel gegen Voß. Hören wir nur folgende Musterstelle: „Herr Voß war nach dem Zeugnisse seines Freundes Boje ein Bauernjunge. Auf Herrn Hofrath Heyne's Fürwort ward er, der Dürftige und Hilflose, hier zwei Jahre gefüttert und genoß dabei dessen Unterricht. Und als er Göttingen verließ und sich zu setzen trachtete, versah ihn Herr Hofrath Heyne väterlich mit Zeugnissen, die in allen Hauptstädten von Europa respectirt worden wären, noch bis nach Otterndorf hin."

Solche vorgeworfene Thatsachen sind vernichtender als jeder Witz, er konnte seinen Undank nicht in Abrede stellen, ignorirte den Vorwurf und schimpfte fort.

Wir müssen gerade hier das undankbare, zänkische Wesen des Voß hervorheben, es wird zur Erklärung seines späteren Benehmens gegen seinen Freund und Wohlthäter Stolberg dienen.

10. Der Göttinger Dichterbund. Voß schwört den Fürsten und Tyrannen Haß, der aber glücklicher Weise nur so lange dauert, bis er auf sein Ansuchen eine fixe Anstellung bekommt und Hofrath wird.

Der Göttinger Dichterbund war dem alten Heyne aus demselben Grunde kleinlicher Eifersucht in die Seele zuwider. Im Jahre 1772 gehörten dem Bunde an: Boje, J. M. Miller, Jos. Fried. Hahn, Bürger; Voß trat hinzu. Esmarch, ein intimer Freund des Voß, war Philolog, und gab, da er selbst nichts dichtete, einen Statisten ab. Später kamen Ewald, Cramer und die beiden Stolberg.

Ueber den Beitritt der beiden Stolberg zum Bunde war Voß hochentzückt, er begrüßte den jüngeren, den Sänger der stürmischen Freiheits-Ode, auf's Wärmste:

„Ach, nah' ich mich dem edlen Mann?
Ich zittr'! Umarm ich ihn,
Den Freiheitsrufer? Ich? den Mann,
Den Klopstock liebt?
Ich thu's und sag's umarmend, ihm,
Nicht fein, nach Franzens Brauch,
Nein, frei und deutsch: Dich liebt mein Herz
Und ist Dein werth!

Sämmtliche Professoren in Göttingen waren dem ganzen Bunde abhold, sie machten ihrem Unmuth durch allerhand Lügen und Uebertreibungen Luft, verbreiteten allerlei Spukgeschichten „von einem Ochsenberge, wo die Barden, in Ziegenfelle gehüllt, nächtlicher Weile zusammenkämen, 400 an der Zahl, mit mächtigen Bierkrügen versehen.“

Nach Voßens Bericht ging es bei den Bundesversammlungen eher philisterhaft zu; man mußte sich in die Begeisterung förmlich selber gegenseitig hineinpeitschen, und sich mit Gewalt Thränen der Rührung auspressen.

Die Trennungsstunde der scheidenden Stolberge beschreibt Herbst mit Trauerfarben.

„Cramer las eine Elegie an die scheidenden Grafen. Einigen sah man geheime Thränen des Herzens an. Des jüngsten Grafen Gesicht war fürchterlich. Er wollte heiter sein und jede Miene, jeder Ausdruck war Melancholie. Bittersüße Hoffnungen einstigen Wiedersehens wurden ausgetauscht. Eichenkränze von dem Bundesbaume erinnerten an das genossene Glück der Gemeinschaft. Voß hatte die Herzen vorher durch sein Clavierspiel noch weicher gestimmt. Miller's Abschiedslied auf Esmarch: „Traurig sehen wir uns an, achten nicht des Weines“, ward mit einigen Aenderungen gesungen. Noch drei Stunden war man mit Stolberg und Clauswitz beisammen. Jeder suchte den andern aufzuheitern und daraus entstand eine Mischung von Trauer und forcirter Lustigkeit, die dem Unsinn nahe kam. Punsch und Gesang steigerte nur die ungesunde Stimmung. Boje zog sich unter dem Vorwande von Kopfweh ohne Abschied zurück. Nun strömten die Thränen. Die Stimmen blieben aus. Man fragte zehnmal gefragte Dinge, schwur sich ewige Freundschaft, man umarmte sich, gab Aufträge an Klopstock, man suchte sich wehmüthig zu machen und in dem Wechsel von lautem Weinen und gezwungenem Singen war es hohe Zeit, daß der verständige Clauswitz zum Aufbruch mahnte. Voß hielt Clauswitz fest. Miller zog den Grafen an's Fenster und zeigte ihm einen Stern.“ —

Endlich rissen sich die Scheidenden los, der Bund blieb die Nacht durch auf Voßens Stübchen beisammen.

Daß die jungen Leute nicht recht wußten, was sie wollten, daß sie in's Blaue hinein freiheitsbegeistert waren, das haben sie jeder nach seiner Art in ihrem weiteren Leben bewiesen.

„Nur bei Voß war am meisten Realität in dem abstracten Freiheitsgelüste und dem Tyrannenhaß. Es war bei ihm mehr als das einsichtlose Ankämpfen der Studenten gegen die philisterhafte Einengung des bürgerlichen Lebens; mehr als der allgemeine Zug der Zeit, der die Idee der Freiheit zum Banner erwählt hatte, und in der Dichterjugend das Leben befreien wollte durch die Poesie. Er hatte Druck und Noth erlebt. Der dunkle Hintergrund seiner Familiengeschichte, Leibeigenschaft, Demüthigungen auf der Schule und im Hauslehrerstand. Kein Wunder, daß ihm nun Feder und Leyer zur Waffe wurden. Ein radicaler Zug, ein Anstreben gegen andere Autorität, als die in freier Achtung erkannte, war ihm angeboren, und mit ihm aufgewachsen. Dieser Neigung stand auf politischem Boden nichts entgegen als ein allgemeines, von historischem Verständniß losgelöstes Bild von Deutschthum und einem Vaterland, das im Grunde nur noch in Sprache, Sitte und Dichtung fortlebte. Mecklenburg'scher Particularist war Voß so wenig, daß er seine Heimat verachtete, das zerbröckelte Reich konnte ihn nicht anziehen. Kaiser Joseph interessirte ihn nur als Träger aufgeklärter Reformen, aber auch das in Preußen werdende Neudeutschland war er mit der ganzen Klopstock'schen Partei unfähig zu verstehen" (sagt Herbst, der 1872 dem Voß zum Vorwurf macht, daß dieser hundert Jahre früher „das in Preußen neu werdende Deutschland" noch nicht vorausgesehen hat!!!)

11. Voß läßt sich bis zum Gelüste des Fürstenmordes hinreißen, eine ganz unschuldige kleine Flamme, die durch die breiten Flügel des Hofrathsfracks in der Folge gedämpft wird.

Die bis zum Fürstenmord gesteigerte Rabbia des Voß berichtet Herbst eingehend:

„Schon im Jänner 1773 schreibt Voß an Ernestine Boje, wie er auf seinem Stübchen mit Friedrich Leopold Stolberg und Hahn bis Mitternacht ohne Licht herumgegangen, von Deutschland, Freiheit, großen Thaten und von Rache gegen Wieland den „Unschuldsmörder" sprechend. Es stand eben ein Gewitter am Himmel und Blitz und Donner machte das ohnedies

schon heftige Gespräch so wüthend und zugleich so feierlich ernst, daß wir (schreibt Voß wörtlich) in dem Augenblick, ich weiß nicht, welcher großen Handlung, sollt's auch ein Fürstenmord sein, fähig gewesen wären."

So citirt Herbst den Brief Voßens aus der Handschrift. Der Herausgeber suchte nun diesen Brief in dem Werke: „Briefe an J. H. Voß, herausgegeben von Abraham Voß, Halberstadt 1829. 3 Bände." Da heißt es im 1. Band, S. 218 wörtlich: Göttingen, 17. Juni 1773, „daß wir in diesem Augenblick, ich weiß nicht welcher großen Handlung fähig gewesen wären."

Nun wußte aber Abraham recht gut die große Handlung, welcher Voß fähig gewesen wäre, sie stand ja schwarz auf weiß geschrieben vor ihm da, aber Voß junior hat es für gut befunden, die Fürstenattentatsgelüste des Voß senior zu streichen, und zwar aus immerhin anerkennenswerther Dankbarkeit, denn zwei Fürsten hatten ihm, dem Alten, Pensionen gegeben, auch ihn zum Hofrath gemacht (Oldenburg und Baden). Einer (Gotha) hat dem alten Voß ein eigentlich beleidigendes, aber vom Voß senior als baare Münze eingestrichenes Compliment gemacht: er, der alte Voß, stehe als Dichter höher als Napoleon als Feldherr.

Der alte Voß hat übrigens für diese jugendliche Fürstenmordbegier-Prahlerei im Hofrathsfrack mit dem ebenfalls ganz unschädlichen bureaukratischen Bratspieß an der Seite sein Leben lang Buße genug gethan.

Seine Tapferkeit reichte nie über sein Schreibepult hinaus und wenn er gepackt wurde: Verläumdungen zurückzunehmen oder zu beweisen, verlegte er sich auf neue Lügen und auf Ausflüchte (wie im Proceß mit Perthes). Den höchsten Grad der Verlogenheit setzte er mit seinem Freunde, dem Theologieprofessor Paulus, in Scene, durch das Buch, das Beide zu ihrem eigenen Lobe schrieben und unter einem fremden Namen (Dr. Schott) herausgaben. Darüber später.

12. Wie Voß auf dem Todtenbette sich der fürstlichen Pensionen rühmt. Goethe und der Hainbund. Voß als Architekt des „Tugendtempels“.

Die Renommagen Voßens machen eine komische Wirkung. Voß hätte es sicher reiflich überlegt, ehe er zu einem Fürstenmord geschritten wäre. Er ließ es beim ungefährlichen Drohen und Schimpfen bewenden.

Wie sich die Menschen oft zu ihrem Vortheil ändern, das zeigt Voß auf seinem Todtenbette, wo er sich seiner Frau gegenüber rühmte, von zwei Fürsten mit einem Jahresgehalt beschenkt worden zu sein.

Ernestine erzählt im Aufsatze: „Die letzten Lebenstage von Voß“: „Ich mußte ihm Manches aus meinem Jugendleben auffrischen, und aus meinem elterlichen Hause erzählen, da sagte er einmal mit Lebhaftigkeit: „Wenn eine Zigeunerin Deinem Vater geweissagt hätte, seine Ernestine würde in Heidelberg mit einem Manne glücklich vereint leben, der von zwei Fürsten Pensionen genösse, die würde er wohl wacker ausgescholten haben.“

Aehnliche bekehrte Fürstenhasser haben wir seit 1848 hundertweise kennen gelernt. Sie haben in der Regel sehr bekehrbares Material an sich: leere Säcke und leere Knopflöcher.

Selbst Klopstock war vom Taumel der epidemischen Prahlerei ergriffen gewesen:

„Klopstock, der Fünfziger, der berufen gewesen wäre, diesen gegenstandslosen und ziemlich wohlfeilen Freiheitstaumel der Jugend zu ernüchtern oder ihn in gesunde Bahnen zu lenken, bestätigte und bestärkte ihn, nur weil er selbst im Leben wie im Dichten entwicklungslos auf jugendlichen Standpunkten festgehalten, völlig davon besessen war.“

Klopstock bat sogar um Aufnahme in den Bund!

Voß schreibt an Brückner, 6. März 1744:

„Der größte Dichter, der erste Deutsche von denen, die leben, der frömmste Mann will Antheil haben am Bunde der Jünglinge. Klopstock's weitere Pläne ergänzte und erweiterte Boje. Es sollen als Gleichgesinnte Gerstenberg, Schönborn, Goethe und einige Andere, die deutsch seien, zum Beitritt eingeladen

werden, um mit vereinten Kräften den Strom des Lasters und der Sclaverei aufhalten zu helfen." —

Was sich der Herr Geheimrath Goethe gedacht haben mag, als er in der Folge von diesem Ansinnen an seinen Jugendeifer und sonstigen heroischen Fürstenhaß in Kenntniß gesetzt wurde?

„Auch eine Organisation des Bundes war vorgesehen. Zwölf sollen den inneren Bund ausmachen. Jeder nimmt einen Sohn an, der ihm nach seinem Tode folgt, sonst wählen die Eilfe. Mehr wissen wir selbst noch nicht, setzt Voß, der sonst so Autoritätsfeindliche, hinzu."

Voß besucht Klopstock, man kann einige Seiten voll Enthusiasmus über diesen Besuch lesen. Das Finale ist:

„In Hamburg wurde Voß zugleich mit F. L. Stolberg Freimaurer, durch Schönborn schon schriftlich empfohlen, von Klopstock in dem Vorhaben bestärkt. Am 28. Juni traf der Halbgenesene wieder in Göttingen ein."

Offenbar hat Klopstock zu jener Zeit die Ziele des Bundes noch nicht gekannt.

Als die Kunde von Voß' Erkrankung nach Göttingen kam, schrieb Miller:

„Die große Hoffnung, die der Bund von Dir haben muß, die Zerstörung aller Satanstempel und seiner geilen Priester, die Aufbauung eines Tempels für die Tugend und des andern für die Freiheit, an dem Du schon so treulich mitarbeitest, wäre mit allen Seelenfreuden, die uns Dein Leben und Deine Freundschaft noch verspricht, verschwunden."

Wir sehen, wie die Loge ihre alten schäbigen abgetragenen Phrasen im Bunde — mit Ostentation wieder in den Handel gebracht.

13. Wie Voß Freimaurer wird und die Langweile in den Logen durch seine Freimaurerlieder zu verstärken sucht.

Daß Voß dem Freimaurerbunde angehörte, verdient besondere Beachtung. Es erklärt auch mit den wüthenden Haß, mit welchem er in der Folge seine Hammerschläge gegen die Kirche und den Adel ausführte, und sein vergebliches Bemühen, an die

Stelle der Kirche und des positiven Christenthums den humanitären Tugendtempel zu erbauen. Diesen Tugendtempel haben die Freimaurer seit einem Jahrhundert auch nicht um eine Ziegelbreite in die Höhe gebracht, denn auf dem Sande hohler Phrasen läßt sich kein Tugendbau aufführen.

Voß dichtete auch Freimaurerlieder, in denen auf das letzte Ziel des Ordens: Die Zerstörung der katholischen Kirche in einer für die Freimaurer höchst ehrenvollen Weise Bedacht genommen wird. Hören wir einige Strophen aus einem Tafellied für Freimaurer*).

„Es strahlt wie Gottes Sonne — die Wahrheit allgemein,
Nicht Kirche, Log' und Tonne — des Denkers schließt sie ein,
Wenn etwa Schälk im Dunkeln — Von eig'ner Wahrheit munkeln,
Frisch, trommelt auf den Tisch.

Wer Messe liebt zu plären — Am hellen Frohnaltar,
Der spiel auch Tempelherren — Im weißen Amtstalar;
Doch trennt man uns vom Bunde — Der feuchten Tafelrunde,
Frisch, trommelt auf den Tisch.

Wir gehen gern in Frieden — Und glauben was man kann,
Im Osten auch und Süden — Wohnt manch' ein Biedermann,
Doch rühmt ein Schalk uns Kloster — Tonsur und Paternoster,
Frisch, trommelt auf den Tisch.

Auf, füllt das Glas ihr Lieben — Und trinkt den lieben Wein,
Sei's dreimal drei, sei's Sieben, — Sei's gern auch dreimal neun,
Doch sperrt ein Schalk den Schnabel — Zu Pfaffentrug und Fabel,
Frisch, trommelt auf den Tisch!"

Obwohl nun das ein sehr geistreich gesetztes und für Maurerzwecke außerordentlich begeisterndes Lied ist und obwohl dieses Lied schon sehr oft in Logen gesungen und zum Wohle der Menschheit sehr viel „Pfaffen" und noch mehr „Wein" beim Absingen vertilgt worden sein mögen, so hat es seinen Zweck: die Kirche zu zerstören, noch immer nicht erreicht, und obwohl Voß nach dem Zeugnisse seines Freundes und Schülers Wolf sich die Aufgabe gestellt hat, die katholische Kirche auszurotten**), und man ihm die von ihm erfundene neue Vorrichtung, um auf Erden zufrieden zu leben und im Jenseits selig

*) Voß' sämmtliche poetische Werke, von Abraham Voß, Leipzig, Müller. 1835. S. 176.

**) Voß' Briefe. III. Bd. S. 249.

zu werden: die „Luise“ aufgeschlagen auf seinen Sarg gelegt, so hat doch trotz der ungeheuren Prätension dieser alt gewordenen Dame (der Luise) sich die katholische Kirche leider noch immer erhalten, und der Luise droht das grausame Schicksal, in den verrosteten Trödel der Literatur des 18. Jahrhunderts überzugehen.

Das ohrenerschütternde und hirnbetäubende Trommeln auf den Tisch nach jeder Strophe muß damals als besonders witzig geschienen haben; die Maurer wollten sich den geistreichen Inhalt einer jeden Strophe in ihre harthörigen Ohren hineinpauken. Wenn Aristoteles in eine ähnliche Versammlung von Weisen des 18. Jahrhunderts hineingeführt worden wäre und ihm der beigegebene Cicerone gesagt hätte: Sehen Sie, mein lieber Doctor und Professor der Philosophie, hier sind die Weisesten der Weisen des fortgeschrittensten Jahrhunderts der Weltgeschichte, des Jahrhunderts der Aufklärung versammelt — —. Aristoteles wäre sicher schon bei der zweiten Tischtrommelei, die Hände über den Rücken gelegt und den Kopf schüttelnd, bei der Thüre hinausgegangen und der alte Pedant hätte wie der Färbermeister Kleon zum Wursthändler gesagt: „O weh mir Armen, foppst Du mich mit solchen Affensprüngen,“ oder: „Willst Du mich mit Possen narren, du Spitzbube du!“ *)

Vielleicht hätte er auch aus der „Friedenscomödie“ des Aristophanes die Worte des Hierokles (Vers 1063) gemurmelt: Sind das dumme Kerle das!

In der Voraussicht, daß sich der Leser nicht auf den griechischen Text capricirt, und daß sich ein Autor in einer nicht philologischen Schrift mit einem sehr billig zu habenden griechischen Text nur lächerlich macht, haben wir die Worte nur im Deutschen gebracht. Aristoteles lebte circa ein halbes Jahrhundert nach Aristophanes. Es ist somit möglich, daß der Philosoph den Dichter bisweilen citirt hat. So viel zur Beruhigung eines scharfen Kritikers und zur Schonung seines Conversationslexikons!

*) Aristophanes, Die Ritter. Vers 887 und 902.

14. Voß tritt aus dem Orden aus, weil man ihn nicht in die Geheimnisse ganz einweiht. — Verurtheilung des Maurerschwindels im (protestantischen) Halle'schen Volksblatt 1858.

Ist Voß auch im Jahre 1786 aus dem Bunde ausgetreten, so hat er doch bezüglich der katholischen Kirche und des positiven Christenthums, wie schon bemerkt, die erste Aufgabe des Ordens mit Beharrlichkeit bis an sein Ende ausgeführt.

Erst 1858 ist Voßens Absagebrief an die Maurer publicirt worden*).

Voß schrieb an seinen freimaurerischen Pathen Mumsen in Altona: „Ehe ihr mich über den dritten Grad hinaufführtet, war ich voll Erwartungen, welche allein mir damals eine geheime Verbindung zu rechtfertigen schienen, von solchen meine ich, welche die Freiheit der Menschen, die politische und moralische betreffen. Man hat mich getäuscht. Die Hieroglyphe wird für den, der allgemeines Menschenglück ahnt, immer unerklärbarer und widersprechender. In 11 Jahren mußte ich doch wohl einige nähere Kenntniß von dem Inneren, wo das Geheimniß sein soll, und von den unbekannten Mächten desselben erfahren haben, aber noch jetzt weiß ich nur so viel, daß jene Acte, die ich bekannt machen mußte, um den Laien ein Vorurtheil für die Echtheit unserer Secte zu geben, nichts weiter als Possenspiel war, worüber selbst die sichtbaren Vorsteher in Berlin gelacht haben, ein Possenspiel, wie andere, für Beweis ausgegebene, wahre oder vorsätzlich erdichtete Nachrichten von Abstammung des Ordens aus Schweden, Schottland, dem Orden der Tempelherren, den eleusinischen Geheimnissen, der egyptischen Hierarchie u. s. w. Wie kann ein Orden auf Wahrheit und Tugend ausgehen, der sich öffentliche Unredlichkeiten erlaubt und dazu den Eifer eines redlich gesinnten arglosen Jünglings mißbraucht? Wie kann ein gutes Geheimniß in den Händen der Wächter sein, die sich und ihre Herkunft noch mehr als ihre Lehre verheimlichen, die nicht nach Geist und Rechtschaffenheit fragen, wenn sie Jemand näher zu sich berufen, sondern nach den Umständen, worin er lebt und nach der Hoffnung, die er giebt, diese Umstände zum Vortheil, d. h. zur Ausbeutung des Ordens zu nützen; die von diesen

*) Im Halle'schen Volksblatt, 17. Februar 1858.

Beförderten schamlos verlangen, daß man zu wissen vorgebe, was man nicht weiß, die es nicht als edle Gesinnung, als echte Ordensarbeit belohnen, wenn Jemand dies Anmuthen ablehnt, sondern ihn mit Kälte und Drohungen strafen und gleichwohl diesen so gut als ausgeschlossenen Redlichen, der nicht aus blindem Gehorsam lügen wollte, noch immer als Anhänger des Ordens mitnennen, wenn Jemand angelockt werden soll: Ich weiß auch nicht, was man zur Entschuldigung des Ordens anführen kann, daß er so manchen recht und schlecht lebenden fleißigen Bürger, den die windige Prahlerei von Glückseligkeit für dieses oder jenes Leben oder der eitle Stolz unter Seinesgleichen etwas Außerordentliches vorzustellen angelockt hat, zu Müßiggang und albernen Ceremonien und weil ihm wahre Deutung nur weniger brauchbar, offenbar und zur stupiden Schwärmerei verführt, und sich diesen edlen Unterricht so theuer bezahlen läßt, daß oft Frau und Kinder deshalb darben müssen. Frage Dich mit dem ernsten Gedanken an Gottes Gericht, wer die Oberen sind, die selbst Dir noch unbekannt, an der Spitze des Ordens stehen, und was für Zwecke die Menschen, die sich solche Mittel erlauben, haben können? Schon vor Jahren setzte Dich mein Einwurf in Verlegenheit, wie ein Orden, der sich frei nennt, die entsetzlichste Unterjochung des Geistes zum Grundgesetz annehmen konnte? Man muß sehr verblendet sein, um nicht bald zu entdecken, daß solche Grundsätze auf Hierarchie, die schrecklichsten alten Tyranneien abzwecken. Und worauf gründet man diese Ansprüche auf sclavische Unterwerfung? Wer sind die Leute, denen wir blindlings nachtappen in Finsternisse, wo auch nicht das schwächste Schimmerchen leuchtet? Wozu eine geheime, mit so scheußlichen Schwüren befestigte Verbindung, und wozu die vielen Symbole, die immer vermehrt werden, je weiter man kommt und die nur durch willkürliche Deutungen einen moralischen Sinn erhalten, als wenn ich das Chaos auf meinem Schreibpulte moralisch erklären wollte. Hat das sklavische Entblößen und daß man blindlings (mit verbundenen Augen bei der Aufnahme in die Loge) nicht bloß ankommt, sondern die symbolische Reise thut, gar keine Bedeutung? Wem verspricht man blinden Gehorsam?" — Dieses Urtheil Voßens über den Schwindel der Freimaurerei ist eben, weil dasselbe Voß niedergeschrieben, besonders zu beachten.

15. Wie Voß im Delirium phantasirt. Er heiratet und wird durch Stolberg unterstützt.

Wie nun Voß auch nach protestantischen Zeugnissen bezüglich der katholischen Kirche und der Jesuiten — immer „verrückt“ wird, wir wollen sagen, in's Delirium kommt, so auch hier*). Treffend ist folgendes Urtheil über Voß:

„Mit ihm kam es endlich so weit, daß er des festen Glaubens ward, die unbekannten Obern des Maurer-Ordens seien nichts anders — als katholische Priester. Der Schalk, den die Entdeckung nicht zurückschrecken wird, kommt endlich in die engste Societas Jesu. Es giebt sehr ernsthafte Leute, bei denen die Jesuiten noch heute nicht ganz über diesen Verdacht erhaben sind. Selbst das Hallesche Volksblatt, welches Voßens zwei Briefe über die Maurerei veröffentlichte, wagt die Jesuiten nicht von der maurerischen Complicität zu absolviren.“

Es ist von Nutzen, alle diese hochverrückten Anschauungen und Vermuthungen zu publiciren. Lesern, denen einige Einsicht zu Gebote steht — werden selber wissen, was sie sich dabei zu denken haben.

Wir kommen nach dieser Excursion auf die ferneren Schicksale Voßens zurück. Er heiratet die Schwester seines Freundes Boje. Eine gute Anzahl Briefe, welche die Ueberschwänglichkeit der damaligen Romanzeit an sich tragen, werden vorgeführt. Bezeichnend ist das Urtheil Voßens über Werther's Leiden. Voß schreibt (22. October 1774): „Goethe hat einen Roman gebracht, der über Alles geht, was wir von Romanen haben. Ich glaube, es ist seine eigene Geschichte. Hahn las gestern den ersten Theil vor, der mich ungemein gerührt hat. Es war kein Wunder, ich dachte beständig an Dich (Ernestine) und fühlte Werther's Leiden als meine. Der Mond schien so herrlich dazu*). In Goethe's Roman wird Klopstock auf eine ganz andere Weise (als Wieland's in Lenz Menoza) erwähnt. Das feinste, seelenvollste Lob, was ich kenne. Sie müssen selbst lesen. Goethe ist ein großes Genie. Sein

---

*) Münchener hist.-polit. Blätter, 41. Bd., S. 770.

*) Ohne sehr viel Mondschein gab es damals keine Romane. Dieses Himmelsgestirn wurde entsetzlich in Anspruch genommen und abgenützt.

Roman ist auch weit correcter, als was er sonst geschrieben." „Ein herrliches Büchlein für solche minnekranke Herzen wie unsereins", schreibt er vom Werther am 9. Juni 1775.

Herbst macht über das Dichtertalent Voßens lange Betrachtungen mit folgendem Resumée: „Das Unlyrische, der Mangel an Phantasie, der Schweiß, der an seiner Leier klebt, das Fehlen einer reicheren und größeren inneren Welt, die zu poetischer Gestaltung drängt — es sind in Wahrheit die charakteristischen Gebrechen seiner Muse."

Vier Jahre lebte Voß in ärmlichen Verhältnissen zu Wandsbek mit Studium und Arbeiten beschäftigt. Das erste und letzte Jahr verkehrte er viel mit dem edlen Claudius (das zweite und dritte Jahr war Claudius nicht in Wandsbek). Herbst berichtet:

„Bescheiden genug war seine (Voß) häusliche Existenz. Er wohnte bei dem Barbier, Chirurgus und Lottocollectant Wilm, einem artigen und nach seiner Art feinen Mann. Man denke sich die Gruppe, wie in demselben Raume der Dichter seinem Wirthe die Ode auf Luther frisch vom Blatte vorliest, während dazwischen Bärte geschabt werden und die Hausfrau die Küche besorgt. Eins und Alles wurde ihm der Bote (Matth. Claudius) und seine Rebekka. Er kann nicht Worte finden, die seltenen Menschen genugsam zu preisen! Aber es ist wahr, daß das Tiefste und Wesentliche in Claudius, dem Freunde doch damals wie später unzugänglich blieb."

Ueber Lessing, den Voß in Hamburg 1776 sah, schreibt er an seine Braut: „Lessing hat ein paar Augen, wie ich sie noch nicht gesehen habe, recht ein paar Tigeraugen (in einem fast gleichzeitigen Brief an Brückner ist es ein Geierblick), er sieht überhaupt sehr gut aus."

In Mecklenburg wollte Voß Professor werden, aber Hof, Ministerium und Consistorium stießen sich an der freiheitlichen und antiaristokratischen Tendenz seiner Gedichte — Voß fiel durch; das Fehlschlagen seines Lebensplanes mußte ihn natürlich nur noch mehr erbittern. Nun bestrebte er sich in Hamburg Conrector am dortigen Johanneum zu werden. Aber der Senior Herrenschmidt, die Hauptpastoren Göze und Winkler und der Rector der Schule Jos. Martin Müller waren gegen ihn.

Winkler war grob wie Voß. Die Beiden sagten sich — alle erdenklichen Höflichkeiten in's Gesicht. Neue Erbitterung. Voß schreibt an seine Eltern, 5. Jänner 1777: „Zu jung und unerfahren bin ich den alten Perrückenkerls."

Endlich wurde er Redacteur des Göttinger Musen-Almanachs mit 400 Reichsthaler Gold für das Jahr. Da ihm nun außerdem der Ertrag der Stolberg'schen Ilias vom Freunde (Stolberg) geschenkt worden war und man ihm Hoffnung machte, einigen Ertrag für ein griechisches Collegium zu erhalten, „so schien ihm die Zeit gekommen, auch ohne Amt seine Ernestine heimzuführen." Dieses von Stolberg geschenkte Ilias-Honorar gab dem armen Voß und seiner armen Braut die Mittel zur ersten Einrichtung.

Durch dieses Geschenk und die später sich herausstellende Rohheit des Voß gegen Stolberg wird so recht der Voß'sche Charakter beleuchtet.

Voß erstgebornes Söhnlein wurde nach dem gräflichen Freunde Friedrich Leopold getauft. Voß wird Schulrector in Otterndorf und bekommt damit eine fixe Anstellung und Wohnung. Eine langweilige Ebene. Zum Trinken nur Regenwasser.

Voß jammert im Sommer:

„Die eine Regentonne lechzt,
Die Andere stinkt, und Alles ächzt,
Wir müssen noch verdursten,
In Hadeln und in Wursten."

„Ihr Günstlinge der Quellnymphen (schrieb Voß 40 Jahre später) begreift nicht, wie uns zu Muthe war, als wir auf Regenzeichen einen Kübel unter die Dachrinnen gestellt hatten, und Frühe vom Geplätscher geweckt heraussahen, indem ein schamloser Gaul unsere Bescherung wegschlürfte."

Stolberg befreit Voß von Otterndorf und verschafft ihm die Rectorstelle in Eutin.

Im Spätsommer 1781 erkrankte Voß, seine Frau und seine Kinder am Marschfieber. Gerade in dieser Sommerzeit fiel die Aussicht nach dem lieblichen Eutin. Dort lebte F. L. Stolberg nach Niederlegung seines Eutinischen Gesandtschaftspostens in Kopenhagen, seit November 1781 als wirklich dienstleistender Oberschenk, vor Kurzem verlobt mit Agnes von Witzleben — der Vermählung nahe.

Der Rector Eckermann von Eutin kam an die Kieler Universität.

Graf Stolberg schreibt am 22. Jänner 1782 dem Minister Grafen Holme und bittet ihn, Voß die Rectorstelle zu geben. „Voß, dessen Talente Euer Excellenz bekannt sind, ist besonders was die gelehrten Sprachen betrifft, einer der geschicktesten Schulmänner von Deutschland. Ich glaube gewiß nicht, daß Euer Excellenz es bereuen werden, wenn Sie ihn beriefen. Um mit meiner Bitte nicht zu spät zu kommen, habe ich nicht erst an ihn schreiben wollen, ich zweifle nicht, daß er mit Freude kommen und Otterndorf im Lande Hadeln gegen unser Eutin vertauschen werde."

An Voß schrieb Stolberg vier Tage später, am 3. Februar schon erhält jener die Anfrage der Eutiner Regierung. Wie konnte er widerstehen. Stolberg lockte auf's Neue.

Am 3. Februar schrieb er: „O bester, bester Voß, kommen Sie her in's Land schöner Natur, her zu Ihrem Stolberg! Agnes, welche Sie lange schon liebt und viele Ihrer Lieder singt, läßt Sie und Ernestine herzlich grüßen und bittet auch, daß Sie kommen mögen." Und was Agnes war und ihm (Stolberg) war, hatte er dem Freunde schon früher als Dichter gepriesen. Nach Wegräumung mancher ökonomischer Bedenken und von dem wiederkehrenden Fieber gedrängt, sagte Voß endlich zu. — Am 21. Juli fuhr Voß mit den Seinen dem schönen Eutin zu, wenn nicht der längsten, so doch der Hauptstation seines Lebens."

16. Voß in Eutin. Wie der sehr unschädliche Fürstenmörder mit Begier den Hofrathsfrack angezogen hat.

Eutin in Holstein hatte nur 2000 Einwohner, aber einen Hofstaat. Wir finden hier Voßens Situation von Herbst II, 11, humoristisch gezeichnet:

„Den angebotenen Titel Consistorialassessor, den auch sein pensionirter Vorgänger führte, lehnte indeß Voß angeblich aus — metrischen Gründen ab, weil derselbe mit seinem Namen zusammen einen fünffüßigen Jambus ergebe. Bei Hofe nannte man ihn nunmehr aus Höflichkeit nur Herr Voß, bis ihm im Juli 1786 auf sein Ansuchen der Titel Hofrath zufiel — für den Unhöfischen freilich nicht ohne ironischen Beigeschmack."

„Nun ward aus dem Hochedelgebornen ein Wohlgeborner und der Freiheitssänger war hof- und tafelfähig, trug gelegentlich den betreßten braunen Staatsrock mit dem Galanteriedegen, aber der Mann mit den eremitischen Neigungen seufzte auch nicht selten unter der Last der neuen Ehre. Mußte er doch unter Anderem im Frühling 1787 mit dem ganzen Corpore der Räthe nach Lübeck, um nach altem Brauch den Sarg der alten Herzogin durch die Domkirche zu tragen."

Wir haben einen Brief Voßens an Ernestine Boje, 1773, gebracht, in dem Voß sich rühmte, er sei einer großen Handlung, z. B. eines Fürstenmordes fähig. Nun ist es aber eine Thatsache, daß die Menschen zu verschiedenen Zeiten verschiedene Fähigkeiten besitzen. Schon drei Jahre nach dem grausamen fürstenblutdürstigen Briefe an Ernestine erscheint im Guckkasten von Voßen's Leben ein anderes Bild.

17. Wie Voß bittschriftlich dem Markgrafen von Baden sich als Landdichter anbietet, die komischeste Episode im Leben Voßens.

Voß wollte im Jahre 1775 in Neubrandenburg Rector werden. Der Magistrat war für ihn, Hof, Ministerium und Consistorium gegen ihn, seine adelfeindlichen und freiheitlichen Bestrebungen waren eben bekannt geworden. Er fiel durch. 1776 versuchte er Conrector am Johanneum in Hamburg zu werden. Heyne (den Voß in der Folge wüthend verfolgte) schickte ihm zu diesem Behufe glänzende Zeugnisse und rühmte ihn „als einen der würdigsten jungen Philologen, auf den man besonders achten müsse". Voß hatte die schöne Gewohnheit, durch Wohlthaten sich verletzt zu fühlen und seine Wohlthäter dafür zu beschimpfen. Die Hauptpastoren in Hamburg waren orthodox, Voß, der Freimaurer konnte nicht durchdringen.

Während der Zeit dieser beiden nicht glücklichen Bewerbungen verfiel Voß auf den abenteuerlichen Plan, sich dem Markgrafen Carl Friedrich von Baden, dem Gönner und Mitversorger Klopstock's — als Landdichter anzubieten. Ein neuer Begriff und ein neues Wort!

Der Brief an den Markgrafen vom 20. December 1775 ist ein wahres Meisterstück Voß'scher Diplomatie, aus dem groben fürstenmörderischen Gelüst wird auf einmal die feinste fürstenhuldigende Schmeichelei. (Voßens Briefe III. Bd. S. 106.)

„Vortrefflicher Fürst, ich liebe Sie. Hören Sie die Geschichte meines Herzens." —

Man kann sich die Wonne des Markgrafen denken, als er diese Einleitung gelesen. Ein Beweis von der nicht geringen Selbstwerthschätzung Voßens, der den Fürsten durch seine Liebeserklärung gewinnen und beglücken wollte. Voß erzählt nun weitläufig und sentimental seine Liebesgeschichte mit der Ernestine. Dann verwendet er den glücklichen Klopstock als Mauerbrecher:

„Sie haben durch die Belohnung unseres großen Klopstock gezeigt, daß Ihnen die Einflüsse der Dichtkunst auf die Tugend und Glückseligkeit eines Volkes nicht gleichgiltig sind. Die Geschichte freut sich, nach einer so langen Barbarei in Deutschland einen Namen zu finden, den sie den Octavianen, Ptolomäern und Hieronen zugesellen kann und Ihr Nachruhm wird um so glänzender sein, je weniger Ihre Handlung dadurch bestimmt wurde." —

Voß macht hier die bescheidene Voraussetzung, daß der Name des Markgrafen von Baden auf den Flügeln des Voß'schen Pegasus in der Nachwelt herumflattern wird.

„Ein früher Eifer für die Tugend, und ein Bund mit den edelsten unserer Sänger trieb mich an, die Gabe der Dichtkunst, die mir Gott verliehen hat, ihrem ersten Zwecke der Freiheit und Religion zu weihen." —

Interessant ist die Entschiedenheit, mit welcher Voß hier Gott beschuldigt, dieser habe ihm, dem Voß, die Gabe der Dichtkunst verliehen.

„Man hielt ehedem Hofpoeten, der Ton der Zeit und die Unart ihres Herzens machte sie zu verächtlichen Possenreißern, und sie wurden abgeschafft. Gewiß einen besseren Erfolg verspricht die jetzige Periode unserer Literatur, wenn man einen Landdichter bestellte, den Herz und Pflicht antrieben, die Sitten des Volkes zu bessern, die Freude eines unschuldigen Gesanges auszubreiten, jede Einrichtung des Staates durch seine Lieder zu unterstützen und besonders dem verachteten Landmanne feinere Begriffe und ein reges Gefühl seiner Würde beizubringen."

„Ich halte mich verbunden, Euer Durchlaucht eine Probe meiner etwaigen Anlage zu dergleichen Volksgedichten unterthänigst zu überreichen, durch Hilfe meiner Freunde getraute ich mir in etlichen Jahren eine große Sammlung Idyllen und Lieder zu liefern, die größtentheils eine nähere Beziehung auf die glücklichen Unterthanen von Baden hätten. Außer einer freien Wohnung in der Gegend, wo ich die Sitten des Landes am besten überschauen könnte, etwa in einem Dorfe um Carlsruhe, brauchte ich nur so viel, als zum mäßigen Haushalt in einem so wohlfeilen Land hinreichte, wobei sich für's erste immer etwas auf den Musen-Almanach rechnen ließe." „Ich könnte noch im Fache der alten Literatur gebraucht werden, allein ich fürchte, daß meine dichterischen Talente, die ich als einen Ruf der Vorsicht betrachte, durch ein Lehramt zu viel von ihrem Feuer verlieren würden."

Voß hat sich hier eine Lehrer- oder Rectorstelle, wie einen Wassereimer zum Feuerlöschen vorgestellt, der seine poetische Gluth in etwas abdämpfen könnte.

Er schließt:

„Noch nie hat mich eine Unternehmung getäuscht, die so lange und so heiß in meiner Seele gebrannt hatte, ich bin überzeugt, daß auch diese ein Werk der Fürsehung ist." —

Der Markgraf Carl Friedrich mochte sich denken: Dieser Schlingel hat mir die Fürsehung wie eine Mausfalle hingestellt, ich geh' ihm aber nicht hinein, er soll sich seine Lieder behalten, ich werde schon ohne ihn mit meinen Bauern fertig werden.

Am 16. Juni 1773 unschuldiger Fürstenmörder mit der Feder, am 20. December 1775 bietet er seine Lyra als poetischer Dienstmann dem Markgrafen an, daß in selber, wie in einer Bratpfanne die rohen Bauern, Kastanien gleich, geröstet und genießbar gemacht werden.

18. Die Bauernlieder Voßens, eigentlich das unterhaltlichste unter allen seinen Dichtkünsten.

Die Dichtungsarbeiten gingen dem Voß nicht so leicht von statten. Er hielt auf diese Arbeiten auch schon deshalb sehr große Stücke, weil er der Plage eingedenk war, die selbige ihm verursachten.

Voß wollte eben eingedenk dieser seiner Plage die Stichproben, die er dem Markgrafen, um aus den Bauern desselben recht glatte, markgräflich badische Unterthanen und Steuerzahler herauszudrechseln, zu jener Zeit überreicht hatte, nicht verloren gehen lassen. Er ließ dieselben in der Folge drucken. Sein Plan war statt Kirche, Cultus und Predigt — mittelst Bauernpoesie zu wirken.

Wir wollen einige Muster aus dieser Sammlung anführen und selbe mit kurzen Betrachtungen versehen.

Aus „Bauernglück" in 7 Strophen:

„Wenn Früh des Dorfes Wecker — Aus leichtem Schlaf uns kräht[1]),
Durchjauchzt man rasch[2]) die Aecker — Mit blankem[3]) Feldgeräth,
Das Weib indeß treibt singend[4]) — Die Milchküh' aus dem Stall,
Laut folgen sie und springend — Des Horn's bekanntem Schall.
Die Bursch' und Mägde strotzen — Von Jugendreiz und Mark[5]),
Ja selbst die Greise trotzen — Dem Alter frisch und stark,
Und heißt der Tod uns wandern — Wir geh'n wie über Feld,
Aus einer Welt zur andern — Und schöneren Gotteswelt."

Bedenken über diese Strophe:

1. Wenn die Bauern den Tag über arbeiten und am Abend beim Nachhausegehen auch noch zur Absingung Voß'scher Lieder verurtheilt werden, wird der Schlaf derselben sicher kein leichter sein.

2. Wie man Aecker durchjauchzen kann und rasch auch noch dazu?

3. Das hat den Anschein, als ob die Bauern am Abend die Pflugscharre, Sense, Sichel u. s. w. immer mit Putzpulver bearbeiten würden, was noch nie dagewesen ist.

4. Versteht sich: die von Voß gedichteten Rinderlieder.

5. Auch ein strotzendes Mark, ein Mark, das also aus den Beinen hinausstrotzt, das kann nur in einer begeisterungstrotzenden markgräflichen Poesie gefunden werden.

Der „Heureigen" in 8 Strophen:

„Bepackt wird dann der Wagen ganz — Daß Achs' und Leiter knackt,
Die schönste Dirn' im Blumenkranz — Wird oben d'rauf gepackt,
Hell kreischt sie[1]): Dalderaldei — Gewiegt vom duftigen Heu — Dalderaldei.
Zur Bodenluck' hereingebracht — Wird dann die Last des Heu's
Und brav geschäckert und gelacht — Denn Schäckern spornt den Fleiß.
Am Giebel Dalderaldei — Steh'n wir und rasseln im Heu, Juchhei[2])"

Betrachtungen:

1. Was hell klingt, das kreischt nicht und was kreischt, das klingt nicht hell.

2. Die den Bauern als Normalien vorgeschriebenen Empfindungswörter und die in anderen Strophen unterlaufenden Zoten schien Voß besonders für geeignet gehalten zu haben, die Sitten des Volkes zu verbessern.

„Das Milchmädchen“ in 9 Strophen. Der Dichter redet das Milchmädchen und auch zugleich die Kuh an wie folgt:

„Lieg' und widerkäu' in Ruh — Dein gesundes Futter,
Dank verdienst du, fromme Kuh — Milch und Käse schenkest du,
Rahm und süße Butter.“ —

Wenn die Kuh als Symbol der Frömmigkeit vom Dichter dargestellt wird, so ist das in den Augen des Bauernvolkes eine Ehrenbeleidigung für die Ochsen, die durch geduldiges Ertragen ihres Joches und Erfüllung ihres weitaus beschwerlicheren Berufes dem Landmann sicher ebenso lieb und nutzbar sind als die Kühe.

„Beim Flachsbrechen“ in 8 Strophen.

„Plauderinnen regt euch straks — Brecht den Flachs,
Daß die Schebe springe — Und der Brechen Wechselklang
Mit Gesang — Fern das Dorf durchdringe.
Nun zerquetschen wir in Hast — Dir den Bast,
Den die Schwinge reinigt — Von der bösen Hechel itzt
Scharf gespitzt — Wirst du durchgepeinigt.“

Eine Bauernpoesie wie diese — hat den vollsten Anspruch: auch von einer bösen Hechel, scharf gespitzt, durchgepeinigt zu werden.

Das Kartoffellied beginnt:

„Kindlein sammelt mit Gesang — Der Kartoffeln Ueberschwang,
Ob wir voll bis oben schütten — Alle Mulden, Korb und Bütten,
Noch ist immer kein Vergang.

Wo man nur die Bütten hebt — Schaut wie voll es lebt und webt,
Und die schön gekerbten Knollen — Weiß und roth und dick geschwollen,
Immer mehr, je mehr man giebt.

Nur ein Knöllchen eingesteckt — Und mit Erde zugedeckt,
Unten treibt der Gott sein Wesen — Kaum sind Hände g'nug zum Lesen
Wie es unten wühlt und heckt.“

Wie dankbar dieser Dichter gegen Gott gewesen ist! Der Voß läßt hier Gott unter der Erde sein Wesen treiben, weil Gott den Voß ober der Erde sein Unwesen treiben läßt. Schade, daß er nicht auch auf den Kartoffelbranntwein ein Lied gemacht hat, z. B.:

Lasset uns jetzt überhaps — Trinken den Kartoffelschnaps,
Der giebt unsern Händen Kraft — Füllt den Kopf mit Wissenschaft
Immer mehr — je mehr man trinkt.
Ist im Schnapse auch ein Geist — Der uns das Gehirn zerreißt,
Auch ein Räuschlein ist gesund — Und der Schnaps, der schmeckt dem Mund,
Wenn man nur nicht niedersinkt.

Ein „Dröscherlied" in sieben Strophen:

„Klipp und Klapp — Dröschet auf und ab,
Hochgehäuft zum Dache — Liegt das Korn im Fache
Und ein Schober steht — Vor der Scheun' erhöht,
Klipp und Klapp — Dröschet auf und ab,
Wiehert Roß im Stalle — Hier ist Korn für alle
Fetter Haber sei — Dank für eure Treu.
Klipp und Klapp — Dröschet auf und ab,
Ihr für Milch und Butter — Schwelgt ihr Küh im Futter
Wiederkäut und froh — Brummt im warmen Stroh!"

Dann kommen noch Spinnlieder, Obstlieder, Die Näherin, Die Wasserträgerin u. s. w., auch Ehestandslieder, Kinderstubenlieder, Ein Wiegenlied, Die säugende Mutter u. s. w. — Voß liebte es, um sich bei den Bauern recht einzuschmeicheln, manche Lieder mit Zoten zu schließen und bei Gelegenheit auch, wie in der Luise, seine Hottentottentheologie den Bauern mundgerecht zu machen. Denn Voß war nach Wolfgang Menzel (III, S. 83): „Rationalistischer Todfeind nicht nur der katholischen Kirche, sondern auch der lutherischen Rechtgläubigkeit."

Die specifisch komische Pointe an dieser Poesie ist — noch weitaus mehr als der Inhalt und die Form derselben — die colossale Eitelkeit Voßens, der in der angestrebten Stellung eines markgräflich badischen Bauerndichters, mittelst seiner Klipp-Klapp- und Dalderaldai-Poesie dem Bauernvolke einen Begriff der Würde desselben beibringen und in diesen bisher ungehobelten Köpfen und Knöpfen die Seelenwonne erzielen wollte, welche in dem Bewußtsein gelegen ist: ein markgräflich badischer

Unterthan zu sein. Er war eben zur Einsicht gelangt, daß sich mit der Begeisterung für den Fürstenmord keine Existenz begründen lasse; und so changirte er mit der ein paar Jahre früher projectirten Revolutionspoesie, die Poesie des Fürstendienstes, und versprach gegen gute Verköstigung die markgräflichen Bauern mit ihrem Lose zufrieden zu machen.

19. Stolberg früher auch Freiheitsschwärmer. Unterschied zwischen ihm und Voß.

Es liegt hier die Einstreuung nahe: Auch Stolberg ist zur Zeit des Tugendbundes ein Fürstenfeind gewesen. Stolberg aber bekehrte sich geschwind, als er die Consequenzen der jugendlichen Freiheitsschwärmerei in Frankreich emportauchen sah. Voß aber bekehrte sich nicht und blieb nach wie vor der Revolution ein Fürstenfresser, der seinen Ingrimm gegen die Fürsten nur dann eine zeitlang schweigen ließ, wenn er von einem dieser Fürsten Titel und Mittel zu erlangen hoffte. Sobald er eine Bittschrift in der Tasche hatte, fand er sich milde und nachsichtig gestimmt, und wurde wieder gehorsamer Unterthan. Stolberg hingegen gab für seine Ueberzeugung, als er katholisch wurde, die lucrative Anstellung in Eutin auf, ein Opfer, das um so höher anzuschlagen ist, als Stolberg kein Privatvermögen besaß und mit Zurücklegung seines Amtes in die Luft gesetzt wurde. Dieses Opfer ist, wie wir nachgewiesen haben, auch von Protestanten anerkannt worden. Ein gewiß unparteiisches Zeugniß über Stolberg's und Voßens Stellung zur, und Ansichten über die französische Revolution giebt Dr. Gelzer *). Er bringt Stellen aus Briefen von Stolberg und von Voß. Stolberg schrieb im Jahre 1790 aus Berlin:

„Was ich als Knabe unter dem Druck allgemeinen Widerspruchs fühlte, was ich in meinem ersten Gedicht: Die Freiheit zu päanen mich unterwand, das wird jetzt Volksansicht. Deutsche Zeitungen, dieser Abschaum des Gemeinort-Kleinmuths und knechtischer Kannegießerei, sagen nun Wahrheiten, welche der große Montesquieu umhüllen mußte. Der Monarchisten Ausdrücke werden gemäßigter und keiner wagt es, die edlen Belgen

*) Die neuere deutsche Nationalliteratur. Leipzig, Weidmann. 1849. 2 Bde. S. 293.

Rebellen zu nennen, selbst hier nicht in diesem Berlin, welches Friedrich, sobald er todt war, einzig und einen Menschenfreund nannte". Aber das Jahr darauf ist Stolberg's Schwung schon völlig herabgestimmt. Er schreibt: „Der Enthusiasmus ist vorüber, ich war so enthusiasmirt für Frankreichs Freiheit, als man es nur sein kann, aber jetzt ist alle Hoffnung vorüber." —

Julian Schmied. I. S. 322 berichtet über diese Zeit:

„Stolberg schwärmt nicht mehr für die Revolution. Er schrieb: Es sind doch immer die Franzosen, die hier waren. Paris die Mutter der Unsittlichkeit, konnte sie der Sitz der heiligen Freiheit sein? Ich sehe den Strom heranrauschen, welcher alle Despotien stürzen wird. Segen und Fluch wird er bringen. Nur durch Sittlichkeit und Tugend werden Völker der Freiheit fähig." —

Nur ist hier noch besonders hervorzuheben, daß die belgische Revolution durch die Unterdrückung der vom Fürsten beschworenen ständischen Verfassung von Josef II. im absolut monarchistischen Muthwillen und ohne auch nur im Mindesten der bittersten Folgen eingedenk zu sein, geradewegs provocirt wurde und keinen demokratischen Charakter an sich trug.

Voß dagegen sprach noch 1791 ganz andere Ansichten aus als Stolberg: „Welche Zeiten erleben wir, welche Aussichten in die nahe Zukunft? Die Aristokraten werden schon aufhören zum schimpfen und spotten, sie werden mit sardonischem Lächeln zuerst und endlich zum Durchbruch gereift, mit wahrem Ergötzen ihre Adelsbriefe, Bänder und Schlüssel zum Mond aufsteigen sehen." Für Frankreich schlägt Voßens Herz, als Preußen und Oesterreich dasselbe bekriegen. „Es wird doch ein gutes Ende nehmen, ruft er im September 1792, doch! und wenn die Welt voll Preußen wäre und wollte sie verschlingen." Selbst als die Verwilderung der Revolution ihre gräuelhafteste Spitze erreicht (1794) hielt Voß noch an der Hoffnung des daraus zu erstehenden Besseren fest:

„Und rauscht auch Alles umgedreht — dem Untergange zu,
Der weise Mann am Wirbel steht — gedankenvoll in Ruh'.
Die jetzt im wilden Sturz sich dreh'n — die Massen werden auferstehn."

Trotz allen Blutdurstes finden wir, wie schon bemerkt, Voß immer sehr zahm werden, wenn es sich um Versorgung und Verköstigung gehandelt.

20. Voß in einem Kloster, bekommt guten Wein und dankt mit schlechten Witzen. Ein Minister.

In diese Zeit fällt eine erwähnenswerthe Episode, wir sehen Voß in katholischen Klöstern bei Halberstadt, er wird, wie er selbst berichtet, gut aufgenommen und lohnt es den „Mönchen" in einem Briefe an seine Ernestine mit faſſischen Bauern-Witzen.

Halberstadt, 25. Mai 1794:

„Gestern fuhren wir zu Gaste (er und Gleim) in ein Benediktinerkloster, anderthalb Stunden von hier in einer waldigen Berggegend, deren Schönheiten mir ganz neu waren. Unter den Mönchen gewann ich den Pater Kellner sehr lieb; der Abt war ein guter, ehrlicher Greis von 78 Jahren, der, wie es schien, seit seiner Jugend fünfe grad sein ließ, und herrlichen Rheinwein auftischte."

„Wir hörten und sahen auch die angehenden Mönchlein ihrem Herrgott etwas vormachen, das uns freilich sehr sonderbar vorkommt."

Wir haben hier zu bemerken: Diese Mönche sangen Psalmen im Chor, das ist doch sicher eher zu ertragen, als die Knaster-theologie des alten Pfarrers von Grünau, denn diese Psalmen sind doch echt biblisch, und werden sicher dadurch nicht un-biblisch, wenn sie von Mönchen gesungen werden.

„Nach Tisch besahen wir eine große Felshöhle, eine gute Viertelmeile vom Kloster im Walde. Ich kam ganz erschöpft von dem Bergsteigen zurück; aber der Pater Kellner erquickte den Ketzer mit einer frischen Flasche seines Prälaten-weines. Du glaubst nicht, wie schön die Mönche es haben könnten, wenn sie nicht Mönche wären. Aber inwendig wohnt die Glückseligkeit. Diesen unsern Wahlspruch finde ich allenthalben bestätigt. Hier in der Stadt, glaube ich, sind sieben Klöster. Eins das den Barfüßern gehört, haben wir besehen, aber lange nicht mit dem Vergnügen wie die Haushaltung der mensch-licheren Benediktiner. Doch fanden wir auch dort einige Leute, die zu besserem Geschäfte bestimmt scheinen, als das dumme Religionsspiel zu spielen." —

So Voß — wir haben nachgewiesen: daß Voß in seiner Luise die albernste Religionscomödie gespielt hat, die je auf-geführt worden ist. Voß hat sich durch die Melange seiner

Celt=, Griechen= und Hottentottentheologie unsterblich lächerlich gemacht.

Wir kommen jetzt zum schon angedeuteten Moment, in welchem Voß 14 Jahre nach dem Fürstenmordgelüste um einen Hofrathstitel allergehorsamst bittet, und statt einen Fürsten zu morden, eine todte Fürstin im Staatsfrack auf Commando im Dom zu Lübeck herum schleppen muß.

Freilich hätte er jetzt mit seinem Degen sicher einen Fürsten ebenso wenig vertheidigt, als er 14 Jahre früher mit seiner Haß=Prahlerei einen Fürsten umgebracht hätte. Die Wuth von damals war ebenso, wie der Degen von jetzt, nur ein prahlerisches Schaustück.

Voß, sonst ein grimmiger Feind aller Werkheiligkeit hatte sich somit ausgiebige Bußwerke für seine Fürstenmordbegierde auferlegt. Mit der Lyra in der Hand, bettelte er: um ein von Hof aus bezahlter Bauerndichter werden zu dürfen; er wedelt um den Hofrathstitel und bittet in der Folge zu Heidelberg den Großherzog um ein billiges Logis, er verdingt sich dem Fürsten als Katholikenvertilger — — kurz er ist im Grunde, trotz aller seiner demokratischen Großsprecherei, ein gehorsamst ergebener Unterthan, und weiß den Werth seines Pensions=Zahlungsbogens an jedem letzten Monatstag hoch zu halten.

Da fällt uns ein Demokrat ein, der in Frankfurt 1848 alle Fürsten auf dem Kraut fressen und nicht eher ruhen wollte, „bis alle Diademe zerbrechen und alle Kronen erbleichen.“ In der Folge schwang er sich durch eine schwindelhafte Beredtsamkeit zum Minister des Reiches empor, und wehe dem, der ihn zu jener Zeit nicht mit der Excellenz befriedigt hätte. Der Mann hatte ebenfalls verschiedene Fähigkeiten, darunter war auch jene, die sich in den letzten Jahren seines Daseins gerichtlich herausstellte, daß er der Mann war, der bereit gewesen ist, „für's Geld Alles zu thun.“

Wenn wir dieses Ministerbild (es giebt eine gute Anzahl ähnlicher in Deutschland und Frankreich) hier angeführt haben, so geschah es nicht: als ob wir den Voß auch direct der Geldverkäuflichkeit anklagen wollten, sondern nur darum, um zu zeigen, wie weit es ein „Fürstenfresser“ bringen kann, wenn er die verschiedenen Fähigkeiten, die er auf dem Lager liegen hat, zu rechter Zeit zu entwickeln und anzuwenden Gelegenheit findet.

21. Das Verhältniß Voßens zu Stolberg. Urtheile über Voß und Stolberg von Bürger. Lavater's edle Haltung.

Auch die früher mit Liebesbriefen voll excentrischer Sehnsucht — überschwemmte Gattin Ernestine konnte über Voß jetzt nur „durch die Selbstlosigkeit der tragenden, dienenden Liebe siegen". „Oft wiederkehrende Kränklichkeit, Schwindel, Ohrensausen und Doppelsehen, noch mehr der Druck der Schularbeit, Mißbefriedigung über Eutiner Zustände machten ihn auch im Hause reizbar und grämlich, auch wohl hart und ungerecht gegen die still tragende Gattin."

S. 17. „Denn es fehlte (ihm) die Anlage und der Wille, auch aus sich heraus und auf anders geartete Naturen und Interessen mit Antheil, Geduld nnd Verständniß einzugehen, Widerspruch nicht bloß zu erheben, sondern auch zu vertragen. In der Geschichte unserer Literatur finden wir kaum eine gleich markirte und schroffe Selbstheit wieder, für die es fast nur das Entweder-Oder des Herrschens in ihrer Umgebung oder monologische Abschließung gab. **Anhänger der Toleranz dem Buchstaben nach — war er seiner Natur nach durch und durch intolerant** und das „Leben und Leben lassen" hat er nie geübt."

Man muß sagen: Herbst hat in seiner Darstellung des Charakters von Voß sich keiner Verhimmlungen schuldig gemacht, er ist der Wahrheit, auch wenn sie zu Ungunsten des Beschriebenen ausfiel, nicht aus dem Wege gegangen, und hat er auch Thatsachen mitunter milder zu beurtheilen gesucht, so hat er selbe doch selten verschwiegen, sondern sie angeführt. Nur beim Momente, wo die Controversen mit dem katholisch gewordenen Stolberg beginnen, fängt das Urtheil Herbst's an, bisweilen etwas parteiisch herumzuschwanken.

Herbst leitet den neuen Verkehr des nach Eutin übersiedelten Stolberg (1782—83) mit folgender Bemerkung ein:

„Die Naturverschiedenheit beider Männer bethätigte sich zunächst in unwesentlichen Interessen, bis sie, von der Peripherie zum Mittelpunkte vordringend, in der religiösen Lebensfrage gipfelte, zum Wahrzeichen, daß nicht bloß im Völkerleben, sondern auch im Einzeldasein die ewigen Fragen es sind, welche die

Geister am festesten verbinden oder am schroffsten scheiden."

Die frühere Lust „Fürsten zu ermorden", hatte Voß aufgegeben, seine mehr haß- als liebebedürftige Natur mußte aber einen Gegenstand grimmigen Hasses immer vorräthig haben, jetzt war und blieb sein Muth den „Pfaffen" zugewendet. Stolberg war damals in gleicher Stimmung, und dieser gab somit den Kitt der Freundschaft ab; beide verfaßten damals Satyren (Herbst II. 25), „und wenn diese Satyren sich gegen Fürstenmacht und Pfaffenhochmuth, gegen Rechtgelahrtheit und Hofschranzen kehrten, so waren sie inhaltlich Voß ganz aus der Seele geschrieben. Noch am 28. Juli 1783 schrieb Stolberg an Voß: „Ich habe die Pfaffen recht con amore gegeißelt. Ich schicke Ihnen die Satyre nicht, denn ich muß ihr Gesicht beim zweiten Schlage sehen, den meine Geisel den Schafpelzen giebt."

Zum Verständniß des Voß'schen Charakters taugt hier eine Briefstelle von Bürger (1790), die uns zeigt, wie Voß wegen seiner Grobheit schon damals die verdiente allgemeine Anerkennung gefunden.

„Herr Voß hat bekannter Weise die Politesse nicht erfunden und in seiner Gnade stehe ich eben nicht, seit ich den Musen-Almanach herausgegeben. Er hat auch bei verschiedenen Gelegenheiten nicht ermangelt, einen oder den anderen Kloß quasi aliud agendi nach den Gegenden hinzuwerfen, wo ich zu gehen und zu stehen pflege. Durch eine solche Vorrede zöge ich mir den Grobian geradezu auf den Hals."

Wir sehen, Voß hat sich unter den damaligen Lyra-Bearbeitern einen wohlbegründeten Ruf erworben.

Die Entscheidung im Leben Stolberg's hat auch das bisher bestandene leidliche Verhältniß zwischen Voß und Stolberg zusammengebrochen.

(II. 220.) „Im September 1789 brachte Stolberg von einer Badereise nach Carlsbad einen französischen Hauslehrer, einen katholischen Geistlichen, den Abbé Pierrart mit, bald folgte, zunächst an Ernestine, die Eröffnung, er müsse seine Kinder aus der Schule wegnehmen um ihre Seelen zu retten. Es komme in Voß' Unterrichtsstunden zu viel vor, was gegen seine Grundsätze sei; daß die Kinder solche Liebe zu Voß hätten, dadurch werde das Gift nur um so gefährlicher. Namentlich waren es

Voß Urtheile über Isaak's beabsichtigte Opferung, über Abbüßungen durch Opfer, über Werkheiligkeit, Bilderdienst über die Lehre von einer alleinseligmachenden Kirche, auch über die Vorrechte des Geburtsadels, welche Aergerniß, und in der Religionsstunde dem Vater zum Theil den Widerspruch der Kinder erregt hatten *). In der That beabsichtigte Stolberg schon um der Erziehung der Kinder willen sein Amt aufzugeben und Eutin zu verlassen. Der Fürstbischof bestimmte ihn zu bleiben. Voß verlangte im Interesse seines Amtes ein schriftliches Zeugniß von Stolberg, daß dieser mit solchen Ansichten, wie sie in der Schule gefallen, nicht hintergangen worden sei, daß er sie habe erwarten müssen. In Voß' Garten entstand eine stürmische Scene. Stolberg, fassungslos, hielt ihm getäuschtes Vertrauen vor. Voß blaß und zitternd, bat um Schonung. Ernestine trat dazwischen und verlangte Trennung. Am anderen Tage gab Stolberg gerührt nach. Man sah sich wieder, aber selten, vor den Augen der Welt sollte das Trugbild der alten Freundschaft gerettet werden. Es war der letzte Sturm, aber auch der letzte Ausbruch erzürnter Freundschaft."

Es ist hier sehr zu beachten: die ehrenhaftesten Protestanten urtheilten anders über den Convertiten als die Fanatiker des rationalistischen Unglaubens Voß, Gleim und Consorten. Herder hat sich in dieser Angelegenheit sehr würdig ausgesprochen, indem er es nicht nur für intolerant und unverständig, sondern auch äußerst unedel gehalten über Stolberg's Bekehrung als „eine Gemüthskrankheit" zu spotten. Wie sich Claudius edel und seinem liebenswürdigen Charakter gemäß benommen hat, werden wir später sehen.

Der positiv gläubige Lavater rief Stolberg geradewegs zu: „Werde die Ehre der katholischen Kirche. Uebe Tugenden aus, welche den Unkatholischen unmöglich sein werden. Thue Thaten, welche beweisen, daß Deine Aenderung einen großen Zweck hatte, und daß Du den Zweck nicht verfehlst. Werd' ein Heiliger, wie Borromäus, bleibe Katholik, bleib' es vom ganzen Herzen. Sei allen Katholiken und Unkatholiken ein leuchtendes Beispiel der nachahmungswürdigsten Tugenden und christlichen Heiligkeit,

*) Es ist hier wohl zu beachten, daß diese Schreckschüsse, in die von Voß vorgetragenen Gegenstände gar nicht hineingehörten und offenbar nur Stolberg zu Liebe von Voß abgefeuert wurden.

lass' uns unsere Rechtgläubigkeit durch die vollkommenste Liebe beweisen. Wer Gutes thut, der ist aus Gott, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm."

Die Urtheile dieser bedeutenden und höchst ehrenhaften protestantischen Gelehrten ignorirt Kurz total; die Stimmen derselben disharmoniren mit seinem brutalen Schimpfsystem und schädigen seinen Fanatismus.

22. Der Sturm gegen Stolberg bricht los. Curiose Ansichten Voßens über Toleranz. Voßens Handlungsweise zur Beurtheilung vorgelegt. Ein Voßens Treiben belastender Brief Stolberg's.

Betrachten wir nun Voß mit seinen eigenthümlichen Vorstellungen, die er sich sein Leben lang von Toleranz machte. Er meinte nämlich die ganze Welt soll mit ihm tolerant sein; alle Reichthümer von Toleranz in seinem Interesse und zu seiner Beruhigung verausgaben; er selbst wollte aus seiner Toleranzsparbüchse keinen Pfennig auslassen; er vergaß ganz, daß er bei der Toleranz nicht nur empfangen dürfe, sondern auch geben müsse.

Herbst selber, der doch den Voß im Ganzen und Großen sehr milde und nachsichtig beurtheilt, besaß doch die Gerechtigkeitsliebe, über Voß das früher schon angeführte eiserne Urtheil auszusprechen:

„Anhänger der Toleranz dem Buchstaben nach, war er seiner Natur nach durch und durch intolerant."

Das heißt doch nichts Anderes als, wie wir früher bemerkt, er verlangte von Anderen Toleranz, aber er gewährte sie Anderen nicht!

Betrachten wir nun das Benehmen des Voß dem Stolberg gegenüber, als der Erstere erfahren, daß der Letztere katholisch geworden.

Wir bringen die Stimmung des Voß wörtlich nach dem hier sicher für Stolberg nicht parteiisch eingenommenen Herbst:

(II. 242.) „Voß hatte die traurige Genugthuung, sein lange gehegtes Ahnen erfüllt zu sehen. Ein Freund war für ihn nicht mehr zu verlieren. Die erste Ueberbringerin der unfrohen Botschaft war die Gräfin Katharina, die zuerst dem im August 1800

von Melborf heimgekehrten Voß'schen Ehepaare geheimnißvoll andeutete, es sei mit ihrem Bruder etwas vorgefallen, was der Freunde Aufmerksamkeit betrübend erregen werde, aber sie müsse schweigen. Tags darauf, auf einer Spazierfahrt, zu der sie einlud, enthüllte sie schüchtern das Geheimniß. Voß nahm es zunächst ruhig auf, er bemerkte: die öffentliche Erklärung sei ihm lieber als das heimliche Bekenntniß, die gesuchte Ruhe aber werde Stolberg auch dort nicht finden *). Wenn dieser von Carlsbad heimgekehrt sein werde, möge die Gräfin dafür sorgen, daß er nicht eher einen Besuch mache, als bis er sich ruhig fühle. In den folgenden Tagen wurde Voß tief traurig. Vor Allem hatte er das Interesse, die „Agneskinder", die noch protestantisch waren, vor dem Uebertritt bewahrt zu sehen. Er wandte sich deshalb an den Oheim, den Jägermeister von Witzleben, ja an den (protestantischen) Fürstbischof. Natürlich ohne Erfolg" — —

Wer gab denn dem Voß das Recht, sich in die internen Angelegenheiten einer anderen Familie einzudrängen? Der Jägermeister als Onkel und der Fürstbischof waren klug genug zu sagen: „Was können denn da wir thun? Sollen wir uns lächerlich machen?" — Kehren wir aber zur Beleuchtung des Voß'schen Benehmens den Fall um: Wenn ein katholischer Vater protestantisch geworden wäre, und katholische Bekannte dieses Vaters hätten sich an Verwandte dieses Vaters, oder an einen katholischen Bischof gewendet, um den Vater zu zwingen, daß er seine Kinder in der katholischen Religion belieẞe — — da hätte Voß sicher mit „dumpfem Gepolter" alle „blinkenden Lanzen" mit den „schöngehämmerten Schilden" in die „brennende Schlacht" gehetzt, die „rossebezähmenden Troër" aufgeboten, sammt allen Heroen, die sich in der Ilias ohne Unterlaß zerfleischen und Hals und Beine brechen, um die Söhne für was? zu erhalten. Voß wollte eben das Kunststück ausführen, alle Religionen in einem Kessel durcheinander zu rühren und die nach

---

*) Das konnte Voß sehr leicht und sehr entschieden voraussagen, denn Voß und sein fanatischer Anhang machten alle möglichen und (unter anständigen Leuten) auch unmöglichen Versuche, um den Stolberg in seiner Ruhe zu stören.

dem Ueberirdischen hungernde Menschheit mit seinem Rührbrei, für den er sich das ausschließliche Privilegium selber ertheilte, zu nähren und zu erquicken.

„Dem heimgekehrten Stolberg, der alsbald einen Besuch versuchte, ließen sich Voß und Ernestine verleugnen. Sie sahen vom oberen Zimmer, wo sie sich eingeschlossen hielten, wie er erregt in den Garten eilte — die Stätte seines ersten Eheglückes — Blumen und Blätter abriß und umherstreute. Die weiland Freunde sahen sich nie wieder. Voß hatte in den ersten Tagen nach der Trauerkunde, die Ode Warnung an Stolberg gerichtet, er glaubte an die Möglichkeit einer Reue."

„Aber Worte wie diese — — waren wie gut gemeint auch, so wenig auf einen gewinnenden Eindruck eingerichtet, daß sie doch nur ein Zeugniß und ein dixi et salvavi animam bezwecken und bedeuten konnten." —

Daß dieser Anwurf des Voß gut gemeint war, das ist doch am Ende auch wieder eine gar zu gute Meinung über Voß'; und vor wem und für was Voß mit diesem Gedichte sein eigener Seelenretter werden wollte, das ist auch sehr schwer einzusehen.

Herbst wieder: „Diese Verse schickte Voß durch seinen Sohn Wilhelm an den Grafen. Milder sprach sich Ernestine in einigen Zeilen aus, mit denen sie den zum Aufheben während der Reise anvertrauten Nelkenflor dem Grafen zurücksandte. Sie bat, nicht zu antworten. Um aber vor stürmischer Scene (der Toleranten?) ganz sicher zu sein, die erwartete Niederkunft der Gräfin verschob die Abreise des Grafen nach Münster — machte es das Voß'sche Ehepaar wie Jacobi — sie flohen. In Freund Esmarch's abgelegener Klause bei Kiel fanden sie Stille und Sammlung. Die Geburt eines Sohnes meldete Stolberg dem nach Eutin zurückgekehrten Voß und erhielt von Voß als Antwort und letztes schriftliches Lebenszeichen die Zeilen:

„Halte den nicht für Unfreund, der seitwärts geht, weil er nicht helfen kann. Segen dem Gebornen." Stolberg erwiderte: „Dieses Wort von Ihnen, vielleicht ein letztes an mich in dieser Welt, war ein freundliches. Herzlichen Dank und Gottes Segen über Sie, über die liebe Ernestine und alle Ihrigen." — Stolberg wünschte auch ein mündliches Lebewohl. Voß, die innere Erschütterung scheuend (?), machte dasselbe von Bedingungen

abhängig. Nur in seinem Hause oder in Stolberg's Studirzimmer, ohne die nie geliebte Gräfin zu sehen, wollte er sich dazu entschließen. Graf Christian und die Gräfin Luise unterhandelten darüber, die letztere Bedingung wurde mit Recht als beleidigend für die Familie zurückgewiesen. So unterblieb ein letztes Sehen, das doch nichts gewesen wäre, als ein Punktum unter ein inhalts- und leidensvolles Lebensblatt."

Dieser verlangte Ausschluß der „nie geliebten Gräfin" aus der projectirten Zusammenkunft war wieder eine jener Artigkeiten, mit deren Austheilung Voß außerordentlich freigebig gewesen ist. Wie hätte sich die Familie eine derartige hochgradige Verletzung eines ihrer Mitglieder gefallen lassen können? Es kommt häufig vor in Voßens Leben, daß er nicht nur die vollste Berechtigung in Anspruch nimmt, mit Andern flegelhaft verfahren zu dürfen, sondern daß er den Verletzten auch noch zumuthet, sie sollen sich ihm dafür wie für eine erwiesene Höflichkeit noch dankbar erweisen.

Herbst berichtet weiter: „Noch einmal begegnete Stolberg dem alten Freunde, mit seinem ältesten Sohne reitend, an der Schloßbrücke. Er erwiderte stumm den stummen Gruß. Die Kinder wurden am Abend vor der Abreise noch in's Rectorhaus geschickt. Die Söhne, Voßens alte Schüler, waren sehr bewegt, er sagte ihnen, den Namen ihrer Mutter hiebei nennend, ein letztes Mahnwort."

Wir müssen hier die Situation, in welcher sich Stolberg dem Voß als dem Lehrer seiner Söhne gegenüber befand, durch einen Brief klar machen, welchen Stolberg schon am 25. Februar 1778 an die Fürstin Gallitzin schrieb: „Voßens und seines Gehilfen Unterricht ist von der Art, daß ich meine Knaben nicht lange mehr kann die Schule besuchen lassen. Beide, aber vorzüglich Voß, dessen Unterricht in den alten Sprachen, besonders was Sprachkunde und Eindringen in den Geist der besten Schriftsteller betrifft, wohl schwerlich seines Gleichen hat, sind so angesteckt vom Gifte der Zeit, daß sie es selbst ohne natürlichen Anlaß in den Unterricht einfließen lassen. Daß sie Jesum Christum nur für einen von Gott mit besonderer Gabe ausgerüsteten Mann ansehen, daß ihnen die Geschichten der heiligen Schrift Fabeln scheinen, daß Jehova in ihren Augen nur ein als Nationalgott von den Juden verehrtes

Wesen sei, daß die Vorstellung eines gottsöhnenden Todes ihnen Thorheit und Aergerniß sei x. x., ist von meinen Knaben schon bemerkt worden. Ebenso haben sie auch schon Voßens politischen Aberwitz, seine blinde Parteilichkeit für die Franzosen, seinen Citoyen-Sinn wahrgenommen. Beides hat zwar nur die Folge gehabt, daß Voßens Ansehen bei ihnen sehr abgenommen und in der That treibt ihn die Leidenschaft zu solchen Aeußerungen, deren Ungrund Kindern, die nicht alles häuslichen Unterrichts entblößt sind, einleuchten muß. Ich habe es ihnen zur Pflicht machen müssen, mir jedesmal anzuzeigen, wenn sie dergleichen von ihm hören und es ward mir nicht allein nicht schwer, das Gehörte zu widerlegen, sondern sie selbst hatten es schon richtig beurtheilt. Aber wie darf ich sie gleichwohl dieser Gefahr länger aussetzen? Ich bitte um meine Entlassung. Ich führe die wahre Ursache an, daß ich es nämlich für meine Pflicht halte, mich ganz meinen Kindern zu widmen. Mit Voß zu reden, hilft nichts. Er hört, sobald von der Vernunft die Rede ist, keine Vernunft, und ist entflammt von Fanatismus für die Aftervernunft der Zeit. Was ich von seinem Unterricht weiß, das stimmt ganz mit dem überein, was ich so oft aus seinem Munde hörte! Aber ich hielt ihn für zu gewissenhaft, oder vielmehr sein Gewissen für zu schlicht, um zu besorgen, daß er, da er in der Religion selbst nicht unterrichtet, sich in der Stunde des griechischen und lateinischen Unterrichtes seinem Fanatismus so überlassen würde." —

Auf diese und so viele andere Thatsachen des Fanatismus hinauf, sollte man es nicht für möglich halten, daß ein Literarhistoriker rücksichtlich des Streites Voßens mit Stolberg sich für das Recht Voßens erklären könnte. Nun, der große Kurz brachte das auch zu Stande, freilich läßt er (wie auch seine Nachtreter) alle Thatsachen im Leben Voßens unberührt und unbesprochen, die das Unrecht Voßens klarlegen müßten.

Das Verschweigen unangenehmer Wahrheiten — ist oft noch viel verwerflicher, als eine ausgesprochene Lüge; am schändlichsten aber ist es, Wahrheiten deshalb verschweigen, daß der Verschweiger für seine Lüge Glauben finden möge.

Daß Stolberg auf die „Warnung" hin noch wiederholt Versuche macht mit Voß persönlich zu verkehren, in friedlicher Weise von ihm sich zu verabschieden, das ist der schönste Beweis der wahrhaft hochedlen Gesinnung dieses Mannes. Daß Voß jeder persönlichen Begegnung auszuweichen suchte — mag wohl in dem bei ihm nach dem Ernüchtertwerden über das „Mahnwort" erwachenden Schamgefühl über sein Benehmen zu suchen sein.

Wer die Warnung Voßens unbefangen nach Kenntnißnahme des Verhältnisses, in welchem Voß zu Stolberg gestanden, durchliest, dem dürfte aus derselben jener eigenthümliche Aequatorduft anwehen, der sich auffällig bemerkbar macht, wenn man in einer Menagerie an den Käfigen von reißenden Thieren, Löwen, Tigern, Hyänen und Schakalen vorübergeht und der für die Geruchsorgane ebenso widerwärtig ist, wie das Gebrülle für die Ohren. Dieses „Gedicht" ist ein Unicum der deutschen Poesie, es ist der Bodensatz aller Schlachtenwuth, welche Voß in der Uebersetzung der homerischen Werke mit so viel „Eisenhammerlärm" in's Deutsche übertragen hat.

23. Wie Kurz des Voßens „Warnung an Stolberg" in seinem Werke für die studirende Jugend als Muster für die Polemik gegen die Katholiken mit großer Seelenruhe zum Besten giebt.

Eine der interessantesten Pointen in Voßens Vertheidigungsschrift seines Benehmens gegen Stolberg ist der Versuch, seine famose „Warnung" zu rechtfertigen.

Voß berichtet S. 82: „Am 18. dichtete ich die Warnung, die nach den Umständen überreicht oder gesandt, ihn zum ernsten Gespräch über die Kinder vor Agnes zu stimmen schien. Ihn selbst umzulenken, die Hoffnung war schwach."

„Der Hauptgedanke der Ode ist, den menschenfeindlichen Satz: Außer der römischen Kirche sei kein Heil, wie mild man ihn auch gedeutet habe*), mußt Du künftig im wahren

*) Wir haben im Luisentempel die kirchliche Auslegung dieses Satzes gebracht, die war Voß unbequem, er ignorirte dieselbe, weil sie ihm die Basis zu seiner Schmähwuth entzogen hätte; ebendaselbst wurde auch die glänzende Unwissenheit Voßen's in der katholischen Glaubenslehre mit aller Ruhe nachgewiesen.

Sinne das Papstthum annehmen, dazu den Mönchsablaß, den Du verabscheuest, die Brotverwandlung, obgleich Du schon Luther's Begriff absurd nanntest. Meine Frau glaubte mit mir, Stolberg's Gefühl würde sein: Hätt' ich den Schritt nicht schon gethan, ich besönne mich noch, wenigstens will ich den noch evangelischen Kindern freie Wahl lassen." —

Voß ließ den Stolberg, der ihn besuchen wollte, nicht vor, er und Ernestine ließen sich verleugnen. Voß berichtet selbst: „Darauf sandte ich ihm das Gedicht und schrieb dabei, er möchte dann kommen, wenn er ruhig genug wäre, über die evangelischen Kinder ein Wort zu hören.

Wir bringen die oft besprochene „Warnung" hier wörtlich und werden derselben einen kleinen Commentar im heiteren Style beifügen. Wenn ein Leser allenfalls fragen würde, wozu denn diese concentrirte Schwefelsäure hier wiedergeben? so müssen wir einem derartigen Bedenken gegenüber Folgendes erwidern: Unter den modernen Literarhistorikern, die Voßens Verhalten zu rechtfertigen suchen, steht Kurz als Universalerbe der geistigen Beschränktheit und des ingrimmigsten Voß'schen Katholikenhasses obenan. Dieser mit einer unheilbaren Aesthetiasis behaftete Scharfrichter führt Voßens Mahnung als Mustergedicht für Gymnasialschüler an, stellt sich ganz auf Voßens Seite, findet das Gedicht plausibel schön und versucht es, die Vertheidigung Voßens zu übernehmen.

Kurz stellt die wahrhaft drollige Ansicht auf, dieses Gedicht sei eine schuldige Pflicht gewesen, welche Voß an seinem früheren Freund; dem nachmaligen „Apostaten", ausgeübt. Nun aber haben nicht nur Gegner, sondern auch Freunde (wie Niebuhr) den Voß verrückt genannt, in der Warnung hat er geradewegs einen Beweis geliefert, daß sein Pegasus mit dem „Flammenschenkel", wie er ihn einmal sehr poetisch bezeichnet, mit ihm über Stock und Stauden durchgegangen ist.

Den Niebuhr, der (wie wir schon erwähnt), nach Rom als preußischer Gesandter und Vertreter von 4 Millionen Katholiken gesandt wurde, beschuldigte Voß sogleich des Katholicismus, weil er sich in Rom so ruhig benommen.

Nach der Diplomatie Voßens hätte Freund Niebuhr sich mit aufgestreckten Aermeln vor dem Vatican wie ein aus einer

Schnapsbude hinausbeförderter Branntweinkessel postiren, mit Steinen alle erreichbaren Fenster einwerfen und ein Höllenspectakel über römische Finsterniß und Verdummung aufschlagen und den Papst zum Zweikampf herausfordern sollen. Dann würde Voß eine Freude gehabt und an seinen Freund Niebuhr — den geistreichsten Diplomaten der Welt — eine Ode gedichtet haben, die der folgenden Warnung ähnlich gewesen wäre.

Nun wollen wir das schon öfter erwähnte Schnaube-Gedicht von Voß folgen lassen:

„Warnung an Stolberg.

1. Freies Sinns Aufhellung gespäht und Wahrheit
Sonder Scheu, ob Papst und Tyrann durch Machtspruch
Geistesflug' einzwäng' und geübt mit reiner
Seele was recht ist!

2. Das allein schafft heitern Blick zur Gottheit:
Das allein Gleichmuth, wenn im Strom des Lebens
Sanft der Kahn fortwallt, wenn gebäumt von Sturmwind
Toset die Brandung.

3. Das allein auch glättet am trüben Ausfluß
Durch den Meerschwall Bahn zu dem stillen Eiland,
Wo uns Freund, Urväter und Weis' aus allem
Volke begrüßen.

4. Keine Ruh, Einschläferung nur mit Angsttraum
Schafft der Mönchsablaß um Verdienst des andern,
Augendrehn, Rauchwerk und Kastein und Bannspruch
Plärrendes Auflehn's.

5. Du zum Licht zwangloser Vernunft von Luther
Miterkämpft, Du Forscher der Offenbarung,
Du im Anhauch griechischer Luft gehobner
Adler der Freiheit.

6. Du verkennst Erbtugend und Schwung zum Aether
Und o Schmach, demüthigst Dich in grauser
Hildebrand unmenschlichen Frohn, Dich dumpfem
Glauben verpflichtend.

7. Pfaffenknecht? Abschwörest Du Licht und Wahrheit?
Am Altarschmaus dann des geback'nen Gottes
Schnaubst Du dem, was Menschen vom Thiere erhebet,
Haß und Verfolgung?

8. Hör', o Stolberg, Worte von Gott verkünd' ich,
Alter Freund! Mißtraue der Priestersatzung,
Wenn den Abgott auch der Sirenen Zauber-
Stimme beschönigt!

9. Schau, wie dort aufstarrender Pfaffen Chortanz
 Um des Abgotts Opferaltar einherhinkt:
 „Gott allein, Uns Gott! o gesegn' allein Uns
  Fluche den andern.“

10. Unser Schrein, ach unser Gelübd' erhör' uns
 Unsers Leibs Blutströme! Das Blut Verklärter
 Die für uns abbüßten“! Umsonst, denn ehrlos
  Schläft er und herzlos!

11. Fleuch, o fleuch, Stolberg, wie des Turbanträgers
 Und des knoblauchduftigen Rabbis Messer,
 Fleuch, gebetabkugelnder Glatzenpfäfflein
  Tand und Bethörung“

Das Gedicht macht den Eindruck, als wäre es in einer sich selbst überstürzenden Wuth während des Tabakschnaubens im dichten Knastergewölbe abgefaßt worden.

Wir würden dieses Erzeugniß Voß'scher Grobschmiedpoesie nicht aufgewärmt haben, wenn nicht der Compagnie-Voß Kurz in seiner Literaturgeschichte dasselbe in Tausenden von Exemplaren der deutschen Jugend als eine Art Muster der Pflichterfüllung hingestellt, und die bis zur Lächerlichkeit herumtanzende Wuth auch noch vollkommen zu rechtfertigen gesucht hätte.

Die Erneuerung und Verbreitung dieses einzig in seiner Art, und mehr noch in seiner Unart, dastehenden Gedichtes verdient jedenfalls vom Standpunkte der gesunden Vernunft und der Syntax betrachtet zu werden.

Wir wollen die numerirten Strophen kritisch beleuchten.

Nr. 1. Der Dichter lamentirt, als ob sein besessener Pegasus mit dem einen Flügel in einer Marderfalle eingezwickt worden wäre, „Geistesflug einzwäng'“, und ob je ein Papst vor ihm gestanden, oder ihm brieflich zugemuthet hätte, er dürfe nicht mit freier Seele thun was recht ist.

Man könnte sehr leicht sämmtliche faulen Aepfel, mit denen Voß aus diesen 11 Körben den Stolberg beworfen hat, zurücksenden. Wir wollen es beispielshalber nur mit der ersten Strophe versuchen:

Meinen Unsinns Verfinsterung und Dummheit,
Sonder Scheu, ob Homerverlederer durch seinen Machtspruch
Den Pegasus einzwäng', und verübt mit trüber
Seele, was blöd ist.

üben mit reiner Seele was recht ist, das klingt sehr schön — es kommt aber als hinkender Bote die Frage: Was ist recht? das ist eben die Frage, welche von je die Weltgeschichte bewegt hat — als Folge der Frage des Pilatus was ist Wahrheit? (Johannes XVIII. 38.)

Die Biedermänner des 18. Jahrhunderts, welche allesammt darin einig waren, die Kirche als Lehrerin der Völker wie auch der ganze Inhalt der heiligen Schrift, also die ganze Offenbarung sei überflüssig, und das Rechtsgefühl werde die Religion der Zukunft sein, diese Biedermänner erscheinen nicht nur männiglich, sondern biedermänniglich als die französischen Jacobiner mit dem gleichen Unglauben an die Offenbarung, und derselben Phrase von Freiheit, Recht und Ehre, ihre Arbeit mit der Guillotine in Angriff nahmen. Das geflügelte Wort Louis XIV.: der Staat bin ich, war in die Massen gedrungen. Der Spruch: üben was recht ist, bleibt ohne den Glauben an den obersten ewigen Richter, des von ihm gegebenen Gesetzes und von ihm bestellten Gerichtshofes auf Erden immer eine hohle Phrase, die jeder für seinen Privatgebrauch drehen und wenden kann nach Belieben.

Die Nummern 9 und 21 möchten andeuten: als ob die Kirche es dem Menschen erlassen könnte, mit reiner Seele zu üben, was Recht ist — nun ist aber gerade von der Kirche das Gebot der Sittlichkeit und Gerechtigkeit als der Angelpunkt des christlichen Lebens hingestellt. Voß geberdet sich aber so, als ob diese Aufforderung erst seine Erfindung wäre, welche er der in Täuschung befangenen Kirche gegenüber aufgestellt hat.

In Nr. 21 macht Voß den Aufenthalt der Seligen zum „stillen Eiland" ein Umstand, der sich aus der Gewohnheit die griechischen Classiker als Urquell aller Religion zu betrachten, erklären läßt.

Bei Pindar heißt es: „Die dreimal bestanden, die Seele schuldlos zu wahren, die gehen auf der Bahn des Zeus in die Burg des Kronos ein, wo die Meereslüfte mild auf der Seligen Eiland wehen" u. s. w. Bei Pindar verehren wir diesen Spruch als ein Bruchstück der Uroffenbarung; wenn aber Voß sich zuerst auf Luther beruft, und dann um einen Tritt in's Heidenthum zurückgreift, so ist das reine protestantische Confusion.

Wenn sich Voß der Hoffnung hingibt, daß ihn dort „Freund,

Urväter und Weis' aus allem Volk begrüßen werden", was jedenfalls sehr schmeichelhaft gedacht ist, so setzt Voß hier voraus, daß die „Weisen" sich beeilen und eine närrische Freude zeigen werden, wenn sie den Verfasser der Luise, den kräftigen Hammerschmied der Hexameter, von Angesicht zu Angesicht am „stillen Eiland" begrüßen können. Daß Voß beim „stillen Eiland" unangemeldet und unbemerkt ankommen kann, ist gar nicht denkbar, die sieben Weisen Griechenlands müssen ihm ihre Aufwartung machen, billiger kann er es nicht thun.

In Nr. 4 entpuppt sich der Grobschmied, er meint: die Lehre der Kirche giebt nicht Gleichmuth für die Fahrt zum „stillen Eiland", nur „Einschläferung" mit „Angsttraum", die „Mönchsablässe" sind das betäubende Opium, dazu kommt noch das „Räuchwerk", „Kastei'n," und „Bannspruch plärrendes Ansleh'ns". Diese vier Schlußworte der Strophe sind wieder ein Meisterwerk von Unverständlichkeit; in seiner Leidenschaft für „strenge Pflichterfüllung" ist hier dem Voß die deutsche Sprache mit dem Verstande durchgebrannt.

Nr. 5. In der Apostrophe an Stolberg erblicken wir den in Wuth gerathenen Pegasus, wie er — sich im gestreckten Galopp am Ende selbst überstürzend — seinen Reiter in den Sand niederlegt.

Voß sagt: „Stolberg sei zum Licht zwangloser Vernunft von Luther miterkämpft," das ist ein „eingezwängter Geistesflug", wie Nr. 1, Zeile 3, der Pegasus ist in die Falle hineingerathen. Voß hat von Luther's Theologie auch nicht einen Dunst, er schwefelt immer mit „Geistesbefreiung" und mit dem „Rechte der Vernunft" herum, aber Luther's Schriften und Aussprüche kennt er gar nicht, sonst hätte ihm ja doch folgender Ausspruch Luther's bekannt sein müssen: „Daß 2 und 5 = 7 sind, kann ich fassen mit der Vernunft, wenn es aber von oben herab heißt, nein, es sind 8, so soll ich's glauben wider meine Vernunft, und fühlen. Darin geht der Teufel allein um, daß die Römischen Pfaffen Gottes Willen und Werk messen mit der Vernunft."

Diesen Ausspruch kennt weder Voß noch Kurz, denn beide, und ihre unwissenden Nachbeter, wollen nur durch beständiges Schimpfen ihre zwang- (aber auch logik-) lose Vernunft bethätigen.

Wir haben es hier mit einem ganzen Chor von Sängern zu thun, die immer ihre alten Arien herableiern.

Was genirt diese Herren Geschichte, was Thatsachen, was Logik, was Beweise, das sind lauter überwundene Standpunkte. Der „Adler der Freiheit" flattert darüber hinweg, „im Anhauch griechischer Luft". Diese griechische Luft wirkt auf schwache Nerven und schwaches Wissen wie Schwefeläther, sie giebt am Ende Erlaubniß und auch Freibrief für Excesse, die selbst neue, höchst aufgeklärte Gesetzgebungen mit 4 bis 8 Jahren stillen Nachdenkens zu bestrafen wissen; dieser griechische Anhauch kann also nach Umständen zu Zuchthaus und Kerker führen, und wer sich dem classischen Leben mit Leib und Seele hingiebt, muß Acht geben, daß ihn der griechische Anhauch nicht auf einige Jahre in's Zuchthaus hineinbläst. — Wenn einer jetzt seine „Sclaven" zu Tode prügeln — oder wenn ein Vertheidiger einer höchst despectirlichen griechischen Gepflogenheit — den Anakreon als erlaubnißgebenden Gewährsmann auf den Tisch der Richter niederlegen würde, so könnte er mit sammt seinem Clienten nur zuerst ausgelacht und darnach auf ein Lustrum verurtheilt werden.

Diese Lobredner des alten Griechenthums sind aber bei alledem sehr zartfühlig; wer ihnen unliebsame abscheuliche Thatsachen über die griechischen legalen Zustände in Erinnerung bringt, den beschuldigen sie der Gemeinheit, jeder frische Luftzug der Wahrheit macht ihren Körpern Gliederschmerzen, sie behaupten: ihr Nebel, in dem sie wandeln, sei freie Luft und die freie Luft, welche sie anweht, das sei der Nebel!!

Wenn nun Stolberg ein „Forscher der Offenbarung" ist, so muß doch auch er die Fähigkeit haben, dieselbe sich so auszulegen oder auch eine solche Auslegung derselben zu acceptiren, die seiner freien Vernunft convenirt. Der Schluß: „Du im Anhauch griechischer Luft gehobener Adler der Freiheit" ist ein verunglückter Versuch, die Thatsachen der Geschichte aus dem Wege zu räumen.

Voß will sagen: Die griechische Luft, welche den Stolberg anhauchte, habe ihn früher zu einem Adler der Freiheit gemacht — auf das hin lohnt es sich wohl der Mühe — den Adler der griechischen Freiheit einer historischen Betrachtung zu unterziehen.

24. Wie dem alten Adler „griechischer Freiheit“ durch die Zwickzange historischer Thatsachen sämmtliche Schwungfedern ausgerissen werden.

Wir wollen zu diesem Geschäft den alten Adler griechischer Freiheit ein wenig herunterholen. Das Rühmen der griechischen Freiheit, die Sehnsucht nach derselben ist entweder eine böswillige Lüge (wenn der Sehnsuchtsbesitzer die Thatsachen kennt) oder es beruht auf sträflicher Unwissenheit.

Wie stand es mit der gerühmten Freiheit in jenen classischen Zeiten? Der Sohn konnte vom Vater verkauft werden und gerieth auf diese Weise in Knechtschaft. Der Sclavenhandel war ein vom Staate besteuertes Actiengeschäft, für die Sclaven mußte Eingangs- und Ausgangszoll gezahlt werden. Der alte Cato hatte sein Geld im Sclavenhandel angelegt. Der zu verkaufende Sclave wurde auf einem Gerüste entblößt zur Schau ausgestellt, auf einem um den Hals gehängten Zettel war sein Name, sein Geburtsort, sein Alter, seine Befähigung zu lesen. Die griechischen Märkte galten seit dem zweiten punischen Kriege als die Marktpreise für die römischen. Selbst der milde Plato spricht nicht einmal eine Ahnung aus, als ob die Sclaverei ein Unrecht sei. Selbst der tiefe Denker Aristoteles strauchelt und fällt über die Frage: was den Sclaven zum Sclaven mache und welche Geltung der Sclave besitze? Er kümmert sich nicht darum, ob die Sclaverei mit dem allgemeinen Menschenrechte im Widerspruch stehe, ja er sucht sogar nach Gründen, welche beweisen sollen, daß dem Sclaven der Platz gebühre, welcher ihm im Staate angewiesen ist. Ja er hat selbst die Frage aufgeworfen, ob der Sclave außer seinen ihm befohlenen Dienstleistungen auch noch eine Tugend haben könne? Es galt diesem Philosophen nur das als ein vollkommener Hausstand, der aus Sclaven und Freien besteht. Die modernen Verhimmler griechischer Freiheit wollten den Aristoteles in dieser Beziehung reinwaschen. Seine entschiedene Anschauung über menschliche Freiheit genirte sie gewaltig. Es gelang ihnen aber durchaus nicht. Dem Griechen diente der Sclave als Fußschemel seiner Größe, als Folie seines Glanzes. Nach Ktesikles ergab sich bei einer Zählung der Bewohner von Attika unter Demetrios Phalereus, daß die Zahl der freien Bürger 21.000, die der Sclaven 400.000 betrug. Eine schöne

Freiheit. Ein Mensch frei und 19 Menschen dafür die Sclaven desselben.

Ihr heuchlerischen Lobredner des Griechenthums und griechischer Zustände, hier ist euch durch eine einzige furchtbare Thatsache, euer im Anhauch griechischer Luft gehobener Adler der Freiheit wie mit einer Kanonenkugel vom blauen Aether herabgeschossen, er ist in 400.000 Fetzen zerrissen, sein Gefieder ist zerstiebt — ihr könnt ihn nicht einmal mehr ausstopfen und im Museum des Philhellenenthums — als eine merkwürdige historische Mißgeburt — einem geistlos gaffenden Publikum vorweisen.

Mit dem Rühmen hellenischer und römischer Freiheit ist es aus, und wenn ihr Demosthenes und Cicero auferweckt, sie können euch nicht mehr helfen, Demosthenes wäre wahrscheinlich so klug, es in diesem Falle zu machen, wie er es in der Schlacht bei Chäronea gemacht hat, wo er, der durch die Macht seiner Rede ein zahlreiches Kriegsheer gegen Philipp zusammenbrachte, sich auch anschickte mitzukämpfen; wo er aber beim ersten Anprall des Feindes auch einer der ersten unter den Davonläufern gewesen ist, und den Beweis geliefert hat, daß Andere todtreden weitaus nicht so gefährlich ist, als sich von Anderen todtschlagen zu lassen.

Ja, die Sclaverei als der eigentliche Unterbau des heidnischen Staats- und Gesellschaftslebens ist der furchtbare schwarze Strom, vor dem auch fanatische Anbeter griechischer Freiheit und griechischer Humanität die Hände verzweifelnd ringen, denn über diesen Strom ist nicht hinüberzukommen.

Ach, die Freiheit unter dem lachenden Himmel Griechenlands und Latiums hat ganz anders ausgesehen, als wie sie von heuchlerischen Philhellenen noch mit einer wunderbaren Unverfrorenheit bis auf den heutigen Tag dargestellt wird. So haben die Früchte der Naturreligion ausgesehen, und die Schilderung der heiteren griechischen Religion, wie selbe uns Dichter und Schriftsteller noch vorgaukeln wollen, beruht auf einer entschiedenen Lüge. Der wahre Halt und Unterbau des heidnischen Staatswesens waren Millionen von Menschen, die unter Wehgeheul und Schmerzensgestöhne in den Banden der Sclaverei gelegen. Gegenüber constatirten Thatsachen wird jede Ausflucht, jede Schönfärberei zu verlorener Mühe. Nur das Christenthum konnte diesen entsetzlichen mit Menschenblut gekitteten Kerkerbau

zertrümmern, die eisernen Fesseln zerschlagen, und in der wahren Bruderliebe und Anerkennung Gottes, des gemeinschaftlichen Vaters aller Menschen, den Bau der wahren Freiheit und wahren Humanität begründen.

25. Was Voß unter dem (Schwefel) Aether griechischer Freiheit und unter dumpfem Glauben versteht. Wie bei Voß der Toleranzfanatismus zum Durchbruche kommt.

Nr. 6. Wie einer „den Schwung zum Aether" verkennen kann, das verdiente in Prosa eine Erklärung, wie Voß den griechischen Aether nicht kennt, und den freien Aether geradewegs verkannt hat, das haben wir gesehen, wir haben auch den echten Aether griechischer Freiheit thatsächlich als einen betäubenden Schwefeläther kennen gelernt!

Ferner machen wir die Entdeckung von einer „Frohn" (im von Voß gewollten Sinne: „Knechtarbeit"), die graus' und Hildebrand unmenschlich ist — weil sie zu „dumpfem Glauben" verpflichtet. Die Tausende von Schriftstellern, die von der Zeit der Kirchenlehrer an im ganzen Mittelalter durch dem denkenden Menschengeist — die Glaubenslehre vermittelt haben — sind Voß natürlich unbekannt — ihm muß der „dumpfe Glaube", als dessen specifischer Erfinder Hildebrand hingestellt wird — die Knechtschaft und Knechtarbeit sein, zu welcher Stolberg sich pressen ließ. Das ginge noch als „gelinder Unsinn" Alles an.

Nun kommt aber in Nr. 7 die vollendete „Begeisterung" zum Ausbruch, sie soll dem „dumpfen Glauben" in's Herz gestoßen werden. „Pfaffenknecht" wird der alte Freund Stolberg, der jahrelang diesen selbigen Voß mit Wohlthaten überhäuft hatte, apostrophirt. Was mochte sich der feinfühlende edle Stolberg denken, als ihm diese zarten Gefühle der Dankbarkeit des Voß vor die Augen kamen, und was erst dann, als Voß in seinem blinden Eifer zu Verleumdungen seine Zuflucht nahm und den Grafen Stolberg in der Schrift: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier" durch Lügen zu verdächtigen suchte. Wir haben schon anderwärts nachgewiesen, wie auch alle edlen Protestanten dieses Benehmen des Voß mit Indignation verurtheilten. Lavater, Mathias Claudius, Perthes und Nikolovius waren von

ihrem Standpunkt mit dem Uebertritt Stolberg's wohl nicht einverstanden, hörten aber keineswegs auf, der edlen Gesinnung und dem Charakter Stolberg's die vollste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Stolberg selber berichtet in der Folge über den edlen Claudius: „Der in schlichter Einfalt und holder Naivetät unnachahmliche Claudius, ein Weiser in seinem Leben wie in seinen unsterblichen Schriften, ließ kein Wölkchen über unsere Freundschaft ziehen, obgleich er einen Uebergang zur alten Kirche nicht gerne sah*). „Den vielen Verunglimpfungen und Angriffen seiner Gegner setzte Stolberg im Bewußtsein der Reinheit seiner Absichten milde Ruhe und christliche Duldung entgegen, und selbst die Schmähschrift Voßens (die Kurz, der Literarhistoriker auch noch dazu in Schutz nimmt) würde er unbeantwortet gelassen haben, wäre ihm eine Widerlegung solcher Verleumdungen nicht als strenge Pflicht erschienen gegenüber der Wahrheit überhaupt und seiner Familie insbesondere.

Joseph Lerique sagt über Voß: „Nach dem Uebertritte Stolberg's zur katholischen Kirche aber zeigte Voß eine so grimmige Feindseligkeit gegen seinen bewährten Freund und Wohlthäter, wie sie nur der unduldsamste Fanatiker hegen konnte, und selbst dem mildesten Beurtheiler fällt es schwer, Voß bei diesem Anlaß von einer gewissen Rohheit der Gesinnung freizusprechen."

26. Wie Voß und sein Schildknappe Kurz auch christliche Protestanten verschimpfen.

Voß war eben das eigentliche Urbild des vulgären Rationalismus seiner Zeit, er verfolgte ja auch alle Protestanten, die für den positivchristlichen Glauben einstanden. Kurz macht in dieser Richtung mit Voß gemeinschaftliche Sache; Kurz führt bei Lavater (III. 733), den er (der Kurz) selber weidlich herunterreißt, auch mit wonnevoller Zustimmung die Rohheiten des Voß über Lavater an, der den Letzteren geradezu einen Betrüger gescholten. Voß (Briefe an Miller 2. September 1787): „Der engelreine Heilige wird öffentlich der Lüge und Verläumdung angeklagt, wehrt sich mit lügenhaften Verdrehungen und

*) Joseph Lerique: Literaturbilder. Schwan. Düsseldorf 1881.

Ausflüchten, wird eingetrieben und schweigt. Schweigt? Fährt fort im Stillen zu verläumden, öffentlich seine Freunde anzuflehen, nichts mehr, weder für ihn, noch gegen seine Feinde zu schreiben, und heimlich sie wie Reicharden zu seiner Vertheidigung aufzuwiegeln und mit Ohrenbläsereien auszurüsten. Ich glaube gern, daß Lavater lange Zeit nur ein Betrogener seiner frommen Eitelkeit und fremder Schalkheit war, aber jetzt ist er ein Betrüger." —

Obwohl nun Kurz diese Schmähungen des Voß (und auch anderer) über Lavater anführt, ohne nur einen Versuch zu machen, dieselben als lügenhaft darzustellen; muß er doch am Ende (III. 735) dem Lavater folgendes Zeugniß geben, das mit den Voß'schen Beschuldigungen in conträrem Widerspruch steht:

„Ueberhaupt vergaß Lavater die Welt über dem Streben nach dem Uebersinnlichen nicht, er war ein treuer immer thätiger Seelsorger, ein Wohlthäter der Armen, ein redlicher Freund seines Vaterlandes und der Freiheit, für die er sogar schwärmte. Er nahm an allen gemeinnützigen Bestrebungen und Anstalten thätigen Antheil. Ueberhaupt war Liebe und reine Humanität ein Grundzug seines Charakters" u. s. w.

Garve schreibt über Lavater an seinen Freund Weisse:

„Ich habe Niemanden von Zürich wiederkehren sehen, der nicht von Herrn Lavater eingenommen gewesen wäre. Ein solcher allgemeiner und gleichförmiger Eindruck kann nicht ohne Wahrheit sein."

Nachdem nun Kurz auch den Lavater durch seine Gegner ungenirt heruntermachen läßt, sucht er in folgender Note dem heil. Carl Borromäus in zweiter Linie eines anzuhängen: „Lavater hatte nach der Versicherung des Malers Tischbein die auffallendste Aehnlichkeit mit dem h. Carlo Borromeo, und es ist nicht zu verkennen, daß beide Männer auch in geistiger Hinsicht viel Aehnlichkeit haben." — Tischbein kannte Lavater persönlich und Borromäus nach Porträten; wir kennen natürlich nur beide nach Porträten und haben in Mailand bei der Ausstellung alter Bilder (1874) viele Porträte aus der Zeit des h. Carl gesehen, wir können aber, die gebogene Nase ausgenommen, zwischen beiden Gesichtern keine Aehnlichkeit finden. Bei Carl Borromä schlägt trotz des Ausdruckes wahrhafter christlicher Demuth doch auch das angeborne Wesen des alten lombardischen

Adelstypus durch, während Lavater etwas feines, einnehmendes, aber durchaus nichts aristokratisches in seinem Aussehen hat. Wenn es nun Voß so weit treibt, von „Altarschmaus“ und „gebackenem Gott“ bezüglich des Altarssacramentes zu sprechen — so wollen wir über diese den Katholiken angethane Blasphemie und auch die Abendmahlslehre positivgläubiger Protestanten roh verschimpfende Aeußerung kein Wort verlieren, wenn Voß dann anknüpft und weiter folgert: Schnaubst Du dem, was Menschen vom Thier erhebt — Haß und Verfolgung!“ so weiß man nicht, was er damit sagen will; nur steht aus dem ganzen Context fest, daß es ein tief eingreifender Schimpf sein soll. Nimmt Voß an, daß den Menschen die Vernunft „vom Thier erhebt“, so wäre zu erweisen, wie die Lehre der katholischen Eucharistie den Menschen zum „Schnauber gegen die Vernunft“ macht — und wie zunächst Stolberg nach seinem Uebertritt zur katholischen Kirche — die Vernunft mit Haß und Verfolgung bedacht hat. Jedenfalls ist diese Strophe der Höhepunkt fanatischer Poesie.

Nr. 8. Ist auf einmal wieder Heiterkeit erregend: Der rationalistische Voß salbt sich poetisch zum Propheten, er wirft den Mantel des Gottgesandten um seine Schultern und droht Stolberg mit erhobenem Finger: „Worte von Gott verkünd' ich alter Freund!“

Also in den folgenden Strophen 9, 10, 11 sollen wir Gottes Stimme vernehmen, der durch Voß spricht. Voß dichtet über „aufstarrender Pfaffen Chortanz“, der „um des Abgotts Opferaltar einherhinkt“, es muß hier mit Bedauern bemerkt werden, wie der Gott dieses Propheten nicht einmal die Regeln der Grammatik kennt und sich von jedem Gymnasialschüler corrigiren lassen muß: denn der Tanz kann nicht hinken, nur die Tänzer! Dann fordert der Prophet im Namen Gottes auf, sich von Türken, Juden und Katholiken ja nicht bethören zu lassen: „Fleuch, Stolberg, wie des Turbanträgers und des knoblauchduftigen Rabbis Messer — fleuch, gebetabkugelnder Glatzenpfäfflein Tand und Beschwörung“, nun sehen wir am Schlusse dieses poetischen Werkes, wie der Gott des Voß und der Prophet dieses Gottes sich im Schimpfen völlig überbieten. Stolberg hätte auf diesen Erguß einer schönen Seele den Voß einfach bitten sollen (um was wir heute

noch die Verehrer und Lobredner Voß'scher Poesien ersuchen), sich einen Eisumschlag um den Kopf zu legen, eine Grammatik in die Hand zu nehmen und einige Capitel von der nächstbesten Aesthetik auswendig zu lernen.

Wo die katholische Kirche je gelehrt hat, ihre Diener sollen bitten, daß Gott sie gesegne, und den Andern fluche, das verschweigt Voß — wie er überhaupt so vieles Andere verschweigt — wie auch den Charfreitag-Ritus, in dem die Gebete für alle außer der Kirche stehenden anbefohlen sind, von den Flüchen aber über die außer der Kirche stehenden nichts zu lesen ist.

Wir wiederholen, daß wir dies Gedicht des Voß deshalb einer Beleuchtung für werth geachtet haben, weil es durch Kurz als ein Poesiemuster wieder in Tausenden von Exemplaren auf's Neue verbreitet, und Voß wegen der Abfassung dieses Gedichtes nicht nur vertheidigt, sondern auch noch gelobt worden ist.

Gervinus Geschichte der deutschen Dichtung sagt (V. 64):

„Voß stellte sich in eine richtige Mitte, er verließ jene läppische Idealität, ohne in die Bauernmanier des Maher Müller oder einiger englischer Idyllendichter zu verfallen, er gab in dem Musen-Almanach: Pferdeknecht-Idyllen, worin Michel und Hanns nach der Aeußerung Schubarts, „doch nicht ganz wie die schwäbischen Stallknechte sprechen."

Ueber Voßens Bauernverbesserung durch Bauernlieder haben wir schon berichtet.

Wir haben am Schlusse unserer Betrachtung der poetischen Schwefel-Eruption Voßens noch ein paar Bemerkungen zu machen:

Wo ist ein Deutscher, der je ein Bischen „ästhetisch auswendig gelernt" hat (wie Jacob in der bekannten Judenposse: „Unser Verkehr von Sessa" sagt) und der abgesehen vom Inhalt, nur die Sprachform genommen, in diesem Gedichte etwas Anderes als das gröbste Gehacke einer Zimmermannsarbeit herausfindet? Voß war versucht, hier einen eclatanten Raufhandel mit der deutschen Sprache anzufangen — hat aber diese alte Dame nichts weniger als überwunden, sondern ist von ihr nach jeder Strophe zu Boden geworfen worden, „daß die Erde erzittert unter der Wucht dieses Falles!"

Voß war von Fall zu Fall so betäubt geworden, daß er sich in Production völligen Unsinns immer mehr zu übertreffen

suchte. Dieses „Gedicht“ (eigentlich dieser Topf voll expressibler und inexpressibler Chemikalien), stellt der moderne Aesthetiker und Literarhistoriker Kurz — als Parfum den Gymnasialschülern und seinen sonstigen Lesern vor, am Ende des 19. Jahrhunderts auch noch dazu — das ist aber nun anerkannt keine Kunstreiterei auf dem Pegasus, das ist der neue Herakles, der den Dünger aus dem Stalle des Dichterrosses mit mächtigem Dreizack hinausschleudert. Es wäre diese Arbeit seit 80 Jahren schon verduftet, nun kommt aber ein moderner Stallknecht, der aufrührig die Ehrenpyramide (wie der Bauer den Dünger) in Verflachung bringt, und die stickstoffhältigen Ambradüfte auf's Neue in Deutschland zu verbreiten sucht.

27. Stolberg scheidet von Eutin. Die Opfer, welche Stolberg brachte.

Wenn Stolberg noch sein Söhnlein zu Voß schickt, daß dieser dem ehemaligen Lehrer seinen Dank darbringen könne, so ist das ein beredtes Zeugniß für Stolberg's Edelmuth. Wenn er auf die erniedrigende, tief verletzende Bedingung nicht einging, welche Voß unter dem Vorwande, einer inneren Erschütterung zu entgehen, gestellt, so war Stolberg in seinem vollsten Rechte; wer mag sich auch seine Familie insultiren und fremde Vorschriften für das eigene Haus gefallen lassen. Komisch ist es, wenn Voß, der unabläßig seinen Gegner mit allen möglichen Grobgeschützen zu erschüttern sucht, so gewissenhaft dafür sorgt, daß ja sein zartes Gemüth nicht erschüttert werde.

Herbst berichtet weiter:

„Es war ein Sonntag, als Stolberg unter dem Glockengeläute der evangelischen Kirche sein altes Eutin verließ. Nachdem er die Messe gehört, war er tief bewegt in den Wagen gestiegen. Ernestine (Voßens Frau) schrieb dem fernen Sohne Heinrich, der Tag seiner Abreise sei ihr wie der eines Leichenbegängnisses gewesen. Voß, den zugleich die Trauer um den kurz vorher heimgegangenen Schulz drückte, und dem Stolberg nun zu den Lebendigtodten gehörte, saß in Thränen, als Ernestine Vormittags in sein Zimmer trat. Er sagte in Wehmuth: „Gott lasse es ihm wohlergehen. Möge er die Ruhe finden, nach der

er sich so lange vergeblich gesehnt und einen Freund, der es so treu mit ihm meint, als ich es mir bewußt bin, es mein ganzes Leben gemeint zu haben.“ In den nächsten Tagen dichtete er die Ode an Jacobi, den „Geisthellen“, in Ton und Stimmung der „Warnung“. —

Wenn man hier die freundlichen Worte liest, welche Voß zu seiner Frau bezugs Stolberg in den Mund gelegt werden, und vergleicht selbe mit dem Wuthgeschnaube der „Warnung“ Voßens an Stolberg, so muß man doch sehr nachdenklich fragen: Wo liegt da die Wahrheit? Daß die „Warnung“ von Voß wörtlich geschrieben worden ist, das ist constatirt, ob nun die Worte an die Gattin, die erst später von ihr berichtet wurden, nicht im Interesse Voßens versüßt und gemildert worden sind, das ist eine erlaubte Frage.

Wie läßt sich diese „Warnung“ (die mit ihrer im glühenden Haß verrenkten Sprache sich selber überpurzelt, über welche die edelsten und ehrenhaftesten Protestanten den Stab gebrochen) mit der von Herbst berichteten Thränen-Rührung Voßens in Einklang bringen?

Was Herbst aus der Ode an Jacobi anführt, gehört wohl immer noch in das Gebiet jener Begeisterung, die mit Dreschflegeln dreinschlägt — und hintendrein erklärt, sie habe nicht kränken und verwunden wollen — ist aber doch nicht gar so entsetzlich roh, als wie die an Stolberg selbst gerichtete Warnung, zu deren Götterboten Voß ebenfalls sehr tactvoll seinen Knaben auserkiesen. Es giebt in diesen ganzen Vorgängen so viele komische Momente, daß dieselben die tragischen überbieten. Man denke sich das kleine Wilhelmchen — das beim Herrn Grafen anklopft und diesem das Billet doux in die Hände giebt mit den üblichen Worten: „Mein Herr Papa läßt sich dem Herrn Grafen allerschönstens empfehlen und er schickt Ihnen dieses“. — Der Graf: „Nun, wie befindet sich der Herr Papa, es geht ihm wohl recht gut?“ — „Nun, er hat heute Vormittag in seiner Stube die Sessel durcheinander geworfen, die Mama sagt, er hat gedichtet. Mama hat uns gesagt: wir sollen heute dem Papa nicht in die Quere kommen, er ist sehr schlecht aufgelegt.“ — Und Stolberg öffnet das Schreiben und ist — der edle Stolberg — dadurch tief verletzt, ohne aber seiner Stimmung einen Ausdruck zu verleihen.

Stolberg hat seinerzeit durch seine Conversion einen großen Opfermuth bewiesen. Er konnte es leicht voraussehen, was ihm bevorstand. Wir müssen bedenken, daß jetzt nach 80 Jahren die Kirche eine ganz andere Stellung einnimmt (ihren Gegnern gegenüber), als an der Grenzscheide des 18. und 19. Jahrhunderts. Jetzt sind schon so viele ausgezeichnete Männer katholisch geworden, und Dank dem freigegebenen Wort konnte sich die Wahrheit der Lüge und Verleumdung gegenüber Gehör verschaffen, so daß gegenwärtig „eine so plumpe und ungeschlachte Wuth, mit welcher Voß trotz seiner klassischen Humanität über den früheren Freund und Jugendgenossen herfiel*), gar nicht mehr möglich wäre." Nur ein verspäteter Epigone Voßens, der blut- und unmuthschnaubende, Literaturgeschichte-Schwefel-Erzeuger Kurz konnte es versuchen, die Ausbrüche Voßens auf Löschpapier wieder zu reproduciren, „in dumpfer Betäubung fortwandelnd, mitnehmend die Straf' unsinnigen Geistes." **)

28. Wie sich Stolberg dem Voß gegenüber benahm. Entwurf eines Briefes, den Stolberg dem Voß hätte schreiben können, d. h. den Voß verdient hätte.

Das ganze Benehmen Stolberg's Voß gegenüber war überaus nobel und würdevoll; wir meinen, es war so nobel, daß Voß mit seinen derben Reminiscenzen (die durch das ewige Kampfrasseln, Dreinschlagen, Köpfezerschmettern, Lanzendurchbohren, ganze Flügel vom menschlichen Organismus in der Kampfeswuth mit mächtigem Schwert herabhauen — wie es bei den Odysseehelden unzählige Male vorkommt — genährt waren) sich dies Benehmen Stolberg's gar nicht klar zum Verständniß bringen konnte. Wenn man die edle christliche Ruhe Stolberg's in diesem Kampfe bewundert, so möchte man in Anbetracht dieser unmotivirten Rohheit des Voß seinem Freunde und Wohlthäter gegenüber freilich mehr vom heidnischen als vom christlichen Standpunkt wünschen: Stolberg hätte dem Voß eine — diesem etwas verständlichere aber auch verdientere Behandlung angedeihen lassen. Die Ode des Voß ist so

*) Hist.-pol. Blätter, 28. Bd., S. 66, 7.
**) Odyssee von Voß, 21. Gesang, 301—362. Vers.

gedankenlos, beweislos, haß- und wuthgetränket, daß dieselbe eigentlich eine ernste Widerlegung gar nicht verdient; Stolberg hätte dieses Wuthschnaubegedicht als eine Burleske behandeln können, er hätte dem Voß einige Zeilen schreiben können, ungefähr des Inhalts:

Mein lieber alter Voß! Deine guten und schlimmen Eigenschaften sind mir seit Jahren bekannt. Ich habe die guten immer zu schätzen gewußt und bin über die minder guten als Freund hinausgegangen.

Es giebt Nagethiere aus den Tropenländern, denen man, wenn selbige in Menageriekäfigen zur Schau gestellt werden, zum Zeitvertreib und zur Uebung ihrer instinctiven Gelüste einige Stücke weiches Holz in ihren vergitterten Kasten hineinwirft, dies Holz wird auch dankbar in Empfang genommen und in kleine Splitter und Späne zernagt.

Dieses Exempel kann Dich schon deshalb nicht in Aufregung bringen, weil ich dabei die passive Rolle zu spielen habe; ich muß nämlich leider das Stück Holz abgeben, welches Du in Deinem Käfig zerbeißen, zernagen und zerfasern kannst.

Den begründeten Ruf eines großen Zänkers vor dem Herrn hast Du Dir schon auf der Universität erworben, der alte Professor Heyne, den Du Jahre lang drangsalirtest, hat Dir über diesen Gegenstand ein glänzendes und vollgiltiges Zeugniß ausgestellt, welches allgemeine Anerkennung gefunden, und welches durch Deine Handlungsweise zu bestätigen, Du seither nicht müde geworden bist.

Deine gute Ernestine, welcher Du als „Werber“ die ganze mondscheinstrahlige Seite Deiner sanften Gefühle zugekehrt, hat, seitdem die gute Seele mit Deiner Hand beglückt worden ist, die unangenehme Erfahrung gemacht, daß Voß der sentimentale Dichter und Voß der brutale Ehemann zwei sehr verschiedene Größen abgeben.

Wer Dich aber genau kennt, wird Dich auch in Etwas zu entschuldigen wissen. Du bist eben nicht so schlecht, als Du Dich machst, aber auch oft nicht so gut, als Du Dich machst, Du bewegest Dich in Extravaganzen.

Ich bekenne es jetzt mit Lächeln über unsere Jugendexaltation, daß wir zur Zeit des Tugendbundes, ich und Alle mitsammen, oft sehr viel Unsinn geschwätzt haben; wie oft bist uns Du da

mit leuchtendem Beispiel vorangegangen, Du bist als unser Leithammel mit der Schelle vorangerannt, und wir sind als folgsame Schafe hinten nachgetrabt. Freilich Du hast das Glück gehabt, daß Dir nie ein eclatanter Unsinn ernstlich imputirt worden ist, wir wußten ja Alle was wir davon zu halten haben, wenn Du beim dritten Schoppen in die königs= und fürsten=mörderische Laune hineingerathen bist. Der Voß ein Fürsten=mörder! hieß es; allgemeines Gelächter! es ist doch etwas Anderes mit einem Schnappmesser eine Knackwurst zu zerschneiden, und etwas Anderes, mit einem Dolch einen Fürsten zu morden.

Ich und viele Andere haben aus Liebe zu Dir und zu uns nie an den Ernst Deiner und unserer eigenen Drohungen und Mordwünsche geglaubt, und zwar aus Liebe zu Dir, dem Erzdroher schon deshalb, weil es uns Allen sehr unlieb gewesen wäre, unsern guten Voß am Galgen baumeln zu sehen.

Ich kann Dir über Dein Pfaffengeschimpfe aus guten Gründen keinen Vorwurf machen. Es hat ja eine Zeit gegeben, in der auch ich der Meinung war, man könne sein Genie und seine Liebe zur Freiheit nicht glänzender bethätigen, und auch für eine höchst freisinnige Theologie kein besseres Attestat ausstellen, als wenn man auf Pfaffendruck, Pfaffenknechtschaft und Pfaffenverdummung mit aller möglichen Tugend= und Freiheitsentrüstung losschlägt. Auch ich habe in dieser Richtung gedichtet und ge—odet und mir Deinen Beifall errungen.

Nun bin ich als Mann durch Studium und Nach=denken ruhiger geworden und über Religion, Theologie und Kirche zu einer anderen Ansicht gekommen — Dein Gepolter und Geschimpfe kann mich nicht zum vagen, nichtsglaubenden und nichtswissenden Rationalismus zurückbringen, schon deshalb nicht, weil ich selber ein unwissender und nichtsglaubender Polterer war und weil ich es aus eigener Erfahrung weiß, wie hohl die üblichen Aufklärungsphrasen sind, wie billig es ist, zu schmähen, und welcher Mißbrauch mit den Worten Vernunft und Freiheit getrieben wird.

Ich für meinen Theil bin bereit, Dir mündlich über meinen Schritt jede Auskunft in Ruhe zu geben; auch Deine Warnung unter vier Augen in Freundschaft zu besprechen

und mich so besonnen im Zwiegespräch zu halten, daß, so viel an mir ist, Deine vom vielen Hexameterklopfen aufgeregten Nerven durch meine Schuld nicht noch mehr irritirt werden. Lass' uns Beide tolerant sein — ich werde es mit Dir sein, und hoffe, daß Du es mir sein wirst — wenn ich Deinem ganzen Schreiben eine heitere Seite abzugewinnen suchte, so soll Dir das ein Beweis sein, daß ich — wie immer, so auch diesmal, die Werthschätzung Deiner sonstigen guten Eigenschaften durch einen Ausbruch Deiner üblen Laune vor meinen Augen nicht verschwinden lasse. Eine Rechtfertigung meines Schrittes, den ich nach langer Erwägung in vollster Ruhe gemacht habe, bin ich der Oeffentlichkeit schuldig, und ich werde diese Rechtfertigung nach Wissen und Gewissen der Oeffentlichkeit vorlegen. Grüße mir vom Herzen Deine gute Frau, von der ich nach meiner Menschen- und Herzenskenntniß voraussetze, daß es Dir viele Mühe kosten mußte, sie zu einer Zustimmung, zu einem Beifall bezüglich Deiner Warnung zu bewegen. Mein bisheriges Leben und mein Charakter mögen Dir zur Bürgschaft dienen, daß sich unter keinen Umständen zu einer Publication von Invectiven überhaupt und also auch Dir gegenüber verleiten lassen wird, Dein

alter Stolberg.

Wir wollen durch unseren hier gegebenen Entwurf einer Antwort für Voß das musterhafte Benehmen Stolberg's keineswegs kritisiren oder es verbessern. Stolberg's Handlungsweise war groß, edel und echt christlich, und wird als solche auch immer anerkannt werden.

Wir wollten mit unserer dem Stolberg zugemutheten Antwort nur dem Mißfallen, welches viele Leser über das Loswüthen des Voß empfinden werden, einen heiteren Ausdruck verleihen. Eine Antwort, wie die von uns projectirte, wäre aber für Voß, wenn auch nicht heilsamer, doch verständlicher gewesen, denn für den christlichen Edelmuth, mit dem ihn Stolberg behandelte, hatte er gar keinen Sinn, das hielt er für Schwäche, während ihn das Gehänseltwerden immer total aus der Fassung brachte, seine Freude war nur das „Schädelgekrach", seine Tactik das Dareinschlagen mit groben Keilen, und sein Vorbild die Flegelhaftigkeit der homerischen Helden.

29. Voßens Toleranzgrimm macht sich auf's Neue in Versen Luft.

Voß war mit der sogenannten „Warnung" an Stolberg noch nicht zufrieden, seine zarten Toleranzgefühle hatten noch nicht ausgetobt. Herbst berichtet:

„In den nächsten Tagen dichtete Voß die Ode an Jacobi den „Geisteshellen" in Ton und Stimmung (Verstimmung?) der Warnung."

„Doch wenn ein Aederchen schlägt von Stolberg, wahrlich er kann nicht
Jenes Gefühl hochherziger Freiheit
Unter der Priester Gewalt stets bändigen, wahrlich er kann nicht
Ganz die Vernunft ableugnen, und Gottes
Ewige Religion, die vom Zwang ungöttlicher Satzung
Golgotha's Held und der freudige Luther
Retteten! Nein, bald ringet der Geist aus der dumpfen Betäubung
Wieder empor des verpesteten Anhauchs,
Den die geschmeidige Schlange dem hocheinsiedelnden Adler
Hauchte, mit List anschleichend zum Felsnest!
Ha, bald schnellt er im Flug die Verwundete nieder, daß langsam
Stirbt ihr Haupt und der zuckende Nachtrab!
Komm' und bring', o Jacobi, zum traulichen Mahle der Freundschaft
Deines Sokrates Geist und Empfindung,
Eingedenk nur des Guten, die Zufäll' alle vergessend,
Segnen wir ihn, dess' Stätte nun leer ist."

Das ist ein sauberer Segen am Schluß, nachdem Voß den Stolberg als einen jämmerlichen vernunftverleugnenden, in dumpfer Betäubung lebenden Schwachkopf gescholten, ladet er Jacobi ein, daß Jacobi mit Voß vereint, den davongeflogenen Adler, dess' „Stätt' nun leer" ist, ihm ihren Segen nachschicken; dieser Voß'sche Segen in zwei Oden „verpesteten Anhauchs" mußte den Stolberg besonders erbaulich stimmen. Was Voß mit dem Nachtrab eigentlich haben wollte? Ist das der zuckende Schlangenleib? Aber der Schlangenleib, der trabt ja überhaupt nicht, oder ist es ein um das e gestutzter Nachtrabe, doch sei es wie immer, ein Compliment für Stolberg ist es sicher nicht. — Und das „Ableugnen der Vernunft" ist auch wieder nur eine poetische Phrase. Vernunft kommt von: vernehmen, wenn man das Vernommene, nachdem man sowohl den, der es gesagt hat, als auch den Inhalt desselben geprüft und dem einen Glauben schenkt, und das Gesagte für wahr hält, so hat man die Vernunft

nicht verleugnet. Haben denn die heiligen Kirchenlehrer Augustinus, Hieronymus, Thomas Aquin u. s. w., hat Dante, Petrarca, Descartes, Calderon u. s. w., hat Newton und die positiv christgläubigen Protestanten, die in der Wissenschaft sich die ruhmvollsten Namen erworben, haben alle die die Vernunft verleugnet, und sind am Ende Voß und Paulus in Heidelberg die einzigen echten Vernunftretter geblieben?

Herbst scheint zuerst in die Pesthauch-Beschuldigung Voßens einzugehen, indem er das Bild noch weiter ausmalt wie folgt:

„Den alten Griechen erscheint dann der nach Ort und Gesinnung geschiedene Freund in dem Bilde des gefallenen Herakles, den Omphale bethört hat, deren Fabelchen er nun lauscht, aber der Dichter hofft auf ein anderes Bild, den durch die Flammen geläuterten und zum Olympos aufsteigenden Herakles!“ —

Die vier letzten Dinge des Katechismus sind dem Voß ein „Fabelchen“, der alte Professor will mit seinem geblumten Schlafrock, den gelben Pantoffeln und dem langen Pfeifrohr (mit dem ganzen hochpoetischen Luisen-Apparat) durchaus in den Olymp hinein, billiger kann er's nicht thun — und um den Stolberg auch zum Aufstieg in den alten Götterhimmel zu bewegen, verleiht er ihm sehr schmeichelhaft taxfrei den Heraklestitel!

Nun ist aber Herbst so ehrenhaft, diese Olymp-Decoration gleich auf der nächsten Seite selber zu entfernen, und zwar durch das offene Geständniß, daß Voßens Wüthen nicht allein der katholischen Kirche, sondern auch den positiven Christen im Protestantismus gegolten hat. Voß machte einen zweitausendjährigen Rückschritt, um sich mit den Ahnungen der alten Griechen über das Jenseits zufriedenstellen zu können. Voß war eben in diesen Zeiten des Streites körperlich und geistig herabgekommen. Wer jetzt Ende des 19. Jahrhunderts die Wuth-Gedichte Voßens liest, der kann dieselben nur durch die von Niebuhr, dem Freunde Voßens, selbst schriftlich erklärte „Verrücktheit“ Voßens in Etwas entschuldigen.

Nur der toleranzwüthige Kurz ist noch ein Bewunderer der Voß'schen „Dröscherlieder“ und seines Odengepolters und des hexametrischen Hackbretts.

Wenn Herbst auch bisweilen ein wenig bestrebt ist, den Voß durch beschwichtigende Erklärungen herauszuputzen, so lassen sich doch die Thatsachen nicht aus dem Wege räumen.

30. Voß verurtheilt und verschimpft nicht allein die Katholiken, sondern auch die christgläubigen Protestanten. Richtigstellung der Handlungsweise Voßens.

(II. 246.) „Dies jahrelange Ringen mit Stolberg, dies quälende, aufreibende war nun zu Ende. Ein Blatt voll Leiden war umgeschlagen in Voß' Lebensbuch, ein neues — sollte man erwarten, hätte er frisch und getrost anfangen können. Er war aus dem Kampfe in den Augen derer, an deren Urtheil ihm liegen konnte, doch als Sieger hervorgegangen, wenn man sein Verfahren auch in seiner nächsten Umgebung für hart und unduldsam hielt, wenn auch Stolberg sich in dem gefundenen Frieden den Sieg zuschreiben mochte. Und doch, der neue Ansatz zu Lust und Liebe in Haus und Amt, im innersten Leben wollte nicht kommen. Eutin, wie es einst durch Stolberg's Freundschaft sich ihm beseelt hatte, lag ihm nun entseelt da — eine Trümmerstätte verlorenen Glücks. Seinen Standpunkt der Beurtheilung, der in Stolberg nicht blos die katholische Verirrung, sondern auch das positive und specifisch Evangelische verdammte, theilte kaum Jemand in seiner Nähe vollständig, auch Jacobi nicht, in dem ohnehin — seiner Natur getreu — bald das persönliche Moment sich geltend macht und die alte Liebe zurückkehrt. Die nervöse Reizbarkeit und Schlaflosigkeit nehmen bei Voß zu, den betäubendes Ohrensausen und Erschöpfung im Unterricht quälten, Ernestine hatte mit dem Gatten schwere Tage zu tragen. Wissenschaftliche Zerstreuungen zogen nicht genug ab, selbst die Heilkraft Homers versagte." — —

Ehe wir diesen, den Voß entschuldigen sollenden Bericht über die zerrütteten Gesundheitszustände Voßens weiter bringen, müssen wir denselben doch ein wenig kritisch in's Auge fassen.

1. Meint Herbst: Voß wäre als Sieger aus dem Streit hervorgegangen, „wenn man auch sein Verfahren in seiner nächsten Umgebung (also wahrscheinlich von Seite der Frau Voßens und in Eutin) für hart und unduldsam hielt!!"

Wenn Stolberg dem Wuthausbruch gegenüber vollkommenes Schweigen beobachtete, so ist in diesem Umstand ein Zeugniß mindestens für den ethischen Sieg Stolberg's! Hätte Stolberg nach Voßens Anfang mit Schlangengezische und Aufgebot alles Pestilenz-Anhauches gegen Voß losgewettert, so wäre der Streit am Ende aus einem Wortstreit in eine thätliche Keilerei übergegangen. Die Voß'sche Warnung endet an jener Grenzscheide, wo die Kämpfenden die Feder weglegen und je nach der Zeit, in der sie leben und der Lebensstellung, in der sie sich befinden, sich mit Fäusten, Pistolen oder Säbeln bearbeiten.

2. Ist Voß „in den Augen derer, an deren Urtheil ihm liegen konnte" als Sieger hervorgegangen, so war ja das auch Stolberg, dem Voß lag nichts an dem Urtheile sämmtlicher positiven Christen, Protestanten und Katholiken, sondern nur am Urtheil der mit ihm auf gleichem Wuth-Niveau stehenden Nihilisten von damals, und dem Stolberg lag nichts an sämmtlichen Heiden seiner Zeit, sondern am Urtheile christlich denkender und handelnder Protestanten und Katholiken.

3. Wenn Eutin für Voß eine Trümmerstätte verlorenen Glücks geworden, so konnte ja Stolberg nichts dafür. War denn das Glück Voßens etwa davon abhängig, daß Stolberg ebenso wie Voß selber ein wüthender Feind des positiven Christenthums hätte sein sollen? Hätte sich Voß, der Toleranzdürstige, nicht um so eher über das religiöse Bekenntniß des Stolberg hinaussetzen sollen, als Stolberg ethisch wie im Leben und in der That dem Voß seit Jahren nur factische Wohlthaten und Freundschaftsdienste bezeugte? Aber gerade in dieser Wuth gegen das Bekenntniß Stolberg's ist ein tiefer psychologischer Moment in Voß offenbar worden; er fühlte sich jetzt in seinem Unglauben vereinsamt und es überkam ihn das Gefühl der Unsicherheit; er mußte in seinem Kampfe auch das ethische Moment der Dankbarkeit gegenüber seinem Wohlthäter über Bord werfen, und da fing Voß an moralisch abzuwirthschaften.

4. Voß verdammte auch das positiv und specifisch Evangelische, d. h. das thatsächlich christliche im Protestantismus, und diese Verdammung „theilte kaum Jemand in seiner Nähe vollständig", somit mußte die Verdammungswuth auch seine Nähe treffen, es war also nicht

Stolberg allein an seiner Wuth schuld, aber Stolberg allein sollte den Sündenbock abgeben, an welchem er dieselbe ablagern konnte.

Voß mußte auch auf den edlen Jacobi (der von Stolberg keine Wohlthaten empfangen hatte und doch sich wieder liebend an den alten Freund anschloß) zürnen; wie auch auf den Kreis aller jener noch den Christenglauben bewahrenden Protestanten, die den Fanatismus des Voß, zum größten Theil total verurtheilten, oder mindestens höchlich mißbilligten.

5. Voß war nach dem Berichte Herbst's krank, nervenzerrüttet, erschöpft, mit betäubendem Ohrensausen geplagt; er war mit einem Wort: eine Ruine, und das ist der einzige Moment, der in diesem Falle als ein Entschuldigungsgrund gelten mag.

6. Ernestine hatte mit dem Gatten „schwere Tage zu tragen", das läßt sich denken, die arme Frau gegenüber einem Gewohnheitspolterer, dessen Reizbarkeit durch krankhafte Verstimmung noch ihren Höhepunkt erreichen mußte.

31. Die Heilkräfte, welche dem Homer zugeschrieben werden, in der Apotheke dieses alten Griechen untersucht. — Homer's wahre Bedeutung. Gladstone.

„Selbst die Heilkraft Homers versagte." In diesem Satz ist eigentlich mehr Humor als Homer enthalten.

Die „Heilkraft" versagte deshalb, weil eben im ganzen Homer gar keine Heilkraft enthalten ist, und diese nur dem Homer in gemachter Begeisterung hinaufgeheuchelt werden kann.

Wir wollen uns nun in der Apotheke des alten Homer ein wenig umschauen; einen Tiegel nach dem anderen von den Brettern der Stellage herunternehmen und die Tiegel-Etiquetten hier wörtlich als die homerischen Heilmittel in Leiden, Trübsal und Elend anführen.

Wir möchten den kennen, der schwer leidend darniederliegt, und dem das ewige Dareinschlagen, Kampfrasseln, Kopfzerspalten, „dichtwimmelnde Schneeflocken, dichtwimmelnde Helme, hellanwehender Nordwind, hellstrahlendes Erz, hochgenabelte Schilde, hochbuschige Helme, wohlgehauene Knittel, fischwimmelnde Fluthen, viel schwerwandelndes Hornvieh, breitstirnige Rinder, Dankhekatomben, schön gemähnete Rosse, großprahlende eitele Schwätzerei,

jammerbringende Feldschlacht, unbändige Winde, schweifumflatternde Helme, meerdurchwandelnde Schiffe, Kraft des mordenden Erzes, streitkundige Fürsten, scharfzahnige Hunde, hochtrotzender Sinn, erzhufige Rosse, unermeßlicher Aufruhr, köstlicher Kriegsraub, gefettete Schenkel des Stieres, gewaltiger Schreckensgebieter, der ferngeschwungene Wurfspieß, der Gaultummler Patroklus und die unsterblichen Rosse, schöngebordete Schiffe, schöngebildete Sessel, der Erderschütterer Poseidon, schnellfüßige Hunde, der erfindungsreiche Odysseus, der männerbeherrschende Sauhirt, der treffliche Sauhirt, der treffliche Hüter der Sautrift (der die Hauptperson des 16. Gesanges des Odyssee ist) und dann am Ende der ganze griechische Olymp, den Herrscher im Donnergewölk Zeus an der Spitze und auch noch hintendrein des gewaltigen Zeus blauäugige Tochter Athene, mit dem ganzen homerischen Götter- und Helden-Himmel — — — Wir möchten, sagen wir, den kennen, dem, wenn er in Elend, Noth und Schmerz darniederliegt — dieser Homer — irgend eine Hilfe oder einen Trost gewähren könnte!

Wenn bei Homer „der berühmte Kentaur Eurythion vor Unsinn tobte" (Odyssee 21. Gesang, Vers 295), warum soll ein berühmter Uebersetzer des Homer nicht auch das Recht haben einen Unsinn zu behaupten? Zudem wenn die ganze Uebersetzung auch eine müheselige Kentaurenarbeit ist!

Dem, der sagen konnte: Kommet zu mir alle, die ihr mühеselig und beladen seid, und ich will euch erquicken (Matth. XI. 28), hatte Voß in seiner homerischen Genügsamkeit verächtlich den Rücken gekehrt; wer aber diesem und seiner von ihm gegründeten Heilanstalt aus dem Wege geht, der wird sich „im Tempel der Beuterin Pallas Athene" und im ganzen homerischen Olymp vergeblich um einen Lichtstrahl in der Finsterniß, um einen Trost im Leiden umsehen. So schön es ist, sich mit den alten Dichtern des Heidenthums bekannt zu machen, so vergeblich und so blöde ist es, in Leiden und Todesnöthen bei ihnen einen Trost zu suchen. Im Homer finden wir nur eine Beil-, Pfeil- und Keilkraft, aber keine Heilkraft.

Das kann dem von Voß und von seinen Verehrern so oft wiederholten Anpreisen des Homertrostes und der Homer-Religion auch nicht oft genug wiederholt werden.

Daß die homerischen Gesänge, abgesehen von dem unbestreitbaren poetischen Werth, auch ein helles Licht über viele Phasen der alten Geschichte werfen, daß sie für den Historiker so viel schätzbares Material enthalten, als sie dem Freunde der alten Dichtkunst von höchstem Interesse bleiben werden, diese Thatsachen betonen wir jenen gegenüber, welche die löbliche Absicht haben, uns einer lächerlichen Verachtung Homer's anklagen zu wollen. Wir machen diese Herren, für den Fall, daß ihnen die Schrift noch unbekannt wäre, auf eine neue werthvolle Erscheinung in der Homer-Literatur aufmerksam, die uns Zeugniß giebt, wie es für die Wissenschaft eben so wichtig als ersprießlich ist, wenn sich neue Kenner des Alterthums mit den Forschungen über Homer eingängig beschäftigen. Das Werk Gladstone's *) hat in dieser Richtung Aufsehen gemacht: Es behandelt die geographischen Fragen; die Bloslegung der Ruinen, die Geräthe und Schmuckgegenstände aus Thon, Gold, Silber, Erz; Homer und die Dorische Eroberung, den Verfasser der Hymnen an den Delphischen Apollo, Homer und die egyptischen Denkmäler und Homer's egyptisches und fremdes Wissen. Die Schrift enthält, auf wissenschaftliche Gründe gebaut, die scharfsinnigsten Combinationen, die uns Gladstone besonders jetzt, nachdem er sich politisch sehr verrannt hat, als einen größeren Kenner des Alterthums als einen großen Staatsmann erscheinen lassen.

Also nicht der alte Homer ist zu einem Gegenstand einer Satyre herabgewürdigt, sondern die Anschauung des hochüberspannten Voß: man könne sich in trüben Lebenstagen und in trüber Sterbenszeit in Homer Trost und Erbauung holen: dieser Voßischen Grille ist die verdiente Rechnung gemacht worden.

32. Wie Voß durch Homer ein Krakehler wird. Wie seine äußere Erscheinung in Eutin beschaffen gewesen.

Auf eine psychologische Erscheinung bei Voß meinen wir hier aufmerksam machen zu sollen.

In der Odyssee und auch in der Ilias wird so viel, so unablässig, mit und ohne Ursache, dareingeschlagen, Schädel mit

*) Homer und sein Zeitalter. Eine Untersuchung über die Zeit und das Vaterland Homer's von W. E. Gladstone, M. P. Verfasser von Juventus mundi. Uebersetzt von Dr. Brendan, Professor in New-York. Jena. Constenoble 1877.

Gekrach eingehauen, Lanzen durch die Brust und durch den Bauch und durch die Augen gestoßen; Blut vergossen, gemordet und geraubt, daß Voß (dessen eigene Freunde die bisweilige Hirnverbranntheit desselben eingestanden haben) durch die Beschäftigung beim Uebersetzen und durch die Freude über seine Uebersetzung, beim selbstgefälligen Durch- und Vorlesen derselben, sich selber in einen permanenten Wuth-Krakehl hineinübersetzt und hineingelesen hat. Die Helden Homers mit Schwert, Lanze, Spieß und Schild nachzuahmen, das ist dem Philister im Schlafrock, Pantoffeln und dem langen Pfeifrohr selbstverständlich nicht in den Sinn gekommen, da machte er nun, wozu weniger Muth gehört, sein Schreibpult zur befestigten Burg und seine Feder zum Pfeil, verlegte sich auf Tintenvergießung, konnte auch durch sein ganzes Leben bis an sein luisenseliges Ende ohne Krakehl gar nicht existiren, er suchte sich immer Kämpfer, mit denen er sich Jahre lang herumbalgen konnte, und alle Samstage Abends übte er sich mit seinem Freunde Paulus ein, da wurden die Schimpfmanöver abgehalten, ganz Heidelberg mit Ausnahme der beiden Biedermänner und der Ernestine, die auch zuhören und leise mitschimpfen durfte, wurde verklopft und verarbeitet, und Abends legte dann jeder der beiden Helden, sich ein erfindungsreicher Odysseus dünkend, mit dem Hochgefühl, der Vernunft und der Menschlichkeit Priester zu sein, zu Bette!

Voß kam mit seiner Gesundheit immer mehr herunter, „hatte aber den Muth nicht den Herzog um Dienstesentlassung und Pension anzugehen; er fürchtete verneinenden Bescheid. Nicolovius, der treue Hausfreund, der die Noth und die Wünsche durchfühlte, oder auch in vertraulichem Austausch erfuhr, schrieb auf eigene Hand an den Minister Grafen Holmer im Sinne des Wünschenden, erhielt aber eine zwar freundliche, doch die Schwierigkeiten stark betonende Antwort.“

Nach vielem Hin- und Herpetiren, Schreiben und Erklären bekam der arme, hier wieder sehr bedauernswerthe, kranke und malcontente Voß 600 Thaler Pension. Es folgt nun ein interessanter Zwischenfall.

(II. 250.) „Gleim hatte anfangs den Wunsch gehegt, Voß möge sich in Halberstadt niederlassen. Schon am 14. Juli 1802 hatte er sich, einem längst gehegten Gedanken nachgehend, ohne Voß Vorwissen und zu dessen nachträglichem Aerger an seinen

König Friedrich Wilhelm III. mit der Bitte gewendet, „dem Dichter einen Gnadengehalt von 5—600 Thaler unter der Bedingung auszuwerfen, daß er in preußischen Landen, und zwar in Halberstadt sich aufhalten und den Verlag seiner Schriften inländischen Buchdruckern überlassen solle. Dadurch würde doppelt gewonnen, einmal durch die Ehre den großen Mann (!!) in seinen Grenzen zu haben, und dann dadurch, daß er bei hergestellter Gesundheit und zu habender Muße dem Buchhandel große Vortheile verschaffen, und dadurch dem Staate einen Theil des Gnadengehaltes unfehlbar ersetzen würde." Der Bescheid bereits am 13. Juli ist preußisch lakonisch, natürlich ablehnend: „Der Hofrath Voß müsse es sich selbst zur Ehre rechnen, wenn er durch Niederlassung in den preußischen Staaten den Ruhm der preußischen Gelehrten und Dichter, zu dessen Begründung Gleim selbst so Vieles beigetragen habe, theilen könne."

Es war aber auch, man muß das, um gerecht zu sein, zur Entschuldigung des preußischen Entscheides sagen, von Gleim stock-undiplomatisch, dieser Regierung die Auszahlung eines Gnadengehaltes an Voß, nicht nur als eine Ehre, sondern auch noch am Ende als ein lucratives Geschäft darzustellen, denn einen so komisch-arroganten Anwurf läßt sich eine Regierung so leicht nicht gefallen.

Daß die Preußen den abschlägigen Bescheid in ein feines Bisquitpapier mit einem Zuckerplätzchen für Gleim einwickelten, ist jedenfalls sehr schlau und für den abgewiesenen Gleim ein süßer Leim gewesen.

Eine Schilderung von Voßens äußerer Erscheinung auf dem Wege zur Schule in Eutin bringt ein Zeitgenosse:

„Ein langer hagerer Mann mit dreieckigem Hut, stahlblauem Rock und schwarzen Kniehosen, blau und weiß geflammten Baumwollstrümpfen, Schuhen mit silbernen Schnallen, in der Hand ein spanisches Rohr mit silbernem Knopf, unterwärts angefaßt, und im äußeren Habitus eine Erscheinung des 18. Jahrhunderts."

33. Voß übersiedelt nach Jena. Was sich im kleinen Gehirn Gleim's für Ansichten von Toleranz angesetzt haben. Wie Voß auch Lügen und Verleumdungen im Kampfe gegen Stolberg zu verwerthen trachtet.

Voß siedelt nach Jena über. „Am 28. September traf die Voß'sche Caravane in Jena ein. Ein neuer Lebensabschnitt beginnt, in welchem die ersehnte Freiheit den Dichter beglückt, die Muse aber verstummt. In Naumburg sah die arme Ernestine die ersten Weinberge in ihrem Leben und wunderte sich über den ungewohnten Anblick der Aepfel- und Birnbäume an der Landstraße."

Wir finden es angezeigt, des eben so langweiligen als im überflutheten Strome der deutschen Poesie bereits untergegangenen, Vaters Gleim liebenswürdige Aeußerungen über den Eintritt Stolberg's in die katholische Kirche hier wörtlich zu bringen; selbe verdienen alle Beachtung.

„An Katharina Stolberg."

(Herbst II. 324.) „Welche Dinge, liebe Freundin, muß Ihr alter Gleim erleben. Da schreibt man aus Münster: Graf Leopold Stolberg zu Eutin ist katholisch geworden und giebt die Nachricht für die ausgemachteste Wahrheit aus. Gott im Himmel! wenn's wahr ist! Ich kann über die andere zugleich angekommene Nachricht der glücklichen Entbindung der lieben Sophie Stolberg mich nicht freuen, sagen Sie mir erst, liebe Theuere, ob die Nachricht aus Münster eine infame Lästerung ist? (27. August 1800.)"

Derselbe Gleim (31. August 1800):

„Wird ein Landgraf von Hessen-Cassel katholisch, ich habe nichts dawider. Er hatte dem Weibe, das mit ihm in Wollust sich wälzte, hatte dem Pfaffen, welchen das Weib zum Beistand sich wählte, zu widerstehen die Kraft nicht, wird's ein Graf Fritz Stolberg, dann ist's Wahnsinn oder Aristokratismus, der Renegat will Bassa werden oder Bischof, das ist mein Urtheil!" — —

Der arme Gleim, er hätte nur noch dazusetzen sollen: Das ist mein salomonisches Urtheil.

Gleim fährt fort zu wüthen: „Lassen Sie uns jetzt noch, liebste Freundin, ich fürchte Sie lassen von der Schlange sich auch noch verführen, von dem gemeldeten Abenteuer, dem ärgsten unserer Zeit, nicht reden, nicht schreiben, reden Sie mir nicht von Toleranz, meine Religion zankt sich mit keiner Toleranz *), aber im gegenwärtigen Falle wäre Versündigung an der Religion Jesu, wäre Versündigung an mich (sic!) selbst. Ein Renegat wie der, von dem die Rede ist, kann Freund nicht sein, das ist's Alles, was ich Ihnen sagen kann, das Uebrige wäre Geschwätz! ich schone die Lunge, die Feder, thue was Besseres, bereite mich auf die Zukunft."

„Sie reden von freier Intention, für die ich Respect haben soll. Ich kann mir keine denken. Der Wahnsinnige kann keine haben, der Aristokrat aber hat eine, für die kann ich Respect nicht haben. Sie haben meinen Halladat gelesen **), haben menschenfreundliche Weisheit in ihm gefunden, das thut mir leid, ich schrieb's vom Geiste Gottes getrieben." —

Armer Gleim, die Zeit ist so gottlos geworden, und der vom Geist Gottes getriebene und geschriebene Halladat ist mit seiner menschenfreundlichen Weisheit so abgeschmackt und langweilig, daß sich in unserem gottlosen Jahrhundert kein Mensch mehr wagt, selben in die Hand zu nehmen. Auch die Zeit der „Halladate" geht vorüber!!

Am 8. September 1800, Gleim an Kath. Stolberg.

„Meine zwei Briefe sind angekommen und inhuman gefunden, meine liebe gnädige Freundin hält mich für einen guten Mann schon nicht mehr, wie ich ein guter Christ nach ihren Begriffen nicht sein kann. Ihre Briefe sind so bittend, so herzvoll gegen ihren Bruder, nachsichtsvoll ist's eigentlich. Unsere Denkungsart ist verschieden, lassen Sie uns noch, liebe Freundin, von einer Sache, bei der wir zu ihrem Anderssein nichts beitragen können, nicht mehr reden, nicht mehr schreiben, wir quälen uns nur einander. Und verhüten Sie, daß der Herr Bruder nur nicht schreibt, ich könnte ihm nicht antworten. Ich

---

*) Aber seine Toleranz zankt sich mit jeder Religion!

**) Wir haben dem Halladat und der menschenfreundlichen Weisheit desselben in der Biographie Gleim's einige Beachtung geschenkt.

bitte, wenn Sie die liebe Katharina Stolberg, die Ihre Herzensfreundschaft mir bis in die Ewigkeit versichert, noch sind, mit dem Eindringen in mich, Freund von dem Abgefallenen zu sein, mich zu verschonen, ich müßte heucheln, das kann ich nicht, Gott gebe Ihnen Ruhe des Gemüths und Abscheu vor der Schlange, von der ein vornehmer Holländer, der den verteufeltsten Umgang mit ihr gehabt hat, gestern noch versicherte: sie sei eine Atheistin und treibe die Bekehrung zum Katholicismus, wie zum Scheine. Einen Geist, wie unsern Stolberg überwinden mit ihr, sei der Besiegerin höchster geheimer Triumph."

Diese Correspondenz giebt den Stolberg-Frauen ein glänzendes Zeugniß dafür, daß dieselben liebenswürdige, nachsichtige, geduldige und edle Wesen waren, indem sie mit Individuen, wie dieser Gleim, die ohne selber auf einem positiven Grund zu stehen, sich so verbissen und ungeberdig einerseits und so lächerlich anderseits, als Träger der reinen Lehre präsentirten, nicht sogleich und für immer jeden Verkehr abgebrochen haben.

Der alte Gleim schämte sich nicht, eine heftige Scene, welche er, wie er bescheiden sagte auf Hörensagen vernommen und die sich auf Schloß Wernigerode in der Stolberg'schen Familie (dieselbe compromittirend) ereignet haben sollte, brieflich zu verbreiten. Voß schlug aus dieser Erfindung Capital und veröffentlichte den erfundenen Scandal als Thatsache. Der alte Gleim (Gleim war todt, als Voß den Brief desselben veröffentlichte) als gefälliger Verbreiter eines ihm willkommenen Tratsches und der nervös zerrüttete Voß als bereitwilliger Ausbeuter dieser Erfindung wurden im „Sophronizon" öffentlich von dem Grafen Ferdinand Leopold und von dem gräflichen Bräutigam und dessen Vater widerlegt. Damit war der Parteisucht und Parteierfindungssucht ein kostbarer Braten entzogen. Herbst, der im Nichtverschweigen von solchen Scandalen unparteiisch ist, versucht es hier doch noch, einen Rest des Scandals beim Leser aufrecht zu erhalten. Denn er sagt über diese Erklärung: „Damit ist nicht geleugnet, daß nicht ernste Erörterungen über die Frage stattgefunden hätten." Somit sucht Herbst für die in die Flucht geschlagenen Gleim und Voß noch mit obigem Verdacht den Rückzug zu decken.

Graf Ferdinand Stolberg sagt aber in seiner Erklärung vom 25. Februar 1820 ganz klar und deutlich:

„Daß die vom Herrn Hofrath Voß einem Brief des seligen Gleim entnommene Nachricht von angeblich auf dem Schlosse zu Wernigerode vorgefallenen furchtbaren Scenen durchaus unwahr seien."

„Lebte der ehrwürdige Gleim noch, so würde er gewiß der erste sein, bei beruhigtem Gemüth, die in leidenschaftlicher Stimmung niedergeschriebenen aus bloß leeren Gerüchten geschöpften Nachrichten zu widerlegen und zur Rechtfertigung meines so unwürdig behandelten Schwiegervaters aufzutreten. Möge endlich das freudige Bekenntniß eine hier nicht unpassende Stelle finden:

„Wie ich es für eine große Gnade Gottes halte, meinem seligen Schwiegervater durch die zartesten innigsten Bande angehört zu haben, und daß ich, wenngleich Bekenner der Augsburgischen Confession, als Sohn und Bruder in dem schönen Familienkreis aufgenommen und seit 20 Jahren mit unendlicher Liebe und unbegrenztem Vertrauen behandelt worden bin. Neudorf bei Reichenberg in Schlesien, 25. Februar 1826. Ferdinand Graf zu Stolberg-Wernigerode."

Wir führen dieses herrliche Zeugniß vom protestantischen Schwiegersohn Leopold Stolberg, wie auch andere Zeugnisse von edel denkenden und wirklich toleranten Akatholiken hier deswegen an, um zu zeigen, daß wir das Benehmen von Voß und Compagnie durchaus nicht den Protestanten insgemein aufbürden können und möchten, und daß wir uns nur gegen die Fanatiker wenden, die, wie Herbst von Voß sagt: die Toleranz nur dem Wort, aber nicht der That nach kennen.

Auch der protestantische Graf Christian Stolberg schloß sich der Erklärung seines Sohnes an wie folgt:

„Vorstehender Erklärung meines Sohnes trete ich für mich und im Namen meiner ganzen Familie in allen Punkten bei, und erkläre, durch diese Veranlassung schmerzlich bewegt, hiemit öffentlich, wie tief ich durch den Verlust meines lieben seligen Vetters und Bruders Friedrich Leopold Graf zu Stolberg betrübt

worden bin, und wie groß meine Liebe und Hochachtung für ihn war, und für seine in vieler Beziehung mir so nahe verwandte Familie sein und bleiben wird. Christian Friedrich Graf zu Stolberg-Wernigerode."

34. Voß wird durch thatsächliche Widerlegung seiner Lügen immer wüthender. Humboldt, Freiherr von Stein, Claudius, Lavater urtheilen ruhig und würdig über Stolberg, was Voß noch mehr verbittert. Gleimische Extravaganzen und entsetzliche Complimente an Herder.

Daß der aufgeregte Voß, der sich in diesem Streite so gerne als Hort und Schützer des Protestantismus gerirte, durch diese eben so ruhigen, als verständlichen, von protestantischen Mitgliedern der Familie Stolberg ausgehenden Erklärungen völlig mit seinem blinden Eifer blamirt sah, immer noch verbitterter und ungerechter wurde, ist bei dem kranken alten Manne sehr erklärbar.

Wie ruhig schrieb Wilhelm von Humboldt über Stolberg's Schritt, obwohl er damit nicht einverstanden war, am 25. December 1800 an die Doctorin Reimarus in Hamburg:

„Was haben Sie zu Stolberg's Bekehrung gesagt? Er hat sich doch dabei wenigstens als einen Mann bewiesen, der einer edlen Aufopferung fähig ist*). Das einzige, was dabei nicht im vortheilhaften Lichte erscheint, ist, dünkt mich, seine Philosophie und von der habe ich nie viel erwartet. Glauben Sie auch, daß ein Mann, der jetzt wieder hier ist, zu seinem Entschluß bestimmt mitgewirkt hat. Ich habe diesen Mann hier zwar nur einmal, aber sehr ausführlich gesprochen, und es hat mir geschienen, als neigte er sich wenigstens sehr zu religiösen Ideen im Ganzen hin, Graf Portalis." —

Während hier Humboldt eben in aller Ruhe die Conversion Stolberg's dem Grafen Portalis zuschreibt, sehen wir, wie der ganz aus dem Häuschen gekommene alte Gleim diese Conversion

*) Seine Stelle in Eutin brachte ihm 3000 Thaler. Stolberg hatte kein Vermögen und mußte die Stelle mit seinem Eintritte in die katholische Kirche aufgeben.

„dem verteufeltsten Umgang (mit der Fürstin Gallizin) der atheistischen Schlange" in die Schuhe schiebt.

Die Gallizin eine „atheistische Schlange!", wie sprach sich Goethe über die Gallizin voll Achtung und Verehrung aus! Gleim war eben ein höchst beschränkter Kopf, das vollgiltigste Zeugniß für diese Benennung hat er sich in seinem Halladat ausgestellt.

Sehr ruhig und gemessen, urtheilt Freiherr von Stein (Protestant, damals Oberpräsident Westphalens in Münster) in einem Brief an Fr. von Berg, 13. November 1802, über Voßens Ausbrüche:

„Stolberg bleibt mir immer achtenswerth wegen seiner reinen Liebe zur Wahrheit und wegen der Resignation, mit der er ihr so viel geopfert. Das Betragen seiner literarischen Freunde Jacobi und Voß bleibt hart, brutal und einseitig; sie, die mit Menschen von allen Farben und allen Meinungen und allen Kopfkrankheiten leben, warum erlauben sie Stolberg nicht seiner Ueberzeugung gemäß zu leben? Er glaubt in der katholischen Religion Ruhe und Bestimmtheit zu finden, er findet in ihr das reine ursprüngliche Christenthum, warum ihn mit Wuth und Schimpfen verfolgen?"

Stolberg besuchte im August 1800 mit seinem Bruder den alten Klopstock in Hamburg, der sich jede Erwähnung des Uebertrittes verbeten hatte und auch Claudius in Wandsbek, der bei dieser Gelegenheit unter Anderem sagte: „Nun, wir haben Einen Herrn Jesus Christus und wollen gegenseitig uns auffordern, wer ihn von uns beiden am meisten lieben wird?"

Auch das Hauptwerk Stolberg's nach seinem Uebertritte (die Religionsgeschichte) begleitete Claudius mit steigendem Antheil. Der Bote *) wies auf den Segen hin, der aus dem von Tausenden gelesenen Werke, „für Stärkung christlichen Glaubens" im deutschen Volke unverkennbar hervorgehe. Nach dem Erscheinen des 5. Bandes schreibt er (26. November 1809) an Stolberg unter Anderem:

„Ich habe dieser Tage in einem Athem den neuesten Theil Ihrer Kirchengeschichte durchgelesen und mich an dem, durch das

*) Claudius wird oft als Herausgeber des Wandsbeker-Boten „Der Bote" genannt.

Ganze hingehenden christlichen Sinn erbaut, auch mich oft über Ihre Belesenheit gewundert, der Styl in diesem Bande scheint noch lebendiger als in dem vorigen und freilich kann der Inhalt dieses Theiles mehr erheben und begeistern, als die Lumpenkönige von Israel und Gomorrha."

Nach dem Tode des Claudius schrieb Stolberg an Perthes: „Er kommt nicht wieder zu uns, Gott führe uns alle dahin, wo er uns vorangegangen ist, und sein Gebet wird uns fördern."

So wahrhaft tolerant behandelten sich diese Freunde. Was spielten Voß, Gleim und die anderen Polterer gegenüber dem Claudius, Lavater, Herder, Stein und Anderen für eine wahrhaft klägliche Rolle, den Honig der Toleranz im Munde, und das Gift des Hasses und der Verfolgung im Herzen.

Es waren eben nicht nur edlere, sondern auch geistig höher begabte Männer als die beschränkten Dioscuren Voß und Gleim.

Hören wir in dieser Richtung noch zwei sehr entgegengesetzte Stimmen, den ästhetisch feinen Herder und den Verfasser der preußischen Grenadierlieder Gleim, der gewohnt war, aus der sicheren Schreibstube heraus die königlich preußischen Soldaten für „Gott, König und Vaterland" mit Muth anzufüllen, und der zu diesem Zwecke mit einer ganzen Batterie von Leidnerflaschen die preußische Armee zu elektrisiren suchte. Gleim war das In den Kampf hetzen als obligater metrischer Mutherzeuger gewohnt, nun suchte er gegen Stolberg sämmtliche Protestanten aufzuhetzen, und dem Voß zu secundiren; wäre es auf diese beiden Galläpfel-Fanatiker angekommen, so wäre Stolberg seines Lebens nicht sicher gewesen.

Es ist höchst anerkennenswerth, wie ruhig und leidenschaftslos Herder in der causa Stolberg an den beschränkten Gleim schrieb, um ihn ein wenig abzukühlen *).

Weimar, 6. October 1800. „Stolberg wollen wir in seinem Katholicismus Ruhe wünschen, ja nichts über ihn laut sagen. Er war ein edler Mensch, es ist eine gute

---

*) Von und an Herder. Von Düntzer. Leipzig 1861. Erster Band S. 281.

Familie, laß sie sich auch über diesen transit Leopoldus zusammenfinden, wie wir uns ja über so manches: Exit Petrus et flevit amare, dum gallus cantat zusammenfinden müssen. „Es geschehen große Wunder und Zeichen", sagt der selige Alberus, noch schla'n wir All's in Wind! Wind! Also ruhe, Friedrich Stolberg. Uebrigens kann ja die Familie über die Kinder erster Ehe weiblichen Geschlechtes herkommliche Maßregeln nehmen. Hindern Sie ja Alles, biederster Gleim, was von unsinnigen Eiferern zu seiner Beschimpfung laut ertönen mag*), es ist unwürdig! Ich hasse solche Eiferer wie den T . . . . Was gehet sie der verirrte, der kranke Stolberg an. Hat jeder nicht sein Gewissen, seine Religion frei, und was soll nach geschehener That Schimpf? Also begraben sei er und mitleidig zur Ruhe gesenkt, Have anima distorta misera, have. Wir singen dir Requiem, aber herzlich und leise. Mich dauert Stolberg, weiter kann ich nichts sagen, ich ahne den ganzen Gang seiner Seele, finde er Ruhe!" — —

Herder macht Gleim am Ende des Briefes noch verschiedene Concessionen, um ihn zu beruhigen; er schämte sich offenbar des fanatischen Gebahrens des Voß und des Gleim's. Aber er irrte sich. Ein in seinem geistigen Leben unbedeutender und total consequenzloser Mensch, wie der alte Verfasser des Derwisch-Marionetten-Theaters: Halladat, der sich selber außerordentlich gnädig und anerkennend einen „Seher Gottes und Verkünder menschenwürdiger Weisheit" nannte, ein Mensch von dieser großen Werthschätzung seiner kleinen Gaben hat einen unzerstörbaren Eigensinn auf dem Lager liegen.

Selbst Düntzer **) gesteht Gleim's „fieberhafte Leidenschaft gegenüber dem katholischen Stolberg aus der Zeit des Uebertrittes."

„Gleim ward bald durch manches unangenehm berührt. Stolberg's Uebertritt zur katholischen Kirche setzte Luther's begeisterten Verehrer in fieberhafte Leidenschaft (Körte S. 334 u. ff.), so daß Herder's Mahnung, die Sache aus

---

*) Gleim hatte geschrieben: „Wir Alle, die wir's mit Christenthum, Vernunft und Freundschaft ehrlich meinen, müssen öffentlich, weil er öffentlich ihnen Hohn sprach, gegen ihn auftreten."

**) Von und an Herder. I. Bd. S. 19.

einem natürlichen Gesichtspunkt zu betrachten, und das Recht freier Selbstbestimmung nicht zu verletzen, keinen Eingang fand."

Am 12. October 1880 erwidert Gleim aus Halberstadt an die Herder'schen Eheleute *):

„Laut werden müssen wir alle, die wir an unserer erkannten heiligen Wahrheit(!) nicht zu Verräthern, nicht auch Apostaten werden wollen. Auch sind wir, seine nächsten Freunde, laut schon geworden, und werden, weil einige Hoffnung ist, daß er aus Finsterniß zu Licht zurückkehren werde, nicht aufhören glimpflich, aber ernsthaft uns gegen ihn zu erklären. Wir, seine nächsten Freunde, halten's für unablässige Pflicht. Mögen's Andere für ihre Pflicht nicht halten, wir handeln nach unserem besten Gewissen. Gestern hörte ich die in Wernigerode vorgefallenen Scenen erzählen; wäre Schiller Zuhörer an meiner Stelle gewesen, sein Wallenstein würde durch den Apostaten Stolberg vernichtet, so traurig waren diese Scenen. Es lassen sich diese Scenen nicht erzählen, Schiller kann sie trauriger, heftiger, schrecklicher nicht erdichten" **).

„Sie Herzensschwester (Frau von Herder) reden von diesem Abgefallenen, wie sie müssen. Für den alten Stolberg haben wir die alte Liebe, der neue hat zu viel Unglück angerichtet. Wüßten Sie's wie wir, Sie könnten ihn auch nicht lieben. Ein Weib hat ihn verführt, man muß von keinem Weibe, wär's eine Caroline Herder, sich verführen lassen ***). Sind Sie, Herzensbruder (Herder), nicht auch dieser Meinung? Der Ihrigen, daß wir nicht laut werden müßten, kann ich nicht sein! Hingegen bin ich der

*) B. c. S. 282.

**) Wir haben mit einer Erklärung der Familie berichtet, daß diese Scenen eben eine traurige, heftige und schreckliche Erdichtung gewesen sind, da hat also schon ein anderer Dichter dem Schiller vorgearbeitet, und die Aufgabe Schiller's unnöthig gemacht.

***) Wer sich beim Lesen dieses Complimentes den 81jährigen Gleim vorstellt, und dazu die damals in Jahren auch schon sehr vorwärts geschrittene Madame Herder, die durch die Zänkereien mit ihrem Gemahl das scharfe, spitzige und kritische Porträt aus ihrer Brautzeit als sehr gelungen bestätigt hat, der wird sich eines heiteren Lächelns kaum erwehren können. Dieses sehr schmeichelhafte Compliment war in Anbetracht beider Correspondenten um 40 bis 50 Jahre verspätet.

Meinung, daß wir laut genug nicht werden können. Unsere Theologen neigen zum Katholicismus. Einer sagte zu mir, es wäre, daß dieser Stolberg katholisch geworden, wäre sehr unartig, ein Anderer: es wäre närrisch genug. Solch' ein Kaltsinn, was Anderes verräth er als diese Neigung? Desto mehr müssen wir Laien der guten Sache uns annehmen, und wollen wir, so Gott will."

Daß diese protestantischen Theologen sagten: „es wäre närrisch genug" und „es wäre sehr unartig", das dünkte dem Gleim schon Kaltsinn und Neigung zum Katholicismus!!

Der alte Gleim war eben schon total unzurechnungsfähig! Wie hätte er sonst sich so ereifern, von einem Apostasiren reden können, er, der in seinem, notorisch auch schon von neuen Literarhistorikern als langweiliger Gallimathias anerkannten Halladat das ganze positive Christenthum aufgab, und einen orientalisch-, persisch-, türkisch-, muhamedanischgewürfelten, mit pantheistischen Fäden durchwobenen, aus abgestandenen Floskeln zusammengeflickten Teppich, als Grundlage des Wandels, als menschenwürdige Weisheit ausposaunte, der sich für einen Seher Gottes ausgab, und von seinen Gästen und seinen Freunden, die seine Schwäche des Seher-Wahnes kannten, „als guter, alter Herr" in diesem Seher-Wahn noch bestärkt worden ist.

Wenn er in seinem Städtchen von wohlwollenden Freunden eine Huldigung empfangen, wenn man ihm zu Gefallen ein kleines Fest arrangirte, so kam er darüber ganz aus seinem „Hüttchen" heraus, er bedachte nicht, daß die Welt größer ist, als Halberstadt. So schrieb er am 10. April 1799 an beide Herder *):

„Die himmlischen Eheleute (sie leben himmlisch) gaben dem Achtziger in ihrer Wohnung (sie ist kein Hüttchen, ist ein Prachthaus) ein Fest, wie noch keines einem Kaiser, oder weil der Fürsten mehr ist, noch keinem Fürsten gegeben ist. Der Festmann wurde mit Gesang in Empfang genommen, alle seine Freunde waren zusammengeholt, ohne daß er's wußte, Lorbeerkränze kränzten seinen uralten Kopf, Blumenkränze dufteten Weihrauch und Myrrhen, zwei Levkojen waren so schön, als

*) Von und an Herder von Düntzer. I. Bd. S. 255.

wenn die Göttin der Blumen ihrem Lieblinge sie so schön verschafft hätte."

Gleich darauf spricht Gleim von „seiner (!) Philosophie."

„Fichte hat an mich geschrieben; wunderbar! denn ich kenne ihn nicht; hat mir seine Appellation geschickt. Antwort war: Die neue Philosophie zu studiren, sei ich zu alt; bei meiner alten hätte ich bis in mein achtzigstes Jahr mich wohl befunden, ich wünschte, daß er bei seiner neuen in seinem achtzigsten Jahre sich so wohl befinden möchte*). Scheut ich nicht Händel, so schickte ich ihm das poetische Kindlein, das ich in diesen Brief mit einschließen werde. Fichte's Gott soll ja der Gott der alten protestantischen Theologen gewesen sein. Mag's doch, der meine ist Herder's Gott." —

Der alte Seher Gottes hat hier seinen alten Halladatgott aufgegeben, und macht als alter liebenswürdiger Correspondent Herder das Compliment, daß jetzt Herder's Gott sein Gott sei. Und wenn der Gleim auch sein „poetisches Kindlein" dem Fichte geschickt hätte, er würde sicher keine Händel zu befürchten gehabt haben. Fichte hätte das Blatt entweder in den Papierkorb mit lächelnder Miene hineingelegt, oder es scherzweise seinen Schülern vorgelesen, eine Antwort hätte Gleim nicht bekommen.

1797 schickte Gleim dem Herder zu seinem Geburtstage einen Lutherkopf mit folgendem Gedichte:

„Dein Kopf und Luther's Kopf in Einen Kopf gegossen,
Von dem, der alle Köpfe gießt,
Das wär' ein Kopf, ein Kopf! Aus Eueren Köpfen floßen
Der Weisheit Ströme still, wie unf're Emme fließt,
Noch nicht genug! O, daß aus Deinem einer flöße
Laut strömend in's Gefühl,
Der über alles Land in Deutschland sich ergöße,
Fruchtbringend, wie der Nil."

Wir finden hier in drei Zeilen sieben Köpfe in einem trotzdem kopflosen Gedicht; besonders hochpoetisch ist Gleim, wenn er unsern Herrgott zu einem Kopfgießer („von dem,

*) Wenn die Philosophie überhaupt eine Person wäre, die reden könnte, so würde dieselbe über ihr Wohlbefinden bei Gleim sich nicht so schmeichelhaft ausgesprochen haben, wie Gleim sich über das Wohlbefinden bei seiner Philosophie ausgesprochen hat.

der alle Köpfe gießt"), zu einer Art wälischen Figurinihändler macht! Die Ströme der Weisheit sollen still fließen, wie die Emme (das Flüßchen: Holzemme bei Halberstadt) und der Weisheitsstrom aus Herder's Kopf allein soll wieder laut strömend in's Gefühl fließen und zugleich über alles Land in Deutschland sich ergießen, fruchtbringend wie der Nil. Also aus zwei Köpfen (Luther's und Herder's) fließen die Weisheitsströme still und aus Einem Kopf davon (Herder's) strömen diese Flüsse laut!! Welcher Wasservorrath im Kopfe des Wasserdichters. Wenigstens ist Gleim dankbar gewesen. Den Schmeicheltitel: Seher Gottes ihm wiederholt vom Herderpaar hinaufgehöflicht, zahlt Gleim in seiner Weise zurück, indem er den Kopf Herder's zu einem Wasserkopf macht.

Als psychologisch mathematische Formel könnte man hier aufstellen:

Was A dem B an Schmeichelei sagt, das glaubt der A selber nicht, und was der B dem A an Schmeichelei sagt, das glaubt der B ebenfalls nicht, was aber dem B von A gesagt wird, das glaubt der B, und wenn dem A von B gesagt wird das glaubt der A, oder noch kürzer: die Schmeicheleien, welche die Herren einander sagen, glauben sie selber nicht, aber die Schmeicheleien, die ihnen gesagt werden, die glauben sie.

Als Herder bescheiden klagte: Gleim hätte ihm auch etwas von Luther's Geist schicken sollen, der ihm ganz fehle, wurde der arme malträtirte und widerstrebende Pegasus wieder aus seinem Stalle herausgezerrt, der Genius und die Musen mußten auch noch hinten antauchen, der alte Gleim kletterte mühselig auf sein olympisches Roß hinauf und leierte:

„Sei Luther Deiner Zeit! Du kannst nichts Besseres sein,
Du, der im hellsten Sonnenschein
Der Wahrheit Held schon war, sei Held im Donnerwetter,
Des Schicksals! Sei der großen Götter
Vertheidiger! Sei Held! Die Kleinen, die lass' nur,
Sei Luther, Luther, rufen Dir
Die Großen zu! Merk' auf! Ach, Deine Zeit ist böser
Als Luther's Zeit! Er war Erbarmer, war Erlöser
Der armen Menschheit: durch seinen Heldenmuth
Macht er die bösen Zeiten gut.
Geist Gottes war in seinen Federkriegen,

Sei Luther, sei wie er, die arme Menschheit liegt,
Erbarmer, in den letzten Zügen!
Ha, welche Zeit, das Böse siegt,
Willst Du, so kann das Gute siegen.
Sieg'st Du nicht auch, es wird schon gehen.
Ha, wie wirst Du vor Gott bestehen!"

Unglaubliche Vorgänge im kleinen Hüttchen, im Oberstübchen des alten Gleim. Herder, der Generalsuperintendent und Oberconsistorialrath in Weimar, soll Erbarmer und Erlöser der Menschheit werden; und darum soll er heldenmüthiger Vertheidiger der großen Götter werden, wie Luther, und unser Herrgott (der Geist Gottes), der soll bei Vertheidigung der Götter auch noch mithelfen, die Menschheit liegt in den letzten Zügen, und wehe dem Herder („wie wirst Du vor Gott bestehen?"), wenn er es versäumt, „der großen Götter Vertheidiger zu sein."

Das ganze Verdienst die Menschheit gerettet zu haben, gebührt dann selbstverständlich dem alten Gleim, die Götter können sich bei ihm bedanken, weil er den Herder zur Vertheidigung derselben bewogen und nebenbei auch beim Geist Gottes, weil dieser in den Federkriegen Herder's diesem bei seiner Vertheidigung der großen Götter beigestanden ist.

Herder hat kluger Weise den Rath, sich der ganzen armen Menschheit (die in den letzten Zügen liegt) zu erbarmen und selbe zu erlösen, nicht befolgt. Einer oder der Andere aus dieser Menschheit hätte ihm sagen müssen: Kehren Sie zuerst vor Ihrer eigenen Thüre, in Weimar bei Hof und in der Stadt ist an Bekehrungsmaterial kein Mangel, und wenn Sie dort etwas effectuirt haben, dann erst wagen Sie sich über die Grenzen ihres Kirchsprengels heraus, dann sind Sie aber auch so gefällig, uns bestimmt zu sagen, zu was und wozu wir uns bekehren sollen? denn aus Allem, was Sie bisher zusammengeschrieben, ersehen wir, daß Sie ein Dichter und Redner, ein genialer Mann sind, der die Sprache in seiner Gewalt hat, aber einen festen Boden für Glauben und für Wandel haben wir in allen Ihren zahlreichen Bänden nicht auffinden können; daher wäre es gut, wenn Sie vorerst sich selber, dann ihre Freunde bekehren würden, z. B. den alten heillosen Schwätzer

Gottes, den Sie in Ihrer Liebenswürdigkeit einen Seher Gottes (offenbar innerlich lächelnd) nennen, dann den ganzen Hofstaat zu Weimar, die schöngeistigen Sonnen, Nebensonnen, Sterne, Planeten, Kometen und sonstigen Lebensverschönerer des Musenhofes!

Es lohnt sich der Mühe, die entsetzliche Confusion im Kopfe Gleim's, in welchem die alten, großen Götter, dann gleich wieder der Geist Gottes, Luther, die arme Menschheit, Herder als Erlöser derselben, wie Schneeflocken durcheinander wirbeln, des Näheren zu betrachten.

Selbst des Gleimen Schrift, das Halladat
Hat als Gegengift, als Mithridat,
Das der Gleim gedichtet, die Menschheit nicht aufgerichtet.

So ging es aber dem Gleim immer. Wenn er seine Freunde verherrlichte, verwickelte er sich in das verworrene Phrasengewirr seiner Poesie, daß er selbst keinen Ausweg mehr fand. „Es wird schon gehen", meinte der Gleim; aber „wie wird Herder vor Gott bestehen?' wenn er sich durch den Seher Gottes aufgefordert, der armen Menschheit nicht erbarmt und sie erlöst!!

Die Frau von Herder, welche den, ihrem Herrn Gemahl gemachten Schmeicheleien ihre innigste Theilnahme nie versagte, schrieb dem Gleim, der in seinem „Hüttchen zu Halberstadt" seine „Weimarer Heiligen" wieder sehen wollte, folgende tröstliche Nachricht:

„Wo könnte mein Mann für seinen Geist und sein Herz, das, wie Wekherlin sagt, durch und durch wund ist, gesunden Balsam holen, als bei Ihnen, „Mann Gottes und der Wahrheit." — Wir haben gesehen, aus was für verdächtigen Substanzen der wunderthätige Balsam des Gleim zusammengerührt worden.

Gleim wirft den Herderleuten wieder die „Heiligkeit" an den Kopf, die Frau nennt Gleim abwechselnd „den Seher" oder „den Mann Gottes und der Wahrheit" und beide Theile sind höchlich miteinander zufrieden. Wenn sich die Leute mit so wenig kostspieligen Mitteln gegenseitig so große Freude machen können, warum sollen sie es nicht thun?

Und Herder setzte dem Briefe bei:

„Wir kommen, wir kommen mit Heereskraft *)
Vater Gleim ist's, der uns Gesundheit schafft
Und Freuden schafft! Wir kommen!"

35. Der junge Voß bewahrt für Stolberg lang seine Liebe. Gleim verliert über Stolberg's Uebertritt auf einige Zeit den Rest seiner Besinnung. Die Voßleute mit Goethe nicht zufrieden. In Jena vergeht Voß das Dichten.

Der junge Voß ließ sich, wie schon bemerkt, doch bisweilen nicht von dem alten und sehr verbissenen Griesgram in die gleiche Wuth hineincommandiren, das spricht mit einer sicher edlen Genugthuung auch der sehr besonnene Herbst anerkennend aus (II. 327):

„Der junge Heinrich Voß hatte und behielt noch lange Zeit eine fast schwärmerische Liebe zu Stolberg. Er schreibt als Hallescher Student, 3. Juli 1800 an Gleim: „Vielleicht ist Stolberg jetzt schon bei Ihnen, theuerster Altvater! Wenn ich doch wüßte, wann und ob er durch Halle käme, oder vielleicht über Merseburg? Kein Ort sollte zu weit sein, wohin mich nur meine Füße tragen sollten, diesen theueren Mann wieder zu sehen." Auch über den bald ihm bekannt gewordenen Uebertritt spricht er sich milde aus. Gleim aber antwortet darauf am 3. October 1800: „Lieber ein Räuber oder ein Mörder, als solch ein Abtrünniger, der Räuber kann arm sein im Unterricht und Vermögen, seinen Hunger zu stillen, der Mörder kann in Zorn gerathen sein. Solch' ein Abtrünniger muß wahnsinnig geworden sein" **). Gleim war damals 81 Jahre alt. Es mögen somit diese Ausrufe seiner sehr abgebrauchten und beschädigten Phantasie zu Gute gerechnet werden.

---

*) Um auf schafft einen Kraftreim zu bekommen, muß hier ein ganzes Heer, und mit aller seiner Kraft auch noch dazu ausrücken. Der arme, gute Gleim! Die in Halberstadt gegründete Verhimmlungsanstalt mit gegenseitiger Assecuranz war die Basis seines Ruhmes.

**) Herbst: Mathias Claudius. 4. Auflage. Gotha 1878. S. 380.

Eine so großartige Apologie der Räuber und Mörder würde einer Policinellbude am Molo in Neapel einige Ehre machen, denn bei diesen Kunstinstituten werden die Räuber oft als sehr edle Charaktere dargestellt.

Humboldt hatte recht als er sagte: „Stolberg hat sich dabei als einen Mann bewiesen, der einer edlen Aufopferung fähig ist.“ Denn es gehörte in der That auch eine Aufopferung dazu, sich von Leuten wie Gleim, Voß und Compagnie, die in diesem Falle doch so ziemlich an der Schwelle eines Beobachtungszimmers in einem Irrenhause standen, sich einen Wahnsinnigen und Verrückten, der tief unter Räubern und Mördern steht, schelten zu lassen, von Leuten, die früher noch dazu Freunde Stolberg's waren.

Man muß im Ganzen und Großen dem Probst Herbst nur sehr dankbar sein, daß er unparteiisch genug war, alle diese Kraft- und Saftstellen zu sammeln und sie seinen Lesern nicht vorzuenthalten, und daß er auch sehr weit entfernt ist, dieselben gutzuheißen. Herbst war überhaupt außer seiner gründlichen wissenschaftlichen Bildung auch ein im höchsten Grade achtenswerthen Charakter, der auf der Basis der Ehrenhaftigkeit stand und die Grenzen derselben nicht überschritten hat.

Herbst schreibt viel über den Aufenthalt Voßens in Jena und über seine Gesellschaften und Visitenabstattungen. Wir ersehen hier, daß Voß und seine Frau mit Goethe's ethischer Außenseite nicht einverstanden waren.

(III. 22.) „Nach Weimar kamen Voß und Ernestine seltener. Es störten Goethe's häusliche Verhältnisse, seine Nichtgattin.“

(III. 24.) „Eine poetisch belebende Wirkung ging aber von den beiden Dichterheroen (Goethe und Schiller) nicht auf Voß aus. Es war, als wenn die Blüthen seiner bescheidenen Dichtung aus ihrer nordischen Kühle unter eine stärker leuchtende Sonne verpflanzt, sich wie eingeschüchtert senkten. Das Alte blieb vergangen, ein Neues wollte sich nicht mehr bilden.“

Dies Urtheil Herbstens ist psychologisch richtig, aber auch sprachlich meisterhaft.

Ernestine schreibt an Overbek aus Jena, 21. Februar 1803: „Bei Schiller waren wir im Herbst einen Tag sehr froh. Er

ist äußerst liebenswürdig, seine Frau auch sehr angenehm, aber es ist doch noch eine große Kluft zwischen liebenswürdig und häuslich. Schiller lebt sehr abgeschieden von der Welt, und ist auch schwächlich, nach Jena kommt er oft in Jahren nicht. Bei Goethe zu sein, darnach kann einem auch nicht gelüsten, denn seine Dame wohnt mit ihm unter einem Dach. Wir haben ihn bei Schiller und auch hier mehrmalen gesehen, er ist sehr angenehm, sehr unterhaltend, aber für's Herz findet man nichts bei ihm. Den Winter war er nicht hier, er hat viel gekränkelt und soll jetzt sehr verstimmt sein über Manches, was von seinem Theaterdespotismus öffentlich gesagt wird." —

Bei Goethe bemerkte Ernestine die Anklage des Theaterdespotismus, daß ihr Herr Gemahl ein wirklicher Despot in seinem ganzen Lebenskreise gewesen, das mochte die Aermste wohl oft gefühlt haben, aber schreiben darüber durfte sie nicht!

Ernestine schrieb an Schiller's Frau nach dem Tode Schiller's und nach ihrer Uebersiedlung nach Heidelberg, aus Heidelberg, 15. August 1805, über Goethe *):

„Mit Goethe sind wir gerade da stehen geblieben, wo wir standen, als ich Sie zuletzt sah. Es ist auch nicht eine Silbe von unserem Wegziehen geredet. Es ist nicht ein herzliches Wort gesprochen. Goethe ist nicht bestimmt, das wohlthätige, was herzliche Verbindung geben kann, sich zu eigen zu machen; ich beneide auch seine einsamen Stunden nicht, denn er muß doch manchmal eine dunkle Ahnung davon haben, daß es nicht gut ist, daß der Mensch allein stehe. Ich habe auch keine Sehnsucht nach seiner Nähe; mir ist gottlob die Welt noch nicht wieder so eng gewesen, wie in seinen Zimmern."

36. Voß übersiedelt nach Heidelberg, fängt Händel mit den Romantikern an, wird aber von denselben mit der Lauge des Witzes übergossen. Wie die beiden Schlegel und Tieck Voß und seine Lieblingstochter Luise grausam zerzausen.

Voßens Kampf mit den Romantikern trug ihm viele böse Stunden ein. Der nervös durch vieles Arbeiten und Mühen, besonders durch das Uebersetzen und, wie man es der Arbeit

*) Charlotte von Schiller und ihre Freunde, Stuttgart Cotta 1865. III. Band, S. 192.

ansieht, mühesame Versmachen in seinen Leibeskräften herabgekommene Mann, mußte es bei seiner krankhaften Reizbarkeit doppelt fühlen, wenn seine Gegner die lächerlichen Seiten seiner Schöpfungen hervorkehrten. Voß wußte sich nur mit seiner ihm angebornen und durch beständige Uebung gesteigerten Grobheit zu helfen. Die beiden Schlegel zogen ihn in ihren Kritiken durch die Hechel. A. W. Schlegel lobt zuerst die formale Meisterschaft bei Voß und macht übertreibend den „Friedensreigen" des Voß als metrisches Stück zu einem „Kunstwerk im größten Styl."

Darin liegt immer eine große Bitterkeit der Kritik, wenn der Kritiker zuerst Einiges an seinem gekrönten Opfer recht tüchtig lobt, um Unparteilichkeit zu zeigen, dann aber gleich mit der Geißel kommt, um auf das Gros der Erzeugnisse des Kritisirten loszuwettern.

„In der „Luise" vermißt Schlegel die Erhebung der echt weltbürgerlichen, freien, herzlichen, männlichen und doch sanften Gesinnung; für die Häuslichkeit zu sorgen sei freilich gut, aber die Musen müßten es nicht thun. Ja den Lyriker Voß setzt er dadurch herab, daß er ihm in der bedenklichen Trias mit Matthison und Schmidt von Werneuchen einen Platz anweist. Immerhin sind diese Urtheile Schlegel's über Voß den Lebenden himmelweit verschieden von denen über den Todten, dem er (nach den Erfahrungen mit Stolberg) den bitterbösen Nachruf widmet: „er habe die Milde mit Bitterkeit gepriesen, die Duldung mit Verfolgungseifer, den Weltbürgersinn wie ein Kleinstädter, die Denkfreiheit wie ein Gefängnißwärter, die künstlerische und gesellige Bildung der Griechen endlich, wie ein nordischer Barbar." Schon mehrere Jahre vorher hatte er sich gegen F. Perthes über die Uebersetzungsverdienste von Voß nicht minder abfällig mit dem summarischen Urtheile ausgesprochen: Voß habe die deutsche Literatur mit einem steinernen Homer, einem hölzernen Shakespeare und einem ledernen Aristophanes bereichert" *).

Auch Friedrich Schlegel schoß scharfe Pfeile auf Voß ab, Ludwig Tieck verspottete in seinen Schildbürgern in Voß den Träger und Haupttypus der „aufgeklärten" Philister.

*) Perthes Leben. 5. Auflage. III. Bd. S. 75.

37. Selbst Voßens metrische Begabung wird in einem Buche lächerlich gemacht und am Ende abgestritten.

In einem Buche: „Die Versuche und Hindernisse Carl's" wird Voß' metrische Begabung unter der Maske des „Focks" lächerlich gemacht. Eine Carricatur Voßischer Hexameter in einer Apostrophe, die Voß daselbst an „Strizelmayer" richtet, soll Voß charakterisiren und treffen!

„Strizelmayer, im Wald hinrieselt flüchtige Quellfluth,
Im Fortlaufe genannt von dem Bauernvolke der Sumpfbach,
Weil ringsum starkhauchend Gesümpf in den Feldern ihn aufnimmt,
Daß in Bewässerung stets sich umsonst abmühet die Pflugschaar
Und ungebändiget lieget das Land von der scheelen Gewinnsucht.
Dort, altedler Freund, wo der Barbar einst in der Grauzeit
Urverwilderung gewohnt, gleichartige Kost dem Morastschwein
Mutter Natur hinstreut und dem Gott-Abbild von des Eichbaums
Rings starrästigem Wipfel, im Andrang zwingender Nothdurft,
Wen dort glaubst du wohl ausduldend zu finden. O Strizel-
Mayer, in stetem Getäusch, daß jetzt, jetzt nahe das Freundlein?
Muß des Geschreibs Botschaft mit Beekelung bringen und Kopfschmerz
Ehe der Freund zu dem Freunde sich fleißige? Eiferig bleibt stets
Dir einstürmenden Sinns die gereizte Verseler Sippschaft.
Nicht mehr sitze daheim, wo Dich ab schadenfrohes Gered' lockt
Von einfältiger Lust, nachlässig im Grasesgedünst, rings
Reinere Gottandacht zu begehen, als mönchische Pfäfflein
Plappern, Opfergetränk uns reicht der geöhrete Milchkrug."

Die Parodie seiner Denk- und Dichtweise war für Voß immer die größte Bitterkeit — für diesen Kampf mangelten ihm die Waffen, mit seinen Zornesausbrüchen machte er sich dann gewöhnlich noch zum zweiten Male lächerlicher als das erste Mal. Voß bildete sich sehr viel auf seine Wörter-Erfindung ein. Die obige Persiflage und Carricatur seiner Dichtkünste mußte ihn krankhaft verbittern.

38. Brentano, Werner, Arnim, Görres, beginnen Voß zu bearbeiten.

Der Kampf gegen Voß wurde von den Alt- und Neuromantikern eröffnet. Tieck, Werner, Brentano, Achim von Arnim, Görres gingen los über Voß. Brentano in einem „Mährchen vom Murmelthier" läßt unter der Bezeichnung „des Müller's Knappe" und seiner Ehefrau „Wurzelwörther Sohn" darin Voß auftreten, der so schön, so richtig und so rein sprechen lernt, daß



man ihn schier gar nicht verstanden, der als Kind schon 300,000 neue deutsche Wörter erfindet und vor lauter Studiren täglich finsterer und menschenscheuer wird. Auch hier wußte sich Voß bei seinem totalen Mangel an Witz nur mit Schimpf zu helfen, er nannte Brentano einen Windbeutel und später einen Erzwindbeutel. Selbstverständlich wurde er auf diese Ausbrüche erst recht ausgelacht. Mit Arnim gerieth Voß schon schärfer aneinander. Voß wurde so erbittert, daß er die Sammlung herrlicher Gedichte: „Das Wunderhorn" einen „zusammengeschaufelten Wust von muthwilliger Verfälschung, sogar mit untergeschobenem Machwerk" nannte. Goethe, dem die Herausgeber des Wunderhorn für seine Theilnahme dankten, wird von Voß hingestellt, als ob er nur durch List hintergangen, sich hätte dazu verleiten lassen von der geheuchelten Einfaltsmiene der Herausgeber. Voß sagt in seiner „Erregtheit": Die ganze Sammlung sei nur ein heilloser Mischmasch von allerlei buzigen, schmutzigen, trutzigen und nichtsnutzigen Gassenhauern, sammt einigen abgestandenen Kirchenhauern*), uns vorgeschüttet."

Für die eigentliche gemüthstiefe Poesie mangelte dem Voß das Verständniß ebenso, wie das Talent. Die Schönheit der Sprache, die Weichheit und Biegsamkeit derselben bei Dichtern, die ihn weit überragten, betrachtete er immer mit neidischer Mißgunst. Die anerkannt duftigen Poesieblumen besagter Sammlung, die schon in mehreren Auflagen erschien, erregten seinen Zorn, nur seine Hexameter, die wie das Gekrache einer Gypsmühle polterten, und sein Oden-Geknarre sollten immer als die höchsten Leistungen der Dichtkunst gelten.

In seiner Begeisterung auch gegen christliche Protestanten parodirte Voß ein protestantisches Kirchenlied aus dem Porstischen Gesangbuche, worin sich (eben im Geschmacke der Abfassungszeit) die gläubige Seele, um sich zu verdemüthigen, mit einem Hunde vergleicht.

Arnim's private Antwort, in welcher er von Voß öffentliche Zurücknahme des Vorwurfes der „Schmuggelei" binnen sechs Wochen verlangt, ist wohl die vernichtendste Niederlage, welche Voß je in seinen Kämpfen erlebt hat.

---

*) Ein Voß-Witz; er stellt das religiöse Lied als Kirchenhauer dem brutalen Volkslied als Gassenhauer gegenüber.

Das Actenstück mußte den ohnedies stets nerven-erregten Voß zermalmen. Voß wurde moralisch von Arnim durch seine Aufforderung gebunden, daß er sich nicht rühren konnte und dann mit Ruthen gegeiselt.

39. Der Brief Arnim's an Voß, ein Monument in der Literaturgeschichte und das fürchterlichste Strafgericht, welches Voß auszustehen gehabt.

In den gesammelten Briefen von Josef von Görres *) fanden wir das seltene aber ganze authentische Actenstück, nach einer an Görres mitgetheilten Copie von der Hand W. Grimms, Datum und Unterschrift von Arnim selbst. Wir lassen hier die schlagendsten Stellen folgen:

Kassel, 8. December 1808. „Eine Gelegenheit, die ich schicklich verschweige, gab mir zwei Stücke der Morgenblätter Nr. 283 und 284 in die Hände, und verschaffte mir die Muße, einen ihrer gelehrten Beiträge zu durchlaufen. Wie, sind Sie seit meiner Abreise von Heidelberg so gar böse geworden? Haben Sie denn gar keinen wahren verständigen Freund mehr, der Ihnen rathen könnte? Ich bin von Ihnen zwar ohne Nennung meines Namens, doch genau genug bezeichnet durch die mit meinem Namen unterzeichnete Recension, der heimlichen Einführung eigener Arbeit, als alter (Arbeit) bei der Herausgabe des Wunderhorn und aus diesem Grunde des Betruges der Forgery, der Schmuggelei und der muthwilligen Verfälschung beschuldigt worden. Wissen Sie die Bedeutung dieser Worte? oder stehen Sie bloß des Sylbenmaßes wegen da, wie so manches Ihrer Worte? Dieser metrische Grund mag in ihrer Kritik viel entschuldigen, aber lassen Sie sich von Herrn Thibeaut belehren, welche Strafe nach bürgerlichen Gesetzen auf den Mißbrauch dieser Worte steht: Mißbrauch ist es aber doch wahrlich, wenn sich jener Grund der heimlichen Einführung erlogen fände und wirklich ist er ganz erlogen, denn in meiner öffentlichen Anzeige des ersten Bandes vom Wunderhorn in der Jenaer

*) Gesammelte Briefe von Jos. Görres. Von Dr. Binder. München 1874. II. Band, S. 40—44.

Literaturzeitung, Intelligenzblatt 1805, S. 881 steht ausdrücklich, daß diese Lieder „von uns gesammelt, geordnet und ergänzt sind", dies wäre hinlänglich um allen Vorwurf der Heimlichkeit in diesem Ergänzungsversuche schöner Fragmente zu vernichten, aber zum Ueberfluß lesen Sie meine Nachschrift des ersten Bandes; ferner erkundigen Sie sich bei den in sehr verstümmelnder Abkürzung von Ihnen angeführten Herren Friedrich Schlegel und van der Hagen, die ich als alte Bekannte ehre, ferner bei Herrn Geheimrath von Goethe, dessen poetischer Beurtheilskraft Sie den lächerlichen Vorwurf machen, als sei er von mir angeführt worden: ob ich nicht mit Ihnen, wie mit Jedermann über diese Ergänzung frei gesprochen habe u. s. w."

„Noch mehr, ich erinnere Sie an sich selbst, wenn Sie noch etwas von sich selbst wissen (ehe Körtens Schrift gegen Sie mir jeden Umgang mit Ihnen widerrieth), ob ich nicht mit Ihnen über diese Ergänzungen gestritten. Doch jetzt ein ganz ernsthaftes Wort an Sie. Sowohl wegen jener Beschimpfungen, als auch wegen der Beschuldigung einer von mir erschlichenen Recension in der Jenaer Zeitung, verlange ich binnen sechs Wochen öffentliche Abbitte, wenigstens ein öffentliches Bekenntniß, daß Sie sich geirrt haben; sollten Sie diesen Termin versäumen, so werde ich Sie als einen boshaften Verleumder gerichtlich in Heidelberg und außergerichtlich durch Abdruck Ihres ganzen Wörterbuches von Schimpfreden bestrafen, womit Sie allerlei Männer, unter denen ich der unbedeutendste bin, seit dem Anfange Ihrer literarischen Laufbahn geschändet, und unschuldige Leute genug zum Nachsprechen verführt haben."

„Ihre unwissende Anmaßung und Urtheilslosigkeit sind den Kennern der Geographie und Mythologie allzu bekannt, ernsthaft genommen würde die Untersuchung zu langweilig und im Spaße scheue ich Ihr Alter, so wenig Sie sich auch dem gemäß würdig und weise zeigen. Doch ein paar Proben für die öffentliche Neugierde. Die angebliche Vorrede ist wirklich alt u. s. w." (Arnim beweist dies).

„Meine Achtung gegen das Studium der griechischen Sprache habe ich selbst, Wunderhorn I. 442, zu deutlich erklärt, als daß Ihr Deuteln alter Lieder gegen mich etwas bedeuten könnte, ich wünsche uns beiden, daß wir mehr Griechisch

wüßten, Ihnen, damit Ihnen weiter keine grammatischen Fehler vorgerückt werden, mir, auf daß ich Ihrer steifleinernen Uebersetzung entbehren könnte."

„Ich weiß schon lange, daß Sie keine andere Phantasie haben, als Schlechtigkeiten von alten Bekannten zu fabeln." „Ueber ihr Parodiren ehrwürdiger Kirchengesänge, wie damals jenes katholischen Dies irae, und jetzt des protestantischen: „Herr ich will ja gerne bleiben", ließe sich wohl ein ernsthaftes Wort sagen."

„Meinetwegen mögen Sie die Ehre der Mitlebenden nicht achten, aber scheuen Sie sich wenigstens, alte Lieder, die durch einen heiligen Brauch (selbst wenn sie nicht nach Ihrem Geschmacke sind) tausend Unglücklichen in einer bedrängten Zeit Trost und Kraft verleihen, durch witzlose Parodien zu schänden, wozu Sie noch obendrein den Stoff aus einer im höheren Sinn gedachten Satyre meines Freundes Görres (Trosteinsamkeit, Umschlag zum Maiheft) entnehmen und verderben mußten. Denken Sie doch, daß keines Ihrer Lieder je einen Menschen so erbaut hat, wie die „verspotteten Tausend". Es mußte Alles so kommen, um Sie ganz zu entlarven und unschädlich zu machen, und somit ist mein Auftrag erfüllt.

Ludwig Achim von Arnim."

40. Wie sich Voß über einen bei Goethe entdeckten siebenfüßigen Hexameter höchlich erfreut. Er will den Görres aus Heidelberg wegintriguiren.

An eine Umkehr vom Wege der Schmähung, der Verleumdung und der Verurtheilung Anderer war bei Voß nicht zu denken, er rannte sich bis an sein Ende nur immer mehr und mehr in die Erbitterung hinein.

Was sich vor seiner Ilias-Dreinschlagungs- und Vernichtungswuth, vor seinem Propaganda-Machen für den nihilistischen Rationalismus nicht beugen wollte, wurde gebissen, oder wenn das Beißen nicht möglich war, angebellt.

Auf seine correcte Silbenzählerei war er sehr eingebildet, bis zur Lächerlichkeit.

Herbst (III. 121) erzählt eine komische Scene aus einem mehrtägigen Zusammensein Tieck's mit Voß. Voß konnte den Tieck als Romantiker selbstverständlich auch nicht ausstehen. Tieck aber fand, „so sehr ihn der hagere, trockene Mann mit dem absprechenden Ton der Gelehrten abstieß, das Mittel, ihn freundlich zu stimmen. Man sprach von Goethe's „Hermann und Dorothea". Voß tadelte die Hexameter. Als Tieck bemerkte, sogar ein siebenfüßiger sei darunter, fuhr Voß auf: „Was? das wäre! Da lassen Sie uns doch gleich nachsehen." Als der Beweis geführt war, hatte sich Voßens gute Laune wieder gefunden: „Sie sind ein vortrefflicher junger Mann, rief er aus, wie danke ich Ihnen das!"

Das allein charakterisirt den Voß — er bildete sich nun ein, mit den regelrechten Sechsfüßern seiner Luise den Goethe zu Boden gestreckt zu haben. Goethe hatte einmal einen Fuß zu viel und Voß immer einen Kopf (wenigstens wie Goethe einen) zu wenig; Voßens Idyllen (gleich dem Dynamit) sprengten die stärkste Geduld des Lesers in die Luft.

Auch mit Görres, von dem Voß kurz nachdem Görres nach Heidelberg gekommen war, in einem Briefe an Frau von Schiller (12. Februar 1807) noch mit vieler Anerkennung sprach, war er bald zerfallen.

Görres selbst erzählt in einem Schreiben an Willers (1. August 1808), „er sei ohne Vorurtheil gegen Voß nach Heidelberg gekommen, sein Homer habe ihm etwas schachtelhaft geklungen, er habe aber die Consequenz und Haltung im Ganzen bewundert, so sei er zu ihm gegangen, und nie mit einem Mann bescheidener gewesen. Aber Voß' Zerwürfniß mit Creuzer und das Glaubensbekenntniß, das ihm (Görres) von dem Dichter sei abverlangt worden, vor Allem aber den „Uhrmacher Bogs", den Görres mit Brentano gemeinsam geschrieben, und Voß auf sich bezog, sodann die Schriftproben, die Voß abermals, und zwar ohne jeden Grund als auf sich gemünzt, angenommen habe, hätten zuerst Kälte, dann den völligen Bruch herbeigeführt. Dann sei Voß bei einflußreicheren Leuten herum gegangen, und habe gegen ihn (Görres) als Verführer der Jugend mit Schwärmereien geeifert, und seine Entfernung von der Universität zu bewirken gesucht. Während Voß noch zwei Jahrzehnte

später gegen den „ohnhosigen Fanatiker“ den „Gestaltwechsler“, den „struppigen Lauscher“ Görres forttobt, hat auch dieser (Görres) fast gleichzeitig sein Generalurtheil über den eben verstorbenen Gegner abgegeben.

Die Schrift erschien zuerst im Mainzer Katholik und dann in einer eigenen Broschüre in Straßburg bei Le Roux, 32 Seiten, unter dem Titel:

„J. H. Voß und seine Todtenfeier in Heidelberg.“

Herbst anerkennt dieselbe „als einen der besten Aufsätze, den Görres geschrieben, durchwürzt mit vornehmer Ironie und überlegenem Humor, nicht ohne gerechtes Verständniß für die Schwächen und Stärken des Mannes.“ Selbstverständlich hat aber Herbst, aus Schonung für Voß, aus diesem furchtbaren Urtheile des Görres über Voß nichts angeführt.

41. Des Görres fürchterliches Endurtheil über Voßens Leben und Weben, Treiben und Schreiben.

Wir haben diese schon selten gewordene Broschüre nach vielem Suchen in der Wiener Hofbibliothek *) gefunden und wollen die gewaltigsten Stellen aus diesem, selbst von Gegnern als ein Unicum statuirten Exempel hier wiedergeben. Das wäre so ein Stylmuster für Satyren in Lesebüchern für höhere Lehranstalten.

Kurz behandelt den Görres sehr kurz von der Höhe seiner Literaturgeschichte herab: und beschuldigt ihn: „Er gab in seinem Athanasius (1837) die Losung zum confessionellen Kampfe, wodurch er tausendfaches Unglück über sein Vaterland heraufbeschwor.“ Weil dem Kurz vor dem gewaltigen Görres der Athem ausgeht und er ihn nicht der ultramontanen Dummheit beschuldigen kann, so muß er ihm in seiner Verlegenheit um ein Schimpfwort: als Unglücksbringer über Deutschland aushelfen. Auch nicht übel!

Görres beginnt: „Als Voß vor einigen Monaten gestorben war, vereinigten sich seine Freunde zu einer Todtenfeier; was bei dieser Gelegenheit inaugurirt oder gesprochen, was sonst nebenbei bekannt gemacht und geschrieben wurde, was sich

*) Wiener Hofbibliothek. Signatur: * 69, O. 498.

von ihm selbst aus der letzten Zeit über sein Leben vorgefunden, das Alles haben sie in den Mischbecher hineingeworfen, und so tauchte, wie denn jetzt Alles in schwarz auf weiß ausgeht, ein Buch herauf, das in 128 Seiten den ganzen Vorrath aufgenommen." „Wenn in solcher Weise die Gelegenheit zum Buche wurde, so soll das Buch hier wiederum zur Gelegenheit werden, die katholische Meinung über das Wesen, das Thun und Treiben dieses Mannes auszusprechen, der ja auch im katholischen Deutschland einen Namen sich erworben. Die folgenden Blätter sind bestimmt, diese Meinung in möglichster Kürze ihren Lesern vorzutragen."

„Voß war, um sein Verdienst und seine Beschränktheit im Inbegriffe weniger Worte darzustellen, in seinem Naturell, wie in seiner Ausbildung in Denk-, wie in Gesinnungsweise ganz der sassische Bauer, wie er damals als Charakter und Physiognomie der verschiedenen Stämme sich entschieden, dem Horte des Gesammtvaterlandes vorzugsweise sich angeeignet. Dort in der Niederung war seine geistige Heimat, mit dem, was er im Schweiße seines Angesichts sich erworben, hatte er sich in ihrer Mitte angekauft, und nachdem er die Grenzen seines Besitzes mit der Dornenhecke der Polemik eingefriedigt, in seiner Mitte sich sein Haus gebaut; da sah er nun, überschauend sein Eigenthum und mit sorgsamer Pflege es bewirthschaftend, jenen alten Wehren gleich, Priester, König, Hausvater, Alles in Allem innerhalb seines Geheges. Ernst und gründlich in all' seinem Thun, fleißig und unverdrossen in seinen Arbeiten, beharrlich in seinen Vorsätzen, unermüdet in seinem Forschen nach seiner Wahrheit, und eifrig in ihrer Vertheidigung, klar im Denken, scharfsinnig im Unterscheiden, und bestimmt, entschieden in seinen Ansichten, streng in Grundsätzen, im Leben sittlich, unabhängig in seiner Sinnesweise, belehrend im Umgang, in seiner Häuslichkeit, nicht ohne eine anziehende Natürlichkeit und in seiner unaffectirten Gastfreiheit die Herzen ihm Gleichgesinnter leicht gewinnend, das waren die Tugenden, die schon in diesem seinem Naturell lagen und die seine isolirte einsame Lage nur vollends entwickelt und gebildet hatten"*), „aber dieselbe Ein-

*) Nur bis hieher hat Herbst das Urtheil aus der Schrift Görres citirt — wir wollen aber hier aber auch Stellen, welche die Ansicht des

samkeit hatte auch seinen Fehlern und Mängeln den gleichen Liebesdienst erwiesen, und so waren auch sie stattlich gedeihend, zu ansehnlicher Höhe herangewachsen. Seine Jugend war in jene stille und langweilige Zeit gefallen, wo, wenn irgend ein nur einigermaßen begabter Geist in der Leine oder Pleiße plätscherte, der Schall von der Nordsee bis zu den Alpen vernommen wurde, und sogleich ganz Deutschland die Ohren reckte. In dieser leicht empfänglichen Stimmung hatte in Göttingen ein Verein talentvoller junger Leute zum Theil auf Voßens Betrieb sich zusammengethan, die in ihren Bestrebungen größtentheils sehr löbliche und ersprießliche Zwecke verfolgten, aber bei der allgemeinen Aufmerksamkeit, die sie erregten, schnell übertriebene Begriffe von ihrer ungemeinen historischen Wichtigkeit erlangten, Begriffe, die sich in ihren seither bekannt gemachten Correspondenzen auf eine an's Lächerliche grenzenden Weise kundgegeben. Bei keinem Mitgliede dieser Verbindung hatten diese eine größere Intensität erlangt, als bei dem, der sich als ihr Haupt gerirte und alt genug wurde, um es durch sorgsame Pflege vollends groß zu ziehen.“ „Es kamen aber bewegte Zeiten, wo im Heulen und Brüllen der Massen keines Einzelnen Stimme mehr vernehmbar war.“

„Voß nahm wenig Notiz von dem Spectakel, er hatte den Hag um sein Gut so hoch angelegt, daß die Winde übergingen und er von dem, was außen vorging, wenig erfuhr, als was Hausgenossen, Freunde und Schmarotzer ihm zutrugen: er predigte daher unverdrossen in Prosa und in Versen fort, und forderte von Deutschland dieselbe Aufmerksamkeit wie in früheren Tagen.“ „Das konnte inzwischen der vielen Zerstreuungen wegen nicht so vor sich gehen und nun schrieb die befangene Erbitterung den geringen Erfolg widriger Einwirkung feindseliger Lehren und Menschen zu, gegen die sie sogleich ohne Verzug sich polemisch rüstete. So entstanden seine vielen Streithändel gegen allerlei Leute, in denen das Gutmüthige, das in seinem Charakter lag,

---

Görres über Voß vom seinem Standpunkte bezeichnen, wiederbringen; die Schrift ist unbekannt und vergessen — es soll diese wahrhaft geniale charakteristische Arbeit — von Görres in der vollsten Geisteskraft abgefaßt — nicht verloren gehen.

allmählich versauerte, das Beißige und Bissige aber die Oberhand gewann. Leute, die bei sparsamem Muth sattsame Bosheit besitzen, spendeten ihm Beifall, der seine Eitelkeit steigerte." „Mit ihr wuchs die launenhafte Empfindlichkeit, die krankhafte Spannung, das stete Zurückbeziehen alles dessen, was sich umher begab auf die eigene Persönlichkeit, die unaufhörlich gekränkt und erbittert und verhetzt, nun blind um sich biß, und wie in solcher Weise das streitsüchtige und gehässige Wesen sich mehr und mehr steigerte, und der Tact für das Anständige und Schickliche, den ihm stiefmütterlich die Natur versagt, und den er seinem Homer auch nie abgelernt, sich mehr und mehr stumpfte und verlor, mußten nothwendig die Scandale entstehen, die in den letzten Jahren sich begeben."

„Schlosser (sein Freund), hat ihn den einzigen Prosaiker der Nation genannt*), er hätte ein Meer von Prosa austrinken müssen, sollte seinen Zeitgenossen keine mehr übrigbleiben, und er der alleinige Herr und Meister aller semperfreien Reichsprosaisten sein." „Das Stillleben seiner Heimat hat er in der Luise und in mehreren Liedern mit großer Meisterschaft besungen, diese können in sorgfältiger Ausführung niederländischen Gemälden an die Seite gestellt werden, „die Schimpflieder auf den katholischen Clerus und seine Lehre werden nur antiquarischen Werth behalten."

„In eines jeden Menschen geistiger Physiognomie ist die religiöse Gesinnung Grundton, der, alles Andere durchgreifend, dem Ganzen erst den eigentlichen Ausdruck und sein wahres Gepräge giebt. Voß hat diese Gesinnung vielfach, besonders in seinen Gedichten ausgesprochen."

42. Voßens verwunderliche Glaubenslehre von Görres zur Erheiterung der Leser geschildert.

Görres stellt nun des Längeren aus den Gedichten Voßens die wunderliche Dogmatik des Dichters zusammen. Wir haben schon in der Besprechung der Luise dieses unheilsame und unsinnige Gemisch-Gemasch besprochen. Voß will aus der ganzen christlichen Lehre gar nichts und

*) Colossal! Dafür bekam Schlosser wieder den Ballen als erster Historiker von Deutschland zurück.

aus der heidnischen nur die zwei Worte Gott und Unsterblichkeit stehen lassen; nun sollte man doch meinen, er wäre über diese zwei gewichtigen Worte im Klaren — aber auch darüber manifestirt er eine, wie man zu sagen pflegt, „göttliche" Ignoranz, und einen „unsterblichen" Nonsens. Görres spricht, nachdem er einen Auszug aus der Voßischen Theologia confusissima gemacht, weiter:

„Man sieht leicht, wenn man diese Confession betrachtet, daß hier nur von jenem dürren, nüchternen Deismus die Rede ist, der in einer grundgelehrten, überverständigen Zeit so vielen Anhang gewonnen."

„Gott hat in dieser Lehre wohl die Welt geschaffen, aber er läßt in ihr die Kräfte gewähren, die er in sie gelegt, ohne an ihrer Entwicklung weiter unmittelbar Theil zu nehmen. Wie einen Findling hat er die neugeschaffene Erde in der weiten Wüste des Raumes ausgesetzt, die Unmündige ruft ihn wohl beim Vaternamen, aber nie hat ein Laut von oben den Ruf erwidert, noch hat die Verstoßene je sein Angesicht gesehen. Denn ob er gleich seinem Wesen nach allgegenwärtig, alldurchdringend, Alles belebend und begünstigend, der Herr und Meister und das innerste Leben aller Geschöpfe sein sollte, so hat er diese Betrachtungsweise, oder sie vielmehr hat ihm fernab sich entzogen, und so steht er, ein teleskopischer Stern, am dunklen Himmel; der geschärftesten Sehkraft des Verstandes kaum erreichbar, sendet er aus tief einsamer Ferne kalte Strahlen in die weite Oede; gleich nahe allen Zeiten wie allen Völkerschaften, weil er allen unendlich ferne ist, hat er nur als Gegenstand der Speculation für sie Bedeutung, was die Astrologie der Priester auch von seinen Influenzen träumen mag. Lieblos, wie er mithin ist, kann er kein Gegenstand der Liebe sein, denn die Sterne, die begehrt man nicht, „man badet sich", wie Voß anderwärts singt, „kühl in ihrer Strahlenfluth", und wenn's hoch kommt, entfleucht der irdisch phosphorescirende Verstand dem Raume und der Zeit hinauf zu ihnen mit franken Lichtgedanken. Nur von einem Gotte in den Tiefen der Welt, für den auch eine sich selbst hervorbringende Natur wohl einstehen könnte, nicht aber von einem lebendig in die Geschichte eintretenden, kann in dieser Lehre die Rede sein,

es ist bloß der Geist der Menschlichkeit, der in ihr streitet, kein Strahl von oben ist je in ihre Finsterniß herabgefallen; die Nacht hat sich vielmehr an der Nacht, wie Stahl am Stein gerieben und so ist der erhellende Funken des Genius hervorgesprungen. Alle Heroen der Menschheit sind also heimisch auf der Erde, Christus wie Sokrates, Alle sind sie Gottes Kinder, allen Völkern war der gleiche Antheil an ihren Offenbarungen vergönnt, und unter Alle ist die gleiche Wahrheit, wie ursprünglich zu gleichen Theilen ausgetheilt; aber der Betrug hat den Blöden ihr Loos schändlich abgelistet, und der Armuth des Aberglaubens gegenüber, haben die verscharrten Schätze geheimer Priesterweisheit sich gehäuft, bis endlich die zunehmende Aufklärung die verborgenen Schatzkammern erbrochen, den Mammon unter seine Eigner getheilt, und das agrarische Gesetz in der Geisterwelt wieder hergestellt."

„Eine solche Lehre, die den Menschen Gott entfremdet, und ihn dafür der Welt um so näher bringt, muß nothwendig auch auf die wissenschaftlichen Bestrebungen, besonders wenn sie historischer Gattung sind, den entschiedensten Einfluß üben, und auch hier alles Esoterische gänzlich ableugnend, alle Mysterien der Geschichte profaniren und unter die Füße treten."

„Die uralte Lehre von einer reichen Mitgabe von Ideen, die das Geschlecht beim Eintritt in die Geschichte von seinem Urheber empfangen und die es als sein irdisches Erbtheil von Generation zu Generation fortgepflanzt, wird dieser demokratischen Anschauung ein Gräuel sein und ein Aergerniß; nackt und bloß und mit Schmutz bedeckt, wie die ersten Menschen aus den Blasen des Nilschlammes hervorgesprungen, so haben sie ihren Haushalt angefangen und ohne eines Gottes oder eines übermenschlichen Wesens Hilfe sich allmählich aus der Unsauberkeit zur Reinlichkeit, aus der Nacht an's Licht emporgearbeitet."

„Also überall das Bessere ein selbsterrungenes Product der späteren Zeit, und was die trügerischen Priester von einer primitiven Offenbarung (fortgepflanzt in den Mysterien) gefabelt, was sie im Heidenthum der alten Naturgötter, die früher als die vermenschlichten bestanden, gelehrt: das ist Alles Erfindung der Arglist und des Truges, um die Geister durch den mystischen Dunst solcher Ursymbole erst zu betäuben und dann in die Fesseln der Pfaffenherrschaft sie zu schlagen."

Görres führt nun weiter aus, wie sich dieser Rationalismus, dessen eifrigster Vertreter Voß gewesen, die Entwicklung der Menschheit aus sich selber zurecht legte, daß Moses im glücklichen Augenblick die Einheit Gottes entdeckt, wie später Kepler das Umlaufgesetz für die Planeten, wie Noe (nach Voß) nur Most bereitet, an dem sich auch die egyptischen Pharaonen betrunken, es aber dem Thracier Bacchus aufbehalten war, den Wein zu erfinden.

„Gleich einem stets anwachsenden Strom geht diese erdentsprossene Weisheit durch die Zeitenfolge, ein wildes, reißendes Waldwasser in alter Zeit, hat es sich nach und nach gesänftigt, bis endlich im Homer sich jener helle, schöne Spiegel ausgebreitet, der Himmel und Erde, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft wiedergiebt, hinter dem überall nur finstere Barbarei über dem Nebel der Bergschlucht brütet, während vorwärts der aus dem See wiedergeborene Strom nur sonnenbeglänzte Landschaften durchirrt. Homer ist also der wahre Luther der heidnischen Zeit, wie dieser die Wahrheit, so hat er die Schönheit zuerst in den Himmel eingeführt, er hat zuerst den rohen Klotz alter Formlosigkeit in die hohen Göttergestalten umgebildet, und indem er mit Regel und Gesetz das Ungestaltete umschrieben, wie Prometheus Menschen, so unsterbliche Genien daraus hervorgezaubert. Und so ist hier wiederum Luther der Homer des Christenthums, und wenn hinter dem heidnischen Kirchenvater (Homer) nur Rohheit und Barbarei sich drängen, so hat der christliche (Luther) nur die Finsternisse des Mittelalters hinter sich, die er zuerst aufgehellt und vom Gedunste des Trugs geklärt, daß fortan die Sonne überall den gelichteten Wald durchdringt und die Seele höherer Bildung zur Reife bringt.“

Das ist die historische Ansicht, die Voß in seinen mythologischen Briefen, und späterhin in anderen Schriften entwickelt hat. „Es ist die Lehre von der Souveränität des menschlichen Geistes, der, nachdem er von der verbotenen Frucht gekostet, wähnt, er habe den Neid der Unsterblichen durch seinen entschlossenen Muth bezwungen, und sei nun wirklich zur Gottgleichheit gelangt. In diesem Gefühle sucht nun die Lehre nicht den objectiven lebendigen Gott, sein Walten und seine Führung in der Geschichte, er steht außer ihr in unermeßlicher Ferne,

und daher ohne irdische Paralaxe in den geheimnißvollen Tiefen der Natur, nein, nach sich selber forscht sie allein, sich selber sucht und findet sie in allen Ereignissen, und aller historische Stoff muß sich diesem subjectiven Streben fügen, da er selbst ja nur das Erzeugniß des Forschenden ist, und daher seinem Willen sich beugen muß. In dieser Ichheit hat jener entfremdete Gott sich eingefleischt, und es theilen nun die Götter der Erde mit gleichgemessenen Rechten sich in den Besitz; jeder wie sein selbsteigener König, so auch sein Heiland und Erlöser, und wieder auch seiner eigenen Gottheit Priester. Die Scholle, die er herablassend geistig oder körperlich bepflügt, ist seine Welt, die am Markstein in andere Welten übergeht: sein Thun und sein Mühen, in dem er seinem Erbtheil die Frucht abgewinnt, die ihm das Leben fristet, ist die Geschichte dieser Welt, und die Geschichte der ganzen scholligen Erde ist die Weltgeschichte."

„Die Flamme auf dem Herde, an der er sich Schwert und Pflugschaar schmiedet, ist das Bild jener eingefleischten Gotteskraft; da tritt er hin und giebt dem Elemente seine Erstlinge, daß es in seinem Namen sie verzehre, das ist sein Dienst, einen gemeinsamen aber kennt er nicht, weil Gott am Gebete der Lippen, wie er sagt, keinen Gefallen hat. Wenn er endlich das Böse meidet, so ist's, weil er sich selbst damit befleckt, nicht aber weil er die zornlose Gottheit damit beleidigt. Man sieht überall im Leben, wie in der Kunst im Glauben, wie im Wissen das consequent durchgebildete Sassenthum, das in Allem von unten ansteigt, und ein Höheres von oben niederwirkend gar nicht, oder nur bedingt anerkennt, und es nur nach gleichem Stimmrecht als Werk der eigenen Kraft, und als Geschöpf der eigenen Willkür sich zusammenlegt. Und weil die Richtung dieser Lehre mit unzähligen rationalistischen Bestrebungen, die in dieser Zeit thätig sind, einträchtig sich begegnete, darum thaten auch Alle eines Sinnes sich zusammen, und wählten den, der ihrer innersten Gesinnung so beredte Worte zu geben wußte, zu ihrem Herzog und so wurde Voß durch einstimmige Acclamation aller Einsassen der Schule, König von Niederdeutschland!"

43. Das Rechtsverfahren, mittelst welchem Görres die Kleinstädterei und Beschränktheit im Leben, Denken und der ganzen betrüblichen Weltanschauung Voßens, der Verurtheilung überliefert.

Es könnte dem Wesen des Rationalismus, wie er sich zudem in Voß, dem Träger desselben, in der Zeit seiner Hochblüthe in Deutschland ausgeboren hat, kein Spiegel vorgehalten werden, der das Zerrbild mit größerer Treue wiederspiegelt. Görres steht hier dem Polterer gegenüber mit der vollsten geistigen Ueberlegenheit und Ruhe da, er läßt die eingreifende Ironie, den schneidigen Humor spielen, indem er das eigentlich kleinstädtische, oder noch besser bäuerliche Wesen dieser philosophischen Weltanschauung, die sich Alles aus ihren vier Mauern heraus zu recht zu legen versucht, in gedrungenen Sätzen darstellt und beleuchtet.

Görres fährt nun fort, und leitet gegen die Truggebilde des Rationalismus das Rechtsverfahren in Darstellung des entgegengesetzten Thatbestandes ein:

„Nun aber wollte das Unglück, daß neben der Niederung im Deutschen Reiche überall ein Hochland sich erhebt, auf dem auch Leute wohnen. Nicht etwa an den physischen Unterschied von Berg und Ebene, oder auch selbst zur Zeit, wie die Dinge in Deutschland stehen, an den geistigen der Confessionen ausschließlich geknüpft, ist es überall, wo die Geister in Liebe dem lebendigen Gott näher zugewendet, von seiner Höhe herab alles Irdische betrachten und würdigen. Von dort aus erblicken sie die großen Strömungen der Geschichte, und die Bergeszüge, die in ihrem Geleite gehen, und wenn ihr Auge von Gipfel zu Gipfel bis zum Ursprung folgt, dann gewahren sie, daß alle Berge pflanzenhaft aus einem Urberg hervorgewachsen und alle Wasser aus einem Urwasser sich ergießen, und daß Gott, wie er in dieses Urwasser den Keim zu jenen festen Gebilden gelegt, so auch in der ganzen Entwicklung durch alle Zeiten als die immer verborgen treibende Lebenskraft in ihm wirkt und handelt. Da sie nicht in ihren eigenen Kräften, sondern in der Gotteskraft sehen und die Dinge anschauend erforschen, so kehren diese ihnen auch nicht die abstoßende, verschlackte, undurchsichtige Oberfläche entgegen, selbst das Finsterste, Undurch-

dringlichste von allen, die Selbstsucht, mag ihren Blick nicht hemmen, und da fühlen sie sich überall in's innerste Herz hinein, und überall ist es nicht der Menschengeist, es ist Gott, den sie in den Mysterien der Welt und der Geschichte, wie in denen der Religion im Kern aller Dinge finden, und wie im Himmel so auf Erden sehen sie die endlichen Geister den Thron der Verborgenheit umstehen, frei wie sie sind, bewegt jeder sich nach eigener Wahl innerhalb seiner Schranken, die ihnen der Gott gesetzt, der so das Böse wie das Gute, das sie vollbracht, gleichmäßig zum besten lenkt. Darum auch sehen sie den Ursprung des Geschlechtes nicht in das Dunkel viehischer Barbarei gehüllt, und vom trüben Glimmerschein der Instincte nur sparsam beleuchtet, der Mensch ist ihnen nur von der Mutter her, die ihn getragen, ein Erdensohn, vom Vater aber ist er ein Kind des Lichts gewesen, und aus dem Lichte, aus dem nur Leuchtendes kommen mag, ist er rein und hell in seiner Geschichte eingetreten. Aber weil er, an den Scheideweg gestellt, den üblen Theil gewählt, und die Straße, die in's Land der Finsterniß hinunterführt, eigenwillig eingeschlagen, darum hat die Finsterniß Macht über ihn erlangt, in umgekehrter Metamorphose ist aus dem Zwiefalter der frei durch die Himmelsräume hindurchgeflogen, die irdisch gefräßige Raupe herausgekrochen, und die hat dann fortan mühselig sich durch das verworrene Leben fortgewunden. Gott aber, den die Liebe zum Schaffen getrieben, wurde durch sie auf jenes Erhalten gedrängt, nicht genügte ihr, daß er der Hervorbringer aller guten Dinge gewesen, er sollte auch der Wiederbringer alles dessen sein, was gut gemacht war, das aber die Schuld schlimm gemacht. So hat er denn diese Schuld auf sich genommen, weil ein Geringerer, als er selbst, nicht genug zu thun vermochte. Und es war fortan nicht mehr finster auf der Tiefe, noch war die Erde wüste und leer, denn jener Lichtstrahl, der aus dem Wort hervorgegangen, war in die Finsternisse eingedrungen und hatte sie durchleuchtet und das neue Leben war in ihnen aufgelebt. Und wie nun der Geist Gottes über die geistigen Wasser der beginnenden neuen Zeit brütete, ordneten sich die Elemente, und die Kirche war die neue Welt, die aus den Fluthen hervorgegangen. Einig in sich und harmonisch schließen in ihr alle Glieder sich in einen mystischen Leib zusammen, dessen sensorium commune Gott selber ist, nach

organischen Lebensgesetzen ist Alles in ihr geordnet und geregelt, also daß das Viele ohne Zwang in Einem sei und das Eine ohne Zerstreuung in die Vielheit sich vertheile u. s. w."

„Und so weit der Wirkungskreis dieser Kirche geht, so weit ist der alte, verlorene Einklang wieder aufgefunden, so weit ist die gefallene Welt wieder hergestellt, außer ihrem Bereiche aber steht das alte Chaos, immer neue, sich selbst zernichtende Ungestalt ausbrütend, und nur in dem Maße in einer Analogie von Ordnung mit Harmonie geregelt, inwieferne der Wiederschein jenes höheren Lichtes seine Nacht erhellt."

Nachdem nun Görres das Wirken der Gott und Offenbarung verleugnenden Geister geschildert, fährt er fort:

„Da insbesondere die Lehre von der Selbstständigkeit und Allmacht des menschlichen Geistes dem natürlichen Hochmuthe die reichlichste Nahrung bietet, so geht von dieser unlautern Quelle am ersten die Zwietracht aus, und die unten stehen, ihrem Streben nach der Erde pflichtig und allem Irdischen zugethan, wollen über dies Streben hinaus nichts höheres anerkennen, und wo sie einem solchen in Wirklichkeit begegnen, feinden sie es als eine unerträgliche Anmaßung an und suchen es von seiner geträumten Höhe herabzureißen, indem sie es nach ihren Verstandesgesetzen als eine bloße optische Spiegelung ihres besseren Idealismus in den Dünsten eines dumpfen Irrwahnes deuten, der wie eine Fata morgana trügerisch bloß menschliche Lehrgebäude im Bilde wiedergiebt, als kämen sie vom Himmel."

„Von dieser intoleranten Ausschließlichkeit aber war kaum irgend einer der Zeitgenossen mehr als Voß besessen, und er hat sie bis zu einem Grade getrieben, der nahe an Verrücktheit grenzte. Zu beschränkt, um die große Bewegung der Geister in ihren innersten Triebkräften sich zu deuten, schrieb er sie geheimen Praktiken eines im Verborgenen wirksamen Bundes zu, die der Alte vom Berge aus seinem Verstecke leitete, alle Schwachköpfe der Zeit fielen der Entdeckung beifällig zu, und er zog nun an ihrer Spitze mit Spießen und mit Hellebarden aus, um in allen Bergen die Bande aufzusuchen, die jene langen Schatten fabricirte, die von den Höhen alltäglich zum Nachtheile der Saat in die Niederlande geworfen wurden. Wir haben vier

oder fünf solcher Fahrten erlebt*), wir haben den Jammer der Angehörigen mit angesehen, denen bei jeder Heimkehr die Reparatur oblag; wir haben den Beifall Sanchos vernommen, der mit seiner Einfalt die Narrheit stärkte, die hinwiederum ihre Amme säugte. Der Zug gegen Stolberg wird Allen noch im Gedächtniß sein, die sich daran geärgert oder gefreut; da die Erde dem guten Klausner vor dem Stürmenden in ihren Schoß geborgen, hat der (Voß) die unsaubere Brühe, die er ihm zugedacht, als Libation auf seinem Grabe vollends ausgegossen und ist dann siegreich unter allgemeinem Jubel davongezogen. Weil aber der Theolog also böslicher Weise der gerechten Ahndung sich entzogen, setzte der Zug gegen den Symboliker **) sich in Bewegung, um den Gräuel zu strafen, der in Sodoma und Gomorrha nicht größer gewesen."

„So wurde ein sattsam langes Leben theils mit löblichen und nützlichen Bestrebungen, zum guten Theile auch mit unwürdigem Hadern, Zanken und Keifen angefüllt, endlich war der Rocken abgesponnen und die Parze hatte den Faden durchschnitten. Nun sollte, wie es so die Sitte mit sich bringt, im Angesichte Deutschlands dem Heimgegangenen das geleistet werden, was die Welt die letzte Ehre zu nennen pflegt."

Es werden nun die Reden der drei Freunde Voßens (Schlosser der Historiker, Paulus, Tiedemann) in demselben überlegenen, vornehmen Tone von Görres durchgehechelt.

44. Wie Görres den Gewürzkrämerstyl des aufgeblasenen Paulus auf Pulver zerreibt.

Besonders Paulus, dem stylistisch unbeholfenen, eines klaren Gedankenzuges unfähig erkannten Mann, mußte die lächelnde Behandlung von Seite des Görres in hohem Grade unwillkommen gewesen sein. Görres war mit seinem erzgegossenen Style wie eine harte Statue vor dem kleinen Mann gestanden, der sich nur durch die Verbissenheit seiner Negation unter Gleichgesinnten seinen Ruf erworben.

---

*) Die Fahrt gegen Creuzer, dem Voß mit der Wuth eines gefallenen Engels das Leben verbitterte, wie die gegen Heyne und Perthes wird noch später besprochen werden.

**) d. h. nachdem Stolberg gestorben war, kehrten sich die Zornesausbrüche Voßens gegen den Symboliker Creuzer.

Wir werden bei Erwähnung der von Paulus dem Voß gemachten Inschrift (über der Thüre des Studierzimmers Voßens) nachweisen, daß Paulus auch mit der deutschen Grammatik und Syntax ein unfriedfertiges Leben geführt; hier finden wir, wie gründlich sich Paulus und Voß durch ihr gegenseitiges Loben und ihr gemeinsames Schimpfen über Andere in einen bedauerlichen Größenwahn hineingearbeitet hatten; wofür die Zuschrift des Paulus an den Herzog von Oldenburg beim Tode Voßens einen gründlichen Beweis herstellt.

Görres sagt hierüber (S. 18): „Nach der Todesanzeige der Familie (Voß), die an der Spitze (der Todtenfeierschrift für Voß) steht, macht Herr Kirchenrath Paulus sich auf im Namen der Witwe, dem Herzog von Oldenburg den Todesfall anzusagen. Er fängt mit der Phrase an: „Voß ist nicht mehr unter uns, er kann die frohen Stunden nicht mehr wiederholen, wo er seinem höchstverehrten Fürsten und Wohlthäter Glück und Heil zur Badecur anzuwünschen, jene durch das Gemüth gestärkte Kraft in sich fühlt."

Diesen (dem Styl und dem Gedankengang nach) Trauererguß eines Pfefferkrämers, der über sein Krähwinkel nie hinausgekommen und das Hofleben höchstens aus einem abgegriffenen Leihbibliothekroman kennen gelernt hat, zergliedert Görres wie folgt:

„Eine Kraft, die sich vom Gemüthe stärken läßt: zur Badecur zu gratuliren, ist eine sehr gemächliche und sehr schwächliche Kraft, und ein Gemüth, das willig genug ist, sich dazu herzugeben, thäte besser, lieber die Unkosten allein zu tragen, als die Faulenzerei in ihrer Trägheit noch zu steifen. Der Briefsteller erzählt dann weitläufig den ganzen Verlauf der Krankheit, gutmüthig ein persönliches Interesse voraussetzend, das sich selten an den Höfen findet, selbst wenn sie Pensionen gewähren. Am Schlusse beharrt er „mit den von Voß auf ihn übergegangenen Gefühlen und Gründen Sr. Durchlaucht devotest unterthäniger Diener", auch eine sonderbare Formel, die ihn als den Erben der Voßischen Gefühle und Gründe, natürlich der fahrenden, nicht der liegenden, zum Nachtheile der ordentlichen Erben constituirt. Man sieht, der Verfasser des Briefes ist höflich, aber auf die Hofesart nicht recht eingerichtet, was wir ihm denn nicht weiter zum Vorwurf machen wollen." —

Schon aus diesen wenigen Briefzeilen des Paulus ist ersichtlich, in welcher Weise derselbige die hohe Bedeutung Voßens, in der sich seine eigene Ansicht über seine eigene hohe Bedeutung wiederspiegelte, aufgefaßt hat. Es läßt sich denken, daß der Herzog den Brief lächelnd bei Seite legte, und ob er gerade besonders betrübt gewesen ist, daß er von nun an die von seinem Vater dem Voß gewährte Pension nicht mehr auszahlen durfte, das ist von seiner Eigenschaft gern oder ungern zu geben und vom Verhältniß, in welchem sein eigenes Einkommen zur Voß'schen Pension gestanden, abhängig gewesen.

45. Wie Görres Voßens Streit mit Heyne beurtheilt. Voßens Verfahren rechtfertigen, heißt: sich gleicher Rohheit schuldig machen.

Mit Kenntniß der Sachlage und mit Schärfe der Kritik beurtheilt Görres den Streit Voßens mit seinem alten Lehrer, Hofrath Heyne:

„Es folgt dann Nr. 3 (in der Todtenfeierschrift) „Abriß meines Lebens, von J. H. Voß." Die Beifügung dieses früher schon gedruckten Aufsatzes, bloß um eine Lücke auszufüllen und dann ein Buch zu machen, ist der größte Mißgriff beim ganzen Unternehmen. Voß erzählt darin meist nur seine früheren und späteren Streitigkeiten mit Heyne. Heyne hatte ihn in seiner Jugend willfährig und hilfreich aufgenommen und ihn eigentlich zuerst in die gelehrte Laufbahn eingeführt. Statt nun diese Hilfe als eine frei hingeschenkte Gabe im Gemüthe des Empfängers anspruchslos zu versenken, mochte Heyne sie als ein zinsentragendes Capital betrachten und nach gelehrter Aristokraten Art, wie es auch dem Schüler in späteren Jahren mehr als einmal selbst begegnet, große Neigung in sich verspüren, um den aufstrebenden Muth des jungen Mannes damit zu zähmen und dessen Kraft in seinem Sinne, zu seinen Schulzwecken zu verwenden. Voß riß durch, wie jeder selbstständig sich fühlende Mann gethan hätte, und emancipirte sich von dem Joche, das seiner unwürdig war. Dergleichen Dinge streitet man in der Jugend durch und vergißt dann für's übrige Leben, was vorgegangen. Dieser (Voß) aber trägt die ärgerliche Sache noch ein halbes Jahrhundert nach und erzählt uns nun

den langwierigen Streit Punkt für Punkt, und wir sehen also den alten Mann, zankend mit einem anderen Greise, der schon vor 16 Jahren gestorben, in die Grube steigen, was natürlich alle Illusion zerstört, besonders wenn man weiß, daß der Ausgezankte, er mochte im Beginne des Streites Unrecht haben, wie er wollte, im Verlaufe desselben durchhin anständig und würdig sich benommen."

„Weiterhin schließen sich an: Erinnerungen und Empfindungen, einige Zeitblätter, mitgetheilt von Dr. Paulus. Der Aufsatz beginnt mit den Worten: „Auch Voß ist todt", in einem Tone, wie es zur Zeit vor Christi Geburt von jener griechischen Insel den vorbeifahrenden Schiffern entgegenscholl: Pan ist gestorben. Kaum werden die Streitigkeiten Voßens beachtet u. s. w.

Paulus sucht zu beweisen, Voß habe um der Sache willen, die er vertreten, die gegnerische Sache in ihrem Vertreter (d. h. Persönlichkeit) angreifen müssen.

Görres weist diese unhaltbare Entschuldigung gründlich zurück:

„Nicht das nennt man Persönlichkeit, wenn der Streitende bestimmte Personen angreift, wer wird mit den Wolken fechten? wohl aber gilt und muß es als Persönlichkeit gelten, wenn er persönliche, häusliche, ethische Verhältnisse in den wissenschaftlichen Streit hineinzieht, wenn er den Kampf um Ueberzeugungen, der im geistigen Gebiete ausgestritten werden muß, in's Moralische hinüberspielt, und den Gegner durch Verdächtigung seines sittlichen Charakters zu entwaffnen und zu verderben sucht, wenn er die Lebensverhältnisse desselben, über die ihm kein Urtheil zukommt, doch in den Kreis derselben zerrt, und nachdem er sie auf eine bösliche Weise gewendet und vergiftet hat, sie heimtückisch als Waffen gegen den Arglosen richtet" u. s. w. „Das Alles giebt seinem Thun den Charakter einer bloß persönlichen Gehässigkeit, und wenn er noch dazu alle Gesetze des Anstandes in den Aeußerungen derselben verletzt, so wird sein Streithandel überdem nur eine bloße gemeine Rauferei. So hat es aber Voß in seinem Streite mit Stolberg und Creuzer nur zu oft gehalten, und man kann die Polemik, die er dort geübt, nicht anders, als mit dem Namen einer rohen Klopffechterei bezeichnen, der alle Würde und aller Adel der Gesinnung ferne geblieben."

„Das hat ihm schon Carove in seinem Buche über die Oeffentlichkeit recht gut nachgewiesen und Menzel hat in einem anderen nicht ohne Geist und Witz das verletzte Ehrgefühl der Nation an ihm gerochen. Der Eine hat sich aber dadurch nichts als seine persönlichen Invectiven, der Andere die erbitterte Verfolgung seiner literarischen Freunde zugezogen. Sein Verfahren aber rechtfertigen, wie hier (durch Paulus) geschehen, heißt ohne Zweifel gleicher Rohheit sich verdächtigen, und wenn nun, wie es die Gelegenheit mit sich bringt, diese Beschönigung im Angesichte der Jugend geschieht (d. h. der Studenten an der Heidelberger Universität), so muß man es eine wahre Verleitung derselben nennen, da die Tugenden des Mannes als Kupplerinnen sich gebrauchen lassen, um in den empfänglichen Gemüthern seinen also bemäntelten Schwächen besseren Eingang zu verschaffen.“ —

Man darf nicht vergessen, daß Görres zu seinem Urtheil über Voß nach dem Tode Voßens durch die ebenso verlogene als die Gegner Voßens verleumdende und verletzende „Todtenfeier“ provocirt wurde, welche Feier zunächst durch Voßens Intimus Paulus veranlaßt und in Scene gesetzt worden ist. Görres hat hier in seiner Art und in seiner Kraft nicht nur Voß geschildert, sondern auch die den Voß überlebenden Anhänger desselben auf den Boden der Arena niedergelegt: so daß dieselben nur durch leises Heulen und Wimmern den Schmerz als Quittung der empfangenen Hiebe kundgeben konnten.

Am Schlusse fertigt Görres den Historiker Schlosser, der in seiner Trauerrede das Mittelalter als die Zeit der Finsterniß, der Nacht, des Aberglaubens und der Dummheit proclamirt, auf sieben Seiten gehörig ab; wir müssen es, um nicht zu weitläufig zu werden, unterlassen, diese ausgezeichnete Kritik im großen Görresstyle hier wiederzugeben.

46. Noch ein Wort über den sogenannten Historiker Schlosser.

Diesen liberal aufgedunsenen Herren, die sich durch gegenseitiges Verhimmeln ihren Ruhm verschaffen, würde mitunter anzurathen sein, sie sollen sich etwas gewissenhafter mit Erlernung der deutschen Sprache beschäftigen.

Paulus schrieb (wie wir es noch später nachweisen werden) ein unverzeihliches Deutsch. Sein Freund, der berühmt verschrieene Schlosser, war wohl ein eifriger Verbreiter liberalen Geschichtschwindels, aber im Deutschen hat er arger Verbrechen sich schuldig gemacht, wie wir schon bei Gelegenheit nachgewiesen*). So berichtet er, wie 1702 Landau vom römischen König Josef I. belagert wurde**), „das Gefolge eines Königs, der eine Belagerung leiten sollte, bestand nämlich aus nicht weniger als 232 Personen, von denen auch nicht eine einzige im Felde zu gebrauchen war. Dieser Troß war aus allen Ständen gewonnen und es fanden sich darunter Leute, wie Fischmeister, der Ziergärtner und Gehilfe u. s. w. und S. 49 in der Note noch einmal: „Ein Wagen mit der Feldtafel zum Speisen, zwei Wagen Ziergarten-Bagage".

Wir haben die selbstgenügsame Oberflächlichkeit dieser „Celebrität" schon wiederholt gezeichnet. Hier macht der große Forscher aus dem „Zehrgadner" einen Ziergärtner und aus der Zehrgaden-Bagage eine „Ziergärten-Bagage".

Hätte er doch, um seine Unkenntniß der deutschen Sprache nicht zu bestätigen, im alten Spaten***) oder im bayerischen Wörterbuch von Andreas Schmeller (1828), oder im: Vollständigen Wörterbuche des Heinsius oder in einem anderen Lexikon nachgeschlagen, wo er belehrt worden wäre, daß Zehrgaden: Speisemagazin, Speisevorrath heißt und Zehrgadner den Aufseher dieses Institutes bezeichnet. Schlosser wollte die Verschwendung und den Luxus des kaiserlichen Hofes darstellen, hat aber den Unfall gehabt — seiner verschuldeten Unwissenheit ein glänzendes Zeugniß auszustellen.

Schlosser und Gervinus haben sich nämlich mit einer großen Begeisterung dem Berufe hingegeben, Alles, was katholisch oder österreichisch ist, nach Maßgabe ihrer Kräfte zu beschädigen. Wie wir eben nachgewiesen, hat Schlosser in seiner anti-

---

*) Die höchst vergnüglichste Raiß des Churfürsten Carl Albrecht nach Melk 1739. Nach einer Handschrift der Münchener Staatsbibliothek mit einer historischen Einleitung von Sebastian Brunner, Wien, Meyer, 1871.

**) Geschichte des 18. Jahrhunderts. 4. Auflage. 1853. 1. Band. Seite 48.

***) Deutscher Sprachschatz von Spaten, Nürnberg 1691. S. 591.

österreichischen Furia blindlings dareingeschlagen, sich nicht einmal Zeit genommen, seiner notorischen Unkenntniß mit dem Gebrauche eines Lexikons nachzuhelfen und ist so im Galopp in den „Gaden“ wie in eine Falle hineingeplumpt.

Schlosser ist in der Geschichte, was Voß in der Poesie und in seinen Streitschriften, beide haben das gleiche Ziel und gebrauchen ähnliche Waffen; was ihnen am gründlichen Wissen mangelt, das wird ihnen von ihren Partisanen um der verfolgten Tendenz willen großmüthig nachgesehen.

Die Reclame hilft, Schlosser wurde lange Zeit als ein historisches Orakel angesehen: aber auch da fängt es an zu dämmern und Licht zu werden. Das Lehrbuch der Weltgeschichte von Dr. J. B. Weiß, Professor in Graz (einem gebornen Badenser) bisher 8 Bände ist gründlich, streng, historisch, unparteiisch, im glänzendsten Style abgefaßt, verläßlich und lehrreich und überragt Schlosser und die anderen Complicen in der fabriksmäßigen Geschichtsconstruction (Geschichtsbaumeisterei) weitaus an Kenntniß echter Quellen, an Verläßlichkeit, an unparteiischer Wahrheitsliebe.

Wie der Schlosser'sche famose „Ziergärtner“, so giebt es im Großen eine Menge anderer Blamagen bei Schlosser und anderen Genossen, sie werden eben in jeder Auflage auf's Neue dem deutschen Publikum mit großer Beharrlichkeit hinaufgedruckt, zum Beweis, was man dem Lesepublikum Alles darbieten kann, wenn man sich nur einmal die Prädicate aufgeklärt und liberal erschmeichelt hat.

Zur gefälligen Beachtung!

Es werden gelegentlich noch mehr komische und einschneidige Thatsachen zu Voßens Charakteristik in den Heften: „Stolberg und die Toleranzigen“ und „Der Heidelberger Paulus als geheimer Kirchenrath und offenbarer Schwindler“ angeführt werden.

Gegenüber einer längeren Charakteristik, welche Schelling über diesen Paulus aufgerollt hat, kann obige Bezeichnung als ein schmeichelhaftes Kosewort angewendet werden, denn Schelling hat diesem Paulus im Jahre 1804, als er zugleich mit ihm nach Würzburg berufen wurde, folgendes Sittenzeugniß ausgestellt:

„Das ist ein von Gott verlassener Mensch, der den äußersten Ingrimm gegen die jetzige Philosophie hat, mit dem seine Geistesdürftigkeit, welche sich auf Hinwegerklären von Wundern in der Bibel concentrirt, weder den Berührungspunkt eines offenen Gegners, noch den eines Freundes erlaubt, daher er insgeheim durch anonyme Recensionen, Aufsätze und vorzüglich Cabalen sich schadlos zu halten sucht *). „Paulus werde, schreibt Schelling, ein anderes Mal durch alles Höhere und Bessere zur Feindschaft gereizt, er „erlaube sich alle Schändlichkeiten“.

Schelling war eben damals im Zenith seines Ruhmes, es ist zu erklären, daß ihn die Falschheit, die Intriguen und anonymen Schmähungen zu obiger, allerdings nichts weniger als schmeichelhaften Charakterzeichnung des Paulus veranlaßten. Ueber die Geistesdürftigkeit des Paulus sind auch die neueren positiven Protestanten gleicher Meinung.

Wir werden im Verlaufe des obgenannten Heftes über Paulus — den historischen und literarhistorischen Beweis liefern, daß Schelling in seinem Urtheile nicht zu weit gegangen ist, sondern in Anbetracht dieser abgehausten Celebrität noch eine ganz anständige Sprachform in Anwendung gebracht hat.

---

*) Schelling's Leben in Briefen, Leipzig 1870, Bd. 2, S. 45 und 162.

Erste Wiener Vereins-Buchdruckerei.

Max Schiessledε
Bibl.-No.

Hau- und Bau-Steine

zu einer

Literatur-Geschichte der Deutschen.

Wahrheit und keine Dichtung

von

Sebastian Brunner.

> Bis in die innersten Herzensfalten
> Haben die Herren genau sich gekannt,
> Ist es erlaubt: für wahr zu halten,
> Was sie sich gegenseitig genannt?

Fünftes und sechstes Heft.

Der Himmel voller Geigen in Weimar.

Wien, 1885.

Verlag von Heinrich Kirsch, Singerstraße 7.

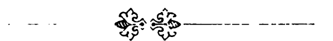
„Der Himmel voller Geigen“
in Weimar.

Von

Sebastian Brunner.

Erstes Motto: „Warum gilt ein Prophet nichts in seinem Vaterland? Weil bei einer nähern Bekanntschaft mit denen Herren der Nimbus von Ehrwürdigkeit und Heiligkeit wegschwindet, **den uns eine neblichte Ferne um sie herumlügt,** und dann sind sie ganz kleine Stümpchen Unschlitt.“ Goethe: Götz von Berlichingen.

Zweites Motto: Da soll man das lustige Leben
Zu Weimar — voll Ehrfurcht betrachten!
Wer mag sich der Trauer ergeben,
Weil and're sich lustig machten?
Das sind übertriebene Sachen,
Es wird doch erlaubt sein zu lachen.
Die Steuerzahler und Bauern —
Die — hatten in Weimar zu trauern.
Der Verfasser.



Wien, 1885.
Verlag von **Heinrich Kirsch,** Singerstraße 7.

Einleitung.

Der Genie-Cultus überhaupt und der Goethe-Cultus insbesondere.

Wir werden sehr achtenswerthe Stimmen protestantischer Gelehrter, Dichter und Schriftsteller anführen. Hören wir vorerst, wie bei Gelegenheit einer Beschlagnahme des Decamerone durch den Oberstaatsanwalt zu Berlin die Neue Preußische Zeitung das Wort „classisch" erklärt *):

„Leider reicht jedoch der falsche Respect vor dem bloßen Schlagwort „Classicität" noch immer weit hinein in Kreise, die mit dem zeitgenössischen Aufkläricht sonst nichts zu thun haben wollen."

„Aus diesem Grunde scheint es angemessen, dieses Schlagwort einmal auf seinen Inhalt und damit auf seine innere Berechtigung zu prüfen. Auch hier steckt, um beim Geschmack der Zeit zu bleiben, vielleicht ein Stück Socialreform."

„Classisch" heißt zunächst die ältere Literatur der Griechen und Römer, sodann die auf dem Boden der sogenannten antiken Denkweise stehende der modernen Völker, soweit sie in Form und Inhalt darauf angelegt war, die Bewunderung der Zeitgenossen zu erringen, welche sie dann in bekannter Weise, wenn auch nicht immer mit gleichem Erfolge, auf die Nachkommen vererbt haben. Daß ein Theil dieser Literatur das Ansehen verdient, welchen er herkömmlich genießt, wird Niemand leugnen, immer aber doch nur unter der Voraussetzung, daß er die Prüfung besteht, welche jedes Zeitalter aus dem Gesichtspunkte seiner eigenen sittlichen, wie ästhetischen Anschauung mit ihm vorzunehmen berechtigt und — fügen wir sogleich hinzu — verpflichtet ist. Einen Canon aus den Classikern machen, wie es der Liberalismus möchte, steht denen wenig an,

*) Neue Preußische Zeitung vom 29. April 1883.

die sonst keine gegebene Autorität im Himmel und auf Erden anerkennen." —

Wir sind in der glücklichen Lage diesem Urtheile vollkommen beistimmen zu können.

Vernehmen wir nun über Goethe-Literatur insbesondere den Altmeister Ludwig Tieck († 28. April 1853), der noch in seinen alten Tagen sich über Goethe und seine Verehrer geäußert, wie folgt *):

„Ich habe Goethe in seinen Jugenddichtungen unendlich bewundert, und bewundere ihn noch; ich habe so viel zu seinem Lobe gesprochen und geschrieben, daß, wenn ich jetzt so viele unberufene Lobredner höre, ich noch in meinem hohen Alter in Versuchung kommen könnte, zur Abwechslung einmal ein Buch gegen Goethe zu schreiben. Denn darüber wird man sich nicht täuschen können, daß auch er seine Schwächen hat, die die Nachwelt gewiß erkennen wird. Und warum sollte er sie nicht haben?"

„Ihre Erkenntniß kann ihn uns menschlich nur näher bringen und verständlicher machen. In seinen Schriften wird darum früher oder später eine Scheidung eintreten müssen, nicht Alles kann gleich gut und bedeutend sein, und kann von der Nachwelt übernommen werden. Wie viel Gewöhnliches findet sich nicht in den massenhaften Briefwechseln, die man immer noch nicht müde wird, herauszugeben, so z. B. in dem von Zelter. Wirklich bedeutend sind dagegen die ersten Bände des Briefwechsels mit Schiller. Die übermäßige Bewunderung selbst muß nothwendig zu einer Aussonderung des Dauernden führen."

Die „Allgemeine Conservative Monatsschrift" von Nathusius in Halle (Februar 1883) sagt:

„Es war geradezu ein Bedürfniß, daß dem vielfachen Götzendienst und der Reliquienverehrung, welche mit Goethe getrieben worden ist, einmal rücksichtslos auf Grund der außerordentlich vollständigen Acten christliche Wahrheit gegenüber gehalten werde."

Wir kommen hier noch mit einem Zeugen, welchen sicher Niemand des „Ultramontismus" oder der „Lutherischen Recht-

*) Ludwig Tieck: Erinnerungen aus dem Leben des Dichters, nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen. Von Rudolf Köpke. Leipzig. Brockhaus 1855. II. Band. S. 192.

gläubigkeit" beschuldigen wird, und der weit entfernt ist, dem Goethe wegen seinen Ansichten über Religion entgegenzutreten; er bildet sich sein Urtheil über die wissenschaftlichen Bestrebungen des Dichters vom Standpunkte exacter Wissenschaft. Du Bois-Reymond, der Physiologe, hat 1882 beim Antritt seines Rectorats an der Berliner Universität, eine Rede in Form einer Betrachtung über Faust „den Helden des modernen deutschen Nationalgedichtes", gehalten. Besonders den Worten Mephistos: „Grau, theurer Freund, ist alle Theorie, und grün des Lebens gold'ner Baum," hat der Rector scharf zugesetzt, und zwar aus dem sehr praktischen Grunde, daß die Studenten nicht auf diesen Teufelssatz hin zur Vernegligirung ihrer Studien sich berufen, und es in ihrer Sucht nach Unterhaltung vorziehen, entweder auf dem gold'nen Baum des Lebens herumzuklettern oder unten müßig stehend abzuwarten bis ihnen die Früchte desselben in das geöffnete Maul hineinfallen.

Auch den Ausspruch Goethe's über die Natur: „Was sie Deinem Geist nicht offenbaren mag, das zwingst Du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben", tritt der Rector als einer hochmüthigen Herabsetzung des theoretischen Studiums entgegen:

„Faust hat sehr Unrecht mit seiner Klage. Richtig gebaute und gebrauchte Instrumente erweitern Kenntniß und Macht des Menschen innerhalb der Grenzen des Naturerkennens und sind dazu unentbehrlich, innerhalb dieser Grenzen läßt sich die Natur zu manchem Zugeständniß bewegen, wenn auch etwas mehr dazu gehört, als Hebel und Schrauben. Wie prosaisch es klinge, ist es nicht minder wahr, daß Faust statt an Hof zu gehen, ungedecktes Papiergeld auszugeben und zu den Müttern in die vierte Dimension zu steigen, besser gethan hätte, Gretchen zu heiraten, sein Kind ehrlich zu machen, und Elektrisirmaschine und Luftpumpe zu erfinden, wofür wir ihm dann an Stelle des Magdeburger Bürgermeisters gebührenden Dank wissen würden."

Die Farbenlehre Goethe's nennt der Rector: „die todtgeborne Spielerei eines autodidactischen Dilettanten", und bemerkt: „Der Begriff der mechanischen Causalität war es, der Goethe gänzlich abging."

Wenn nun der Forscher und Fachmann Du Bois auf Goethe's Forschungen sehr wenig hält, so läßt er ihm doch als Dichter alle Anerkennung zukommen:

„Der Sänger so vieler beglückender Lieder, der tiefe Ergründer und kluge Berather des menschlichen Herzens, der Verkünder heiter-antiker Weltanschauung, der freie, hochschwebende Geist, der in Kunst und Leben sich mit schönem Maße bewegte, und ohne fromm zu sein selig war, das ist der Goethe, der mit Homer und Shakespeare uns nicht von der Seite kommt, an den wir in guten und bösen Stunden, wie an einen Freund uns halten." —

Was es mit der heiter-antiken Weltanschauung für ein thatsächliches Bewandtniß hat, darüber haben wir in „Voß und Dichterbataillen" Nr. 24 historische Thatsachen angeführt, auch an der Seligkeit Goethe's in seinem Leben können wir nach seinen eigenen klagenden Aussprüchen einige Zweifel uns erlauben.

Daß es mit der in Bausch und Bogen-Verhimmelung sämmtlicher Aussprüche, Sätze, Anschauungen und Theorien nicht mehr so glatt fortgehen kann, wie seit 30 Jahren — ist evident geworden. Der Düntzer'sche Hohepriesterstandpunkt ist nicht mehr haltbar. Ein kurzes, aber treffendes Urtheil (Hist.-polit. Blätter) über den specifischen Cultusverstand der absoluten Goethe-Verehrung möge hier folgen; er wird gezeichnet als „der Anführer aller im Goethe-Cult erbgesessenen Pächter, biographischen Publikane und plenipotenten Publicisten, welcher als fingerstumpf-abschreibender Exeget ein perpetuirliches Monopol auf Weimar und alle Weimaraner zu besitzen wähnt. Mit blutrothem Gekoller und geblähtem Gefieder stürzte er auf den Eindringling, welcher indessen den Schnabelhieben heiter auswich und unbeirrt auf seinem nun einmal betretenen Weg weiterging, einer gemäßigten objectiven Anschauung und der Wahrheit auch fürderhin den Weg bahnend."

Interessant ist, wie Düntzer die Rectoratsrede des Dubois abfertigt. Er sagt: **„Ueber die schale Schmährede von Du Bois-Reymond ein Wort zu verlieren, verlohnt sich nicht der Mühe"** *). Der arme Rector, wie bedauern wir

---

*) Goethe's Eintritt in Weimar. Leipzig 1883. Seite 1.

ihn! Von einer derartigen europäischen Celebrität wie Düntzer mit 15 Worten vernichtet worden zu sein! Dubois hat sicher, nachdem er diesen Machtspruch erfuhr, vor Kränkung 14 Tage lang nicht schlafen können! Welches Selbstbewußtsein bei diesem Dr. Düntzer. Er spricht so suffisant — als ob er „Elektrisirmaschine und Luftpumpe“ erfunden, und mit „Hebeln und Schrauben“ der Natur schon eine Menge Geständnisse herausgepreßt hätte!

Auch in der Physik ist er groß — Und setzt sich auf das hohe Roß,
Als ein Centaure kämpft er schier — Der ist verwachsen mit dem Thier,
Und so vertilgt mit Pferdeskraft — Er einen Mann der Wissenschaft,
Das macht im ganzen Deutschen Reich — Dem Düntzer auch nicht Einer gleich.
Mit einem Schlag von seinem Huf — Vertilgt er des Gelehrten Ruf,
Den armen Reymond — schmachbedeckt — Hat ihn der Düntzer hingestreckt,
Es liegt bei ihm in Einer Zeile — Die Kraft von einem Donnerkeile!

Wir sind weitaus nicht so hochmüthig, Düntzer's Worte auf ihn selber anzuwenden und zu sagen: „Ueber Düntzer ein Wort zu verlieren, lohnt sich nicht der Mühe.“ Im Gegentheil, es würde sich der Mühe lohnen, die Schätze von humorbedürftigen Aeußerungen, Anschauungen, Behauptungen und Vermuthungen, welche in den Werken Düntzer's begraben sind, zu heben; es ist ein sehr dankbarer Stoff für Unterhaltung darin, derselbe braucht nur gehörig präparirt zu werden.

Wir haben uns vorgenommen, Goethe's Stellung zum positiven Christenthum in weiteren und engeren Kreisen zu betrachten und nachzuweisen, wie sich der Dichter seine Theorien immer derartig zurecht zu legen versucht hat, daß dieselben in sein praktisches Leben nicht störend oder beunruhigend eingreifen. Er suchte sich seine Theologie nach den Bedürfnissen seines classischen Humanismus zu formen und zu formuliren. Er hat sich, wie Du Bois bemerkt, auch die Menschen unter seinem eigenen Bilde vorgestellt — und wie

Menzel des Weiteren nachgewiesen, seine Helden nur zu Vertretern seiner Weltanschauung und Weltpraxis, seines Thuns und Lassens gemacht. Diese hier in Kurzem ausgesprochenen Sätze müssen nun freilich durch das Leben Goethe's, durch seinen Verkehr mit seiner Umgebung, durch die Urtheile und Berichte der letzteren über den Dichter nachgewiesen werden. Es ist ein Versuch, den wir anstellen, Materiale haben wir genug an allen Ecken und Enden zusammengeholt; möge später eine kundigere Hand desselben sich bedienen, uns genügt es, wenn wir nach Maßgabe unserer Kraft dem vielfachen Götzendienst (um mit Nathusius zu sprechen) rücksichtslos auf Grund der außerordentlich vollständigen Acten die christliche Wahrheit gegenüber gestellt haben.

Man kommt trotz dem betäubenden Geschrei, welches in gewissen Kreisen zu Gunsten der Unantastbarkeit der sogenannten modernen Classiker erhoben wird, zur Besinnung und zur Einsicht, daß auch über diese Classiker noch ein Urtheil erlaubt ist, dieselben können weder in Religion, noch in Sitte, weder in ihren Theorien, noch in ihren Praktiken in Bausch und Bogen als Muster aufgestellt werden.

Es ist schon so weit gekommen, daß manche Herren geradewegs feierlich ein Gebot erlassen: es dürfte dem Dichter nur allein Huldigung dargebracht und durchaus nichts mehr Nachtheiliges über ihn geschrieben werden. Wer so etwas wagen sollte, wird sogleich des Neides und des Uebelwollens beschuldigt. Hören wir nur Einen*): „Wer so groß dasteht wie Goethe, der darf an die Nachwelt den Anspruch machen, daß sie nicht den Zoll, den er seiner Menschheit und Sterblichkeit entrichten mußte, in's Auge fasse, sondern allein das Hohe und ewig Giltige, was er ihr geschenkt".

Wir werden trotz dieses Verbotes uns erlauben zu untersuchen:

1. Ob, und von wem Goethe zu manchen der seiner Menschlichkeit entrichteten Zollabgaben gezwungen worden ist? und

2. was Goethe der Menschheit ewig Giltiges oder mitunter auch zeitlich und ewig Ungiltiges geschenkt hat?

---

*) Otto Roquette: Geschichte der deutschen Dichtung, 1879, II. Band, Seite 357.

Je ruhiger wir die Berichte über Goethe's Leben und Charakter von Freunden, Zeitgenossen und auch von Goethe abhängigen, von ihm irgend einen Vortheil erwartenden Personen zusammenstellen, umsomehr Erbitterung werden wir bei jenen Herren hervorrufen, die sich zur Aufgabe gemacht haben, den Dichter nach jeder Richtung hin zu glorificiren, und jeden, der nicht mit ihnen durch Dick und Dünn geht, als einen Frevler Laesae Majestatis Götheicae, als einen Feind des Geistes, der Bildung, der Freiheit, der Aesthetik und des ganzen 19. Jahrhunderts mit sammt seinen Errungenschaften auch noch dazu in Verruf zu bringen.

Es ist den Enthusiasten eben nicht genügend, wenn man dem Genie des Dichters alle verdiente Anerkennung zollt, man soll in ihm auch den Theologen, den Philosophen, den Naturforscher und dessen Resultate, den siegreichen Bekämpfer Newtons (für den er sich, wie wir nachweisen werden, zu Dutzendmalen selber ausgegeben), den Staatsmann, den Astronomen, kurzum den Beherrscher des ganzen menschlichen Wissens- und Denkgebietes und zum Schlußpunkt auch noch seine „sittliche Größe" anerkennen*).

Wir sind so glücklich, mit den großen Gelehrten dieser Gattung uns in keinen Kampf einlassen zu dürfen und werden uns begnügen, in späteren Abhandlungen notorische Fachmänner bei besagten wissenschaftlichen Gefechten vorwärts zu stellen, freilich wird man uns auch dieses höchlich für übel nehmen; nun, wir können's ertragen.

---

*) In einem Aufsatze über die Schrift „Friederike von Brion von Falk" tadelt Düntzer diesen Falk, weil ihm Lenz als Mensch sogar edler zu sein scheint, als Goethe, und setzt bei: „So wenig ist ihm (Falk) Goethe's sittliche Größe aufgegangen." Es ist ein Lieblingsgedanke Düntzers, Goethe der Jugend als „sittliches Ideal" hinzustellen.

1. Wie am Hofe zu Weimar die Naturwissenschaft als die einzig wahre Wissenschaft und neue Kirche (Ecclesia) gepriesen, und die heilige Schrift mit ihren 10 sehr widerwärtigen Geboten und der ganzen Schriftgelehrsamkeit in die Rumpelkammer geworfen wird.

Es ist schon so viel über das Leben zu Weimar in der Sturm- und Drangperiode, über die „tollen Streiche" die Goethe theils auf eigene Faust, theils in Compagnie mit dem jungen Herzog vollbracht hat, geredet, geschrieben und gedruckt worden, daß auch einer der ersten von Goethe abhängigen, ihm verpflichteten Lobredner des Dichters: Riemer, diese Berichte nicht umgehen kann, selbe aber zum Vortheil des Dichters darzustellen und ihn nach Möglichkeit zu entschuldigen sucht.

(Riemer II. 16.) „Daß Goethe in den ersten Jahren seines Hierseins außer dem vielen Guten und Schönen, was er, um das Leben anmuthiger und genußreicher zu machen, aus der Fülle seines Geistes beisteuerte, aus eben diesem genialen Triebe, auch lustige übermüthige, ja tolle Streiche, ausgehen lassen, Andern dazu Reiz und Anlaß gegeben, braucht nicht geleugnet zu werden, wie es denn auch nicht kann. Er selbst (II. 149) gesteht es, und sein für ihn enthusiasmirter Wieland bezeugt es."

Riemer vergißt in seiner Verehrung für seinen Patron, daß Wieland's Enthusiasmus für Goethe sehr wandelbar gewesen, daß Wieland eben so oft und noch mehr sich gegen Goethe enthusiasmirt hat, als für denselben. Wieland lobt, wo er muß, weil er sich fürchtet, und schimpft wo er kann, in Geheimbriefen an seine intimen Freunde. Gegen Goethe offen aufzutreten, war nicht gerathen, wenn er sich nicht in Weimar unmöglich machen wollte.

Wir werden noch sehr oft uns die Freiheit nehmen, den Declamationen — Thatsachen gegenüber zu stellen. Verständige Leute rechnen mit Thatsachen, und unverständige können

nicht einmal tadeln; denn selbige sind ja nicht rechnungsfähig, aber umsomehr unzurechnungsfähig!

Riemer fährt fort (II. 149): „Wer möchte nicht der Jugend überhaupt, noch mehr einer geistvollen, das Brausen und Schäumen zugeben, da die Natur selbst es in sie gelegt hat. Der Most, der zum trinkbaren Weine sich läutern soll, muß erst ausgähren. Mitten unter jenen Thorheiten hat sich die Weisheit entwickelt, und bei Goethe früher als bei der übrigen Gesellschaft. Er war längst wieder ruhig und gesetzt, als es in den anderen noch forttobte, aber leider sollte er in der Welt für sie büßen, und ihre Schuld auf sich nehmen."

Diese Sittlichkeitstheorie Riemer's wird bei studirenden Jünglingen, die mit Geld versehen sind, einen sehr guten Anklang finden, und sie werden „das Recht der Jugend, das die Natur in sie gelegt hat", mehr als das Römische Recht und als das Völkerrecht und das Recht aller modernen Staaten und als die Gelehrsamkeit sämmtlicher juridischer Facultäten zusammengenommen, zu schätzen wissen, und es vor allem Anderen nach Thunlichkeit auszuüben suchen.

Daß sich diese Jugend auch noch zum Ueberfluß für sehr „geistvoll" halten wird, das ist selbstverständlich. Die Jugend liebt es, jeden Zwang eines Sittengesetzes als Vorurtheil alter Zöpfe abzuschütteln und wird die in Goethe's Schriften verkündigte und in seinem Leben befolgte Moral sich sehr gerne als Muster gefallen lassen.

Freilich gebe es noch die bedenkliche Frage: ob es der Jugend ebenso nothwendig ist, zu brausen und zu schäumen, als es dem Most nothwendig ist den Gährungsproceß durchzumachen.

Aus den Jünglingen, welche diesen Brause- und Schäumungsproceß, den Riemer als nothwendig hingestellt, so recht con amore durchmachen, pflegt kein reiner, sondern oft ein sehr trüber Wein zu werden; wir halten uns verpflichtet dem Herrn Riemer und der studirenden Jugend über diesen trüben Wein, reinen Wein einzuschenken.

Wir haben noch ein zweites Bedenken.

Eine Riesennatur, wie die Goethe's, kommt unter tausend Exemplaren kaum einmal vor, zudem war Goethe auch noch,

was Erhaltung seines Lebens anbelangt, sehr klug und vorsichtig. Wenn ihm schon nicht das christliche Sittengesetz als Schranke bei seinem Thun und Lassen gegolten, so hat doch die Sorge für Erhaltung des Individuums bei ihm stets obgewaltet. Auch wußte und konnte er in seinem Lebenskreise sich auf mächtige Genossen seiner Lebenspraxis berufen.

Es durfte ihm daher auch in Weimar Niemand einen Vorwurf machen, der nicht auch zugleich Genossen oder Höhergestellte mit getroffen hatte.

Zudem wußte er das Hofleben und sein eigenes mit dem Zauber der Poesie zu umgeben, und am Ende immer auf die Natur hinzuweisen und dieselbe als die alleinige Norm menschlicher Handlungsweise aufzustellen.

Goethe hatte sich in diese Natur-Allmacht so hineingelebt und hineingearbeitet, daß er es auch (Gespräche mit Eckermann) als eine Pflicht der Natur erklärte: die Fortdauer des Menschengeistes nach dem Tode zu besorgen; die größte Anomalie, zu welcher Goethe in seiner Todesangst sich verleiten ließ. Denn, wenn man einen transcendenten Gott verleugnet, so kann man doch aus Verlauf und Entwicklung der Natur nicht auf eine Fortdauer des Geistes schließen, die Natur hat ja auch kein Selbstbewußtsein, wie kann sie denn Pflichten haben? Der Natur die Verpflichtung aufbürden zu wollen, sie solle den Menschengeist forterhalten, das hat, Goethe gegenüber, selbst David Strauß als Unsinn erklärt, wie wir in einer Abhandlung über Straußens: „Alter und neuer Glaube“ nachweisen werden.

Nun aber war es den Hofherren in Weimar bei ihrem Rühmen der Naturwissenschaft: als der einzigen wahren Quelle des Wissens doch sicherlich darum zu thun, ihre ganze Lebensweise außer Gottes Gebot zu stellen und selbe nur von den Trieben der Natur anregen zu lassen, sich somit jeder Verantwortlichkeit ihres Gebahrens vor einem persönlichen Gott als Richter der Lebendigen und Todten förmlich zu entziehen.

Im Jahre 1784 war der Herzog Carl August durch seinen Freund und Lehrer schon so sehr mit der Alleinwissenschaft der Natur zufriedengestellt, daß er Alles, was ihm nicht auf dem Wege des Begriffes in der Natur sicht- und fühlbar wurde, geradewegs für Dunst erklärte.

So berichtet Riemer II, S. 188, von Carl August:

„Nachdem der Fürst von der traurigen Einförmigkeit des Lebens der meisten Menschen gesprochen, denen einzig die Operation der Erhaltung und Fortpflanzung Zweck zu sein scheine und wie das Schicksal selbst einen Ekel gegen diese Einförmigkeit möge bekommen haben, so daß es deshalb Wissenschaften, zu welchen sich sonst nur die höchsten Geister wagten — er meine besonders die Naturkenntniß — gemeiner werden lasse und viele Leute inspirire, diesem Studium zu folgen, welche sonst auch nur zur Erhaltung und Fortpflanzung sich erhalten und fortgepflanzt hätten, setzt er (der Herzog) aus wahrer und kräftiger Ueberzeugung hinzu:“

„Die Naturwissenschaft ist so menschlich, so wahr, daß ich Jedem Glück wünsche, der sich ihr auch nur etwas ergiebt. Sie fängt an, leicht zu werden, so daß auch gerne träge Menschen sich eher dazu einladen lassen, sie ist so leicht wahr zu behandeln, daß sie den Geschmack zum Unwahren überwiegen kann; sie beweist und lehrt so bündig, daß das Größte, das Geheimnißvollste, das Zauberhafteste so ordentlich öffentlich, einfach, unmagisch zugeht, sie muß doch endlich die armen, unwissenden Menschen von dem Durst nach dem dunklen Außerordentlichen heilen, da sie ihnen zeigt, daß das Außerordentliche ihnen so nahe, so deutlich, so unaußerordentlich, so bestimmt wahr ist. Ich bitte täglich meinen guten Genius, daß er auch mich von aller Art von Bemerken und Lernen abhalte und mich immer auf dem ruhigen, bestimmten Wege leite, den uns der Naturforscher so natürlich vorschreibt.“ —

So der Herzog! Der gute Herr liefert hier den offenbaren Beweis, daß man mit aller Liebe zur Naturwissenschaft gar keine Logik besitzen, sich selber total widersprechen und einen Gallimathias schreiben kann; denn wenn sich der Herzog nur rein auf dem Wege der exacten Forschung bewegen will, so wird er dann sicher keinen Genius finden — einen guten schon gar nicht — er wird also, wenn er schon zu Gott nicht beten und von Gott keine Erhörung erwarten will, von einem „Genius“ umsoweniger eine Erhörung

erwarten können, und es wird eine fruchtlose Mühe sein, täglich den „guten Genius“ zu bitten, daß er ihn vor aller Art Lernen abhalte*), um nur auf dem vom Naturforscher vorgeschriebenen Wege zu wandeln.

Das ist doch Naturfaselei, Naturphraselei, Naturthümelei, Naturrühmelei, Naturduselei und Naturhuselei. Wenn man es schon für einen Aberglauben und einen Wahn hält, den persönlichen Gott und den heiligen Geist anzurufen, so wird man sich eclatant lächerlich machen, wenn man den Leuten aufbinden will, daß man täglich seinen guten Genius um etwas bittet.

Es ist sehr schmeichelhaft, wenn der Hofrath Riemer seinem in Philosophie arbeitenden Landesfürsten, der Jedem gratulirt, welcher die rein menschliche Naturwissenschaft betreibt — eine wahre und kräftige Ueberzeugung zuschreibt. Nun ist aber die Ueberzeugung ein Act des geistigen Denkens, dessen nur der Mensch fähig ist, der auch: außer der Natur einen unsterblichen Geist besitzt, der über sich und sein Dasein nachdenken kann, und eben dadurch über die anderen Naturwesen hinausragt, das heißt: der über der Zeugung steht und eine Ueberzeugung haben kann.

Wenn die Herren in Weimar bei ihren philosophischen Turnübungen in's Gedränge kamen, sollte ihnen „ihr Genius“ aushelfen; aber der Genius ließ sich nicht auf's Eis führen und als erleuchtenden fackelhaltenden Husaren benützen. Wir werden nachweisen daß den guten Herzog sein Genius sehr oft im Stiche gelassen und daß er als Philosoph und Dichter sich trotz der gerühmten wahren und kräftigen Ueberzeugung mit sammt seinem angebeteten Genius mitunter außerordentlich blamirt hat.

Wie auch Riemer die Naturwissenschaft als Alleinherrscherin betrachtet und alle Theologie und Metaphysik beseitigt wissen will, das spricht er deutlich aus, indem er der von Goethe ausgesprochenen Hoffnung: „er hoffe auf mehr

---

*) Uebrigens ist diese Geniusanrufung kein Originaleinfall des Herzogs gewesen, er hat auch diese „Phrase“ dem Hofdichter abgelernt, der sie oft im Mund und in der Feder geführt. So z. B. XXXI, S. 193. „Nun darf ich es wohl als die Fürsorge eines guten Genius preisen, daß Professor Wolf sich mir näher anzuschließen — veranlaßt fühlte“ u. s. w.

Proselyten für die Naturwissenschaften" dazufügt: (II. 186) „eine Hoffnung, die seit jener Zeit so über alle Maßen eingetroffen ist, daß bereits eine ganze, große, zahlreiche Ecclesia von Naturforschern, so Clerikern als Laien, sich über die Welt verbreitet und dieses Studium nicht wenig der seitherigen Schriftgelehrsamkeit Abbruch thut, und zwar in allen Fächern des menschlichen Wissens. Man will nirgends mehr das abstracte Wort, sondern die sichtliche concrete That, nicht die Meinung, sondern die Erscheinung, nicht das Räsonnement, sondern das Factum".

Also nieder mit der Theologie und Philosophie, was nicht sichtlich concret vor uns steht, das gehört in's Fabelreich. Die Naturwissenschaft wird von nun an alles Andere verdrängen, alles Andere ersetzen, sie ist von nun an die alleinige Ecclesia, mit der Ecclesia der Schriftgelehrten ist es vorüber.

Wir ersehen, mit welcher Sicherheit, ja Kühnheit der junge Herzog die Naturwissenschaft als einzige und alleinige proclamirt, dieselbige taugte außerordentlich in seinen Kram, sie stellte sich ihm bei seinen eigenthümlichen Abenteuern nirgends hindernd entgegen, während die Schriftgelehrsamkeit mit ihren fatalen 10 Geboten, immer allerhand Verdrießlichkeiten und Hindernisse verursacht.

2. Wie Goethe des Herzogs Busenfreund wird, und was dem Wieland unter den Potentaten Goethe und Herder für Seufzer ausgepreßt werden.

Schon gleich nach der Ankunft Goethe's war dieser (Ende 1775) das alter ego, der Busenfreund des Herzogs Carl August, wie aus einem Briefe des Herzogs an Goethe hervorgeht:

„Lieber Goethe, ich habe Deinen Brief erhalten, er freut mich unendlich. Wie sehr wünsche ich mit freierer Brust und Herzen die liebe Sonne in den Jenaischen Felsen auf- und untergehen zu sehen, und das zwar mit Dir. Ich sehe sie hier alle Tage, aber das Schloß ist so hoch, und in einer so unangenehmen Ebene von so vielen dienstbaren Geistern erfüllt, welche ihr leichtes luftiges Wesen in Sammt und Seide gehüllt haben, daß mir's ganz schwindlich und übel wird. Ich komme erst den Freitag wieder. Mache doch, daß Du sicher kommst, die Leute sind gar zu neugierig auf Dich."

Riemer (II. 20): „Ungeachtet nun kein tägliches Detail von alle dem angegeben werden kann, was Goethe in dieser kurzen Zeit zur Unterhaltung des Hofes und der denselben besuchenden hohen und vornehmen Personen der Nachbarschaft vorgenommen, noch außer dem Vorlesen seiner bis dahin noch ungedruckten Werkchen, Einführung des Schlittschuhfahrens und anderen guten Geschmacks(!), so muß er doch auch manche genial-muthwillige und lustige Posse haben ausgehen lassen, weil er selbst zu Anfang des folgenden Jahres an Merk schreibt: „Ich trieb's hier freilich toll genug, und denk' oft an Dich, bitte Dich Vater und Mutter ein Bißel zu laben. Willst hoffentlich bald mehr vernehmen, daß ich auch auf dem Theatro mundi was zu tragiren weiß, und mich in allen tragkomischen Farcen leidlich betrage."

Vom 11. Juni 1776 lautet das Decret, welches Goethe mit 1200 Thalern zum Legationsrath macht.

Um diese Zeit müssen nachtheilige Gerüchte über Goethe's Aufführung in Weimar sich verbreitet haben. Riemer (II. 28) und Vehse (28. Band, Seite 124) führen folgende Worte von Merk an:

„Was Teufel, fällt dem Wolfgang ein, hier in Weimar am Hofe herumzuschranzen und zu scherwenzen, Andere zu hudeln, oder was mir alles Eins ist, sich von ihnen hudeln zu lassen. Giebt es denn nichts Besseres für ihn zu thun?"

Wieland spielt eigentlich Goethe gegenüber eine klägliche Rolle — wie es Riemer aus den Briefen Wieland's an verschiedene Personen nachweist — in einem Briefe ist er voll des Lobes über Goethe und rühmt die dicke Freundschaft, die zwischen ihm und Goethe besteht, in einem anderen Briefe schreibt er über Goethe mit Kälte und mit Bedenken. Wieland ist durch Goethe (den Liebling und das Factotum beim Herzog) außerordentlich beunruhigt. In diesem Sinne, nachdem er erzählt, wie jetzt Goethe Alles zu Weimar ist, schreibt Wieland an Merk:

„Ich bin abgelöst und von mir ist hoffentlich die Rede nicht mehr."

Das schreibt Wieland bezüglich der üblen Gerüchte über Goethe, so daß Riemer bemerkt: „Ist es doch, als wäre Wieland eifersüchtig auf diese Nachrede wie auf einen Nachruhm."

Am 24. Juli 1778 schreibt Wieland:

„Goethe hat freilich in den ersten Monaten die meisten (mich niemals), oft durch seine damalige Art, zu sein, scandalisirt und dem Diabolus brise über sich gegeben. Aber schon lange und von dem Augenblicke an, da er decidirt war, sich dem Herzog und seinen Geschäften zu widmen, hat er sich mit untadeliger σωφροσύνη und aller ziemlichen Weltklugheit aufgeführt. Kurz, ihr dürfet sicherlich glauben und adversus quoscunque behaupten, daß die Cabale gegen Goethe und seine Freunde nichts als Neid und Illusion und Mißvergnügen über fehlgeschlagene Hoffnungen zur Quelle hat. Daß Görz uns überall mit D. . ckfarbe malt, das wußte ich, aber daß auch Dalberg, der mit dem Herzog und Goethe sehr liirt war, Dalberg, von dem ich so viel schriftliche Zeugnisse der größten und wärmsten Hochachtung und Liebe in Händen habe, schlecht von uns, und von mir besonders reden sollte, hätte ich ihm nicht zugetraut. Sind Sie auch gewiß, daß die Rapporteurs nichts vergrößern?"

Am 12. August hat Wieland schon wieder vergessen, was er an Merk am 24. Juli geschrieben, er fällt wieder ein entgegengesetztes Urtheil:

„Goethe ist mit dem Herzog noch immer in Illmenau und zeichnet Tag und Nacht die ganze Hennebergische Natur ab, unbekümmert, daß die Welt, die er vergessen hat, so viel von ihm und gegen ihn spricht", und wieder am 24. August: „Goethe ist lieb und brav und fest und männlich. Alles geht so gut es kann, und die Welt, die so viel dummes Zeug von uns sagt und glaubt, hat groß Unrecht. Die Zeit wird uns Gerechtigkeit widerfahren lassen."

Im Februar 1777 schreibt Wieland über Goethe und Herder:

„Goethe und Herder sind für mich wenig besser, als ob sie gar nicht da wären. Mit Jenem, was für herrliche Stunden und halbe Tage lebte ich im ersten Jahre! Nun ist's, als ob in den fatalen Verhältnissen, worin er steckt, ihn sein Genius ganz verlassen hätte, seine Einbildungskraft scheint erloschen, statt der allbelebenden Wärme, die sonst von ihm ausging, ist politischer Frost um ihn her. Er ist immer gut und harmlos, aber er theilt sich nicht mehr mit, und es ist

nichts mit ihm anzufangen. Auch sehen wir uns nur selten, wie wohl ich fest glaube, daß er nichts wider mich hat und von mir überzeugt ist, daß ich ihn herzlich liebe."

Riemer führt nun allerhand Thatsachen an, die den Bericht Wieland's als unwahr bezeichnen, er beginnt mit den Worten: „Hier muß Wieland sein Gedächtniß ganz verlassen haben."

Riemer (II. 44): „Wieland's Betheuerungen und Schwüre (wie sehr er Goethe liebe) gleichen denen der Verliebten, deren Falschheit und Bruch Jupiter nicht ahndet, denn sonst hätte der gute Wieland nicht so alt werden können, denn wie oft wird man ihn noch irre an Goethe und abtrünnig werden sehen."

Merk schrieb an Lavater: „Der Druck, worin Wieland unter den Potentaten Herder und Goethe lebt, hat ihm allen Schmutz der Eitelkeit abgebrannt, und er ist ein so bonhomischer guter Junge, daß er mir höchst heilig ist. Nur zu kleinmüthig haben ihn die Bursche gemacht, und das ist wieder nichts nütze."

3. Wie Goethe dem Wieland dann und wann eine kleine Freude macht und wie man sich sonst bei Hofe sehr gut zu amüsiren pflegt, und die Frau von Stein, geb. Schardt, sehr gepriesen wird.

Goethe bestrebte sich bisweilen, dem mißmuthigen Wieland einige Freude zu machen. So berichtet Riemer (II. 110):

„Da Wieland zu eben der Zeit (März 1780) seinen Oberon vollendet aufweisen konnte, und dadurch, wie er Merken versicherte, seine Actien beim Herzog, wie bei Goethe, sehr stiegen, Letzterer auch ihm einen Lorbeerkranz in's Haus schickte, so darf man sich nicht wundern, daß er als ein laudatus a viro laudato, der sich ihm im schönsten Lichte (eine sonst bei Poeten nicht leicht anzutreffende Neidlosigkeit) gezeigt hatte, höchst erfreut, mit allem was Goethe thut und sagt, kurz mit seiner ganzen Art zu sein, höchlich zufrieden ist."

„Das nämliche gilt ihm auch vom Herzog, und bedünkt es ihn überhaupt, es gehe im Ganzen merklich besser als vordem, und er werde in Goethe's öffentlichem Benehmen eine

σωφροσύνη*), welche die Gemüther (die einen Vatinianischen Haß, ohne zu wissen warum, auf ihn geworfen hatten) nach und nach beruhigen und ihm Bürge sein, daß noch alles so gut bei uns ausgehen werde, als man's rationabiliter verlangen könne und — setzen wir Anderen aus Erfahrung hinzu — die Zeit ausgewiesen hat."

Es ist ordentlich schwer, sich Ende des 19. Jahrhunderts in derlei Scenen absoluter Kleinstädterei hineinzudenken. Ein Bedienter bekommt den Auftrag, dem Wieland eine runde Schachtel zu überbringen. Der Diener zieht seine weißen Handschuhe an, tritt bei dem Dichter ein, übergiebt ihm die Schachtel und sagt mit dem freundlichsten Lächeln: Se. Excellenz laßt sich dem Herrn Hofrath allerschönstens empfehlen, und er schickt dem Herrn Hofrath einen Lorbeerkranz für den Oberon. Wieland öffnet die Schachtel, auf welcher geschrieben steht: „Darf nicht gedrückt werden, mit Vorsicht zu öffnen", er ist entzückt über den Duft der Dichterkrone und sagt zum Bedienten: „Se. Excellenz meinen besten Dank, ich werde heute noch selber so frei sein, zu erscheinen." Wieland zeigt freudig den Kranz seiner Gemahlin und schreibt diesen Tag wieder an Merk einen Brief voll des Lobes über Goethe.

Wenn wir uns diese Weimarer-Krönung mit dem eingeschachtelten Lorbeer dramatisch darzustellen erlaubt haben, so wollten wir auch einmal das hundertmal vorliegende Beispiel der poetisch ausgemalten Scenen aus dem Weimarerleben in einer mindestens heiteren Weise nachahmen.

Wenn man sich so denkt, mit welchem großartigen Pomp 1341 Petrarca auf dem Capitol in Rom als Dichter gekrönt worden ist, und wie Dante die leider nicht erfüllte Hoffnung ausgesprochen hat: es werde einst in seinem schönen S. Giovanni zu Florenz der Lorbeer um seine Schläfe gelegt werden — so kann man doch nicht umhin, über diese klägliche heimliche Meuchlingskrönung mit dem Lorbeer in der Schachtel zu Weimar — in eine heitere Stimmung über die Weimarer-Krähwinkelei zu gerathen. Der Schreiber Dieses hat bei seinem öfteren Aufenthalte in Florenz nie das Battistero betreten,

*) Mit diesem griechischen Wort versucht es Wieland wiederholt den Lesern seiner Briefe Schrecken über seine Gelehrsamkeit einzujagen.

ohne an die herrliche Stelle Dante's (Paradiso XXV. 7—9) sich zu erinnern:

„Con altra voce omai, con altro vello — Ritornerò poeta, ed in sul fonte — Del mio battesmo prenderò il capello.“ — Der Dichter hat sich in der Verbannung getröstet, er werde einmal, wenn auch mit gebrochener Stimme und gebleichtem Haupthaar, als Dichter an jener Stelle den Lorbeer empfangen, an welcher er getauft worden ist.

Selbstverständlich wollen wir durch diese vergleichenden Episoden keinen Verehrer Wieland's abhalten, daß auch dieser wenn er in Weimar zwischen der Wohnung Goethe's und Wieland's herumgeht und der Lorbeersendung an Wieland gedenkt, sich im Andenken an den eingeschachtelten Lorbeerkranz in einige Rührung hineinarbeite.

Im Winter waren die verschiedenen Dichterseelen mehr alarmirt, da gab es Unterhaltungen in Fülle — diese wurden vorher und nachher besprochen und so gab es Materiale für die Conversation, es brauchte ein Haus das andere nicht zu belauern, um sich das billige Vergnügen eines Familientratsches zu verschaffen.

Riemer berichtet 1782 (II. 140): „Der Winter, von jeher die beliebteste und munterste Jahreszeit für Weimar, sollte es diesmal in ausgezeichnet hohem Grade werden. Der Carneval dieses Jahres war einer der brillantesten. Comödien, Bälle, Concerte, Redouten, Aufzüge u. s. w. jagten sich nach dem Ausspruche einer geistreichen Theilnehmerin“ u. s. w.

„Von jenem Rausch von Vergnügungen und Carnevalslustbarkeiten reden nicht nur die Briefe des Herzogs an Knebel, wie die des Fräulein von Göchhausen und Wieland's an Merk, auch Goethe läßt darüber an Knebel vernehmen und dabei ein wenig hinter die Coulissen sehen. Goethe schreibt: Seit Anfang des Jahres hat es viel Treibens zur Comödie und Redouten gegeben, denen ich dann freilich meine Hand, den Kreisel zu treiben, habe hergeben müssen, die von anderen Expeditionen schon herzlich müde ist. Hiebei liegt die Skizze eines Redouten-Aufzuges, der sich sehr gut ausgenommen hat. Am 30. Jänner haben wir ein Ballet, meist von Kindern gegeben. Ein Amor brachte am Schlusse der Herzogin beiliegendes Band. Auf der letzten Redoute

erschien ein Festzug der weiblichen Tugenden*), die in einem Reihen, nachdem jede es zu thun abgelehnt hatte, durch die „Bescheidenheit“ der Herzogin Kränze überreichen ließen. Ich unterhalte Dich von nichts als Lust. Inwendig sieht's viel anders aus, welches Niemand besser als wir andere Leib- und Hofmedici wissen können. Doch ist meine Tenacität unüberwindlich und da es mir gelingt, täglich mich mehr einzurichten und zu schicken, so werde ich auch täglich zufriedener mit mir selbst.“ „Ich danke Gott, daß er mich bei meiner Natur in eine so engweite Situation gesetzt hat, wo die mannigfaltigen Fasern meiner Existenz alle durchgebeizt werden können und müssen. Die Stein hält mich wie ein Korkwams über dem Wasser, daß ich mich auch mit Willen nicht ersäufen könnte. Die Schardt ist ein gutes, treffliches Wesen. Sie hat neulich in einem Stück das beste Wort, das darinnen war, aus dem Munde eines schlechten Acteurs gleichsam aus der Luft geschossen, das den Andern allen entgangen war“ u. s. w.

Riemer (II. 145). „Die Zeit, die Goethe durch die Theater- und Balletproben, das Einrichten der Maskenzüge u. s. w. geraubt wurde, war nicht gering, das Erscheinen bei Hofe, zur Cour, Tafel, Soirée und persönliches Theilnehmen an all' diesen Festlichkeiten nebst den laufenden Geschäften vermehrte noch den Verlust, und gleichwohl sieht ihn der März und April wieder auf den gewöhnlichen Amtswegen.“

Ueber das oft besprochene Peitschenknallen des Herzogs und Goethe's auf offenem Platze in Weimar verdefendirt sich Düntzer mit seiner gewöhnlichen Fleckseife bei Gelegenheit eines Berichtes über die gemeinsame Reise Goethe's und des Herzogs nach Erfurt, 4. April 1776**): „Die Reise geschah ohne Zweifel im Eilritte, denn der Herzog leidenschaftlich liebte. Dabei wird dann auch mit der Peitsche wacker geknallt worden sein. Aber eine großartige Entstellung des in seinem Mißmuthe und in seinem Radotiren häufig die Schranken der Wahrheit nicht beachtenden Wieland müßte(!) es sein, wie dieser später nach Böttiger (L. 104) berichtet haben soll(!): „Oft stellte sich

*) Es ist zu bemerken, daß bei Hofe zu Weimar die weiblichen Tugenden nur bei einem Faschingszug als Maskerade sich sehen lassen durften.

**) Düntzer: Goethe's Eintritt in Weimar, Leipzig 1883, S. 97.

der Herzog mit Goethe stundenlang auf den Markt und knallte mit ihm um die Wette auf einer abscheulich großen Parforce-karbatsche. — So etwas konnten sich wohl die Studenten in Jena erlauben, aber so die Residenz zu alarmiren, wäre(!) doch ein wirklicher Hohn auf alle Sitte gewesen und am allerwenigsten (!) hat der meist (!) sich scheu zu Hause haltende Wieland dies gesehen" *).

Düntzer-Beweis und Düntzer-Logik: „Das Knallen mit der Peitsche auf dem Markte wäre doch ein wirklicher Hohn auf alle Sitte gewesen". Was für ein Zartfühler! In unserer „Kunsthöhe des Weimarer Theaters", Nr. 22, brachten wir die Versicherung Schiller's: „in Weimar habe fast jede Dame noch ein Verhältniß oder habe ein solches gehabt, und allerdings kennen wir solche außereheliche Verhältnisse in ziemlicher Anzahl" u. s. w.

Düntzer-Beweis und Düntzer-Logik wäre — so wie oben hier auf Schiller angewendet: „Was der Schiller vorbringt, wäre doch ein wirklicher Hohn gegen alle Sitte gewesen" und darum ist Alles nicht wahr, was Schiller gesagt hat. — —.

Aehnliche Beweise und Vermuthungen zählen in Düntzer's Goethe-Schriften nicht nach Hunderten, sondern nach Tausenden. Wir werden Gelegenheit finden, diesen Ausspruch zu beweisen.

4. Was Goethe mit dem Heere des Herzogthums als Kriegscommissär Alles zu thun gehabt hat.

Was nun Goethe selber über seine officielle Thätigkeit berichtet, giebt uns einen Einblick in die heitere Art und Weise, wie dieses Miniaturreich regiert wurde, wir finden hier den Legationsrath mit einer sehr undiplomatischen Arbeit beschäftigt, er ist auch Conscriptionsofficier, muß junge Leute zum Militär ausheben, das Längenmaß über die armen Bursche handhaben u. s. w.

*) Da können es aber ja doch Andere gesehen und gehört haben. Düntzer weiß aber genau, daß Wieland das am allerwenigsten gesehen hat. „Wird dann auch", „müßte", „könnte, „sollte" — das sind gewöhnlich die Winden, mit denen Düntzer den in einen Sumpf gerathenen Triumphwagen seines Helden herauszudrehen sucht. Düntzer ist als eben so erbitterter als unschädlicher Feind von mißliebigen Thatsachen ein Historiker der heitersten Gattung.

Ehe wir Goethe unter dem schwertrasselnden Namen: Kriegscommissär in amtlicher Thätigkeit betrachten, lohnt es sich der Mühe, statistische Nachrichten über die Weimar'sche Armee zu bringen. Der wohlwollende Düntzer erzählt in Goethe's Leben (S. 290): „Freilich stellte Weimar nur 600 Soldaten (oh!), von denen 50 Husaren den Dienst beim Herzog versahen."

Diese tapferen Husaren mußten sich bei Hofe zu sonderbaren Dienstleistungen hergeben. Nach Schöll (Briefe an die Stein, II. 48) benützte der Kriegscommissär Goethe diese Helden — Liebesbriefe zwischen ihm und der Frau von Stein hin und her zu spediren.

Düntzer*) berichtet 1776: „Goethe reitet am frühen Morgen mit dem Herzog von Trefurt zurück, um dem Manöver der Husaren zuzusehen." — Wir wollen das Säbelrasseln, Lanzenblinken und Hufgetrappel statistisch untersuchen. Für Weimar standen selbst auf dem Papier für den Militär-Etat nur 50 Husaren. Nun haben aber bekanntlich die Kleinstaaten im 18. Jahrhundert zumeist weniger als die Hälfte im Realstand gehalten, als auf dem Ausweis verzeichnet war. Die Ersparnisse fielen dann dem Landesfürsten zu**).

Nehmen wir nun sehr wohlwollend im Interesse des Weimar'schen Kriegsheeres an, es seien von diesen 50 in wirklicher Dienstuniform 30 dagewesen, so ist dabei noch zu bedenken, daß von diesen 30 mehr als die Hälfte bei Hofe als Brief-Hin- und Herträger, Lakaien, Fackelhälter beim Schlittschuhlaufen und zu noch anderen, den Kriegerstand ehrenden und das patriotische Gefühl erhebenden Dienstleistungen und Hofämtern verwendet worden sind, dann bleibt am Ende kaum ein Dutzend Berittener übrig — eine Anzahl, die eine Kunstreiterbande in einer Provinzialstadt bedarf, um eine ziehende Circusvorstellung zu arrangiren. Und das Alles zusammen heißt: ein Cavalleriemanöver.

Wir finden diesen unsern Bericht im statischen Ausweise bestätigt. Im Jahre 1783 gab es in Weimar, die Besatzung der Festung Jena mitgerechnet, 310 Mann Cavallerie und Fußvolk, alle Waffengattungen mit einbegriffen!

---

*) Goethe und Carl August. I. Bd. S. 29.

**) Der Humor in der Diplomatie des 18. Jahrhunderts. Von S. Brunner. 2 Bde. Wien, Braumüller 1872.

Bei einer Armee dieser Nummer kann sich ein Kriegscommissär, mit gutem Gewissen auch noch dazu, auf alle möglichen Künste des Friedens verlegen und die Hofkriegskanzlei braucht bezugs Ausbrütung strategischer Pläne und sonstiger Kriegsoperationen den ganzen Winter über nicht geheizt zu werden.

Wie ist nun diese erwiesene Statistik mit einer Stelle in Goethe's Tagebuch*) in Einklang zu bringen, in welcher Goethe über die erdrückende Geschäftslast in der Kriegskanzlei folgendes Lamento losläßt:

„Ich will doch Herr werden. Niemand, als wer sich ganz verleugnet, ist werth zu herrschen und kann herrschen. Rückte wieder an der Kriegscommissions-Repositur, habe ich das in anderthalb Jahren noch nicht können zu Stande bringen. Es wird doch, und ich will's so sauber schaffen, als wenn's die Tauben gelesen hätten. Freilich ist es des Zeugs so viel von allen Seiten und der Gehilfen so wenig."

Wenn diese Mühewaltung bezugs der 310 Mann in der Kriegscommissions-Repositur so anstrengend gewesen ist, muß man annehmen, daß für jeden einzelnen Helden dieser Armee eine eigene Buchführung vorgeschrieben war, und das ist wirklich auch der Fall gewesen. Ein Herr von Heyne hat eine „Geschichte des 5. Thüringischen Infanterie-Regimentes in Weimar bei Böhlau" herausgegeben, worin bemerkt wird: „Vom Jahre 1779 hat man noch die Stamm- und Nationallisten, welche das ganze Nationale jedes einzelnen Mannes und Pferdes enthalten", abgefaßt!!

Man mußte ja doch den Beamten der Kriegskanzlei eine Beschäftigung geben, um sie an den dienstlichen Gehorsam zu gewöhnen und sie in der Praxis zu erhalten.

Im Jahre 1786 belief sich die ganze Einwohnerzahl des Herzogthums Weimar-Eisenach auf 93.360 Seelen, welche sich der Leitung von 842 Beamten (die Schullehrer nicht mit eingerechnet) erfreuen konnten. Der Premierminister bekam jährlich 1400 Thaler fixen Gehalt, die Unterstehenden nach Verhältniß sehr wenig.

Die ganze Stadt Weimar besaß ein einziges öffentliches Billard; 1750 wollte ein waghalsiger Entrepreneur ein zweites

*) Von Keil, S. 224 und Grenzboten, Jahrg. 1874. IV. 121.

etabliren, es wurde wegen Gefahr unnützer Ausgaben verboten; dafür wurde mit großer Sorgfalt über das Fortbestehen des Herzogthums gewacht, alle möglichen Umsturzgefahren mit mächtiger Hand ferngehalten. „Das unschickliche Räsonniren und Kritisiren der Zeitläufte wurde unter verschiedenen Ahndungen mitunter sogar (noch 1757) bei Zuchthausstrafe verboten."

Es war somit kein Wagniß, als Schiller seinen Posa auf den Brettern sagen ließ: Sire, geben Sie Gedankenfreiheit! Denn der Sire von Weimar konnte auf diese Forderung erwidern: Denken könnt ihr, was ihr wollt, aber das unschickliche Räsonniren und Kritisiren der Zeitläufte bringt euch in's Zuchthaus, und die Gedankenfreiheit ist auch im Zuchthaus nicht ausgeschlossen.

Es darf somit Goethe nicht sehr stark für übel gehalten werden, wenn er das Räsonniren über das Theater in Weimar auch noch im 19. Jahrhundert, insoweit er konnte, zu unterdrücken gesucht hat, es war eben der Geist der Weimarer Gesetzgebung bei ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Selbst die Stände in Weimar waren ihm sehr unangenehm, er wollte ebenso wenig in seiner Finanzwirthschaft controlirt, als in seiner Theaterleitung critisirt werden.

5. Wozu die Husaren bei Hof verwendet worden sind, was jetzt nach 100 Jahren nicht mehr geschehen dürfte.

Die herzoglichen Krieger wurden auf Veranlassung Goethe's, der das Schlittschuhlaufen bei Beleuchtung in Weimar einführte, in einer Weise behandelt, die wir nach einem unvorsichtigen Lobredner Goethe's anführen.

Diezmann erzählt *): „Großes Aufsehen machte zunächst in der kleinen Stadt, in welcher nichts verschwiegen bleiben konnte, das freundschaftlich vertraute Verhältniß des Herzogs, des Landesherrn mit dem Fremden, dem Bürgerlichen, dem Belletristen. Aergerniß erregte ferner in manchen Kreisen das Schlittschuhlaufen, das Goethe sofort einführte, und das die meisten Herren von Hof, ja Damen, selbst die Herzogin Luise

*) Goethe und die lustige Zeit in Weimar. Leipzig, Keil. 1857. Seite 84.

erlernten. Auf der Schwanenwiese tummelte man sich vielfach umher. Es wurden sogar nächtliche Fahrten auf dem Eise in Maskenanzügen bei Musik veranstaltet. Die Husaren, welche der Herzog hielt, wurden um den Eisplan her vertheilt, und mußten stundenlang dastehen und Fackeln halten, oder man veranstaltete andere Illuminationen der Eisbahn. So erwähnt Bertuch in seinen Rechnungen eine solche große Illumination vom 16. Februar 1777, welche 105 Thaler 10 Groschen kostete. Auch Fackeltänze führte man auf dem Eise auf." —

Diese stundenlang bei 6—12 Graden unter Null Reaumur auf dem Eise stehenden Husaren-Fackulanten beleuchten noch heute mit ihrem Flambeaus das ganze Humanitätsapostolat am Weimarerhof, und sicher werden sich jene als Candelaber benützten Krieger, wenn sie mit dem Leben davongekommen, noch in ihren alten Tagen durch die Schmerzen ihrer gefrornen Füße gemahnt, mit unsäglicher Rührung an „die lustige Zeit in Weimar" erinnert und dem Maître de plaisirs, dem Herzog und dem ganzen Hofstaat in innigster Dankbarkeit ihre Segenswünsche nachgesendet haben.

Springer (in Anna Amalia und ihre poetische Tafelrunde. Berlin. Janke, ohne Jahresangabe) berichtet im 1. Band Seite 63 über dieses Schlittschuhlaufen:

„Der Teich im Stern war in der Runde von Lampen und Pechfeuern erleuchtet", und beschreibt mit gewaltiger Umdrehung seines poetischen Schwungrades dieses Schlittschuhlaufen, aber die mit Fackeln auf dem Eise stehenden Husaren hat er sehr gütig weggelassen. Auch Herr Düntzer schließt sich an den Bericht von Kranz, den er theilweise bringt *). Kranz schrieb an Goethe's Mutter am 16. Februar 1778:

„Neues wüßt' ich Ihnen nichts zu schreiben, als daß der geheime Legationsrath dann und wann mit den Herrschaften Abends Schlittschule (?) läuft, und zwar en masque. Die Herzogin, gnädige Frauen und Fräuleins lassen sich im Schlitten schieben.

---

*) Goethe und Carl August. Studien zu Goethe's Leben. Von Heinrich Düntzer. Leipzig, Dieck 1861. S. 55.

Der Teich, welcher nicht klein ist, wird rundum mit Fackeln, Lampen und Pechpfannen beleuchtet. Das Schauspiel wird auf der einen Seite mit Hoboisten- und Janitscharenmusik, auf der andern mit Feuerrädern, Kanonen und Mörsern vervielfältigt, es dauert oft zwei bis vier Stunden."

Auch Vehse (XXVIII. Bd. S. 98) berichtet über diese Schlittenpartien und läßt auch die Husaren mit ihren Fackeln nicht auf dem Eisplan stehen. Diese Herren sind sämmtlich von der edelsten Gesinnung der Erbarmungswürdigkeit, oder besser gesagt, von dem herzlichen Bedauern über die erbarmungswürdigen Husaren erfüllt, und zwar derartig, daß sie statt der Husaren, lieber die Leser auf's Eis führen, indem sie ihnen den höchst unerquicklichen Anblick der zwei bis vier Stunden als Fackelhälter auf dem Eise befohlenen Krieger zu verbergen suchen. Auch auf dem Eise soll das Herz der Leser immer in der Wärme der Andacht und Erbauung fortpulsiren, um von keinem eisigen Frosthauch berührt zu werden. „Edel sei der Mensch," hat Goethe gesagt. und wozu den Leser durch derlei dumme Fackelgeschichten nachdenklich machen.

In unserem sehr social gefärbten Mitteleuropa wäre es in der Jetztzeit von einem Hoffreudenmeister (maître de plaisirs) ein sehr unvorsichtiges und nicht anzurathendes Experiment: eine Anzahl armer Teufel im Theater-Husarengewand auf dem Eise, mit Fackeln in den Händen auf einige Stunden kalt zu machen, es könnte bei diesen Burschen, der Kälte zum Trotz, eine Racheflamme auflodern und der Geist der Wiedervergeltung im Kaltmachen bei ihnen lebendig werden.

6. Was die deutsche Sprache und die Kochkunst Herrn Düntzer für die Erfindung des „Genußstrudels" für großen Dank schuldig sind.

Düntzer, der immerfort eine große Tüncherquaste (Maurerpinsel) in einen Firnißkübel eintaucht, und in beständiger „Verklärung" arbeitet, versucht bei jeder Gelegenheit, der Weimarer Sturmperiode eine glänzende Seite anzustreichen. Er sagt*):

„Der nach seiner endlichen Befreiung (aus der Vormundschaft) um so ungestümere Herzog schloß sich gleich auf das

*) Goethe und Carl August. Leipzig. Dieck. 1861. I. Band, S. 10.

innigste an den vom feurigsten Jugendmuth ergriffenen, durch ein ganz neues Leben und die ihm überall entgegenkommende bewundernde Liebe erfrischten Dichter an, der sich um so leidenschaftlicher dem Genußstrudel überließ, als die Qualen einer unglücklichen Liebe noch seine Brust durchzuckten.“ —

Gehorsamer Diener! denkt sich der unpoetische Leser!

Warum hat Düntzer nicht auch gesagt, die Qualen der wievielten unglücklichen Liebe? Für die Gegenstände seiner Liebe waren seine Qualen ein wahres Glück.

Düntzer hat die deutsche Sprache, oder eigentlich das Kochbuch, mit einer neuen Strudelgattung bereichert. Bisher kannte man Gries-, Mohn-, Lungen-, Pflaumen-, Hachee-, Nuß-, Kraut- und noch einige andere Strudel, aber den Universalbegriff dieser Speise, den „Genußstrudel“, hat Düntzer erfunden. Ein neuer Beitrag zum großen deutschen Wörterbuch des Heinsius: „Genußstrudel“, zum ersten Male gebraucht von Düntzer, um Goethe in selbigen hineinzustürzen, durch welchen Sturz der objective Genußstrudel zum subjectiven Strudelgenuß wird. Somit ist das Wörterbuch und die Psychologie durch diese Erfindung zugleich bereichert worden.

Düntzer weiß es auch zu erklären, warum sich Goethe dem „Genußstrudel“ überlassen. (Strudelsturz wäre noch bildlicher gewesen.) Er berichtet:

„Alle dem Herzog näher vertrauten Jugendgenossen vermochten ihm nicht ein so reiches Herz und einen so tiefen Gehalt entgegenzubringen, als der acht Jahre ältere, noch immer von geistreichster Gluth sprühende Goethe. Gleich in den ersten Tagen treffen wir Goethe ganz „im Treiben und Weben des Hofes“ und besonders an der Seite des Herzogs, der bald mit der ihm eigenen scharfen und klaren Beurtheilung der Geister und Charaktere, erkannte, daß er in diesem gefunden, was er bedurfte, die Brust, an der er sich anlehnen, das Herz, dem er sich vertrauensvoll anschließen, den mächtigen Geist, dessen Leitung er sich überlassen konnte, da dieser in sich einen festen sittlichen Halt bei allem leidenschaftlichen Gemüthsdrange besaß.“

Wir ersehen hier zu unserer Erbauung, wie Düntzer 20 Zeilen später den Genußstrudel schon verdaut hat, und Goethe im vollen Carriere auf einmal beim sittlichen Halt

ankommen läßt. Es nimmt uns Wunder, daß Düntzer als Schöpfer hochpoetischer Bilder nicht den Strudelteig noch weiter ausgezogen, den „sittlichen Halt“ auch in das Strudelbild hineingemalt und dem Leser eingeredet hat: Goethe habe sich jetzt in den Sittlichkeitsstrudel hineingestürzt.

Nimmt man Strudel als einen den Schiffen gefährlichen Wellenkreis, so könnte man die poetischen Alluren Düntzer's ergänzend hinzufügen: Goethe hat sich zwischen Genuß und Sittlichkeit in die Mitte, wie zwischen Scylla und Charybdis hineingestürzt, und somit das großartige Schwimm- und Taucherstück zuwege gebracht, sich im Genuß- und Sittlichkeitsstrudel zugleich die poetische Begeisterung abzukühlen.

In der Fürsorge, daß die permanente Begeisterung des Lesers ja nicht unterbrochen werde, sucht Herr Düntzer seinen Genußstrudel abzuschwächen, indem er allen vorliegenden Thatsachen über das damalige Leben in Weimar entgegen, den Dichter am Schlusse ohne aller historischen Grundlage mit einem festen sittlichen Halt zu decoriren sucht, welchen derselbe „bei allem leidenschaftlichen Gemüthsdrange“ besaß!! Da muß selbst ein geduldiger und höflicher Dresdener zum Ausruf kommen: „Aber, gutester Herr Doctor Düntzer, wer hat Ihnen denn diesen Bären aufgebunden?“ Etwas minder höflich, aber mehr wahr, sollte es heißen: „Wem wollen Sie denn diesen Bären aufbinden?“

7. Wie Goethe Legationsrath und Kammerpräsident wird, zugleich aber die Recruten auszuheben, unter das Maß zu stellen und alle Ortschaften des Reiches mit seiner Thätigkeit zu beglücken hat.

Goethe schreibt 5. März 1779 an Knebel: „Es kommt mir närrisch vor, daß, da ich sonst in der Welt alles einzeln zu nehmen und zu besehen pflege, ich nun nach der Physiognomik des Rheinischen Streichmaßes alle jungen Burschen des Landes classificire.“

Im Briefwechsel steht hier unten (S. 13) folgende Note: „Goethe hatte zu der Zeit als Mitglied der Kriegscommission das Geschäft der Recrutenaushebung“, und S. 27: „Als Knebel Goethe bei diesem Geschäfte in Buttstädt besuchte, so fand er ihn

am Tische sitzend, die Recruten um ihn her, und er selbst dabei an der Iphigenie schreibend.“ So erzählt Knebel!!

Hundert Jahre später hätte ein recrutenaushebender Dichter, eine solche iphigeniale Episode, während welcher die armen Teufel zum todesbangen Warten und Passen verurtheilt wären, nicht mehr wagen dürfen. 1779 im absolut beherrschten Weimar, nun da ging es!

Am 26. Februar 1782 schreibt Goethe: „Das alberne Geschäft der Auslesung junger Leute zum Militär setzt mich in die Nothwendigkeit, wenigstens vier Wochen im Lande herumzureisen. Ich denke mir die Reise angenehm und auf alle Weise nützlich zu machen. Es giebt gar vielerlei Weisen, die Welt anzusehen und Vortheil von ihr zu ziehen“ *).

Damit stimmt des Herzogs Zeugniß an Knebel. Am 23. März 1782:

„Goethe reist im Land herum, mißt das Volk und macht ganz vortreffliche Sachen“, indem er fortfährt: „Mieding ist fertig, und die Corona bekommt darin einen ganz unverwelklichen Kranz.“ „Schade (fügt der Herzog scherzend dazu), daß der Minnesold in neueren Zeiten so theuer ist, wäre er es weniger, gewiß, sie konnte Goethen nicht anders als mit ihrer Person danken.“

Corona Schrötter war Schauspielerin. Goethe berief sie nach Weimar, „sobald er da etwas zu sagen hatte“, berichtet Dr. Diezmann in Goethe's Liebschaften, S. 398. Sie stand in intimen Beziehungen mit Goethe, war seine erste Iphigenie, als er selbst den Orestes spielte. Man wußte den Geburtstag der Gefeierten und Vielgenannten nicht. Diezmann ließ im Kirchenbuche zu Guben nachforschen und theilt seinen Lesern das erfreuliche Factum mit, daß Corona ganz sicher am 19. Jänner 1751 in Guben geboren wurde. Dank dem Edlen für Feststellung dieser welthistorischen Begebenheit. Corona starb, 51 Jahre alt, als Kammersängerin in Weimar. Wir machen hier auf den Brief von Knebel's Schwester an ihren Bruder (im Auszuge aus diesem von uns später gebrachten Briefwechsel), 1. December 1802, aufmerksam. Die Prinzessin Caroline ließ der Schrötter einen Grabstein setzen; Goethe pflegte

*) Diese Stelle vom Vortheilziehen hat Riemer ausgelassen.

sich mit abgethanen Herzköniginnen keinen Kummer zu machen, der Tod durfte in seiner Gegenwart nicht erwähnt werden.

Während Goethe als Recrutirungsmeister fungirte, war er auch zugleich (Riemer, II. 151) Rath im geheimen Conseil und hatte für den abgetreten wordenen Finanzminister (Kammerpräsidenten) die Stelle zu versehen. Kalb, der schändlich gewirthschaftet hatte, wurde mit jährlichen 1000 Thalern — entlassen. Bei diesen kleinen Regierungen giebt es immer sehr hochklingende Aemter und Ehrenstellen mit kleinem oder größerem Gehalt. Komödische Außenseite, tragödische Innenseite.

Mit den Finanzen stand es schon unter der Regierung der Herzogin-Mutter Anna Amalie sehr betrüblich. Noch 1760 während der Kriegszeit hat der Hof allein in Einem Jahr die für jene Zeit enorme Summe von 57.253 Thaler verschlungen*). Der Geheimrath Nonne, ein edler gewissenhafter Mann, wagte es, officiell die Klage auszusprechen: „Die armen Unterthanen werden bis auf den letzten Blutstropfen ausgesaugt, und an dem Hof der besten Fürstin, einer wahren Mutter der Unterthanen, soll zu der Zeit nur Pracht und Ueberfluß herrschen".

Diese gute Herzogin lebte auf einem großen Fuß und liebte es, ihren kleinen Fuß bewundern zu lassen. Derselbe Burkhart berichtet, daß sie täglich neue Schuhe brauchte, die abgelegten kauften die Hofdamen, die Herren trugen den feinen kleinen Fuß der Herzogin en miniature in Gold als Breloque an ihren Uhrketten. Es mußte eben bei Hof Alles von Fuß zu Kopf beschmeichelt werden.

Man hat über den Wandel der Herzogin allerhand Berichte ausgestreut. Hier ersehen wir, daß wenigstens die Grundlagen ihres Wandels, ihre zierlichen Füße und Schuhe, von den Höflingen mit der schmeichelhaftesten Anerkennung verehrt und gepriesen worden sind. Auch der sonst so verschrieene Reliquiencultus ist durch Ankauf und Verehrung der abgetragenen Schuhe der Herzogin von den Hofdamen gepflegt worden. Das Verkaufen und das Kaufen dieser Fußbekleidung giebt uns

*) Burkhart: Aus Weimars Culturgeschichte, Grenzboten 1871, II. 650.

zugleich einen Beweis, daß man die Verschwendung von oben durch die Knauserei nach unten auszugleichen bestrebt gewesen ist.

Goethe hatte also den Hofluxus schon vorgefunden, ihm lag es nur ob, demselben die poetische Weihe zu geben. Das kostete freilich nicht weniger Geld — eher mehr!

Freilich muß man auch, um nicht im Urtheile zu hart zu werden, auf die damaligen Ansichten, welche bei den kleinen deutschen Höfen bezugs der Bauern und Arbeiter gang und gäbe waren, Rücksicht nehmen. Wir haben es dem Hofdichter Gleim zu danken (dessen selbst- und den Hofleuten-gefällig schmunzelnde Porträt-Miene mit der Gesinnung seiner Gedichte ganz harmonirt), daß er uns präcise in einem Liede des armen Arbeitsmannes diese Ansicht in einer Vierzeile aufbewahrt hat. (Luisentempel Nr. 15.)

„Die Reichen alle mögen sich in Gold und Silber kleiden,
Sie mögen schmausen — sie will ich — ich Armer, nicht beneiden,
Sie mögen ohne Leibesnoth — in Erdenfreuden leben,
Nur ihre Herzen rühr', o Gott — daß sie uns Arbeit geben!"

Nun, an Arbeit haben die Bauern in Weimar keinen Mangel gehabt und somit konnten sie nach Gleim's Socialtheorie mit Freuden die Gold- und Silberkleider und das Schmausen der Höflinge und das „Leben ohne Leibesnoth in Erdenfreuden" betrachten und aus vollem Herzen dem ganzen Hofstaat zu Weimar gesegnete Mahlzeit und gute Unterhaltung wünschen. Daß diese sociale Weltanschauung bei Gleim auch aus vollem Herzen kam, wird Niemand bezweifeln. Er hatte ja ein schönes Einkommen und nichts zu thun, als ex animo Liebeslieder und Trinklieder und ex offo süße Hoflieder zu verfassen. Selbst wenn er sämmtliche Katholiken für Dummköpfe und nach Umständen für schlechter als Galgenstricke und Verbrecher ausgab, konnte dies nur aus seinem Selbstbewußtsein herausgesprochen sein. Denn nur dieser katholischen Dummheit, welche die Kanonikatsstiftung machte, hatte er sein schönes Einkommen zu verdanken. Diese dummen Stifter hätten es ja auch voraussehen sollen, was für Tagediebe, was für Verfasser von erotischen Zotengedichten und die Völlerei befördernden Sufffliedern einst dieses Stiftungseinkommen in aller Gemüthsruhe vergeuden und zum Dank dafür die frommen Stifter auch noch als Dummköpfe verspotten werden!

8. Wie in Weimar der poetische Himmel voller Geigen hängt und gezwungen wird, seine Musik zur Verklärung der irdischen Freuden erschallen zu lassen.

Die Kosten zu den Unterhaltungen mußte das Land bestreiten und Goethe mußte über die Formen nachsinnen, die all' diesen Lustbarkeiten und Späßen ein musenverehrliches Ansehen geben sollten. Als Goethe nach Weimar kam, war er 28 Jahre alt. Wenn wir uns bezüglich der Hoffeste an Riemer halten, so haben wir sicher einen Gewährsmann, der nichts zum Nachtheile Goethe's berichtet. Riemer war Goethe's Client und Freund, er wurde durch Goethe Hofrath und Oberbibliothekar. Was wir hier seinen Mittheilungen über Goethe (Berlin, 1841) entnehmen, werden wir mit: Riemer, römische Band- und arabische Seitenzahl anführen.

Riemer II, 56 (1778). „Nun aber während der nächsten 14 Tagen wieder das bunteste Treiben von der Welt! Morgens Schweinhatze, Nachmittags Theaterprobe, Abends frazzenhaftes Ständchen und Schlittenfahrt mit Fackeln, extemporirte Comödie in Ettersburg und allerlei Tollheiten, Tanz, Concerte, Redoute, und endlich am 13. Januar Aufführung des „Westindiers", worin außer Goethe auch der Herzog, sein Bruder Prinz Constantin, von Knebel, von Einsiedel, Musäus, und von den Damen Fräulein von Göchhausen, von Wöllwarth, Frau Capellmeister Wolf und der kürzlich angekommene berühmte Eckhof mitspielten. Goethe machte den Bellcour (um einen Begriff von dem damaligen Costüme zu geben, so erschien Bellcour in einem weißen Frack mit silbernen Tressen und blauseidener Weste und gleichen Beinkleidern), Eckhof den Vater, der Herzog den Major O'Flaherti u. s. w."

„Der 16. bringt abermalige Schweinhatze, für Goethe gefährlich, da ihm ein Eisen in einem angehenden Schweine unter der Feder wegbrach. Zwar Er blieb verschont, aber ein Jäger ward geschlagen. Dafür sollte Goethe am anderen Tage, als er mit dem Herzog auf dem Eise war, eine schmerzlichere Seelenwunde empfangen. Ein Fräulein von Laßberg ward in der Ilm an der Schloßbrücke unter dem Wehr von seinen Leuten gefunden. Sie war den Abend vorher ertrunken, ob zufällig oder selbstwillig, bleibt unentschieden, zwar

der Sage nach*) mit Werther's Leiden in der Tasche, um doch Goethen einige indirecte Schuld beimessen zu können. Nachmittags mit der Todten, die man zu Frau von Stein gebracht hatte, beschäftigt, Abends bei den Eltern, des andern Morgens dem Herzog aufwartend und in die Zerstreuung des Tages gezerrt, konnte er erst die folgende Nacht mit Knebel „viel über den Tod des jungen Mädchens, ihr ganzes Wesen, ihre letzten Pfade u. s. w. durchsprechen", worauf er in stiller Trauer einige Tage um die Scene des Todes verweilte, nachher aber sich wieder „gezwungen sah zu theatralischem Leichtsinn" durch verschiedene Proben, welche der Aufführung des neuen Geburtstagsstückes (der Triumph der Empfindsamkeit) zum 30. Januar vorangehen mußten."

9. Wie die arme von Laßberg sich ertränkt mit dem Werther in der Tasche, und wie die Soldaten behandelt werden.

Hören wir nun Düntzer diesen Fall in seiner Weise als Vorsteher der Schönfärberzunft mit den zu seinem Zweck nöthigen Abänderungen und Auslassungen berichten:**)

„Als er am 27. (Jänner 1778) mit dem Herzog auf dem Eise war, fand man bei der Schloßbrücke am Wehr die Leiche einer Tochter des Obersten Maximilian von Laßberg, die sich aus Liebesgram in den Fluß gestürzt hatte. Man brachte dieselbe in das freie Unterhaus von Charlottens Wohnung, wo Goethe alle Anstalten zur Bestattung traf. Das unglückliche Ende des jungen Mädchens, deren Eltern der Dichter des Werther zu trösten hatte***), versetzte ihn in stille Trauer."

---

*) Da sind die Herren sich Alle gleich,
Alles das, was sie genirt,
Wird ganz geschwind escamotirt
Hinüber — in das Sagenreich!

**) Charlotte von Stein, Goethe's Freundin. Ein Lebensbild, mit Benützung der Familienpapiere entworfen. Von Heinrich Düntzer. I. Bd., 1742—1793. Stuttgart, Cotta 1874.

***) Hier sagt Düntzer: der Dichter des Werther hatte die Eltern zu trösten, er deutet somit nur an, daß Werther die Todesursache gewesen, ohne des Umstandes vom Werther in der Tasche zu erwähnen. Das ist so Düntzerische Manier: Geschichte zu färben, ohne sich dabei selber zu entfärben.

„Mit der Freundin (Stein) besprach er sich am folgenden Morgen über den Ort, wo sie bestattet werden solle; am Abend wollte er sie wieder aufsuchen, aber er hatte an der Herstellung ihrer Grabstätte bis zum Dunkel gearbeitet und war als er nach Hause kam, so von Erinnerungen und Gedanken erfüllt, daß er nicht mehr zum Ausgehen sich entschließen konnte. „Gute Nacht, Engel, schonen Sie sich und gehen Sie nicht herunter" (schrieb er der Freundin Stein), „diese vielredende Trauer hat was gefährlich Anziehendes, wie das Wasser selbst, und der Abglanz der Sterne des Himmels, der aus beiden leuchtet, lockt uns." —

Der Dichter giebt der Anziehungskraft des Wassers und dem Abglanz der Sterne im Wasser die Schuld am Selbstmorde der Laßberg, es ist psychologisch sehr interessant — wie er die Gewissensstimme bezugs der Wertherfolgen durch Himmel (Sterne) und Erde (Wasser) zu ersticken sucht.

Auch in einem Briefe an Zelter (3. November 1812), in welchem Goethe den Zelter, dessen Stiefsohn sich erschossen hatte, zu trösten sucht, redet Goethe so herum, als ob auch er schon öfter in der Lage gewesen wäre, sich aus dem Leben zu befördern. Wenn er nun auch hier dergleichen „von den Lockungen der aus dem Wasser leuchtenden Sterne" spricht, so ist das selbstverständlich nur poetisch zu nehmen, nur exaltirte Wertherleser waren mitunter so bornirt, sich das Leben zu nehmen, der Wertherverfasser hat es sich immer zu erhalten gewußt. Düntzer, der in dem besagten Buche Goethe und die Stein und das Verhältniß beider zu einander zu verherrlichen sucht, fügt obiger Briefstelle Goethe's bei:

„Die herzliche Trauer Goethe's, wie mußte sie Charlottens Seele anziehen! Trotz dieses schrecklichen Trauerfalles wurden zum Geburtstage der Herzogin am 30. unter großem Beifall, „die Empfindsamen" gegeben, in welchem Goethe den König Andrason, Corona Schrötter die Mandandane gab. Auch der Februar war reich an allerhand Hofvergnügen, zu denen durch Goethe auch das Schlittschuhfahren und Laufen auf dem Eise gehörte, was bis dahin nur eine Unterhaltung der niederen Stände gewesen war."

Düntzer erzählt auch in: („Goethe und Carl August. Leipzig 1861. I. Bd. S. 55,") diesen Selbstmord der Laßberg; — vom

Werther, den die arme Unglückliche in der Tasche bei sich hatte, schweigt Düntzer selbstverständlich sehr standhaft, auch im 1883 erschienenen: „Goethe's Eintritt in Weimar", spricht er von den drei Töchtern Laßberg's (S. 43), „von denen die eine Christiane 1778 ihren Tod in der Ilm suchte, da sie sich von ihrem Geliebten, einem von Wrangel verlassen glaubte", auch hier keine Erwähnung vom „Werther." Düntzer hat Recht: das geht ja keinen Menschen was an, wozu braucht der gefühlvolle Leser auch Alles zu wissen, was die Laßberg in der Tasche gehabt hat? Uebrigens werden bei Düntzer verschwiegene, tadelnswürdige Thatsachen hundertfach durch lobenswürdige Vermuthungen vergütet.

Ebenso eskamotirt Düntzer aus den von Goethe empfundenen Gewissensvorwürfen eine „herzliche Trauer" Goethe's, welche er als eine Zugkraft für die ohnedies schon genug verzogene von Stein zu verwerthen sucht.

Ueber diesen Selbstmord der Laßberg berichtet auch Diezmann*) bei Gelegenheit der Anführung der Armeespitzen zu Weimar:

„Um auch von dem Militär zu sprechen, so war bei der Garde du Corps Rittmeister von Todtenwarth, bei dem Husarencorps der Rittmeister Freiherr von Lichtenberg, der wie Schiller in einem Brief an Körner erzählt, 1788 einen Husaren durch 75 Prügel mit der Klinge so zu Schanden richten ließ, daß man an seinem Leben zweifelte und die Volkswuth gegen ihn kaum zurückgehalten werden konnte; bei dem Infanteriecorps der Obrist Johann Maximilian von Laßberg, dessen Tochter Christel von Laßberg aus Liebesschmerz um einen ungetreuen schwedischen Lieutenant ihren Tod in der Ilm suchte, als man sie eben zu einer Theaterprobe bei der Frau von Stein erwartete und die auf ihrem letzten Gange Werther's Leiden mit sich genommen hatte, als habe sie die Rechtfertigung des Selbstmordes aus Liebe in diesem Buche gesucht**); bei der Artillerie endlich der Hauptmann Jean Antoine de Castrop, welcher auch den Straßenbau zu beaufsichtigen hatte."

*) Goethe und die lustige Zeit in Weimar von August Diezmann. Leipzig, Keil 1859, S. 76.

**) Außerordentlich unvorsichtig von Diezmann, dieses Taschenbuch zu erwähnen, wozu hat es Düntzer bei jeder Gelegenheit, so oft er von dem Selbstmord dieses Fräuleins Erwähnung gethan, niedergeschwiegen? — es ist doch Ehrenpflicht für jeden Deutschen, derlei Vorkommnisse zu verschweigen, weil sonst Goethe u. s. w.

Wir sehen bei dieser Gelegenheit, wie diese großen Kriegshelden und Heerführer am Musenhofe (jeder mit ungefähr 45 Mann Untergebenen) ihre Krieger mitunter sehr Un-Musenhöflich behandelt haben. Die Stelle aber haben wir angeführt, weil auch in dieser die Leiden Werther's als eine Anleitung zum Selbstmorde von einem Verehrer Goethe's bezeichnet werden.

Dank dem Herrn Düntzer und Comp. für das Zartgefühl dieser Herren — das den gerührten Leser schonungsvoll ungestört seiner Erbauung überläßt.

„Edel sei der Mensch" und gutherzig, wozu die Gemüther dieser Tölpel von Lesern mit dummen Geschichten alarmiren!

Düntzer's Charlotte erschien 1874, also 17 Jahre nach der Schrift Diezmann's. Sollte nun dem Düntzer der obige Bericht von Diezmann (den auch Andere gleich berichten) entgangen — oder sollte er bei seinem schwachen Gedächtniß darauf vergessen haben? Keines von beiden! Nur gutes Herz — und Schonung des Leserherzens.

Hieher gehört der Ausruf eines alten Gymnasialprofessors, der, wenn ein Schüler einen ganz unglaublichen Unsinn vorbrachte, entrüstet zu sagen pflegte: Ei! das wäre denn doch!

10. Goethe's Trauer und wie seine Freunde von den Vorwürfen wegen der Folgen des Wertherlesens nichts hören wollen.

Diezmann berichtet aber auch die nachhaltige Trauer Goethe's über den Fall Laßberg:

(S. 137.) „Mehrere Jahre lang war ihm eine Lieblingsbeschäftigung die Anlage des Parkes, der jetzt die größte Zierde Weimars ist. Sie scheint nur eine Folge des Todes der Christel von Laßberg zu sein, welche, wie man sagt (!), mit „Werther's Leiden" in der Tasche wegen der Untreue eines Geliebten ihr Leben in der Ilm an einer Stelle endigte, die Goethe alle Abende auf dem Heimwege aus der Stadt nach seinem Garten betrat. Die Finsterniß unter hohen Linden, das Brausen des Wassers und die Einsamkeit machten die Stelle schauerlich. Um das Andenken der Unglücklichen zu erhalten, wollte Goethe bald nach ihrem Tode eine Art Denkmal errichten, und Anfangs zwar gleich an dem Wege. Doch ging er bald von diesem Plane ab,

„weil man da weder hintreten und beten, noch lieben soll. Er höhlte dann mit dem Hofgärtner ein gut Stück Felsen aus; man übersieht von da in höchster Abgeschiedenheit ihre letzten Pfade und den Ort ihres Todes. Wir haben bis in die Nacht (im Januar) gearbeitet, zuletzt noch ich allein bis in ihre Todesstunde.“ —

Nutzlose Arbeit das! Was hat die arme Seele der Unglücklichen, die mit dem Werther'schen Verzweiflungs-Evangelium in der Tasche ihre Reise in's Jenseits angetreten, von dieser Arbeit? Goethe hat hier den Vers Lucas XVI, 3: „Graben kann ich nicht und zu betteln schäme ich mich“ modificirt: „Graben kann ich, aber zu beten, schäme ich mich.“

Sicher aber geht aus all' diesen von Goethe arrangirten Anstalten bezugs der unglücklichen Laßberg hervor, daß sein Gewissen sehr beunruhigt war und er, freilich nach seiner Art, mit einem höchst unnützen Sühnungsapparat Versuche anstellen wollte, seiner Vorwürfe sich zu entledigen.

Riemer sucht den Vorwurf: Goethe's Werther sei an diesem Selbstmord Schuld gewesen, hochgradig gereizt von Goethe abzuwenden:

„Immer wieder der alte unverständige Vorwurf, den Schaden, den der „Werther“ angerichtet haben soll, wogegen Goethe sich gründlich rechtfertigte (Bd. XXVI, S. 227, Bd. XXX, S. 213).“ „Von Schiller's Räubern und ihren Nachspielen, von Schölener Studenten und noch kürzlich von Schubris Bande schweigt man. Und freilich ist es viel natürlicher, einen Anderen um's Leben zu bringen, als sich selbst, wie z. B. südlichere Nationen bezeugen können und werden.“ —

Die Thatsache des „Wertherfiebers“, das in jener Zeit vielen Dutzenden den Kopf verdreht und sie zum Selbstmorde gebracht hat, ist nicht abzustreiten.

Daß Goethe die traurigen Wirkungen des „Werther“ nicht beabsichtigt hat, wollen wir sehr gerne zugeben, er selber war ja in ähnlichen Fällen nie desperat, und wußte sich immer zu trösten. Daß dem Dichter Vorwürfe über die Folgen des Wertherlesens oft gemacht worden sind, und daß er über selbe keine Freude gehabt, läßt sich erklären, und ist auch noch

aus der Gereiztheit ersichtlich, in welcher Riemer diese Vorwürfe abzuwehren sucht.

Hier nennt es Riemer einen alten unverständigen Vorwurf des Schadens, den Werther angerichtet haben soll, und Seite 216 desselben Bandes gesteht er selber die traurigen Folgen des Werther zu, indem er sagt: „Ohne Zweifel wäre der Verfasser des Werther nicht mißverstanden worden, sein Buch hätte nicht traurige Folgen haben können, wenn er persönlich und mündlich seine Geschichte vortrug. Seine Gegenwart war schon das beste Schutzmittel, die eindringlichste Moral und Nutzanwendung." So Riemer!! Nutzanwendung: Wer viel — — schreibt, soll ein gutes Gedächtniß haben; und nicht in einem und demselben Buche eine Thatsache verleugnen, und später sie bestätigen.

Uebrigens scheint dem Dr. Riemer aus seinem Kopfe die Logik — wie aus einer starkwändigen Glasglocke vollkommen ausgepumpt worden zu sein; denn er gesteht ja zu, daß Werther's traurige Folgen nur durch Goethe's persönlichen und mündlichen Vortrag aufgehalten worden wären, und daß seine Gegenwart das beste und eindringlichste Schutzmittel dagegen gewesen wäre.

Nachdem nun Goethe weder allgegenwärtig noch ewig ist, weder im Raum noch in der Zeit überall und zu allen Zeiten Werther vorlesen kann — so bleiben die traurigen Folgen des Werther allen Jenen in Aussicht, die den Werther selber lesen!!

Freilich soll man über derlei unliebsame Geschichten nicht nachdenken und sich mit dem Nachforschen um den historischen Thatbestand und die historische Wahrheit nichts zu schaffen machen — man hebt für sich keine Ehre dadurch auf — die Herren wollen in ihrer Andacht nicht gestört werden; und werfen jedem unliebsamen Störefried, einen bornirten Fanatiker an den Kopf. Wenn man bedenkt, daß es auch Leute giebt, welche bei einer grenzenlosen Unweisheit eine ebenso schrankenlose Unverfrorenheit besitzen, so ist der Titel: bornirter Fanatiker, von obigen Besitzern verliehen, noch sehr leicht zu ertragen.

11. Das sehr lustige Hofleben in Weimar von Goethe selbst geschildert.

Bis 10. Mai dieses Jahres, Feste, Theater, Ausflüge. Nun geht Goethe und der Herzog nach Leipzig und Berlin und kommen Ende Mai zurück.

Der alte Wieland schreibt an Merk am 1. Juni: „So eben höre ich, daß der Herzog und Goethe wieder angekommen sind. Alle Lande, wo sie gewesen, sind ihres Ruhmes voll. In ganzem Ernst: zu Leipzig, zu Dessau, zu Berlin ist alle Welt von unserem Herzog eingenommen. Das hat Bruder W. (Wolfgang Goethe als Freimaurer) wohl hübsch gemacht."

Trotz, daß aber Wieland und Goethe Maurer-Brüder waren, wollte ein inniges Verhältniß zwischen Beiden nicht gedeihen, Wieland klagt in seinen Briefen an Merk (Riemer I. 62.) 1778: „Wir trafen Goethe in Gesellschaft der schönen Schrötterin u. s. w." (Wir bringen diese Stelle später ausführlich.) „Wir hießen einander also auch willkommen, und Goethe war zwar simpel und gut, aber äußerst trocken und verschlossen, wie er's schon lange ist. Ich glaube gern und am liebsten, daß der wahre Grund davon bloß in der Entfernung liegt, worin wir durch die Umstände von einander gehalten werden. Vor zwei Jahren lebten wir noch miteinander, dies ist jetzt nicht mehr und kann nicht mehr sein, da er Geschäfte, Liaisons (er zielt auf Goethe's freundschaftliches Verhältniß zu Frau von Stein, und auf das mehr leidenschaftliche zu Corona Schröter), Freuden und Leiden hat, an denen er mich nicht theilnehmen lassen kann, und an denen ich meines Orts ex parte auch nicht theilnehmen könnte und möchte."

Wieland schreibt ferner dem Merk, daß der Herzog nach Goethe's Zeichnung habe neue Gartenanlagen machen lassen, die er dessen Poemata nennt, „ein wunderbar künstlicher, anmuthig wilder, einsiedlerischer und doch nicht abgeschiedener Ort, ein Felsen- und Grottenwerk vorstellend, wo Goethe, der Herzog und Wedel oft selbst darin zu Mittag essen, oder in Gesellschaft der einen oder der anderen Halbgöttin den Abend passiren."

Es ist fast komisch hier zu sehen, wie der lascive Oberonsänger, auf einmal in Satyre und „sittlicher Entrüstung" macht, wenn die Hofherren zu Weimar ihr Leben nach

den erbaulichen Handbüchern und Schriften des Hofdichters einzurichten sich befleißigen.

Goethe hat diese lustige Zeit im Gedichte: „Die Lustigen von Weimar" geschildert.

Es steht jedem Leser frei, je nach Begabung oder Enthusiasmus, diesem Gedichte mehr oder weniger Bedeutung zuzumessen, jedenfalls aber ist es eine thatsächliche Schilderung des außerordentlich unterhaltlichen Lebens, welches man damals in Weimar geführt hat, und das durch Poesie noch verklärt werden sollte. Es lautet:

„Donnerstag nach Belvedere, — Freitag geht's nach Jena fort,
Denn das ist bei meiner Ehre, — Doch ein allerliebster Ort,
Samstag ist's, worauf wir zielen, — Sonntag rutscht man auf das Land,
Zwäzen, Burgau, Schneidemühlen, — Sind uns alle wohlbekannt,
Montag reizet uns die Bühne, — Dienstag schleicht dann auch herbei,
Doch er bringt zu stiller Sühne — Ein Rapusch'chen frank und frei,
Mittwoch fehlt es nicht an Rührung, — Denn es giebt ein gutes Stück,
Donnerstag lenkt die Verführung — Uns nach Belveder' zurück,
Und es schlingt ununterbrochen — Immer sich der Freudenkreis
Durch die 52 Wochen — Wenn man's recht zu führen weiß,
Spiel und Tanz, Gespräch, Theater, — Sie erfrischen unser Blut
Lass't den Wienern ihren Prater — Weimar, Jena, da ist's gut."

Gut, daß Goethe nicht hundert Jahre später gelebt hat, in unsern Tagen hätte ihm dies Gedicht gerade nicht eine Dynamitpatrone, aber doch eine kleine Papier-Vexir-Rakette unter die Beine gebracht, als Fortsetzung seiner außerordentlich unterhaltlichen und vergnüglichen Hofschmeichel-Muse. Ungefähr so:

Und wer dies Schlaraffenleben — Uns nicht recht vergönnen wollte,
Nun dem wünschen wir dann eben, — Daß ihn gleich der Teufel holte.
Poesie die ist uns nöthig — Um uns gut zu unterhalten,
Uns're Musen sind erbötig — In gar vielerlei Gestalten.
Wozu sind die Unterthanen — Da, als um der Herrschaft willen,
Niemand wage uns zu mahnen — Mit des Vorwurfs bösen Grillen.
Ach, wir werden uns nicht lassen — Etwas vor die Nase schreiben,
Es soll auch bei leeren Cassen, — Nie ein Hoffest unterbleiben.

Ach, es würde dem Goethe sicher nicht geschadet haben, wenn er sich in der Zukunft das Bild eines socialistischen Dichters vorgestellt hätte, er würde sich in vielen Fällen nicht gar so von oben herab, hofluftig, hochunterhaltlich, volksverächtlich, öffentliche Meinung unterdrückerlich, jede Kritik scheuerlich,

auch mitunter unrechnungslegerlich benommen haben. Sicher sind unsere Zeiten nicht mehr gewillt, an den unterhaltlichen Gedichten Seiner Excellenz eine ungetrübte Freude an den Tag zu legen.

Uebrigens ist die Stimmung des Volkes gegenüber diesem überaus unterhaltlichen Hof, wie es Wieland in einem Briefe an Merk deutlich genug andeutet, gerade auch nicht sehr erbaulich gewesen. So gescheidt waren die Bürger und Bauern auch in jener Zeit, daß diese im Goethe'schen Wochenprogramm angeführten Unterhaltungen sehr viel Geld kosten, und daß das Steueramt die einzige Quelle ist, deren Gewässer die lustige Mühle die ganze Woche hindurch herumhaspeln muß *). Wäre nicht die in Weimar sehr beliebte und so lang und so zähe als möglich festgehaltene Censur gewesen, so hätte der Hofdichter sich auf ein freilich nicht so unterhaltliches, aber doch dafür sehr inhaltliches Gegengedicht gefaßt machen müssen.

Wer sich in das Gefühl der beim Borkenhäuschen vorüberwandelnden Bürger und Bauersleute nur ein wenig hineinleben will und diesem Gefühle einigen Ausdruck zu geben versucht, der könnte beiläufig sagen:

Alles im schönsten Farbenglanz, Alles im hellsten Licht,
Lauter Mondschein und Elfentanz, — Ein herrliches Gedicht.

Doch steckten leider, um Weimar herum, — Die Bauern noch voll Flegelei,
Die Kerle waren so grob und dumm — Und murmelten von: Lumperei;

Und meinten: den Leuten geht es zu gut, — Sie leben in Saus und Braus,
Und setzen in ihrem Uebermuth, — Sich über Alles hinaus.

12. Wie der arme Wieland einmal gelobt, ein anderes Mal gefoppt wird und was Goethe über Wieland privatim urtheilt.

Im Ganzen fühlte sich Wieland, wie es aus seinen Briefen hervorgeht, in Weimar seit der Ankunft des aufgehenden hell-

*) Wir erinnern an das Geständniß des edlen Geheimraths Ronne zu Weimar: „Die armen Unterthanen werden bis auf den letzten Blutstropfen ausgesaugt.“ (Nr. 7.)

leuchtenden Gestirns gar nicht behaglich. Er war um 16 Jahre älter als Goethe und der ältere Hofpensionär. Goethe arrangirte Fest an Fest, verherrlichte mit seiner Poesie die hohen Geburtstage, war Genosse bei den Ausflügen und Reisen des Herzogs. Bisweilen wurde Wieland auch zur Unterhaltung der hohen Herrschaften von Goethe etwas stark persiflirt.

Gelegentlich suchte ihn Goethe wieder besser zu stimmen, zu versöhnen, ein Umstand, der von Wieland immer wieder dankbar anerkannt wurde.

So schreibt Wieland an seinen Freund Merk 26. Juli 1779:

„Mit Goethen habe ich vergangene Woche ein paar gute Tage gehabt. Er und ich haben uns entschließen müssen, dem Rath May zu sitzen, der uns ex voto der Herzogin von Württemberg für Ihre Durchlaucht malen soll. Goethe saß Vormittags und Nachmittags, und bat mich, weil Serenissimus absens war (in Erfurt) ihm bei dieser leidigen Session Gesellschaft zu leisten, und zur Unterhaltung der Geister den Oberon vorzulesen. Zum Glück mußte sich's treffen, daß der fast immer wüthige Mensch diesen Tag gerade in seiner besten, receptivsten Laune und so amusable war, wie ein Mädchen von 16 Jahren. Tag meines Lebens habe ich Niemand über das Werk eines Anderen so vergnügt gesehen, als er es mit dem Oberon durchaus, sonders mit dem 5. Gesang war, worin Hyon sich von dem kaiserlichen Auftrag verbotenus aquittirt. Es war eine wahre jouissance für mich, wie Du leicht denken kannst. Ein paar Tage darauf gestand er selbst, daß er in drei Jahren vielleicht nicht wieder in diesen Grad von Receptivität und Offenheit jedes Sinnes für ein opus hujus furfuris et farinae kommen würde.“

Nun bringt aber Riemer (I. 92) folgende stille Gedanken Goethe's über „Wieland's Oberon“: „Es ist ein schätzbares Werk für Kinder und Kenner, so was macht ihm Niemand nach. Es ist große Kunst in dem Ganzen, so weit ich's gehört habe, und in dem Einzelnen. Es setzt eine unsägliche Uebung voraus, und ist mit großem Dichterverstand, Wahrheit der Charaktere, der Empfindungen, der Beschreibungen, der Folgen der Dinge, der Formen, Begebenheiten, Märchen, Fratzen und Plattheiten zusammengewoben, daß es an ihm nicht liegt, wenn es nicht vergnügt und unterhält. Nur wehe

dem Stück, wenn's Einer außer Laune und Lage, oder Einer, der für dies Wesen taub ist, hört, so Einer fragt: à quoi bon?" — —

Auch über den Merkur Wieland's war Goethe nichts weniger als lobsüchtig zu sprechen, er nannte ihn wiederholt den „Saumerkur" „eine Cloake, in welcher die erzählenden Feuilletons zerhackt werden" und dergleichen (Wagner, Briefe an Merk, 1835, S. 137). Und Wieland mußte alle diese Brocken hinunterwürgen, ein süßes Gesicht dazu machen und konnte nur hie und da seine eigentliche Freude über Goethe's Dasein in Weimar kundgeben.

In voller Harmonie mit diesen Zeugnissen sagt Baumgartner*): „Während Wieland zu Hause sich die Finger müde schrieb, um sich und die Seinigen zu ernähren, kommen ihm Goethe und der Herzog wie selige Götter vor, welche im vergnügten dolce far niente das Land regierten."

Düntzer sucht selbstverständlich das Verhältniß Goethe's zu Wieland im Interesse Goethe's zu verschönern und zu verklären. Goethe hatte den Wieland, ehe er nach Weimar kam, durch seine Farce: „Goethe, Helden und Wieland" heruntergemacht. Wieland hatte in seinem Merkur mitunter einige mißliebige Aeußerungen über Goethe fallen lassen. Düntzer erklärt nun das Ganze, wie folgt**): „Da konnte man es ihm (Goethe) dann nicht verdenken, daß er ergrimmte und in Bezug auf diese Behauptung selbst der „lieben Tante" schreiben mußte: „Wieland ist und bleibt ein Sch—kerl. Ewige Feindschaft sei zwischen meinem und ihrem Samen."

Düntzer beschwichtigt, das Verhältniß Goethe's zu Wieland, vor dem Erscheinen Goethe's in Weimar schildernd:

„Das war so schlimm nicht gemeint, nur einer der gottlosen Flüche, die ihm der Aerger über eine solche Dummheit eingab, zu welcher sich der Herausgeber des „Merkur" in seinem Haß wohl einmal hinreißen ließ. Persönlich war er Wieland nicht feindlich gesinnt, er freute sich über alles Gute, was ihm sein Landsmann Kraus, der sich längere Zeit in Weimar aufgehalten, auch von ihm berichtete, und mit großem

*) Baumgartner: Goethe's Lehr- und Wanderjahre, S. 134.
**) Düntzer: Goethe's Eintritt in Weimar, Leipzig 1883, S. 81.

Antheil sah er die Porträts seiner 4 Mädchen. Menschlich hoffte er Wieland wirklich näher treten zu können, wenn sie sich persönlich kennen lernten, und er freute sich durch seine herzliche Theilnahme einigermaßen einen Ersatz für den Schmerz, den ihm seine Farce: Goethe, Helden und Wieland gemacht, bieten zu können. Daß er sich hatte verleiten lassen, die Veröffentlichung derselben zuzugeben, that ihm wirklich wehe. So glaubte er denn mit gutem Gewissen vor Wieland treten zu dürfen, den er für seine übermüthige Farce ja schon im vorigen December um Verzeihung gebeten, aber sich freilich seit dieser Zeit nicht mehr persönlich an ihn gewendet hatte" u. s. w.

Wer die vertraulichen Aeußerungen Wieland's, die derselbe in Briefen an intime Freunde über Goethe ausgesprochen, durchliest, dem wird die überaus wohlwollende Gesinnung Düntzer's, mit welcher dieser die innersten Stimmungen Goethe's über Wieland nahe zu legen sucht — erst recht klar und anschaulich werden.

Goethe reiste dies Jahr mit dem Herzog incognito in die Schweiz. Interessant ist, wie er 1779 über Lavater an Knebel schreibt, über denselben Lavater, dem er, als er vom „classischen" Leben in Italien berauscht, mit dem julianischen Haß gegen das Christenthum erfüllt in die Heimat kommt, wünscht: „der Teufel hole ihn".

1779, 30. November: „Lavater ist und bleibt ein einziger Mensch, den man nur drei Schritte von ihm gar nicht erkennen kann. Solche Wahrheit, Glauben, Liebe, Geduld, Stärke, Weisheit, Güte, Betriebsamkeit, Ganzheit, Mannigfaltigkeit, Ruhe u. s. w. ist weder in Israel, noch unter den Heiden."

13. Was für hochbedenkliche (in neuester Zeit nennt man sie polizeiwidrige) Gesellen sich bisweilen bei den Hoffesten in Weimar eingefunden haben.

Wachsmuth berichtet *):

„1776 kam Lenz, der Naturmensch. Es war bal paré am Hofe. Lenz, eben im Gasthofe abgestiegen, hörte davon, hatte Maskenball im Sinne, ließ sich Domino und Maske bringen, trat kecklich ein und forderte Damen auf zum Tanz. Das

*) Weimars Musenhof in den Jahren 1772—1807. Berlin. Dunker 1844. S. 61.

Aergerniß kam sofort zu Goethe's Kunde, und dieser wies ihn zurecht. Herzog Carl August, dem Lenz darauf vorgestellt wurde, hatte seinen Gefallen an dem Huronismus des Menschen und gab ihm Herberge. Lenz ließ sich's in Stadt, Wald und Gebirge wohl sein, wurde geduldet wie ein närrischer Kauz, an dem das Innere besser sei, als es sich darstellte, beging aber so viel Affenstreiche und Albernheiten, daß seine Entfernung nöthig wurde. Später verliebte er sich in Goethe's Friederike und bildete sich ein von ihr wieder geliebt zu werden, ein Phantasiestück seiner Art, worauf er in Raserei verfiel. Als er davon genesen, 1779 eine Professur antreten sollte, schrieb Herzogin Amalie an Merk: die Universität, die ihn zum Professor gemacht, müsse toll und Lenz gescheidt geworden sein *). Mit seiner Uebersetzung nach Petersburg kam er außer Beziehung zu den Weimaranern. Für Leute solcher Art hatte Bertuch, des Herzogs Zahlmeister, für die menus plaisirs nicht selten mit der Garderobe nachzuhelfen, in seinen Rechnungen war eine eigene Rubrik für Beinkleider, Westen u. s. w., so den kraftgenialsten Gästen geliefert wurden."

Wenn sich nun hie und da ein gefühlvoller Leser und hochmüthiger Besitzer unzerrissener Beinkleider zu dem kühnen Ausruf verleiten lassen sollte: „Nun, da müssen mitunter saubere Haderlumpen zusammengekommen sein", so darf ihm das auch von keinem Verehrer Goethe's für übel gehalten werden, denn Goethe selber hat diesen Kraftausdruck mitunter über mehr oder weniger hoffähige Herren in Anwendung gebracht, wie z. B. Wachsmuth weiter berichtet:

„Auch der erbärmliche, heuchlerische Gaukler Kaufmann, der damals viel von sich und seinen vielversprechenden Geheimkünsten zu reden gab und mit Lavater's Empfehlung ausgestattet war, verweilte kurze Zeit dort. Goethe nennt ihn einen Lump **)."

*) Woher nahm diese hohe Dame, nachdem sie Wieland zum Prinzenerzieher gewählt, noch den Muth, sich über obige Universität tadelnd auszusprechen?

**) Hegner's: Beiträge zur näheren Kenntniß Lavater's. Leipzig. 1836, S. 127. Kaufmann hatte den guten Lavater durch seine Schwindelkünste eben auch irregeführt.

Daraus ist zu ersehen, wie der Dichterfürst seine Titulaturen nach dem jeweiligen Bedürfniß in Anwendung gebracht hat und durchaus nicht auf die Hof- und Ehrentitel des herzoglich weimarischen Staatsschematismus versessen gewesen ist.

Wir sind aber so weit entfernt, dem Goethe wegen dieser Bezeichnung des Kaufmann unrecht zu geben, daß wir im Gegentheile dieselbe in Anbetracht des Subjects sehr milde, ja nichtssagend finden. Düntzer hat aus Actenstücken eine Biographie dieses Kaufmann herausgegeben, für welche er wahrhaft Dank verdient *).

Dieser Kaufmann war „Kraftgenie", „Naturmensch", „Erziehungshäuser-Begründer", „Pietist", „Herrnhuter-Arzt", wußte sich überall theils durch energische Kraftsentenzen, theils durch süßlichen Pietismus einzuschleichen, und war einer der bedeutendsten Schwindler des 18. Jahrhunderts. Am Ende machte er ein reines Geschäft mit der ekeligsten, widerwärtigsten, herrnhutischen Frommthuerei. Nur ein Beispiel, als er über studirte Mediciner eifersüchtig wurde (er hatte keine Studien gemacht, aber gelogen: er habe solche gemacht), schrieb er in sein Tagebuch: „Der Heiland erbarme sich dieses medicinischen Volkes und bringe sie in's Geleis der Sünderschaft und des Liebhabens nach Jesu Sinn, damit die armen Kranken nicht zu sehr darunter leiden." —

In der That, Leute, die das Drechseln frommer Phrasen in ihrem Interesse so zur Uebung bringen, machen eine possenhafte Carricatur aus der wahren apostolischen Frömmigkeit. Wir wiederholen, Goethe hat bei diesem Menschen mit dem Wort Lump noch als schonungsvoller und delicater Hofmann sich erwiesen. Wir wollen diesem Schand- und Schund-Apostel der Geniezeit später einige Aufmerksamkeit widmen.

Diezmann ist über diese bemerkte schadhafte Garderobe, besonders über die zerrissenen Beinkleider, in große Verlegenheit gekommen, das Costume paßt nicht in die glänzenden Hoffestbilder hinein, er sagt **): „Es sei dies eine Klatscherei Böttiger's, wenn

*) Christoph Kaufmann, der Apostel der Geniezeit und der herrnhuterische Arzt. Ein Lebensbild von Heinrich Düntzer. Leipzig 1882.

**) Goethe und die lustige Zeit in Weimar. S. 134.

dieser sagt: Bertuch habe eine eigene Rubrik in seinen Rechnungen über Hosen und Strümpfe für eingewanderte Genies halten müssen." — Man trifft hier den Herrn Dr. Diezmann beim Ausbessern alter Hosen und Strümpfe, es giebt eben auch literarische Flickarbeit und Flickschneiderei!

Sichergestellt bleibt die historische Thatsache, daß Lenz schon verschlissen und verrissen in Weimar ankam, und die Rechnung, welche Bertuch Namens des Hofes für Lenz im Wirthshause für zwei Monate bezahlte, bringt selbst Diezmann, wenn nun Diezmann die Rechnung für das Ausbessern des zerrissenen Gehäuses (und Gehöses) dieses Lenz oder für Anschaffung neuer Beinkleider und Strümpfe, nach 80 Jahren nicht mehr (als theuere Reliquie) vorgefunden hat, so ist doch historisch, daß Lenz ein ganz neues Gewand bekommen hat und ebenso sicher, daß er ohne Geld und in trauriger Decoration des äußeren Schauplatzes nach Weimar gekommen ist. Es scheint, daß man zu Weimar während der lustigen Zeit durchaus nicht so scrupolos gegenüber den zerrissenen Hosen und Strümpfen und Schuhwerk der Dichter gewesen, und daß die modernen Literarhistoriker im Nähen und Fleckausbringen des alten Sängergewandes weitaus zartfühlender und gewissenhafter sind, als es die Weimarer Hofgesellschaft vor 100 Jahren gewesen ist

Wir haben hier Gelegenheit, die gewissenhaften Nachforscher der Weimarer Zustände zu bewundern, welche den Leser selbst in muffige Trödlerbuden hineinführen, um abgetragenen Gewändern, die rings an den Wänden herumhängen, zu Gunsten des Weimarer Hofes noch einiges Interesse abzugewinnen. Wir haben uns nur durch die Streitigkeiten über das alte Gewand verleiten lassen, auch an diesem Trödelmarkt nicht ohne Beachtung desselben vorüberzugehen.

14. Die schadhafte Wissenschaft von Historikern und Literarhistorikern. Wie und wozu der Herzog den Goethe nach Weimar berufen hat. Die drei ersten Herzenskrisen.

Vehse hat in seiner Geschichte der deutschen Höfe allerdings darnach gestrebt — sein Werk, ohne irgend von einem ethischen Standpunkt auszugehen, zumeist durch Scandale interessant zu machen; daß er das Hofleben überhaupt weder

von der religiösen, noch von der sittlichen Seite aufzufassen versucht hat, geht aus der Leichtfertigkeit hervor, mit welcher er auf obige Momente bezügliche Fragen und Thatsachen behandelt. Er ist aber doch in dem Anführen von Actenstücken und Briefen verlässig. Uns dient er in seinen auf Religion bezüglichen Anführungen als eine sicher unparteiische Quelle, er betont, daß er als Protestant schreibe. Freilich ist es ihm um das positive Christenthum nicht zu thun, er steht, was reelles Wissen in theologischen Fragen anbelangt, um keinen Zoll höher als Gleim und Voß. Ebenso kommen seine socialpolitischen Ansichten nicht über die gedankenloseste Oberflächlichkeit hinaus. Das Ueberhandnehmen der Freimaurerei erwähnt er mit sichtlicher Befriedigung. Ueber Napoleon's Scheidung von der Kaiserin Josephine bemerkt er (im Bande 44): „Diese Prostituirung der Ehe, des Fundaments aller Familien und Staaten vor ganz Frankreich, war Napoleon's größte Begehungssünde, wie es seine größte Unterlassungssünde war, die protestantische Religion nicht in Frankreich eingeführt zu haben, da er es konnte, wie kein anderer, da tabula rasa war." — Man braucht gerade kein Historiker von Fach zu sein, um den nicht gewöhnlichen Unverstand dieser Bemerkung einzusehen. Dem guten Vehse ist die Anschauung und Praxis bezüglich der Ehe bei hohen Herren offenbar ein Geheimniß geblieben. Wenn er meint, in Frankreich lasse sich die Religion von einem Regenten wie Aufschläge und Knöpfe bei einem Regiment Soldaten wechseln, so zeigt dieser „Historiker", der sich die Herabsetzung sämmtlicher deutschen Fürsten zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat, daß er selber sich nebenbei mit der fürchterlichsten Tyrannei, die über die Gewissen ihrer Unterthanen verfügt, vollkommen einverstanden erklärt, ja sogar dazu anräth.

Wenn wir nun auch Vehse einige Male mit Vorsicht citiren und geflissentlich auch aus seinen Schriften Briefstellen anführen, so können wir gegenüber der Verlogenheit der Kurz'schen Literaturgeschichte, die uns beschuldigt, wir hätten Goethe und Schiller geschmäht, bloß weil sie Protestanten sind, nachweisen, daß wir nicht geschmäht haben und daß wir sogar einen, alles Christenthum wegprotestantisirenden Verehrer der Freimaurerei — über Maurerbrüder als Zeugen anführen.

Wir sind dadurch in die günstige Lage versetzt, die entschiedene Unwissenheit in wichtigen literarhistorischen Fragen, deren sich Kurz schuldig gemacht hat, mit der bestmöglichsten, weil sicher total unparteiischen und allen „Ultramontanismus" ex diametro entgegengesetzten Zeugnissen zu documentiren.

(Vehse, 28. Bd., S. 71 u. ff.) „Goethe's Berufung nach Weimar. Goethe's Bekanntschaft machte Herzog Carl August in seinem 17. Lebensjahre durch Knebel 1774, wo Knebel dem Herzog den Verfasser des Götz und Werther vorstellte. Graf Görz bat Goethe zum Frühstück beim Herzog im rothen Hause zu Frankfurt. Carl August hatte eben den Götz gelesen und war sehr begierig, den Autor dieses Kraftwerkes von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Goethe hatte eben seine drei großen Herzenskrisen durchgemacht, er hatte die Sessenheimer Pfarrerstochter Friederike Brion verherrlicht durch das schöne Lied: „Erwache, Friederike, vertreibe die Nacht, die einer Deiner Blicke zum Tage macht. Ist Dir Dein Wort nicht heilig und Deine Ruh' u. s. w." Diese Friederike, die, wie er selbst an Frau von Stein schrieb, ihn schöner liebte, als er's verdiente, und mehr als Andere, an die er viel Liebe und Treue verwendet habe*), wurde von ihm (nach seinen eigenen Worten) in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete; er hatte darauf sich von der Wetzlarer Amtmannstochter Lotte Kästner schmerzlich trennen müssen, die, obwohl sie ihn liebte, schon mit einem Andern verlobt war, und er war darauf, nachdem er sich von seinem Schmerz durch „Werther's Leiden" befreit hatte, von der reizenden Lili Schönmann, obwohl er mit ihr verlobt war, selbst, wenn nicht verlassen, doch zur herben Demüthigung seines Stolzes gewaltig vernachlässigt worden, weil sie gar nicht in ihm ihr Eins und Alles finden, ihn gar nicht so vergötterte, wie er von der ganzen Welt vergöttert wurde, wie sie denn auch kurz nach Goethe's Weggang von Frankfurt sich mit Baron Türkheim, Banquier in

---

*) Das ist leider gar nicht deutsch, denn: Treue an viele verwenden, das ist noch keinem Menschen (also auch Goethe nicht) gelungen. Verheißungen von Treue, oder etwas unpoetischer, aber wahrer gesagt: Lügen von Treue kann man verwenden. Die Treue ist ein untheilbares Goldstück, das man nicht wechseln und pfennig- oder hellerweise wegschenken kann!

Straßburg, vermählte. Er selbst schrieb am Abend seines Lebens, wo er noch einmal zu dem reizenden Lilibilde zurückkehrte, das wahrlich nicht das Geringste ist, was seine Phantasie geschaffen hat: Lili war in der That die erste, die ich tief und wahrhaft liebte, auch kann ich sagen, daß sie die letzte gewesen." —

Es ist dieses sicher kein schmeichelhaftes Zeugniß, welches der alte Herr Geheimrath den vielen anderen Damen seiner zeitweiligen Verehrung ausstellt; nur eine hat er tief und wahrhaft, also logisch: alle andern oberflächlich und unwahrhaft geliebt (verlogen zu sagen, wäre gegen allen Hausgebrauch einer ästhetisch angehauchten Seele). Außer einer Menge von Briefen und lyrischen Gedichten werden durch diesen Ausspruch auch die dreibändigen Briefe an die Frau von Stein — was den Wahrheitsgehalt derselben betrifft — durch das eigenhändig ausgestellte Zeugniß des Correspondenten an jenen Ort hingewiesen, an den dieselben gehören.

Wie erwiesener Maßen die Versicherungen ewiger Liebe nur in's Gebiet romanhafter Schmeicheleien gehört haben, so auch die der wahren Liebe. Diese gerühmten ewigen Wahrheiten haben sich nacheinander als zeitliche Unwahrheiten herausgestellt.

15. Wie Goethe dazu gemacht ist, „Cumpan und treuester Genosse zu einem lustigen Genie-Leben" zu werden, wie der verklärende Zauber der Poesie als Pflaster für allerhand Schäden in Weimar gebraucht wird und wie der alte Kalb seine Tochter „vor Goethe rettet".

Vehse, ein Berichterstatter, der gerade in dieser Richtung um so unbefangener die Wahrheit sagt, als er doch eigentlich mit diesen Ereignissen in Goethe's Leben größtentheils einverstanden ist, wenigstens gar keine Scrupel darüber äußert, fährt fort:

„Goethe erschien auf die Einladung des Grafen Görtz im rothen Hause zu Frankfurt und erschien dem jungen lebenslustigen Herzog in seiner kräftigen jugendlichen Schönheit und in seiner liebenswürdigen, witzig genialen Gebahrung wie dazu gemacht, der Cumpan und treueste Genosse zu einem

lustigen Genieleben zu werden, wie es ihm eben dazumal zu führen im Sinne stand."

„1775, als Carl August zur Vermählung mit Luise von Darmstadt nach Darmstadt reiste, ward Goethe förmlich nach Weimar eingeladen, wo der Herzog sich mit ihm über den Zwang der spanischen Stiefeln des Fürstenstandes und die Langweiligkeit der Formen der Hof-Etiquette hinweg in einem anderen ungebundenen Leben zu erholen gedachte. Dieses Leben sollte dem von üppiger Lebenskraft strotzenden Fürsten den Vollgenuß in der besten Gesellschaft eines gleichgesinnten jungen Lebemannes gewähren, der schon durch poetische Kraftwerke die vollste Zuversicht erweckt hatte, daß er um diesen Genuß des jovialisch heiteren Lebens in Natur, in Wald und Feld, auch verliebte Abenteuer bei allerlei Volk in Stadt und Land, den verklärenden Zauber der Poesie zu legen, und ihn damit desto genußreicher zu machen verstehe." —

Was hier der Poesie für eine bedenkliche Rolle zugemuthet wird! Sie soll vorerst bei Hof und dann auch bei allerlei Volk in Stadt und Land den „Genuß" durch ihren verklärenden Zauber noch genußreicher machen. Auf gut deutsch gesagt, könnte man diese Poesie eine Beschönigungs- und Gewissenbeschwichtigungs-Poesie nennen, aber eine Verklärungs-Poesie, das ist etwas zu stark, was das arme Volk in seiner Weise . . . oder . . . oder . . . nennt, das läßt sich nicht so geschwind verklären. Dieser verklärende Zauber ist (nach statistischen Ausweisen über drückende Abgaben) sehr kostspielig gewesen, und die Bauern und Steuerzahler haben das Gedicht Goethe's: „Die Lustigen in Weimar" aufrichtigsten Sinnes für das kostbarste Werk des Dichters gehalten. Freilich durften diese „Traurigen in Weimar" über „Die Lustigen in Weimar" nur ihren stillen Gedanken nachhängen und ihre Gefühle darüber nicht laut werden lassen, „denn das unschickliche Raisonniren und Kritisiren der (auch poetisch-verklärten) Zeitläufte wurde sogar mitunter bei Zuchthausstrafe verboten." —

Der sicher nicht ultramontan gesinnte Herr Vehse erzählt weiter:

„Der in Carlsruhe zurückgebliebene Kammerjunker Kalb in der Suite des Herzogs erhielt Befehl, Goethe in dem von Straßburg erwarteten Landauer-Staatswagen mit nach Weimar zu bringen. Der Wagen blieb lange aus, Goethe's grämlicher fürstenfeindlicher Vater hatte ihm schon mit warnend-spottendem Zuruf: „Nah' bei Hof, nah' bei der Höll'" die Befürchtung in die Seele geworfen, er könne nur der Spielball für einen fürstlichen Einfall gewesen sein; Goethe hatte schon die Fluchtreise nach Italien angetreten, als diese glücklich in Heidelberg unterbrochen wurde. Es hing schon an einem Faden, daß Goethe nicht nach Weimar kam und daß sonach aus der ganzen Genieperiode nichts wurde; Goethe hat noch in seinem späten Alter des wahrhaft Dämonischen dieser Situation sich erinnert." —

„So kam, erzählt Böttiger, Goethe am 7. November 1775 in Weimar an und Kalb (Kammerjunker) logirte ihn, bis er selbst eine bequeme Wohnung hatte, bei seinem Vater, dem alten Kammerpräsidenten, ein, erwies ihm, da er bald merkte, daß dies der allvermögende Liebling des 18jährigen Herzogs werden würde, alle mögliche Gefälligkeit und Gastfreundschaft, und hatte selbst gegen die Liebelei, die der schmucke Goethe mit seiner damals noch unverheirateten Schwester, der späteren Frau von Sekendorf trieb, nichts einzuwenden. Nur der alte Kalb rief seiner Tochter, ein „Mädchen mit Rath" zu und rettete sie. Goethe vertauschte bald diese Liebe mit der Seladonschaft bei der reizend aufknospenden Kotzebue, nachmaligen Gildermeister, der zu Gefallen er damals auch das liebliche kleine Stück „Die Geschwister" schrieb, worin er sich mit seiner Geliebten selbst copirte. Dann kamen die Liebschaften mit der Frau von Stein, davon der Park ein so schönes Epigramm zum Denkmal erhielt."

16. Was Goethe auf die kleineren Götter in Weimar für eine Erpressung ausübt, und wie diese ihre Freude hierüber nur im Familienkreise kundzugeben sich erlauben. Wie Bertuch über einen von Goethe ihm angethanen Liebesdienst ein „Gallenfieber" bekommt.

„Goethe (schreibt Wieland, 25. März 1776 an Merk), bleibt nun wohl hier, so lange Carl August lebt, und möchte das bis zu Nestor's Jahren währen. Er hat sich ein Haus gemiethet, und ist auch im Begriff einen Garten zu kaufen."

„Dieser Garten war Bertuch's, Chatoulliers des Herzogs, Garten, den dieser abtreten mußte. „Bertuch, ich muß Deinen Garten haben," sagte eines Tages dieser zu Bertuch, seinem Vertrauten. Aber Durchlaucht wie? — Kein aber, unterbrach ihn Carl August, ich kann Dir nicht helfen, denn Goethe will ihn haben, und ich mag hier nicht ohne ihn leben! Wenige Tage darauf hatte Goethe den Garten, er bezog ihn am 10. Mai 1776. Er etablirte hier, so erzählt Wieland an Böttiger, seine Junggesellenwirthschaft, eine echte Geniewirthschaft. Hatte er keine weiße Cannevasweste und Hosen (die damals Genietracht waren), so ließ er sich aus der herzoglichen Garderobe sein Bedürfniß holen. Oft schickte er zu Bertuch's Frau und ließ sich ein Schnupftuch holen. Versteht sich, daß nie etwas zurückgegeben wurde. Oft schickte er in ein Haus und ließ sagen, er werde heute Abends da essen. So bat er sich oft bei Wielanden Abends zu Gaste. Denn der Herzog, mit welchem Goethe alle Mittags aß, speiste Abends nur selten, außer wenn er alle seine Umgebungen mit Bratwürsten tractirte, die in „unendlicher Menge" gemacht werden mußten. Damals war das Wort „unendlich" überall wiederkehrendes Sprichwort. Wenn Goethe Abends bei Wieland essen wollte, so schickte er seinen Bedienten (der beiläufig in Allem seinen Herrn nachahmte, so ging, den Kopf schüttelte, sprach 2c. 2c.) vorher in's Haus und ließ sich eine unendliche Schüssel unendlicher Borsdorfer Aepfel (gedämpft) ausbitten." —

Mit einiger psychologischer Phantasie läßt sich denken, was der alte Wieland mit seiner schmalen Pension und seine Frau und Kinder für eine ungeheuere Freude gehabt haben werden, wenn der Liebling der Musen und des Herzogs sich zu einem Abendessen eingeladen.

Mit den Musen hätte es der alte Wieland schon noch aufgenommen; die Gunst derselben zu verscherzen, das wäre Luft und Dunst gewesen, aber mit der Gunst des Herzogs war nicht zu spielen. Also ein Gesicht so süß wie ein gebratener Borsdorfer Apfel.

Wenn man so manchem Leser unter vier Augen und nicht in Anwesenheit eines schöngeisterischen Höllenrichters die Frage vorlegen würde:

Was willst Du lieber lesen, und was dünkt Dir wahrhafter und unterhaltlicher, die drei Bände Briefe Goethe's an Frau von Stein oder die stenographirten Gespräche bei Wieland und anderen Familien in Weimar, nachdem ihnen Goethe einen Abendspeisebesuch ankündigte?

Menschenkenner, und wenn Du auch nur ein Zwölftel von einem Menschenkenner bist, wie wirst Du Dir diese heikliche Frage beantworten? Daß die Apollo- und Musenherrschaft in Weimar mitunter zu einer wahren Tyrannei wurde, ersehen wir aus den weiteren Berichten.

Wieland an Böttiger: „Alle Welt mußte damals im Wertherfrack gehen, in welchen sich auch der Herzog kleidete, und wer sich keinen schaffen konnte, dem ließ der Herzog einen machen. Nur Wieland nahm der Herzog selbst aus, weil er zu alt zu diesen Mummereien wäre. Görtz hielt es mit der regierenden Herzogin. Sonst zog die verwitwete Alles an sich. Goethe's Geniestreiche und Feuerwerke spielten nirgends ungescheuter als bei ihr. Goethe's große Kunst bestand von jeher darin, alle Convenienz mit Füßen zu treten, und doch dabei immer klug um sich zu sehen, wie weit er's gerade wagen dürfte. Oft hat er sich in Gegenwart der Herzogin Mutter auf dem Boden im Zimmer herumgewälzt und durch Verdrehung der Hände und Füße ihr Lachen erregt. Oft stellte sich der Herzog mit Goethe stundenlang auf den Markt in Weimar und knallte mit ihm um die Wette mit einer abscheulich großen Parforcekarbatsche". Niemand, setzt Wieland hinzu, kann diese Periode besser beschreiben, als Bertuch, der dabei abscheulich mystificirt und einmal so geärgert wurde, daß er beinahe an einem Gallenfieber gestorben wäre. Damit stimmt eine briefliche Aeußerung Wieland's (24. Juli 1776 an Merk):

„Goethe hat in den ersten Monaten die meisten (mich niemals), freilich oft durch seine damalige Art zu sein scandalisirt, und dem Diabolus prise sich gegeben. Aber schon lange und von dem Augenblick an, da er decidirt war, sich dem Herzog und

seinen Geschäften zu widmen, hat er sich mit untadeliger sophrosine und aller ziemlichen Weltklugheit aufgeführt.“ —

Wir haben in Nr. 3 berichtet wie schlau Düntzer dieses Karbatschenknallen vom Markte zu Weimar auf die Straße nach Erfurt verlegt hat — um die Bewohner in Weimar hundert Jahre früher und seine Leser hundert Jahre später nicht zu allarmiren. Die Vergangenheit, Gegenwart und auch die Leser der Zukunft sollen dem Dr. Düntzer für seine gütige Fürsorge Dank erweisen.

17. „Anfangs glänzte nur im Nebel Weimars Stern“, so sagt „von Knebel“ —. Wie Klopstock dem Goethe die Leviten lieset, dieser aber sich einen blauen Plunder um den Klopstock kümmert. Dieser Briefwechsel von der Goethe'schen Enthusiasterei entweder todtgeschwiegen, oder zu Ungunsten Klopstock's ausgelegt.

„Goethe (schreibt Knebel) ging wie ein Stern in Weimar auf, der sich eine Zeit lang in Nebel und Wolken verhüllt. Jedermann hing an ihm, sonderlich die Damen. Er hatte die Werther'sche Montirung an und Viele kleideten sich darnach. Er hatte noch von dem Geist und Sitten des Romans an sich, und dieser zog an. Sonderlich den jungen Herzog, der sich dadurch in Geistesverwandtschaft seines jungen Helden zu setzen glaubte. Manche Excentricitäten gingen zur selbigen Zeit vor, die ich nicht zu beschreiben Lust habe, die uns aber auswärts nicht in den besten Ruf setzten.*) Goethe's Geist wußte indessen ihnen einen Schimmer von Genie zu geben. Die Herzogin Amalie war immer sehr nachsichtig auch gegen ihre Söhne.“ —

Klopstock's Mahnbrief an Goethe **).

Das Geschrei im Auslande über die sonderbare Lebensweise, die Goethe und der Herzog führten, muß recht vernehmlich

*) Dieses Geständniß war sehr unvorsichtig von Knebel; denn der Leser wird sich dann denken: der Klopstock hat doch Recht gehabt mit seinem Brief. Mit dem „Genieschimmer“ lassen sich Thatsachen nicht ungeschehen machen.

**) Goethe's Verhältniß zu Klopstock. Von Otto Lyon. Leipzig. Grieben. 1882. S. 112, 113.

gewesen sein, denn Klopstock that den auffallenden Schritt als Mentor sich einzumischen. Er schrieb aus Hamburg 8. März 1776:

„Hier einen Beweis meiner Freundschaft, liebster Goethe! Er wird mir zwar ein wenig schwer, aber er muß gegeben werden. Lassen Sie mich nicht damit anfangen, daß ich es glaubwürdig weiß, denn ohne Glaubwürdigkeit würde ich ja schweigen. Denken Sie auch nicht, daß ich Ihnen, wenn es auf Ihr Thun und Lassen ankommt, einreden werde; auch das denken Sie nicht, daß ich Sie deswegen, weil Sie vielleicht in Diesem und Jenem andere Grundsätze haben, als ich, streng beurtheile. Aber Grundsätze, Ihre und meine bei Seite, was wird denn der unfehlbare Erfolg sein, wenn es so fortwährt? Der Herzog wird, wenn er sich ferner bis zum Krankwerden betrinkt, anstatt, wie er sagt, seinen Körper dadurch zu stärken, erliegen und nicht lange leben. Es haben sich wohl starkgeborne Jünglinge, und das ist denn doch der Herzog gewiß nicht, auf diese Weise früh hingeopfert."

„Die Deutschen haben sich bisher mit Recht über ihre Fürsten beschwert, daß diese mit ihren Gelehrten nichts zu schaffen haben wollen. Sie nehmen jetzt den Herzog von Weimar mit Vergnügen aus. Aber was werden andere Fürsten, wenn Sie in dem alten Tone fortfahren, nicht zu ihrer Rechtfertigung anzuführen haben? Wenn es nun wird geschehen sein, was ich fürchte, daß geschehen werde? Die Herzogin wird vielleicht ihren Schmerz jetzo noch niederhalten können *), denn sie denkt sehr männlich. Aber dieser Schmerz wird Gram werden. Und läßt sich da dann etwa auch niederhalten Luisen's Gram! Goethe! — Nein, rühmen Sie sich nur nicht, daß Sie lieber wie ich . . . Ich muß noch ein Wort von meinem Stolberg sagen. Er kommt aus Freundschaft zum Herzoge. Er soll doch wohl also mit ihm leben? Wie aber das? Auf seine Weise? Nein! Er geht, wenn er sich nicht ändert, wieder weg. Und was ist dann sein Schicksal? Nicht in Kopenhagen, nicht in Weimar! Ich muß Stollbergen schreiben, was soll ich ihm schreiben?"

---

*) Es fehlen aus dem Originalbrief Klopstock's einige Stellen; die sicher nicht aus Schonung für den Briefschreiber (Klopstock), sondern für den Adressaten (Goethe) weggelassen worden sind.

„Es kommt auf Sie an, ob Sie dem Herzog diesen Brief zeigen wollen oder nicht. Ich für mich habe nichts dawider. Im Gegentheil. Denn da ist er gewiß noch nicht, wo man die Wahrheit, die ein treuer Freund sagt, nicht mehr hören mag! Ihr Klopstock." — —

Dieser Brief ist ein großartiges Zeugniß von der ethischen Tiefe, von der edlen Wahrheitsliebe Klopstock's. In der Antwort Goethe's darauf ist das nachfolgende Leben mit der daraus resultirenden Weltanschauung Goethe's abgespiegelt.

Düntzer findet selbstverständlich auch den nachfolgenden Brief Goethe's außerordentlich in der Ordnung, er sagt in seinem „Leben Goethe's" darüber: Goethe antwortete am 21. Mai in „würdiger Weise." Es wäre nicht ohne Interesse, zu erfahren, aus welchem Compendium der Ethik Düntzer sein Moralprincip „auswendig gelernt hat", wenn er je bei seinen gründlichen Studien sich auch in dieser Abtheilung der theologischen und philosophischen Doctrin vertieft haben sollte.

Je länger Düntzer an der Verherrlichung Goethe's arbeitet, um so kühner wird er, er kann sich ja immer mehr auf seine bisherigen Behauptungen berufen. In seiner neuesten Schrift *) sucht er den Klopstock, S. 153—155, mit aller sittlichen Entrüstung, die er immer in großen Vorräthen am Lager hat, zu verklopfen, Goethe und der Herzog haben Recht, und Klopstock hat Unrecht; und wird am Ende noch beschimpft und verdächtigt. Z. B.: „Aber Klopstock war selbstsüchtig gegen Goethe eingenommen, keineswegs so gutmüthig wie Wieland, der seine innige Freude daran hatte, daß Goethe das Alles sei, was er nicht habe werden können **), seine Herrschsucht konnte es Goethe nicht vergeben, daß er im Gefühle seiner Kraft seinen eigenen Weg ging, ohne dem Sänger des Messias den Pantoffel zu küssen, er sich nicht so lächerlich und unleidlich betrug, wie er selbst vor einem Jahre am Carlsruherhof gethan, wo er die Flucht ergriff, während Goethe der vertrauteste Freund des Herzogs geworden war. Aber

*) Goethe's Eintritt in Weimar. 1883.

**) Wir haben viele Beweise für die „innige Freude" gebracht, die Wieland über das Walten Goethe's in Weimar empfunden hat. Freilich war er so klug, diese „innige Freude" nicht in Weimar offen zum Ausbruch kommen zu lassen; er hat selbe nur in Briefen an Freunde in der Fremde heimlich kundgegeben.

mochte Klopstock auch so schwach und beschränkt sein, daß er auf solche Gerüchte hin den Dichter des Werther verkannte, viel unverzeihlicher ist es, daß die Stolberge nicht allein aus ihrer persönlichen Kenntniß der Verhältnisse und des Geistes und Herzens ihres Freundes, diesem nicht entschieden widersprachen, und in Erinnerung an ihre eigenen Unverständigkeiten und Ausschweifungen einer milderen Beurtheilung empfahlen, sondern später selbst noch Steine auf ihn warfen, ihn bei Klopstock als den schrecklichsten Gottesleugner und den anmaßendsten Trotzkopf verdächtigten. Eines solchen schmachvollen Verrathes konnte Goethe die in den Freimaurerorden getretenen Reichsgrafen nicht fähig halten, und so erwartete er wohl, daß wenigstens Fritz, selbst wenn nicht als Freund, doch als Mann von Ehre sich persönlich an ihn wenden und ihn wegen des niederträchtigen Geklatsches, das zu seinen Ohren gekommen, befragen werde. Zunächst gab es für Goethe Anderes zu thun, als Klopstock's querköpfigen Brief zu beantworten; die vom Herzog beschlossenen Veränderungen sollten nun in's Leben geführt und Fritsch zum Bleiben im Conseil bestimmt werden." —

Der Leser wird ersucht, diese Declamationsübung des Dr. Düntzer nochmals durchzulesen und sich einen historischen Grund dafür, darin zu suchen: die Stolberge hätten als Freimaurer die Pflicht gehabt, den Bruder Maurer im günstigsten Lichte darzustellen. Düntzer nimmt sich um die Loge stets mit einer Wärme an, die nichts zu wünschen übrig läßt. Der Maurerbund ist für ihn eine Versammlung zur Förderung wohlthätiger Zwecke!!! Die Stolberge und Klopstock werden ohne historische Unterlage verdächtigt und verschimpft, und: „Goethe hatte keine Zeit, den querköpfigen Brief zu beantworten", er war nämlich nach Düntzer Tag und Nacht beschäftigt die Bewohner des Weimarischen Reiches glücklich zu machen!

Goethe antwortete darauf. Weimar, den 21. Mai 1776:

„Verschonen Sie uns künftig mit solchen Briefen, liebster Klopstock. Sie helfen uns nichts und machen uns immer ein paar böse Stunden. Sie fühlen selbst, daß ich darauf nichts zu antworten habe. Entweder ich muß als Schulknabe ein pater peccavi anstimmen, oder sophistisch entschuldigen, oder als ein ehrlicher Kerl vertheidigen, und käme vielleicht in der Wahrheit

ein Gemisch aus allen Dreien heraus, und wozu? Also kein Wort mehr zwischen uns über diese Sache! Glauben Sie, daß mir kein Augenblick meiner Existenz übrig bliebe, wenn ich auf alle solche Briefe, auf alle solche Anmahnungen antworten sollte. Dem Herzog that es auf einen Augenblick wehe, daß es von Klopstock wäre. Er liebt und ehret Sie, von mir wissen und fühlen Sie eben das. Leben Sie wohl, Stolberg soll immer kommen. Wir sind nicht schlimmer, und will's Gott, besser als er uns gesehen hat." —

Klopstock antwortete: Hamburg, im 9. Mai 1776. „Sie haben den Beweis meiner Freundschaft so sehr verkannt, als er groß war, groß besonders deswegen, weil ich mich unaufgefordert höchst ungern in das mische, was Andere thun."

„Und da Sie sogar, unter all' solche Briefe und unter all' solche Anmahnungen (denn so stark drücken Sie sich aus), den Brief werfen, welcher diesen Beweis enthält, so erkläre ich Ihnen hiedurch, daß Sie nicht werth sind, daß ich ihn gegeben habe. Stolberg soll nicht kommen, wenn er mich hört, oder vielmehr, wenn er sich selbst hört! Klopstock."

18. Wie Düntzer den Goethe sehr standhaft zu verdefendiren sucht.

Düntzer*) ist immer beflissen, Goethe in allen Bedrängnissen, die den Charakter des Dichters in einem unvortheilhaften Lichte erscheinen lassen könnten, zu entschuldigen, zu entlasten, oder über derlei unliebsame Affairen kurz hinüberzugleiten. Düntzer schreibt die von Klopstock getadelten selbstständigeu Leibesaffairen dem „selbstständigen Geiste" Goethe's zu und nennt Klopstock's Vorstellungen über das Leben in Weimar „philisterhafte Vorstellungen".

Denn Düntzer berichtet: „Klopstock's Werth erkannte unser jugendlicher Dichter sehr wohl, und er hatte sich dem Sänger des Messias zu nähern nicht verfehlt, der es auch nicht verschmähte, auf seiner Carlsruher-Reise zweimal in seinem elterlichen Hause einzusprechen, allein seine Richtung war eine zu ausschließende, und den Zoll unbedingter Bewunderung und verehrender Unterwerfung unter seine mit prophetischer

*) Freundesbilder aus Goethe's Leben. S. 289.

Salbung ertheilten Aussprüche, Lehren, Warnungen konnte ein so selbstständiger Geist, wie Goethe, ihm nicht entrichten.*) Klopstock's philisterhafte Vorstellungen über das anfängliche, freilich manchmal etwas toll ausgelassene Leben zu Weimar und die Abhaltung Fr. Stolberg's von dort, störten das freundliche Verhältniß völlig, so daß der Dichter des Messias vom Mai 1776 an, wo freilich die Hauptzeit seiner Wirksamkeit bereits vorüber war, dem stets mächtiger sich erhebenden Goethe immerfort grollte."

Es liegt nun hier vor, wie schlau Düntzer über diesen Briefwechsel hinübergleitet, wie er des Klopstock sittlichen Ernst und seine Wahrheitsliebe, mit welcher er zu Goethe gesprochen, als „philisterhafte Vorstellungen Klopstock's, mit prophetischer Salbung vorgebracht" bezeichnet und so die ganze Schuld des Zerwürfnisses dem „unbedingte Bewunderung verlangenden Klopstock" zuschreibt. Mit Einem Wort: Goethe muß immer Recht haben. Freilich, wer den Briefwechsel seinem Wortlaute nach kennt, der wird sich erlauben, sich selber je nach seiner ethischen Lebensanschauung ein Urtheil darüber zu bilden.

Düntzer, der immer sicherer mit seinen „Behauptungen" auftritt, hat es anno 1880 schon so weit gebracht, über sämmtliche Berichte der Zeitgenossen, die das damalige Weimarer Leben schildern, kühn hinwegzuschreiten. Er sagt**): „Die entsetzlichen Verleumdungen, die von Gegnern, Neidern und geschwätzigen Zwischenträgern***) über das Treiben

*) Düntzer betont in dieser Streitfrage sehr schlau immer den „selbstständigen Geist Goethe's" — — was den Anschein gewinnen soll, als ob Klopstock den Goethe in den frommen Geistesübungen desselben hätte stören oder beunruhigen wollen. Derweil ist ja gerade das Gegentheil der Fall gewesen, denn Klopstock tadelt ja glaubwürdig verbürgte Leibesübungen, die am Hofe zu Weimar im Schwunge waren. Es steht dem Dr. Düntzer gar nicht gut an — wenn er Klopstock's Standpunkt mit der Phrase „philisterhafte Vorstellungen" abzuthun bestrebt ist — — denn da kann man auch die Anforderung des Dekalog's in die Rubrik „philisterhafte Vorstellungen" einreihen. Mit dem Schmähen und Verdächtigen Klopstock's hat sich Düntzer selber in ein ganz kurioses Licht gestellt.

**) Goethe's Leben. Leipzig, Fues 1880, S. 279.

***) Sonderbar, nachdem auch Riemer, Knebel und viele andere Freunde Goethe's die Extravaganzen der Genieperiode zugeben so gehören (nach Düntzer) auch diese zu den „entsetzlichen Verleumdern, Gegnern, Neidern und geschwätzigen Zwischenträgern!"

am Weimarer Hofe verbreitet wurden, waren auch zu Klopstock gedrungen, der glaubwürdig zu wissen glaubte, daß der Herzog, um seinen Körper zu stärken, sich bis zum Krankwerden betrinke, und so glaubte er durch eine ernste Mahnung dem jungen Dichter einen Beweis seiner Freundschaft geben zu müssen."

Zum Verständniß dieses Briefwechsels mag folgende Stelle dienen *):

„Es ist ein Lieblingsgedanke Klopstock's, daß die Sittlichkeit eines Menschen nur dann stark und tief sein könne, wenn sie auf der festen Grundlage geläuterter Erkenntniß ruhe. Diesem Gedanken giebt er hauptsächlich durch die Forderung Ausdruck, daß der Mensch edel sein solle. Das Gutsein genügt ihm nicht, denn dieses könne sich durch die Beschränktheit des Geistes finden; ein geistig wenig begabter Mensch könne immerhin gut, niemals edel sein. Edel ist ihm allein der, welcher mit hoher Geistesbildung wahre Sittlichkeit verbindet. Diese schöne Vereinigung bezeichnet er auch als „wahre Hoheit der Seele". Klopstock kennt keine geistige Größe ohne Sittlichkeit, aber er kennt auch keine sittliche Größe ohne Geistesbildung. Einen solchen, auf geistiger und sittlicher Bildung ruhenden hohen Adel der Seele zu offenbaren und dadurch andere auf die gleiche Bahn des Edlen zu rufen, halte er für die eigentliche Aufgabe des Dichters. Man kann wohl sagen, daß jede Zeile, die Klopstock gedichtet hat, dieser Aufgabe dient. Durch alle seine Dichtungen weht ein Hauch vollendeter Reinheit und Zartheit, wie er nur in den Schöpfungen des Meisters lebt."

Wir sehen, Otto Lyon schaut diese Begebenheit mit anderen Augen an als Düntzer, der eine große Fertigkeit besitzt, jeden ihm unbeliebigen Bericht über Goethe nur Verleumdern, Gegnern, Neidern und geschwätzigen Zwischenträgern auf die Schuldentafel zu schreiben und der seinen Clienten aus allen möglichen Calamitäten herauszudeclamiren bestrebt ist.

---

*) Goethe's Verhältniß zu Klopstock. Von Dr. Otto Lyon. Leipzig Grieben, 1882, S. 81.

19. Wie in Weimar der christliche Cult verpönt ist, dafür aber die Musen angebetet werden, welche Damen sich durch ihre ungebührliche Nachsicht gegenüber ihren Anbetern einen zweifelhaften Ruf erworben haben. Wie Goethe seine Briefe aus der „Genieperiode" verbrannt hat.

Der Briefwechsel Goethe's mit Klopstock wird selten und nicht gern besprochen. Echte Goethe-Enthusiasten schweigen ihn todt oder machen einige Glossen darüber, ohne aber die Actenstücke zu produciren.

Was hat Goethe über Klopstock's Brief dem Herzog, seinem lustigen Lebensgefährten gesagt? Goethe und der Herzog setzten ihr Leben fort, Klopstock wurde ausgelacht. Dieser doch eigentlich sehr einschneidige Brief Klopstock's war die erste Provocation zum Hasse der christlichen Lehre und Ethik. Goethe faßte in seiner Antwort von seinem Standpunkt die Situation klar auf, entweder pater peccavi zu sagen und umzukehren oder sich entschuldigen und vertheidigen — oder keines von beiden: den Brief in den Korb zu werfen, und wie begonnen, so fortzufahren. Es war überflüssig von Goethe zu sagen: entweder müsse er wie ein Schulknabe das pater peccavi anstimmen, denn das pater peccavi kann und muß auch zu Zeiten ein christlicher König anstimmen. Die Buße und die damit verbundene Reue sind nicht Erfindungen, um Schulknaben zu schrecken, sondern Anforderungen des christlich sittlichen Lebens überhaupt.

In dieser Richtung muß uns der alte Judenkönig und Prophet David weitaus christlicher erscheinen. Derselbe hat es doch als Dichter zu einiger Anerkennung gebracht, auch ist er mit einem entschiedeneren Bekenntniß aufgetreten, als der Hoftheologe zu Weimar. Manche meinen sogar, daß die Psalmen Davids noch einen größeren Weltruhm erobert haben, als das moderne Faustevangelium. David war Excellenz beim König Saul und ist in der Folge sogar König geworden. Er hat sich als Sünder bekannt, das Verhältniß Goethe's mit der Frau von Stein ist freilich nicht so grausam abgelaufen, wie das des David mit der Bethsabee. Goethe hat aber auch nicht nöthig gehabt, den Herrn von Stein mit einem Uriasbrief aus der Welt zu spediren, denn der Herr von Stein ist, Dank den musen-

höflichen Gewohnheiten zu Weimar schon selbst so gescheidt gewesen und hat seiner Bethsabee und ihrem dreibändigen Psalmensänger keine Schwierigkeiten gemacht. Dafür hat aber David in seinem Misererepsalm ein Bußlied gesungen, welches von Hunderttausenden von Sündern und Tausenden von Königen ihm nachgebetet worden ist und er ist doch auch nicht ein Schulknabe gewesen. Auch Dante hat auf seinem Sterbebette das Pater peccavi angestimmt und Shakespeare hat in seinen großartigen Dramen nicht nur die positiv christliche Weltanschauung mit Frakturbuchstaben gezeichnet, sondern auch das Fegefeuer, die Heiligenverehrung, die katholische Ascese und Gebetweise entschieden in Schutz genommen. Raich*) sagt in seiner Schrift mit Recht: „Er (Shakespeare) spottet wiederholt über die Männer der Aufklärung, denen das Uebernatürliche ein überwundener Standpunkt. Er kennt keine andere Philosophie und Weisheit, als die in der vernünftigen Anlage des Menschen gelegenen Grundprincipien der Wahrheit, deren Centralpunkte durch den christlichen Katechismus Gemeingut Aller geworden sind und von den Träumereien der Idealisten nnd Pantheisten ebenso weit abstehen, als der lebendige Gott von dem Wahngebilde, dem diese modernen Philosopheme den Namen Gottes beilegen". —

Am 13. Mai 1776 schrieb die Herzogin-Mutter an ihren treuen alten Fritsch, „der Goethe vielleicht nur aus unwahren Berichten kenne oder von einem falschen Gesichtspunkte beurtheile: Goethe's Religion sei die eines wahren und guten Christen, die ihn lehre, seinen Nächsten zu lieben und es zu versuchen, ihn glücklich zu machen. Freilich vom gläubigen Christenthum konnte bei Goethe die Rede nicht sein, der noch keinen Fuß in eine Weimar'sche Kirche gesetzt hatte, erst am 10. Juli, als er die Stadtpfarre Herder's wegen besuchte, auch die Kirche besah." —

So berichtet der mehr schlaue als wahre Christ Düntzer**).

Wir erlauben uns, den schlauen Dr. Düntzer aufmerksam zu machen, daß die wahre Religion dem wahren und guten Christen nicht nur lehrt, sondern befiehlt, den Nächsten zu lieben und ihn glücklich zu machen. Die christliche Moral ist nicht eine

*) Shakespeare's Stellung zur katholischen Religion. Von Dr. J. M. Raich. Mainz, Kirchheim 1884, S. 228.

**) Goethe's Eintritt in Weimar. Leipzig 1883, S. 159.

Lehre, sondern ein Gesetz — eine Lehre kann der Mensch befolgen, aber er kann es auch bleiben lassen; ein Gesetz aber verpflichtet den Menschen, es zu erfüllen und wenn er es übertritt, so macht er sich straffällig. Freilich, wenn man eine Lehre nicht befolgt, da braucht man kein pater peccavi anzustimmen. Als Lehre lassen auch alle Roues das Christenthum gelten — und auch viele Logenbrüder haben nichts entgegen; aber das widerwärtige Gesetz! Fort damit, rottet es aus, hat Voltaire gerufen.

Der Herzog hatte, wie es manche Briefe von ihm bezeugen, schöne Anlagen. Goethe hat über das Leben des Herzogs einen bemalten Theatervorhang mit der Lyra gehangen, er hat das Leben des Herzogs mit Hilfe der „Musen" verschönert, diese Musen treten keinem was immer für Namen habenden Lebensgenuß hindernd in den Weg.

Hören wir wieder den nicht moralisch-pedantischen Vehse: „Die Hoffnung, etwas Näheres über die curiosen Details der so viel besprochenen Genieperiode Weimar's aus den Briefen Knebel's an Goethe zu erfahren, ist, seit Riemer dieselben neulich herausgegeben hat, vereitelt: alle Briefe Knebel's von 1775, Goethe's Eintreffen in Weimar an, bis 1793 (18 Jahre), dem Jahre der Uebersiedlung Knebel's von Weimar nach Illmenau fehlen, sie befanden sich zum Theil unter denen, welche Goethe vor seiner Abreise nach Italien und bei anderen Gelegenheiten selbst vernichtet hat. Goethe blickte später nur höchst ungern auf die ersten wilden Weimar'schen Jahre und mochte kaum die Hauptttummelplätze derselben wieder sehen." —

20. Ein Stück aus dem musengeweihten Leben eines Unterhaltungsgenossen des Herzogs. Der gar milde Herder. Nachdenkliche Stoffe, in Weimar sehr unbeliebt und sicher nicht nachhaltig wirksam.

Vehse berichtet nun ausführlich über zwei andere Unterhaltungsgenossen des Herzogs (außer Goethe und Knebel), den Herrn Friedrich Hildebrand von Einsidel (geb. 1750, gest. 1828); er war Kammerherr der Herzogin-Mutter, dann Geheimrath. Daß es diesem Herrn nicht einfiel, einen Brief à la Klopstock an Goethe zu schreiben, sondern daß er mit dem Musenhofe

und dem Musenleben in vollkommener Harmonie stand, geht aus folgenden, von Vehse gebrachten Lebensthaten desselben hervor. Er machte eine Reise mit Frau von Werthern, geborne von Münchhausen, nach Tunis und wollte in Afrika Goldbergwerke aufsuchen. Frau von Werthern hatte die Nachricht von ihrem Tode verbreiten lassen, ihr eigenes Leichenbegängniß veranstaltet und eine Puppe statt ihrer begraben lassen, um ihrem Geliebten zu folgen. Ohne seine Absicht zu erreichen, kam das Paar zurück und es ward nun eine Scheidung eingeleitet. In den Jahren 1787—90 begleitete Einsidel die Herzogin-Mutter nach Italien. Terenz und Plautus waren seine Freunde. Er handelte aber schändlich an diesen Freunden, indem er sie so miserabel übersetzte, daß der Verleger durch diese Uebersetzung großen Schaden erleiden mußte. Vehse sagt: „Im Uebrigen war er ein echter, chevaleresker Hofcavalier und besonders Herder's treuester Freund."

Diese Freundschaft zeigt Herder eben nicht in bengalisch-schönfärbendem Lichte. Ein einziger Brief wie jener, den Klopstock an den Herzog geschrieben, würde Herder's Charakter mehr zur Ehre gereichen, als seine ganze Hoftheologie, die mit den Mondesvierteln wechselte und bei der Niemand wußte, wie er daran war, und offenbar Herder selber nicht.

Wir haben in Herder's Leben nachgewiesen, wie er einmal ernstlich eine Kirchenzucht ohne Rücksicht auf die Stände einführen wollte; wie nun dieser gute Wille mit seiner Nachsicht gegen hohe Hofherren hätte harmoniren sollen, das bleibt ein Räthsel.

Ein anderer Kammerherr, der auch an allen Hofbelustigungen herzlichen Antheil nahm, war Sigmund von Sekendorf, Componist, Dichter, Mann einer schönen Frau, der Tochter des Kammerpräsidenten Kalb. Einsidel war ihr Verehrer, ehe er mit Frau von Werther nach Afrika gewallfahrtet. Er starb 1785, 40 Jahre alt. Goethe schrieb darüber an Knebel, 30. April 1785: „Sekendorf's Tod wird Dich unerwartet getroffen haben, wie uns Alle. Es ist dieser Fall reich an nachdenklichem Stoff."

Bekanntlich dauerte das Nachdenken über bedenkliche Stoffe in Weimar nicht lange. Vehse erzählt nun eine weitere Liaison der Frau von Sekendorf mit einem Domherrn von Dalberg, dem Bruder des Coadjutors, der Herder aufforderte, mit ihm

nach Italien zu reisen. Kurz hat uns in seinem beliebten Aufklärungs-Fanatismus der Parteilichkeit beschuldigt, ohne sich um unsere herausgegebenen Schriften im Mindesten zu kümmern *).

Wir haben in der Geschichte nie mit zweifachem Gewicht gewogen. Dieser Besitzer einer Dompfründe war noch weniger werth als die Hofcavaliere in Weimar, denn er hatte sein Einkommen von der Kirche und nicht von einem Musenhofe.

Die Hofherren zu Weimar waren bezahlt, um dem gesammten Hofe, den hohen Herrschaften an der Spitze, Vergnügen zu machen, wobei sie auch ihren Antheil an der allgemeinen Freude in Empfang nehmen konnten. An den Besitzer einer kirchlichen Pfründe sind ernstere Anforderungen gestellt.

21. Der verdächtige Domherr und Herder. Wie Vehse sich als ein Verehrer Goethe's manifestirt, was seiner Glaubwürdigkeit in abfälligen Urtheilen ein Zeugniß giebt. Die gute Frau von Stein.

Schiller schrieb 14. November 1798 an Körner: „Herder ist durch Dalberg häßlich circumvenirt worden; ohne daß man ihn darum gefragt, oder prävenirt hätte, hat sich eine Dame, eine Frau von Sekendorf, die Schwester des Herrn von Kalb, bei der Partie gefunden, die die Reise nach Italien mitmachte, und mit dem Dalberg in Herzensangelegenheiten stehen mag. Herder fand erstaunlich viel Unschickliches darin, mit einer schönen Witwe und einem Domherrn in der Welt herumzuziehen. In Rom hatte er sich ganz von der Gesellschaft getrennt, hier in Rom wird er sehr gesucht und geschätzt; der Secretär der Propaganda Borgia hat ihn bei einem Souper einigen Cardinälen als den Erzbischof von Sachsen-Weimar präsentirt."

Wenn Herder das aus Ernst in einem Briefe berichtet, so ist ihm der scherzende Conversationston der Italiener

*) Es ist eine curiose Eigenschaft mancher Literarhistoriker, nichts zu lesen, nichts zu wissen und sich ihre Urtheile nach Bedarf zu construiren. Der Herausgeber Dieses hat in zwei Bänden: „Der Humor in der Diplomatie des 18. Jahrhunderts" den Verfall von geistlichen Höfen und Domcapiteln schonungslos beleuchtet, aber an einen Aufklärungs-Fanatiker die Forderung zu stellen, er soll etwas studiren, um einen wahren Bericht zu Stande zu bringen, ist vergebliche Mühe.

seinen sehr verdächtigen Beispielen wie ein schmerzstillender Balsam sehr oft in Anspruch genommen worden ist.

22. Wie „mit Goethe und dem Herzog sichtbar die Götter sind", wie ein Herr Springer die heiligen Stätten von Weimar herausgiebt.

Am 24. Juli 1776 schreibt Goethe an Merk:

„Glaub', daß ich mir immer gleich bin, freilich hab' ich was auszustehen gehabt, dadurch bin ich nun ganz in mich gekehrt. Der Herzog ist ebenso, daran denn die Welt freilich keine Freude erlebt; wir halten zusammen und gehen unsere eigene Wege, stoßen so freilich allem Schlimmen, Mittelmäßigen und Guten für'n Kopf, werden aber doch hindurchdringen, denn die Götter sind sichtbar mit uns."

Die Dante-Literaten haben wiederholt in Italien die Orte beschrieben, an denen der Dichter geweilt, mit dem Schlußpunkt Ravenna, wo er gestorben ist. Ein Herr Springer hat herausgegeben: „Weimars classische Stätten. Ein Beitrag zum Studium Goethe's und unserer classischen Literatur-Epoche. Von R. Springer. Berlin. Springer. 1868".

Springer sagt S. 3: „So beschloß ich, wie schon gesagt, eine Reise nach Weimars classischen, nach Weimars heiligen Stätten. Und warum sollten wir sie nicht die heiligen Stätten nennen, jene Pfade, in welche sich die Schritte erhabener Menschen eingeprägt haben, jene Haine, in denen Deutschlands größte Dichter und Denker: Schiller und Goethe, Herder und Wieland, in sinniger Betrachtung Unsterbliches denkend und wirkend, geweilt; jene Parks, welche Goethe's Natur und Kunstsinn geschaffen, mit Monumenten und Inschriften zum Gedächtniß seiner Lieben geziert hat, jene Schlösser, auf welchen Carl August, Amalie und Luise frei vom Zwange des Hofes sich eines veredelten Lebensgenusses erfreuten, und erhoben von den Musen, Glück und Freude spendeten*); jene Teiche,

*) Freilich nur einer sehr kleinen Anzahl von Hof- und Dichterleuten, denn auch minder begünstigte Dichter hatten bisweilen nur das Zuschauen; wie das Wieland sehr sarkastisch bemerkt hat (wird später angeführt).

auf deren spiegelglatter Eisfläche der Dichterfürst unter weltlichen Fürsten mit stahlbeflügeltem Fuße dahinschwebte, jene Hallen, welche er mit der frohen Lust erfüllte, die im eigenen Busen des Jünglings-Mannes glühte, jenes einsame Häuschen, wo sich sein Geist zu den Höhen des Olymps emporhob oder sich in wissenschaftlichen Forschungen vertiefte, jene schattigen Bäume, die er in glücklicher Voraussicht eines gesegneten, stetigen und langen Lebens pflanzte, deren Wachsthum und Gedeihen er ein halbes Jahrhundert lang mit dankbar gerührtem Blick betrachtete, in deren Kühlung er mit der Weisheit des Greises zurückblickte auf die Zeit der hoffnungsvollen jugendlichen Schaffenslust. Ja wir nennen sie die heiligen Stätten. Weimar ist für uns „die erhabene Stadt", die Ilm ist uns der Quell von Siloah, auf dessen Rieseln Könige und Propheten lauschten, die Höhe von Illmenau, von welcher Goethe in der Sehnsucht Drang nach Italien blickte, ist uns ebenso theuer, wie der Berg Moabs, von dem Moses das Land seiner Sehnsucht erschaute. Und waren diese Stätten nicht stets demjenigen heilig, der in den Werken unserer Dichter Beruhigung, Erholung, Veredlung, Erquickung, Sammlung nach den zerstreuenden und zersplitternden Einflüssen unserer politisch aufgeregten und materiell eingenommenen Zeitläufe gefunden hat?" — —

23. Was an diesen „dreimal heiligen Stätten" oftmal für curiose Heilige zusammengekommen sind.

Herr Springer nennt die Stätten dreimal: heilige Stätten. Wenn diese Stätten merkwürdig genannt werden, nun das geht an, warum sie aber — nachdem es doch Stätten der Unterhaltung und mitunter was für einer Unterhaltung gewesen sind — gerade heilig genannt werden sollen, darüber dürfte es wohl erlaubt sein, historisch begründete Bedenken anzuführen.

Hören wir zuerst die Beschreibung eines dieser heiligen Orte von Springer und darnach was der alte Wieland, sicherlich kein Splitterrichter, über diesen heiligen Ort erzählt.

Springer, S. 59. „Viel größeren Werth als das Templerhaus hat ein jenseits gelegenes älteres und bei Weitem unscheinbareres Gebäude: das Borkhäuschen oder die Einsiedelei.

Wenn wir das Wohnhaus der Frau von Stein*) als den Ausgangspunkt derjenigen Parkschöpfungen, welche den Stern mit dem westlichen Ilmufer verbinden, ansehen müssen, so bildet das Borkhäuschen, welches in dem kleinen Ilmthal entstand, den Ausgangs- und Mittelpunkt für die ausgedehnten Anlagen. Die Erbauung der Einsiedelei knüpft sich an ein dramatisches Fest, welches am 25. August 1778 zur Feier des Namenstages der Herzogin Luise veranstaltet war und von Goethe selbst als das Luisenfest ausführlich beschrieben worden ist. Goethe ließ an einem wüsten Platz an der Höhe, wo er schon vorher an dem Felsen hatte arbeiten lassen, unterhalb einer Eschengruppe den Boden ebnen und in der Stille so, daß Niemand am Hofe oder in der Stadt etwas erfuhr, an einer Einsiedelei arbeiten. Nach drei Tagen und Nächten war eine dicht an die Felswand gelehnte, mit Stroh bedeckte und mit Moos und Baumrinde bekleidete Hütte hergestellt. Sie war, wie noch heute, mit niedrigen Fenstern und zwei Eingängen versehen und von einer hölzernen Galerie umgeben, zu welcher Holztreppen hinaufführten. Eine Felsentreppe schließt sich dicht an die hintere Thür. An dem bestimmten Tage wurde der Hof von einer Schaar Camaldulensermönche empfangen, die in weiße Kutten, Kappen und Ueberwürfe gekleidet waren und unter welchen Goethe sich als Pater Decorator befand. Es wurde ein von Sekendorf gedichtetes Dramolet gesprochen, worin es heißt:

„Und dieser Pater Decorator,
Der all' unsern Gärten und Bauwerk steht vor,
Der hat nun beinahe drei Nächt' nicht geschlafen,
Um uns im Thal hier ein Paradies zu verschaffen,
Denn wenn der was angreift, so hat er nicht Ruh',
Stopfet Tag und Nacht die Löcher mit Heckenwerk zu,
Macht Wiesen zu Felsen und Felsen zu Gängen,
Bald g'rad aus, bald zickzack, der Breit' und der Längen,
Sogar den Ort, den sonst Niemand ornirt,
Hat er mit Lavendel und Rosen geziert."

„Die Hofleute waren aber nicht sehr zufrieden, als sie zum Mahle in das enge Zimmer eingeladen wurden, wo sie auf grobem Tischtuche nur eine Bierkaltschale neben den Gedecken von irdenen Tellern und Blechlöffeln aufgetragen fanden, da fiel

*) Gehört nach Springer selbstverständlich auch zu den „heiligen und geheiligten Stätten".

plötzlich die Musik ein, die hintere Thüre des Zimmers öffnete sich und man überblickte eine von Eschen überwölbte prächtige fürstliche Tafel.“ —

Wir sehen aus dieser Geschichte und Beschreibung dieser „heiligen Stätte“, daß Goethe ein ausgezeichneter maitre de plaisir gewesen ist, der nach dem alten Dichterwort etiam parvo vivitur bene — mit den beschränkten Mitteln des Kleinstaates doch etwas zu leisten vermochte. Wäre ihm erst ein Schatzmeister Ludwig XIV. und ein Pracht- und Freudenfürst wie der „große“ Louis zu Gebote gestanden! Daß Camaldulenser-Mönche die Staffage zum Auslachen bei dem Feste abgeben mußten, ist wahrscheinlich arrangirt worden, um auch den katholischen Unterthanen des Herzogs außer ihren Steuern eine heimliche Freude zu machen. Wie sich die Bewohner der Umgegend von Weimar an manchen Festlichkeiten erbaut haben, beweist uns Wieland.

Springer fährt in der Beschreibung des heiligen Borkenhäuschen fort:

„Dieses Borkhäuschen wurde der Kernpunkt der neuen Anlagen; von verschiedenen Seiten legte man Wege nach der Klause an, welche der anspruchslose junge Fürst fortan im Sommer bewohnte. Hierhin beschied er seine vortragenden Räthe, hier arbeitete und schlief er allein, hier oder in der „kalten Küche“, einer nahegelegenen Felsenpartie, wo eine klare Quelle sprudelt, speiste er mit Goethe und mit anderen Freunden. Vor dem Schlafengehen badete er in der vorbeifließenden Ilm. Ein schlichter (!), kleiner, vieleckiger Raum mit einer verzierten Decke, welcher das Innere ausmacht, gewährte ihm den Segen und die Ruhe der Einsamkeit.“

24. Was der Beschreiber der heiligen Stätten dem Leser sehr schlau nicht erzählt hat.

Nun führt Springer zwölf Zeilen aus einem Briefe von Wieland an Merk an, aus denen zu ersehen, daß es in dieser heiligen Grotte mitunter sehr unheilig zugegangen ist, aber Herr Springer ist ein sehr schlauer Vogel, er denkt sich: der Leser der „heiligen Stätten“ braucht nicht Alles zu wissen, er mildert Ausdrücke, streicht die Hälfte des

Briefes aus und verändert im Gebrauchten ganze Sätze.

So z. B. berichtet Springer: „Wieland setzt jedoch hinzu: es sei doch Alles am hellen Tage geschehen und man könne gewiß der ganzen Welt, die etwas dawider habe, in's Gesicht widersprechen.“ —

Im Briefe Wieland's aber lautet es: NB. Wenn Du (das Alles) gesehen haben würdest; so offen unter Gottes freiem Himmel und in den Augen aller Menschen, die vom Morgen bis in die Nacht ihres Weges vorübergehen, so würde und müßte Deine Seele Wohlgefallen daran haben und Du würdest einer ganzen Welt, die etwas dagegen hätte, in's Gesicht speien, und so ist's mit 20 anderen Dingen.“ —

Auch daß „die dicke Cypassis, die der Corona zur Folie dient“, bei der ungezwungenen Unterhaltung dabei gewesen ist, genirte den feinfühligen und schlauen Herrn Springer, die dicke Cypassis wurde als nicht einmal grottenfähig erkannt und von Springer in die vorbeifließende Ilm geworfen. So geht es, wenn man „heilige Stätten“ schildern will.

Das lateinisch geschriebene Cypassis heißt wörtlich: Gürtel oder auch Kleid. Daß Wieland hier auf die etymologische Abstammung anspielt — und dieser dicken Dame sicher eher alles Andere, als Tugendbolderei nachsagen wollte, ist evident; darum ist es aber auch ein Act anerkennenswerther Vorsicht — die heiligen Orte mit einem so entschiedenen corpulenten Klecks nicht zu verunzieren.

Wir lassen hier den Brief Wieland's ohne Censur folgen, daß die Leser ersehen mögen, wie man ihnen öfter einen purgirten Text, wie kleinen Jungen in usum Delfini vor die Augen legt.

Ueber die Sommerlustbarkeiten berichtet Wieland an Merk, 3. Juni 1778: „Der Herzog und Goethe kamen vorgestern Vormittag von ihrer Wanderung nach Leipzig, Dessau und Berlin zurück. Abends ging ich mit meiner Frau und beiden ältesten Mädchen über den nach Goethe's Plan und Ideen seinem Garten gegenüber neu angelegten Exercierplatz, um von da nach dem sogenannten Stern zu gehen, um meiner Frau die neuen Poëmata zu zeigen, die der Herzog nach Goethe's Invention und Zeichnung dort am

Wasser anlegen lassen und die eine wunderbare künstliche, anmuthig wilde, einsiedlerische und doch nicht abgeschiedene Art von Felsen und Grottenwerk vorstellen, wo Goethe, der Herzog und Wedel oft selb' drei zu Mittag essen oder in Gesellschaft der einen oder andern Göttin oder Halbgöttin den Abend passiren ꝛc. Wir trafen den Herzog und Goethe in Gesellschaft der schönen Schrötterin (Corona) an, die in der unendlich edlen, attischen Eleganz, ihrer schönen Gestalt und in ihrem ganz simplen und doch unendlich raffinirten und insidiosen Anzug wie die Nymphe dieser anmuthigen Felsengegend aussah. Du solltest einmal kommen und all' unser Wesen selbst beaugenscheinigen. Denn die Dinge hier wollen durchaus gesehen und selbst gefühlt und beschnufelt sein. Zum Exempel, so wie Du mit Deinen Augen den Herzog, Goethe, die Schrötterin und ihre dicke Cypassis, die ihr zur Folie dient, in vorbesagter Felsenscene an der Ilm, die dort einen Fall hat, Goethe's Garten gegenüber, gesehen haben würdest. NB. so offen unter Gottes Himmel und in den Augen aller Menschen, die da vom Morgen bis in die Nacht alle ihres Weges vorübergehen, so würde und müßte Deine Seele Wohlgefallen daran haben und Du würdest einer ganzen Welt, die etwas dagegen hätte, in's Gesicht speien und so ist's mit zwanzig anderen Dingen" *).

Wie zart auch Herr Springer das Alles in ein paar Zeilen abthut. Wie dankbar müssen ihm die Leser sein, weil er Alles vermeidet, was ihre Erbauung stören könnte, wenn sie sich im Geiste in diese heiligen Orte hineinversetzen! Es könnte sich so ein dummer Philister unter den Lesern doch vielleicht

*) Auch Düntzer ist so vorsichtig, seinen frommen Verehrern Goethe's jedes eventuelle Aergerniß aus den Zähnen zu räumen; in seinem: „Goethe und Carl August", I. Bd., S. 66 bringt er die obige Briefstelle, aber mit den ihm nöthig dünkenden Censurstrichen und Auslassungen. Von den Worten an: „Du solltest einmal kommen" — ist Alles weggelassen.

> Düntzer ist ein kühner Streicher,
> Als Erbauungsziel-Erreicher,
> Begreiflich auch, denn wozu müssen
> Die dummen Leser Alles wissen.
> Er macht sich oft den Ausspruch eigen,
> Daß Schweigen: Gold ist, Gold ist Schweigen!

denken: „Nun, da muß bisweilen eine saubere Schwefelbande beisammen gewesen sein an diesen heiligen Orten!“ und derlei Gedanken darf man bei den Lesern nicht aufkommen lassen. „Da wär's mit dem Nimpers (Nimbus) und mit der Bigeisterung (Begeisterung) auf einmal aus“, sagte in einer Wiener Posse der Komiker Nestroy.

25. Kostspielige Nacht-Gartenfeste, von Goethe arrangirt.

Wieland beschreibt weitläufig ein von Goethe arrangirtes, kostspieliges Nacht-Gartenfest im Rembrandt'schen Styl (27. August 1778) und schließt: „Ich hätte Goethe vor Liebe fressen mögen“.

Wenn man aus den Briefen Wieland's nicht wiederholt ersehen würde, daß Goethe dem Wieland im Herzensgrunde sehr oft nicht genießbar gewesen ist, so könnte man Obiges für baare Münze nehmen.

Der alte Götter- und Musen-Diener Wieland wußte seine Briefe so vorsichtig und klug, aber doch dabei so faunisch boshaft im Hintergrund einzurichten, daß seine Freunde schon wußten, wie das Alles zu nehmen ist.

Am 11. Februar 1782 beschreibt die Hofdame von Göchhausen an Merk wieder ein von Goethe arrangirtes Fest, bei welchem eine Menge angezogener Götter und Göttinnen vorkamen.

„Freitag darauf war Redoute. Unter Anderm producirten sich neun weibliche Tugenden*), worunter die Bescheidenheit die Verse Nr. 2 (Werke VIII. 365) auch von Goethe, der Herzogin übergab. Wieland ließ sich bei dieser Gelegenheit verlauten: daß noch eine weibliche Tugend mangle, nämlich die Schwerenoth, welche eigentlich die echte häusliche ist.“ —

Goethe war sich bei diesem Arrangement, wie überhaupt oft in seinem Leben, nicht consequent, sonst hätte er der Göttin der Bescheidenheit einen Zettel auf den Rücken heften müssen mit seinem weltbekannten Ausspruch: „Nur Lumpe sind bescheiden.“

---

*) Selbstverständlich waren das Tugenden, die im ganzen Hofleben zu Weimar keine Störung verursachten, und die keine so groben Anforderungen stellten, wie solche der alte Klopstock in unhöflichster und unbesonnenster Weise an Goethe und den Herzog gestellt hat.

Dieses drollige Wort hat schon sehr arge Lumpe verleitet, recht unbescheiden aufzutreten — um den Beweis herzustellen: daß sie keine Lumpe sind und der Vermuthung Raum zu lassen, daß sie Genies genannt zu werden verdienen.

Der Ausspruch Wieland's zeigt uns so recht den schwäbischen Philister: in seinen Dichtungen voll Fäunerei und Schweinerei, im Familienkreise voll Sorgen; wie oft mag er sich gedacht haben, wenn man lieber statt Tausende in Einem Abend in Saus und Braus zu vergeuden, mir ein paar hundert Thaler mehr, als Pulver gegen die „Schwerenoth" geben würde! Der Alte war mit diesen kostspieligen Spectakeln offenbar nicht einverstanden, aber was wollte er thun, eine gute Miene machen und bisweilen seine Ironie aus Briefen durchschimmern lassen.

26. Wie Wieland einmal den Goethe „vor Liebe fressen" will, ein andersmal aber den ganzen Appetit verliert. Goethe möchte Ersparungen einführen, was aber bei Hofe böses Blut macht und nicht befolgt wird.

Am 12. April 1778 beklagt sich Wieland an Merk, daß sich Goethe abgeschlossen habe, „man bekommt ihn nicht mehr zu sehen, sein Haus und Garten ist mit Thüren fest geschlossen, verbarricadirt. Da man nun nicht anders zu ihm dringen kann, als mit einem Zug Artillerie oder wenigstens mit ein paar Zimmerleuten, die einem die Zugänge mit Aexten öffnen, so ist ein gemeiner Mann wie unsereiner gezwungen, das Abenteuer ganz aufzugeben und in seinem Eigen zu bleiben. So viel ich höre, ist er heute mit dem Herzog nach Ilmenau, wo sie vermuthlich eine Zeitlang mit Jagd sich divertiren werden."

Vehse berichtet: „Es handelt sich hier um die merkwürdige Metamorphose, welche mit Goethe vorgegangen war, wodurch das wertherisirende Genie ein feierlicher Kammerpräsident ward. 3. Juni 1778 hatte Wieland an Merk geschrieben: Statt der allbelebenden Wärme, die sonst von Goethe ausging, ist politischer Frost um ihn her. Er ist immer gut, harmlos, aber theilt sich nicht mehr mit und es ist mit ihm nichts anzufangen."

Nachdem Goethe Kammerpräsident geworden, ging er mit dem Herzog 1779 in die Schweiz incognito, ohne alles ceremonielle Hofgefolge. Sobald er zurückkam, trug er gestickte Weste und Staatskleider und trat im vollen Minister-Aplomb auf.

1797 schrieb der Herzog über Goethe an Knebel: „Es ist gar possirlich, wie der Mensch gar so feierlich wird".

Goethe übernahm das Finanzministerium — Alles in einer traurigen Verwirrung. „Der alte Kammerpräsident Kalb, der während der Vormundschaft der Herzogin Amalie fungirte, scheint ein übler Staatshaushalter gewesen zu sein. Kurz nach Carl August's Regierungsantritt, in der Zeit der Genieperiode des Hofes, übernahm das Geschäft Kalb's Sohn. Um Geld zu beschaffen, wurden Anlehen gemacht. Es ergab sich dringender Verdacht gegen des jungen Kalb's Rechtschaffenheit. Er wurde entfernt."

Goethe schrieb am 27. Juli 1781 an Knebel: Als Geschäftsmann hat er (Kalb) sich mittelmäßig, als politischer Mensch schlecht und als Mensch abscheulich aufgeführt". Goethe wollte Ordnung schaffen, Ersparungen einführen, der Herzog sollte mit einem festen jährlichen Einkommen sich begnügen. Aber der Herzog brauchte viel Geld und wollte das nicht — Goethe überdrüssig, ging nach Italien.

Vehse schildert den Hof der Herzogin-Mutter mit Vorliebe weitläufig. Wir wollen zur Charakteristik dieser hohen Dame und des Hoflebens nur einen Bericht des erzürnten Wieland vernehmen.

Wieland schreibt an Körner: „Die Herzogin macht sich durch ein Attachement lächerlich, das sie für einen jämmerlichen Hund, für einen Sänger hat, der bei Bellomo (Theaterdirector) gewesen und nun in ihren Diensten ist. Er soll nach Italien reisen, und man sagt ihr nach, daß sie ihn begleiten werde."

Dieser specifische Sänger der Frivolität, der sein langes Leben lang unablässig die ästhetisch angehauchte Liederlichkeit in Versen und Prosa verherrlichte, bekam sehr oft Anwandlungen von „Tugendentrüstung", was ihm freilich gar nicht gut anstehen wollte. Wenn seine Eitelkeit von folgsamen Schülern und Schülerinnen seiner schadhaften Moralprincipien verletzt wurde, wenn dieselben ihn selber persiflirten, wenn er sah, daß andere Günstlinge bevorzugt und er durch dieselben zurückgesetzt wurde, da fing er an, den Tugendhaften zu spielen und entsetzlich zu schimpfen. Er fühlte sich sehr unwohl, als er andere poetische Gestirne am Horizont des Hofhimmels emporsteigen

sah — oder wenn die Gunst einem nach seiner Berechnung „unwürdigen" (hier dem Sänger) zugewendet wurde.

Als die Herzogin-Witwe gleich nach seiner Ankunft in Weimar „ohne sonderliche Beachtung der Etiquette mit ihm verkehrte" — da war er mit dem ganzen Hofe und mit sich selber außerordentlich zufrieden und sehr entfernt, sich mit jenem epitheton ornans (dem obigem Kosewort aus der quadrupedantischen Zoologie) zu bezeichnen, welches er für den begünstigten Sänger sehr passend gefunden.

27. Wie der Oberonsänger von Seite der hohen Herrschaften und des Dichterfürsten dem Gelächter preisgegeben wird und deswegen im höchsten Grade in sittlicher Entrüstung arbeitet. Wie Goethe gerne andere hänselt und hudelt, während er selber die Aufrechthaltung und Unantastbarkeit seines Nimbus mit großer Gewissenhaftigkeit zu überwachen weiß.

Die Herzogin Amalie hatte ihren „Hofstaat" mit außerordentlich freisinnigen Literaten zu verzieren gesucht. Ihr erstes artistisches Factotum war Oeser, dann der mit Begeisterung für Bundeszwecke arbeitende Ober-Freimaurer Bode und der Märchen-Musäus beide gleichfalls in ihrem Dienste. Bertuch war maitre de plaisir und Hofgalopin. Er arbeitete in allen möglichen und unmöglichen Wissenszweigen, suchte die Lehren der französischen Encyklopädisten zu verbreiten, war geboren 1747, starb 1822 und wurde schon 1785 zum sächsisch-weimarischen Legationsrath verurtheilt. Seine Uebersetzung des Don Quixotte hat alle seine andern untergegangenen Arbeiten überlebt. 1817 gab er aus Dankbarkeit für seine Titel und Anstellung ein Oppositionsblatt heraus — ein unliebsamer Zweig der „Freisinnigkeit", den die diplomatischen Hofgärtner in Weimar zu stutzen für gut befunden haben.

Schimpft über Religion, verhöhnt die Sitte,
Daran ist uns sehr wenig gelegen,
Wir haben nur eine dringende Bitte:
Laßt uns ruhig wandeln auf unsern Wegen.
Den Marquis Posa könnt ihr beklatschen
Mit seiner Freiheit der Gedanken,
Doch wenn ihr anfangt, mit uns zu zanken,

Da werden wir euch gehörig karbatschen,
Wir wollen fest sitzen auf dem kleinen Thron
Und dulden nur im Theater: Opposition.

Die Herzogin hat bisweilen selber bei den Comödien mitgespielt. Im Jahre 1779 wurde zur Feier des herzoglichen Geburtstages von Einsidl „Orpheus und Euridice“ aufgeführt, und zwar von Hofleuten. Die Herzogin Amalie machte die Euridice. (Wir haben anderwärts darüber berichtet.)

Die Posse war eine Parodie auf Wieland's Alceste. Wieland wurde boshaft genug dazu eingeladen und mußte das Höllengelächter über die gelungene Persiflage seines Werkes mitanhören. Die Herzogin, deren Liebling er früher war, spielte noch dazu die Hauptrolle. Goethe steckte hinter der ganzen Geschichte.

Weitläufiger schildert dieselbe Springer*): „In der Posse „Orpheus und Euridice“ von Einsidl, zu welcher Sekendorf des komischen Effects wegen eine unpassende Musik componirt hatte, wurde die Arie: „Weine Du nicht, meines Lebens Abgott“, aus Wieland's Alceste auf die heiterste, aber auch lächerlichste Weise dadurch parodirt, daß man sie mit dem Posthorn begleitete und der Sänger an ganz ungeeigneten Stellen lange Triller anbrachte. Bode spielte in dieser Posse den Pluto, Aulhorn den Charon, die Gräfin Bernsdorf die Proserpine. Die letzte Rolle hatte Goethe, wie er später gestand, „freventlich“ eingeschoben. Es wurde ein Lied an den Mond gesungen:

Du gedrechselte Laterne — Ueberleuchtest alle Sterne,
Und an Deiner kühlen Schnuppe — Trägst Du der Sonne mildesten Glanz.

Wieland verließ erzürnt, wie man sagte, sogar mit lautem Schrei die Gesellschaft und äußerte sich bald darauf über diesen Streich in einem Briefe: „Was mir leid thut, ist, daß jede Polissonnerie, die man zu Weimar oder Ettersburg ausgehen läßt, Gott weiß durch welche Canäle in die weite Welt bringt. In Kurzem wird sie auch von der Ehre instruirt sein, die mir zu Ettersburg erzeugt worden ist, nämlich, daß in einer Farce, „Orpheus und Euridice“ genannt, die Arie: „O weine nicht, meines Lebens Abgott“ aus meiner Alceste auf die aller-

*) Weimars classische Stätten, Berlin 1868, S. 137.

lächerlichste Art, die sich denken läßt, parodirt und dem Hohnlachen einer sehr zahlreichen Versammlung preisgegeben worden. So sind wir nun hier. Der unsaubere Geist der Polissonnerie und der Fratze, der in unsere Oberen gefahren ist, verdrängt nachgerade alles Gefühl des Anständigen, alle Rücksicht auf Verhältnisse, alle Zucht und Scham. Ich gestehe, daß ich's müde bin und ich glaube: die Absicht ist, daß ich's müde werden und die Sottise machen soll, davon zu fliehen." Goethe schreibt über diese Angelegenheit der Frau von Stein: „Wieland mußte sich umsomehr gekränkt fühlen, als er auf seine Alceste ein besonderes Verdienst in Anspruch nahm und die schweizerische Composition über Alles pries und nicht mit Unrecht, denn es war dieses Stück die erste neue Oper, deutsch gedichtet und deutsch componirt."

Als Wieland 1813 gestorben war, hielt ihm (dem Bruder Maurer) Goethe in der Loge zu Weimar eine Rede, in welcher er das Wirken Wieland's zu verherrlichen suchte. Wir werden später darauf zurückkommen.

Interessant ist hier die hochgradige Empfindlichkeit des alten Wieland! Er, der wie oft Religion und Sitte als alter Heide und Maurer in seinen Schriften verhöhnte und dem Gelächter preisgab, er fuhr auf wie von einer Schlange gebissen, wenn es ihm selber an den Kragen ging und er der Gegenstand des Gelächters wurde. Jetzt kannte er auf einmal das Gefühl des Anständigen, der Zucht und der Delicatesse, da er doch in seinen Schriften immer ein sehr verdächtiger Delicatessenhändler gewesen ist.

Alles herabreißen, Alles lächerlich machen, aber nur den musengeweihten Götterliebling nicht, der darf sich gegen Andere Alles, gegen ihn darf man sich Nichts erlauben.

Als Wieland in seinen Romanen, z. B. in Klelia und Sinibald, „die Verehrung der Heiligenbilder" sehr hartnäckig und doch offenbar gegen sein besseres Wissen als „Heiligenanbetung" in der gemeinsten und verlogensten Weise persiflirte, hielt er das für keinen Bubenstreich (Polissonnerie), als man aber seine Alceste, die jetzt (hundert Jahre später) mit allen Blasinstrumenten eines Trompeten-, Flöten-, Fagot- und Klarinettenhändlers ausgepfiffen würde, parodirt hat, da verließ er mit dem Anschein sittlicher

Entrüstung das Theater, der geweihte Apollopriester durfte sich jede Polissonnerie gegen Andere erlauben — seine Werke sollten aber nicht angetastet werden.

Das ist in der Regel das Finale, wenn der Mensch nichts mehr Heiliges oder, und nichts mehr Gutes neben sich anerkennt, wenn er Gott verleugnet und seine Mitmenschen verachtet, so kennt er nur noch Ein Heiligthum, sein liebes Ich, und Jeder wird ihm zum Gotteslästerer, der seinem Größenwahn, oder der minderen Gattung desselben: seiner Eitelkeit, nahetritt.

Bei Goethe war es nicht viel anders. Er erlaubte sich sehr viel mit seiner Umgebung, die von ihm mehr oder weniger abhängig war, er selber aber wollte von den Andern gar nichts dulden.

So machte er einmal bei einer Waldpartie den Jacobi mit seinem Werke „Woldemar" lächerlich.

Woldemar wurde an eine Buche genagelt. Goethe stieg auf den Baum und hielt über die Scharteke ein hochnothpeinliches Halsgericht. Man sah noch 1854 diese alte Buche mit Namenseinschnitten der damaligen Theilnehmer. Vehse bemerkt bei dieser Gelegenheit: „Merkwürdig war, daß Goethe mit seiner eigenen Person durchaus keinen, wenn auch noch so harmlosen Scherz spielen ließ."

Wir finden das zwar auch merkwürdig, aber durchaus nicht befremdend. Goethe hat ja bekanntlich und unbestreitbar mit seiner Autorität als Minister und Intimus des Herzogs wie mit einem schweren Gewicht einen starken Druck auf seine Umgebung ausgeübt. Trotz seines Genies und seiner vielen großartigen Fähigkeiten hat er doch nie die Fähigkeit besessen, den mindesten Widerspruch geduldig zu ertragen, und ist immer durch den leisesten Tadel oder Scherz, auf sein Wesen bezüglich, aufgebracht worden. So hat sich in seinem ethischen Gesetzbuch ein förmliches Crimen laesae Majestatis Goetheicae herausgebildet und Kotzebue hat ihm während der Zeit seines Aufenthaltes in Weimar den Spitznamen Dalai lama aufgebracht, der von der Weimarer Gesellschaft als eine Wiedervergeltung für den Goethe'schen Hochdruck mit Freuden in Anwendung gebracht worden ist.

„Als 1776 Goethe's Landsmann, der Frankfurter Klinger, in Weimar war, pflegte man im Gange des herzoglichen Wohnhauses sich mit Schießen nach dem Ziele zu üben und dazu ein Porträt hinzustellen. Klinger nahm einmal Goethe's Porträt und darnach ward wirklich geschossen. Das konnte Goethe niemals vergeben. Auch Nikolai (der den Werther travestirte) schrieb einmal an Höpfner aus Leipzig (6. Mai 1779): „Ich bedauere einen Mann, der sich stark dünkt und doch so empfindlich ist." —

„Die Comödien zu Ettersburg pflegten bei Fackelschein im Walde gegeben zu werden. Man sieht hier noch (1854) die abgesteckten Grenzen zu den Waldbühnen, wo die tollsten Stegreifschauspiele aufgeführt wurden; in den Bäumen des Waldes sind überall noch die halb und gleich verwachsenen Inschriften der Namen Herder, Gleim, Lavater, Wieland, Goethe vorhanden. Nebst den Comödien kamen auch Zigeunerwirthschaften auf der Ilm mit Elfen, Nixen, Sonne, Mond und Sternen und dergleichen unter den Lustbarkeiten vor. Oefters wurden von Weimar aus früh Morgens schon Waldpartien von den Hofherren und Hofdamen unternommen, ein mit dem Mundvorrath beladener Küchenwagen fuhr nach. In Tiefurt ward das Erntefest mit Tanz und Festmahl und einem Aufzug der Schnitter, Winzer und Fischer mit ihren Mädchen und Frauen gefeiert. Abends war der Park, die Ufer der Ilm entlang, glänzend decorirt und illuminirt, das Fest pflegte sich mit rauschendem Applaus des bäuerlichen Publikums abzuspielen."

28. Wie man sich mit dem Herrn Geheimrath durchaus keinen Spaß erlauben durfte und wie die Excellenz stets die ehrfurchtsvollste Behandlung beansprucht hat.

Bei Kneschke*) finden wir dieses Thema durch folgende Geschichte erläutert: „Ein regelmäßiger Gast war Goethe in den Abendgesellschaften, welche die aus Danzig gebürtige reiche Kaufmannswitwe Johanna Schoppenhauer seit 1806 bis in's Jahr 1830 hinein versammelte. Der Mittelpunkt dieser Gesellschaften blieb allezeit eben unser Goethe; die Ueberlegenheit seines Geistes

*) Goethe und Schiller in ihren Beziehungen zur Frauenwelt. Von Dr. Julius Emil Kneschke. Nürnberg, Bauer u. Raspe, 1858, Seite 235.

machte sich Jedem gegenüber geltend und von ihm aus ging stets die Stimmung, welche im Kreise herrschen sollte. Einen Beweis von der Autorität, der er auch da wie überall genoß, wollen wir aus dem Schütz'schen Aufsatz deshalb hier aufstellen, weil er zugleich etwas sehr Gefälliges an sich hat. Goethe hatte nämlich schottische Balladen mitgebracht und erbot sich eine von ziemlicher Länge selbst vorzutragen, doch so, daß den wiederkehrenden Satz, der bei jedem Verse vorkam, die Frauen immer im Chor dazwischen sprechen sollten. Der pathetische Vortrag begann, die Damen hielten sich bereit und fielen zur rechten Zeit ein, glücklich kam man über den ersten Vers hinaus, aber als dieselben Worte sich zum zweiten und dritten Male wiederholten, überwältigte die Frau Professor Reinbek ein unwillkürliches Lachen; Goethe hielt inne, ließ das Buch sinken und strahlte sie alle mit den feurigen Augen eines Jupiter an: „Dann lese ich nicht", sagte er ganz kurz. Man war nicht wenig erschrocken; aber Johanna Schoppenhauer bat vor, gelobte auf's Neue Gehorsam und verbürgte sich für die Uebrigen. Nun ging's in Gottes Namen weiter und in der That, sämmtliche Damen auf Commando das Kinn tactmäßig bewegen zu sehen, hatte so viel Komisches an sich, daß die volle Autorität eines Goethe dazu gehörte, die ganze Gesellschaft in dem angeordneten feierlichen Ernste zu erhalten." —

Nur ein Minister eines kleinen Hofes in einer kleinen Stadt, mit einem kleinlichen Polizeiregiment und einer streichfertigen mückenfängerischen Censur bewaffnet, konnte sich im Bewußtsein seiner nach allen Seiten hin wirksamen, organisch ausgegliederten absoluten Macht eine ähnliche Salontyrannei in einem Damenkreise erlauben.

Es giebt Fälle, in denen ein Mensch, der Humor besitzt, nicht nur über sich selber lachen muß, sondern auch das Lachen Anderer über sich ertragen soll.

Goethe war es eben gewohnt, immer hochfeierlich, tiefehrfürchterlich, ministerpallästerlich — und weltruhmbedenklich behandelt zu werden.

Wenn der Lustspieldichter Kotzebue mit Goethe als Dichter im Ganzen verglichen, auch auf einer tiefen Stufe steht, so ist Kotzebue durch sein feines Erkennen und Auffassen komischer und lächerlicher Situationen doch dem Goethe in Weimar überlegen

und daher diesem sehr empfindlich und zuwider gewesen, wie wir es in der Schrift: Schiller und sein Lebenskreis", durch unterhaltliche Begebenheiten nachweisen werden. Einige Stücke von Kotzebue, in denen er die Kleinstädterei geiselte oder dem armen und eingebildeten Hofadel zu Weimar naheging, durften in Weimar gar nicht aufgeführt werden.

29. Wie sich Wieland „in seine Tugend einhüllt" und ihm in seinen frischen Lorbeerkranz Bremsen und Hummeln hineingesetzt werden. Was eine Lebefrau über Lavater für ein Urtheil ersonnen hat. Der Zustand Jean Pauls. Maurerei in Weimar.

Als man dem Wieland in seinen durch Goethe bekommenen Lorbeerkranz durch die Persiflage seiner „Alceste" allerhand böse Stechfliegen hineingesetzt, schrieb der tief verletzte Wieland am 3. October 1779, als eben Goethe mit dem Herzog und Wedel in die Schweiz abgereist waren, an Merk:

„Die Herzogin Amalie ist vorgestern nach Ilmenau abgegangen, vermuthlich, um sich bei dem dermalen eingefallenen nassen Wetter in den Tannenwäldern zu erlustigen *). Man glaubt, sie werde ihrem lieben Sohn nach Italien nachreisen, ich glaube aber nicht daran, wiewohl dermalen bei uns nichts unmöglich ist. Ueberhaupt steht es bei uns so, daß für unsereins weiter nichts zu thun ist, als sich in seine Tugend einzuhüllen **), zu Hause zu bleiben, seine Kinder umzutragen und Stanzen zu machen."

1779 kam Merk nach Weimar. (Vehse, Bd. 28, S. 128.) „Er schämte sich in Goethe's Seele, daß das gottbeglaubigte Genie sich zur Liebedienerei am Hofe hergeben mußte, aber Goethe war nicht mehr zu bekehren. Knebel schrieb 1780 über den verkannten Goethe: „Er ist ein wunderbares Gemisch, eine Doppelnatur, ein Held und Comödiant, doch prävalirt die erste. Er

*) In dieser Passage liegt der bitterste Hohn — von Seite des beiseitegesetzten, gekränkten Dichters.

**) Wenn der alte Wieland durch Hofintriguen so recht tief verletzt wurde, da fing er an über Tugend nachzudenken; er mochte auch diesem Volke gegenüber noch immer einige Reste von diesem in Weimar ungesuchten Stoffe auf dem Lager haben; im Ganzen aber ist dem Wieland das Einhüllen in den Tugendmantel nicht gut angestanden.

ist so biegsam, als einer von uns, aber Eitelkeit hat er noch etwas, seine Schwächen nicht zu zeigen."

Daß dem außerordentlich lebens- und genußsüchtigen Hofkreise in Weimar jede ernste Pflichtanforderung von Seite des positiven Christenthums lästig war — braucht nicht erst bewiesen zu werden. Herder, der Allen Alles werden wollte und daher Niemanden etwas war, wurde nur geduldet — als ein Rohr, das sich nach allen Seiten hin verbeugte. Als er einmal mit seinem Ansinnen vom Beleben der Kirchenzucht daher kam, wurde er ausgelacht. Lavater kam 1786 nach Weimar, die Herzogin-Mutter schrieb über ihn an Merk (9. October): „Seine Liebe und Güte, die aus allen seinen Handlungen herausspricht, wirken wohl stark auf die Menschen, besonders sagt man auf die Weiber: Wenn ich eine große Monarchin wäre, müßte Lavater mein Premierminister sein, denn ich bin überzeugt, daß er eine solche Stelle ebenso gut bekleiden würde, als jetzt die von einem Premierminister Christi."

Daß diese Lebefrau mit dem Saltomortale eines Witzversuches über Lavater hinüberzusetzen suchte, ist erklärlich.

1789 hielt sich eine zeitlang Jean Paul in Weimar auf, der damalige preußische Lieutenant, später General v. Wollzogen, berichtet in seinen Memoiren, „daß er ihn öfter in ziemlich benebeltem Zustande nach Hause zu bringen die Freude gehabt hatte".

Es ist nicht überflüssig, zur Vertheidigung des guten Jean Paul hier einige Bemerkungen einfließen zu lassen. Der Dichter war allerdings Abends, nachdem er einige Gläser getrunken, bisweilen in eine rosenfarbige Laune hineingerathen, d. h. sehr gemüthlich geworden. Nach dem obigen Bericht aber sollte man meinen, Jean Paul sei über das erlaubte gesellschaftliche Maß hinaus angeheitert gewesen. Da ist nun nicht zu übersehen, daß Jean Paul in Weimar sehr übel angeschrieben war und daß man gegen ihn sehr erbittert gewesen ist, weil er sich wiederholt gegen das gar zu ungenirte Leben und Treiben in Weimar zu abfälligen Urtheilen hat hinreißen lassen. Wer aber die Herren und Damen in ihrer Genußruhe zu stören auch nur den mindesten Versuch machte, der konnte auf die schärfste Kritik seiner Schwächen und auf die übelste Nachrede überhaupt sich gefaßt machen. Hätte Jean Paul nicht bisweilen sittengerichtet, so würde

über seine zeitweilig heitere Stimmung auch Niemand ein Wort verloren haben.

„Goethe, der ihn wegen seiner jähen Phantasie einen Bockhirsch erster Sorte zu betiteln pflegte, verglich ihn in solchen Momenten mit einem Salamander, womit seine damalige hagere Gestalt vortrefflich bezeichnet war.“

„Auch für die Freimaurer-Logenthätigkeit ward Weimar unter Carl August ein Hauptplatz. Der hannover'sche Baron Knigge lebte eine zeitlang 1777 als Kammerherr am Hofe, er suchte, 1780 in den Illuminatenorden aufgenommen, diesen mit dem Freimaurerorden zu verbinden. In demselben Jahre (1780) ward Bode, der ein sehr eifriger Maurer war, von Knigge auch in den Illuminatenorden aufgenommen; Bode ward später der Nachfolger des Stifters Weishaupt, einer wegen seiner ungeheuerlichen protokollirten Zuchthaustugenden bekannten Größe der Aufklärungsperiode. Der Herzog selbst ward 1780 mit Goethe und Herder Maurer und nahm auch am Illuminatenorden Antheil.“

Es ist unrichtig, daß Herder erst 1780 in Weimar Freimaurer wurde, wir haben bei Herder's „Leben und Charakter“ nachgewiesen, daß Herder nach dem Berichte seiner Frau schon 1766 in seinem 22. Jahre zu Riga in die Loge sich aufnehmen ließ.

30. Vehse über Schiller. Die wandelbare Frau von Kalb ein Musterbild ethischer Verwirrung in Weimar.

Daß dem von Haus aus gemüthvollen Schiller die positive Glaubens- und Sittenlehre besonders in seiner Jugendzeit so lästig gefallen ist, daß er sich den griechischen Cultus als wünschenswerth ausmalte, geht aus seinen Lebensverhältnissen hervor.

Vehse berichtet des Langen und Breiten, was wir hier nur in einigen Zeilen zur Feststellung der Charakteristik Schiller's anführen wollen.

Schiller hatte in Mannheim ein intimes Verhältniß mit der Tochter des Buchhändlers Schwan, Margarethe, die er als „Laura“ verewigte; in Weimar mit einer verheirateten Frau: Charlotte von Kalb. Diese war Veranlassung, daß er 1787 sich Weimar zum Aufenthalt wählte; er schrieb an seine Freunde Briefe voll Begeisterung über sie; ihr Gemal, der

abwesend war, sollte zur Scheidung gestimmt werden; und Schiller wollte diese Charlotte heiraten, sie „stand bei Wieland und Herder in großer Achtung.“ Schiller und Frau von Kalb wurden sogar bei Hof schon zusammen zum Speisen geladen. Daß die Kalb verheiratet war, das genirte in Weimar durchaus nicht, ein Bürgerlicher durfte bei einem Hofballe nicht erscheinen und tanzen; im Hofceremoniell gab es immer noch Mückenfängerei, was aber Sitte und auch Anstand betraf, da war man groß- und weitschlundig, man konnte Caravanen von Kameelen mit vielem Anstand ohne Hustenreiz hinunterwürgen.

Herr von Kalb war jeder Zoll ein Hofmann, ihm machte der intime Verkehr Schiller's mit seiner Gemalin gar kein Herzweh — so was war man ja an den kleinen Höfen, besonders in Weimar, längst gewohnt.

Schiller schrieb am 18. August 1787 an Körner: „Herr von Kalb hat mir geschrieben: „Er kommt zu Ende September, seine Ankunft wird das Weitere mit mir bestimmen. Seine Freundschaft für mich ist unverändert, welches zu bewundern ist, da er seine Frau liebt und mein Verhältniß zu ihr kennt. Aber seine Billigkeit und seine Stärke dürfte vielleicht durch Einmischung fremder Menschen und einer dienstfertigen Ohrenbläserei auf eine große Probe gestellt werden, wenn er kommt u. s. w.“

Weil es uns nur zu thun ist, die Zeit und die Persönlichkeiten in Weimar zu charakterisiren, übergehen wir die mit pikanten Briefstellen decorirte lange Geschichte und berichten nur folgendes Ende derselben.

Schiller lernt zwei Schwestern kennen, Lotte von Lengefeld (Schiller's spätere Frau) und deren Schwester, Rudolstädt'sche Hofräthin von Beulwitz, die aber damals schon getrennt von ihrem Hofrath — in Rudolstadt im Hause ihrer Mutter lebte und in der Folge einen Herrn von Wollzogen heiratete.

Zehn Jahre später war Jean Paul nach Weimar gekommen. Gegen diesen war die Neigung der Frau von Kalb so stark, daß sie sich ihm geradezu selbst als Frau anbot, er schlug sie aus. Wir haben über dieses merkwürdige Verhältniß in der Biographie Jean Paul's von seinem Neffen Spazier und in seinen Briefen an Otto Aufschlüsse erhalten.

Die Details, welche Vehse über dieses Verhältniß Jean Paul's zur von Kalb bringt, haben wir aus guten Gründen

übergangen, wir entnehmen daraus nur jene erzählbaren Punkte, die nöthig sind, um das damalige ethische Leben zu Weimar in's rechte Licht zu stellen.

Noch am 8. August 1787 hatte Schiller an Körner über die Kalb geschrieben: „Unser Verhältniß ist — wenn Du diesen Ausdruck verstehen kannst — wie die geoffenbarte Religion, die sich auf den Glauben stützt u. s. w."

Schiller hat hier der geoffenbarten Religion eine sehr unverdiente Ehre angethan. Bei der geoffenbarten Religion weiß der Mensch um den Grund seines Glaubens, bei seiner sogenannten Liebe aber glaubte Schiller an den Grund seines Wissens und wurde ungläubig, als ihm der Boden unter den Füßen weggezogen wurde. Man spielte in Weimar mit den Gesetzen der Ethik und mußte, um sich von unliebsamen Vorwürfen im Gewissen frei zu machen, auch die religiösen Grundlagen mit Spott unwirksam zu machen suchen.

Am 12. Februar 1790 tröstet er die beiden Lengefeld-Töchter, die von dem offenkundigen Verhältniß Schiller's zur Kalb gehört hatten: „Sie (die Kalb) war nie wahr gegen mich, als etwa in einer leidenschaftlichen Stunde, mit Klugheit und List wollte sie mich umstricken. Sie ist jetzt nicht edel und nicht einmal höflich genug, um mir Achtung einzuflößen u. s. w." — —

31. Bedauerliche Ereignisse. Die Grabschrift der Schwägerin Schillers.

Daß nun die Weltanschauung und Lebensrichtung Schiller's aus jener Zeit Schillern mit dem positiven Christenthum in ein nicht ausgleichbares Zerwürfniß gerathen mußten, bezeugen folgende Ereignisse aus dem Leben des Dichters, die wir **wörtlich** dem nichts weniger als ultramontanen und sogar hochliberalen Vehse entnehmen (28. Bd. S. 171):

„Ueber die eigentliche Beschaffenheit des Vergnügens Schiller's im Umgang mit diesen beiden Schwestern ist uns erst ganz neuerlich durch den Herausgeber des Nachlasses der Frau von Wolzogen eine Aufklärung zugegangen, welche allerdings einzig in ihrer Art ist. Schiller's eigentliche Herzensflamme war nicht Lotte, seine spätere Frau, sondern

Caroline von Beulwitz. Schiller's Heirat mit „Lolo" war keineswegs eine flammende Herzensheirat, seine ganz ernstliche Absicht war vielmehr gewesen, mit beiden Schwestern zu leben, wie dereinst in der alten romantischen Zeit der Graf von Gleichen. Der Herausgeber des Nachlasses der Frau von Wollzogen berichtet, daß dieselbe an den an beide Schwestern gerichteten glühenden Briefen Schiller's aus den Jahren 1788—1790 *eine in ihrer Art einzige Fälschung begangen hat*: einestheils, um sie nicht der Oeffentlichkeit zu entziehen und anderntheils aus Discretion hat sie sie schon in der von ihr herausgegebenen Biographie Schiller's *als an ihre Schwester allein gerichtet* einrücken lassen, und in den für Herausgabe des Nachlasses bestimmten Briefen hat sie mit *später zitternder Hand* bei den leidenschaftlichsten Stellen statt „*Caroline*", „*theure Lotte*" gesetzt. Ueber das romantische Doppelverhältniß, das der ideale Mann beabsichtigte, erklärt er sich selbst einmal in einem Briefe aus Jena 15. März 1789 in folgenden Worten: „Dieses Dasein wird uns über alle Menschen um uns her hinwegrücken. Unser heimliches Leben wird ein Geheimniß für sie bleiben, auch wenn sie Zeugen davon sind. Unsere Liebe braucht keine Aengstlichkeit, keine Wachsamkeit — wie könnte ich mich zwischen Euch Beiden meines Daseins freuen, wie könnte ich meiner eigenen Seele immer mächtig genug bleiben, wenn meine Gefühle für Euch beide, für jede von Euch nicht die süße Sicherheit hätten, daß ich dem Andern nicht entziehe, *was ich dem Einen bin*. Frei und sicher bewegt sich meine Seele unter Euch und immer lebensvoller kommt sie von dem Einen zum Anderen zurück — derselbe Lichtstrahl — laßt mir diese stolzscheinende Vergleichung — derselbe Stern, der nur verschieden scheint aus verschiedenen Spiegeln. Was Caroline vor Dir voraus hat, meine Lotte, mußt Du von mir empfangen; Deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten und mein Geschöpf mußt Du sein. Caroline hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als Du, meine Lotte, aber ich wünschte nicht um Alles, daß Du anders wärst als Du bist. Wie schön ist unser Verhältniß gestellt von dem Schicksal. Worte schildern diese zarten Beziehungen nicht, aber fein und scharf empfindet sie die Seele. Nur Dein Schicksal, meine Caroline, ist es, was mir Unruhe macht. Bleibe ich in Jena, so will ich mich gerne ein Jahr und etwas darüber mit der

Nothwendigkeit aussöhnen, daß Du mit Beulwitz allein lebst. Von diesem Jahre könntest Du die Hälfte bei uns zubringen 2c. 2c. Es war mir doch lieb zu sehen, daß die chère mère auf die Trennung von B. schon gedacht hat" — —

„Es kam jedoch nicht zu einer wirklichen Erfüllung dieses idealen (!) Doppelverhältnisses, bei der allerdings große Gefahr gewesen sein würde, daß Schiller in eine ähnliche Lage versetzt worden wäre, in der Bürger zu seiner Frau und Schwägerin einst stand. Caroline trat zurück. Schiller heiratete Lotte und Caroline vermählte sich vier Jahre nach Schiller's Heirat 1794 mit Wilhelm v. Wollzogen. Sie starb, nachdem sie alle Weimar'schen Koryphäen vor sich hatte sterben sehen, 1847, 84 Jahre alt, 42 Jahre nach Schiller und 21 Jahre nach ihrer Schwester, die 1826 in Bonn starb. Auf dem Kirchhofe zu Jena steht auf Carolinens Grabe die selbstgewählte Inschrift: „Sie irrte, litt, liebte, verschied im Glauben an Christus, der erbarmenden Liebe."

Wir mußten diesen denkwürdigen Brief bringen, um uns die damalige Feindschaft Schiller's gegenüber dem positiven Christenthum und die Hinneigung desselben zur „freien classischen Griechenzeit" zu erklären.

32. Wie sich Goethe und Schiller das erste Mal persönlich begegnen. Urtheile Jean Paul's und Schiller's über Goethe.

Schiller schreibt an Körner, Rudolstadt, 12. September 1788: „Endlich kann ich Dir von Goethe erzählen. Ich habe vergangenen Sonntag beinahe ganz in seiner Gesellschaft zugebracht, wo er uns mit Herder, Frau von Stein und der Frau von Schardt besuchte. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll lebhaft und man hängt mit Vergnügen an seinem Blick. Bei vollem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünnet und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt, man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen,

und wenn er bei gutem Humor ist, spricht er gern und mit Interesse."

Jean Paul über die Weimargrößen und Goethe schreibt, 12. Juni 1796, als er schon einige Tage in Weimar gewesen:

„Ein bitterster Tropfen schwimmt in meinem Weimarer Freudenbecher — was Jean Paul gewann, das verliert die Menschheit in seinen Augen, ach! meine Ideale von größeren Menschen! Ich will Dir's schon erklären."

Am 18. Juni 1796 schreibt Jean Paul: „Schon am zweiten Tage warf ich hier mein dummes Vorurtheil für große Autoren ab, als wären es andere Leute, hier weiß Jeder, daß sie wie die Erde sind, die von Weitem am Himmel als leuchtender Mond dahinzieht, und die, wenn man die Ferse auf ihr hat, aus boue de Paris besteht, und einiges Grün ohne Juwelen-Nimbus. Ein Urtheil, das ein Herder, ein Wieland, ein Goethe fällt, wird so bestritten, wie jedes andere: das noch abgerechnet, daß die drei Thurmspitzen unserer Literatur einander — meiden. Auch werd' ich mich jetzt vor keinem großen Mann mehr ängstlich bücken, bloß vor dem Tugendhaftesten*)."

„Gleichwohl kam ich mit Scheu zu Goethe. Die Kalb und jeder malte ihn ganz kalt für alle Menschen und Sachen der Erde. Die Kalb sagt: „Er bewundere nichts mehr, nicht einmal sich. jedes Wort sei Eis, zumal gegen Fremde, die er selten vorlasse, er habe etwas Steifes, reichsstädtisch Stolzes — bloß Kunstsachen wärmen noch seine Herznerven an, daher ich Knebeln bat, mich vorher durch einen Mineralbrunnen zu petrificiren und zu incrustiren, damit ich mich ihm etwa in vortheilhaftem Lichte — einer Statue zeigen könne. Die Kalb räth mir überall Kälte und Selbstbewußtsein an."

„Ich ging ohne Wärme, bloß aus Neugierde. Sein Haus frappirt, es ist das einzige Weimars im italienischen Geschmacke, ein Pantheon voll Bilder und Statuen, und Kühle der Angst

*) Am 13. Juli 1799: „Du hast keine Vorstellung, wie hier um ein Eckchen Regenschirm vom Thronhimmel geschoben und gezankt und gestoßen wird: ich sehe im Regen der Gruppe zu und bleibe Philosoph."

presset die Brust. Endlich tritt der Gott her, kalt, einsilbig, ohne Accent. — Sagt Knebel: „Die Franzosen ziehen in Rom ein.“ Hm, sagt der Gott (Goethe). Seine Gestalt ist markig und feurig, sein Auge ein Licht. Aber endlich schürte ihn nicht bloß der Champagner, sondern die Gespräche über Kunst und Publikum an und — man war bei Goethe. Zuletzt las er uns, d. h. spielte er uns — sein Vorlesen ist ein tieferes Donnern, vermischt mit dem leisesten Regengelispel, es giebt nichts Aehnliches — ein ungedrucktes herrliches Gedicht vor, wodurch sein Herz durch die Eiskruste die Flammen trieb, so daß er dem enthusiastischen Paul (mein Gesicht war es, aber meine Zunge nicht, wie ich denn nur von Weitem auf einzelne Werke anspielte, mehr der Unterredung und des Belegs wegen) die Hand drückte. Beim Abschied that er es wieder und hieß mich wieder kommen. Die K. sagt: Er giebt nie ein Zeichen der Liebe. Hunderttausend Sachen hab' ich Dir von ihm zu sagen“ u. s. w.

Schiller urtheilte schon sieben Jahre früher (2. Februar 1789 an Körner) über Goethe wie Jean Paul: „Er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen, aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben — dies scheint mir eine consequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe calculirt ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, obwohl ich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben.“ — —

33. Wie am Hofe zu Weimar auch Damen mit Philosophie behaftet gewesen sind und in welchen Formen diese Philosophie an die Oberfläche getreten ist.

Merkwürdig ist, wie an diesem Hofe auch Damen mit Philosophie behaftet waren; alle diese wunderlichen, ebenso losen als systemlosen Philosopheme gingen darauf hinaus: die Religion mit ihrem lästigen Sittengesetz in das Gebiet der Fabeln und der Menschenerfindung zu verweisen.

Alle drückte der ethische Schuh und Alle wollten dieses Druckes los werden; mit Sophismen, mit Spott, mit Hohn, mit Zweifel und mit Verzweiflung suchte man sich gegen alle jene unangenehmen Zustände zu erwehren, die man im gewöhnlichen Leben „Gewissensbisse“ nennt.

So definirte Charlotte Kalb dem Jean Paul in einem Brief vom 16. October 1796 (Vehse, 28 Bd., S. 185) die Religion wie folgt:

„Die Religion hier auf Erden ist nichts Anderes als die Entwicklung und Erhaltung der Kräfte und Anlagen, die unser Wesen erhalten hat. Keinen Zwang soll das Geschöpf dulden, aber auch keine ungerechte Resignation. Immer lasse der kühnen und kräftigen, reichen, ihrer Kraft sich bewußten und ihre Kraft brauchenden Menschheit ihren Willen. Aber die Menschheit und unser Geschlecht ist elend und jämmerlich und Gesetz, Kirche und Gesellschaft machen sie immer jämmerlicher. Alle unsere Gesetze sind Folgen der elendesten Armseligkeit und Bedürfnisse und selten der Klugheit; Liebe bedurfte keines Gesetzes.“ — —

Diese Culturdame war sich offenbar im Paroxismus ihrer philosophischen Drehkrankheit gar nicht bewußt, was sie in wenig Zeilen für einen unauflösbar zerrütteten Zwirnknäuel zusammengeschrieben hat. Nur eine Zeile in der Confusion ist klar ausgesprochen: „keinen Zwang soll das Geschöpf dulden“. Aus dem Leben dieser Dame ist ersichtlich, daß sie an diesem Satz mit vollem Herzen festgehalten hat; und „Liebe bedarf keines Gesetzes.“ Nun ja, was man in den Hofkreisen zu Weimar Liebe nannte, das hatte ja längst schon alle Gesetztafeln in tausend Scherben zerschlagen. „Gesetz, Kirche und Gesellschaft machen die Menschheit noch jämmerlicher!“

Das sieht gerade so aus, als ob diese Dame mit der größten Gewissenhaftigkeit die Gebote Gottes und der Kirche gehalten und deßwegen jämmerlich geworden wäre. Jämmerlich war sie und fühlte sich: und da sollte nun die Kirche an ihrem und an der ganzen Menschheit Elend Schuid sein. Was doch ein hysterisches Frauenbild — für confuses Zeug zu produciren im Stande ist!

Wenn Culturdamen zum Philosophiren anfangen, so suchen sie sich einen weiten philosophischen Mantel zusammenzuflicken, der ihr Culturleben zudecken soll; da es ihnen aber theils am festen logischen Zwirn mangelt und anderseits der Stoff abgefault, fadenscheinig und schleißig ist, so zeigen sich allenthalben Risse — und die wahre Gestalt läßt sich nicht unsichtbar machen.

Jean Paul giebt uns eine Erläuterung zu dem „religiös-sittlichen“ System der Frau von Kalb, indem er unterm 27. Juni 1799 an Otto über die „neuen Sitten“ zu Weimar schreibt und nach einigen weniger erbaulichen Berichten (Vehse, 28. Bd., S. 194) ausruft: Hier ist Alles revolutionär, kühn und Gattinnen gelten nichts. (Goethe lebte damals schon bis 1806 mit der Vulpius, und alle andern Herren und Damen folgten in ihren Sitten dem Herzog, den Hofleuten und den angestellten Lebensverschönerern und das Hofleben mit Poesie-Verklärern nach Thunlichkeit mit Leibeskräften.)

34. Die alte Frau von La Roche fällt zum Entsetzen Goethe's und Wieland's (ihrer alten Verehrer) wie eine Bombe in Weimar ein.

Ferner sagt Jean Paul: „Wieland nimmt im Frühling, um aufzuleben, seine erste Geliebte, die La Roche in's Haus und die Kalb stellt seiner Frau den Nutzen dar.“

Wir werden über diese Begebenheit und über die Familie La Roche und die Bettina Brentano später actenmäßige Belege bringen. Jean Paul macht im Briefe einen Witz, indem er sagt: „Wieland habe seine erste Geliebte, um aufzuleben, in's Haus genommen;“ Thatsache war, daß sie ihren früheren Verehrern (Goethe miteingerechnet) jetzt „als ein Gespenst erschien.“ Die

Aeußerungen der Gattin Wieland's — als die alte La Roche in das ohnehin nur durch genaues Rechnen aufrecht erhaltbare Hauswesen bombenartig hineinflog, müssen sehr interessant gewesen sein, dem alten Wieland mußte darüber auf einige Wochen Hören und Sehen und selbstverständlich auch das Dichten vergangen sein. Goethe schrieb an Schiller, als die alte La Roche in Weimar anlandete, von „seltsamen und man darf wohl sagen unnatürlichen Erscheinungen".

Es war dieselbige La Roche, welcher derselbe Goethe einmal geschrieben: „Lehnen Sie sich an unsere Liebe, die gewiß ganz und ewig ist." Ach, was war dieser ganze und ewige Stuhl, an den die La Roche sich voll Zuversicht ganz und ewig anlehnen sollte, seither für ein zerbrochenes Möbel in einer alten Trödelbude geworden! Die Frau von Stein hatte das Zeug, ein sehr langes, ein ganzes und ewiges Capitel abzufassen über diesen Lehnstuhl, der jedes ewige Anlehnen mit Entschiedenheit ablehnte. Jean Paul schrieb im oben citirten Briefe über die Zustände in Weimar: „So viel ist gewiß, eine geistigere und größere Revolution als die politische, und nur eben so mörderisch wie diese, schlägt im Herzen der Welt."

Wieland's Lage, als die La Roche bei ihm ihren Einzug hielt, ist nicht beneidenswerth gewesen. Der alte, doch von Haus aus gemüthliche Schwabe, dessen Spruch war: Leben und leben lassen — befand sich in einer argen Klemme. Zu beiden Seiten war er von Ruinen beherrscht. Die illegitime sucht die erzürnte legitime durch sanfte Blicke zu versöhnen, und die legitime rollt aus den Augen ihr Pelotonfeuer auf den alten Sünder nieder, den unten im Jammerthal des Lebens situirten, unglücklichen, aber immer noch versöhnlich und gemüthlich sein wollenden Oberon-Verfertiger.

Da machte es der kalte Diplomat schon, wenn nicht feiner, doch in aller Kälte diplomatisch entschiedener. Er ließ die „seltsame und man darf wohl sagen unnatürliche Erscheinung" in seinem „Ministerhôtel" nicht vorkommen. Die La Roche kam zur Einsicht, daß man auf Goethe's Schwüre und Versicherung allerhand — aber nur kein Gift nehmen dürfe. In der Nähe von Weimar gab er ihr ein Fest — daß dies Fest nicht vom Herzen kam, bezeugen Goethe's Schreckensrufe — als die Alte ihren Besuch ankündigte. Die La Roche hatte aber

immer noch viele literarische Verbindungen — sie war selbst Literatin und es war besser, sie zu calmiren, als die alt gewordene Löwin zu reizen.

Düntzer erzählt natürlich nichts von Goethe's Entsetzensruf bei der Ankunft der La Roche, sondern bringt nur folgenden glattgeschniegelten Bericht: „Frau von La Roche war (1799) zu Osmanstädt bei Wieland angekommen. Bald darauf war Goethe mit ihr und Wieland bei der Herzogin-Mutter in Tiefurt. Wenige Tage später besuchte er sie zu Osmanstädt, wo er zu Tische blieb. Den festlichen Empfang, welchen Goethe ihr am 25. bereitete, beschreibt diese mit begeisterter Freude in der Schrift: Schattenrisse abgeschiedener Stunden in Offenbach, Weimar und Schönebek im Jahre 1799. „Die mit Blumen und Früchten aller Art so reich verzierte Tafel war gar nicht nach dem gewöhnlichen Geschmack der Gastmahle und die Gegenwart der Verfasserin der reizenden: „Agnes von Lilien", der Dichterin der Gesänge von Lesbos, Goethe und Wieland, lauter Lieblinge des Apoll, konnten diese Vermuthung (sie bekomme einen Antheil von Ambrosia) rechtfertigen. Eine aus dem Garten zwischen schönen Gewächsen ertönende Musik und die Erscheinung eines Amorino (des jungen Goethe) dienten zum Beweise, daß ich bei einer Art von Götterfest zugegen war" *).

Nachdem die Frau von Kalb, welche nach Schiller in Jean Paul eine zeitlang einen Verehrer fand, alt wurde, und in Berlin lebte, mußte sie sich aus der Vergessenheit wieder auf die öffentliche Bühne zerren lassen. Es handelte sich um die Veröffentlichung der Jean Paul'schen Correspondenz. Varnhagen schrieb darüber an Goethe (Vehse Bd. 28, S. 198): Frau von Kalb, welche hier (in Berlin) in vieljähriger, enger und stiller Zurückgezogenheit lebt, ist in dieser heftig bewegt worden durch die Mittheilungen, welche Jean Paul's gedruckter Briefwechsel über manche früheren Lebensverhältnisse nicht schonend an den Tag legt. — Die Dame verwahrt sich gegen die angegebenen Beziehungen mit Schiller, Herder und Anderen; aber Varnhagen, der notorisch boshafte Geselle setzt über diese Verwahrung hinzu: „Dieses Desavoiren einer doppelt glühenden Leidenschaft ist eine Er-

---

*) Düntzer: Schiller und Goethe. S. 193.

scheinung, die bei Frauen nicht selten vorkömmt", er führt dann mehrere Beispiele hiefür an.

Schon 1781 war Goethe selbst zur Einsicht gekommen, daß es mit der Geldwirthschaft in Weimar sehr thalab gehe, er schrieb an seinen Freund Knebel (Vehse 28, 222): „Selbst der Bauersmann, der der Erde das Nothdürftige abfordert, hätte ein behaglich Auskommen, wenn er nur für sich schwitzte. Du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern und so gehts weiter und wir haben's so weit gebracht, daß oben immer an einem Tag mehr verzehrt wird, als unten an einem beigebracht werden kann." — — —

Wer sollte dieses theoretische Lamento über die Finanzwirthschaft schon 1781 nicht höchst lobenswerth finden? — Was ist aber in der Praxis von Goethe selbst geschehen, um diese Wirthschaft zu verbessern? Noch 1823, also 42 Jahre später, legt Goethe den Ständen, welche nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet waren, genaue Rechnungslegung zu fordern, keine Rechnung über verausgabte 11.787 Thaler, und zeigt sich höchlich „erzürnt über den Landtag, weil derselbe sich herausnahm, eine Rechnung über die lumpige Summe zu verlangen." (Siehe unsere folgenden Berichte.)

35. Wozu Goethe die Jagemann überredet und was Vehse für „eine praktische Richtung" hält.

„Es war so ziemlich zur gleichen Zeit, in welcher der Herzog die Gräfin Werthern aufgab und die Jagemann begünstigte, als Goethe denselben Wechsel mit der Frau von Stein und Vulpius vornahm. Die Jagemann war eine Tochter des Weimar'schen Raths und Bibliothekars Jagemann, für sie schrieb Goethe die Eugenie in der „natürlichen Tochter". Ihre hinreißende Schönheit, berichtet Adolf Stahr in seinem Tagebuche aus Weimar, die Frische und Schnellkraft ihres Geistes entzückten den Herzog, aber seine Bewerbungen wurden Anfangs nicht begünstigt. Caroline Jagemann war jung, war Künstlerin und als solche von einem Ehrgeize, dem es im Angesicht einer

großen künstlerischen Laufbahn nichts allzu Verblendendes schien, als Maitresse eines Herzogs sich an einen kleinen Staat und Bühne zu fesseln. Der Widerstand erhöhte die Leidenschaft bis zur Verzweiflung. Da, so wird glaubhaft erzählt, vermochte Goethe's Ueberredung und ein eigenhändiger Brief der Herzogin Luise sie dazu, eine Stelle einzunehmen, gegen welche auch andere Gefühle in ihr sich gesträubt haben mochten. Die Herzogin hatte sich nach Geburt ihres letzten Kindes genöthigt gesehen, auf ein weiteres eheliches Zusammenleben mit dem Herzog zu verzichten — —"

Was Goethe die Heiligkeit der Ehe galt, das hat er in seinen Schriften oft und genügend ausgesprochen. Hier sehen wir ihn als Rathgeber in einer nicht beneidenswerthen Lage — das Ereigniß ist durch 100 Bände der genialsten Poesie nicht schön zu färben — man sollte es billig in Zweifel ziehen, aber so viele andere Ereignisse im früheren intimen Verkehr mit dem Herzog und Ereignisse im eigenen Leben des Dichters streiten eher für die Wahrheit des Berichtes, als gegen denselben.

Vehse erzählt in seiner Weise (welche zeigt, daß er über derartige Verhältnisse durchaus nicht skrupulös und sittenrichterlich urtheilt) über jene Zeit:

„Die praktische Richtung, die beide Freunde eingeschlagen hatten, bekundete sich auch in ihren Herzensverhältnissen. Die interessante Frau von Stein und die interessante Gräfin Werthern in Neuheiligen waren nicht mehr die Herzensmagnete, sondern die Demoiselle Vulpius und Jagemann kommen jetzt, und zwar als Maitresses en titre an die Reihe."

Vehse will damit den Bericht bezugs der Ueberredung der Jagemann von Seite Goethe's insofern bestätigen, als er auf die gleiche „praktische" Richtung", welchen die beiden Freunde in ihren „Herzensverhältnissen" eingeschlagen und auf den Wechsel „der beiden Herzensmagnete" als einen gleichzeitigen namentlich aufmerksam macht.

36. Wie Goethe der zehnjährigen Gepflogenheit, an die Frau von Stein Liebesbriefe zu schreiben, müde geworden, und wie diese Dame über Goethe's Entschlüsse und Entschuldigungen gedacht und geschrieben hat. Goethe heiratet die Vulpius erst 1806.

Der Entschuldigungsbrief Goethe's an Frau von Stein bezugs seines neuen Verhältnisses zur Vulpius (Belvedere, 1. Juli 1789) lautet:

„Wie sehr ich Dich liebe, wie sehr ich meine Pflicht gegen Dich und Fritzen*) kenne, habe ich durch meine Rückkehr aus Italien bewiesen (?). Nach des Herzogs Willen wäre ich noch dort. Herder ging hin, und da ich nicht voraussah, dem Erbprinzen etwas sein zu können, hatte ich kaum etwas Anderes im Sinne als Dich und Fritzen."

„Was ich in Italien verlassen habe, mag ich nicht wiederholen, Du hast mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen."

„Leider warst Du, als ich ankam, in einer sonderbaren Stimmung, und ich gestehe aufrichtig, daß die Art, wie Du mich empfingst, wie mich Andere nahmen, für mich äußerst empfindlich war." „Und das Alles, ehe von einem Verhältniß die Rede sein konnte, das Dich so sehr zu kränken scheint."

„Und welches Verhältniß ist es? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anspruch auf die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpfe gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe? u. s. w."

Körner schrieb an Schiller, 9. Februar 1789, hierüber:

„Eine solche heroische Existenz ist die natürliche Folge, wenn ein großer Mensch eine zeitlang fast alle Art von Genüssen außer sich erschöpft hat und ihm nichts weiter übrig bleibt, als der Genuß seines eigenen Werthes und seiner Thätigkeit" — —

Selbstverständlich spricht Körner hier nicht von einem moralischen Werthe — den von einem solchen an sich dürfte wohl auch Goethe selbst keinen absonderlichen Genuß gehabt haben.

---

*) Sohn der Stein, er wurde später Kriegsrath von Breslau.

„Zu Ende des Jahres 1793 starb der Oberstallmeister von Stein, schwachsinnig und gemüthskrank; zu einer Heirat Goethe's mit der nun frei gewordenen Witwe kam es nicht. Es scheint der Herr von Stein von der zehnjährigen Correspondenz Goethe's mit seiner Frau, wie von der Gewohnheit Goethe's mit der Frau von Stein, bei ihr oder sie bei ihm zu diniren und soupiren, nicht besonders erbaut gewesen zu sein. Trotzdem hält Herr Düntzer es „für eine Ehrenpflicht des deutschen Volkes gegen sich selbst: das Verhältniß Goethe's zur Stein ohne den leisesten Verdacht einer Schuld zu betrachten, weil sonst Goethe's Sittlichkeit herabgewürdigt würde" *).

Das arme deutsche Volk hat aber leider so viele und mannigfache Pflichten zu erfüllen, daß man es unnöthiger und unberufener Weise nicht mit neuen belasten soll. Goethe hat eben gethan, was er gewollt hat, und das deutsche Volk mag sich darüber denken, was es will, und Düntzer soll schreiben, was er will — und auf dem Hohenpriesterstuhl des Goethecultus herumwackeln und herumorakeln, wie er will — aber zum Gefühlvorschreiber, Pflichtencommandanten, Gesetzgeber in literarischen Angelegenheiten kann sich Jeder selber machen. Zum Glück hat weder Düntzer, noch seine Nachfolger eine Strafgewalt in Händen, sonst könnte es den ihren Gesetzen Zuwiderhandelnden sehr übel ergehen.

Wenn die Logik eine Person wäre, sie könnte den Herrn Düntzer auf Ehrenbeleidigung klagen; er nöthigt dem deutschen Volk die Ehrenpflicht auf: das Verhältniß Goethe's zu der Stein ohne den leisesten Verdacht einen Schuld zu betrachten (!) und beweist diese Pflicht: weil sonst Goethe's Sittlichkeit herabgewürdigt würde. Eben so gut könnte man sagen: die Logik und Beweisführung Düntzer's muß ohne den leisesten Zweifel als schlagend anerkannt werden, weil sonst Düntzer's Verstand herabgewürdigt würde.

Herr Düntzer wird in seinem Interesse gebeten, seine Leser in Zukunft mit neuen Gesetzesparagraphen im Gebiete der Literaturgeschichte zu verschonen, er möge seine lykurgischen Gelüste

*) Charlotte Stein und Corona Schröter. S. 3.

aufgeben, in den modernen Parlamenten sitzen so viele Sprossen der Solonrace, daß es sehr überflüssig erscheint, die eben so frucht- als furchtbare Genossenschaft der Gesetzerfinder noch mit neuen Dilettanten und Eindringlingen zu vermehren.

Die Verbindung mit der Vulpius rächte sich an Goethe. Schiller schrieb 21. October 1800 an Körner:

„Im Ganzen bringt er jetzt zu wenig hervor, so reich er auch immer an Erfindung und Ausführung ist. Sein Gemüth ist nicht ruhig genug, weil ihm seine elenden häuslichen Verhältnisse, die er zu schwach ist, zu ändern, viel Verdruß erregen." Körner antwortet: „Man verletzt die Sitten nicht ungestraft. Zu rechter Zeit hätte er gewiß eine liebende Gattin gefunden, und wie ganz anders wäre da seine Existenz! Das andere Geschlecht hat eine andere Bestimmung als zu einem Werkzeug der Sinnlichkeit herabgewürdigt zu werden und für entbehrtes häusliches Glück giebt es keinen Ersatz. Goethe selbst kann das Geschöpf nicht achten, das sich ihm unbedingt hingab. Er kann von Andern keine Achtung für sie und die Ihrigen erzwingen und doch mag er nicht leiden, wenn sie geringgeschätzt wird. Solche Verhältnisse machen den kraftvollsten Mann am Ende mürbe" u. s. w.

„Ueber die Vermählung mit der Vulpius berichtet Vehse (28. Bd., S. 285):

„Der Eindruck, den die Katastrophe von Jena machte, muß schrecklich gewesen sein, da sogar Goethe, ein Mann, der so leicht nicht aus der Fassung zu bringen war, dadurch überwältigt wurde. Er glaubte die Welt gehe aus ihren Fugen und verzagte an Allem. Er vollzog damals in der Sacristei der Schloßkirche am ersten Sonntage nach der Schlacht bei Jena, am 19. October, in seinem 58. Lebensjahre die kirchliche Trauung mit seiner vor 17 Jahren sich angeeigneten 40jährigen Haushälterin, der Demoiselle Christiane Vulpius, die geraume Zeit sein Haus nicht betreten hatte, von Angereau aber schon als Madame de Goethe anerkannt worden war, nun auf einmal höchst unerwartet noch legitime Hausgenossin ward. Als solche hat sie noch 10 Jahre, bis 1816 gelebt, aber recht wohl gefühlt, daß sie nicht an ihrem Platze sei; sie äußerte wiederholt in ihrem sehr gutmüthigen Vertrauen, aber in ihrem sehr üblen ordinären sächsischen Dialect: „Seit ich den geheemen Rath

geheiratet habe, habe ich keine Stunde Ruhe gehabt." Goethe gestand damals (1806) nach den Mittheilungen seines Freundes Riemer, daß es ihm in der allgemeinen Auflösung aller Verhältnisse Bedürfniß geworden sei, „einen Anhalt in der Familie zu gewinnen."

„Nach dem Tode der Vulpius wollte sich der alte Herr noch einmal vermählen mit Ulrike v. Levetzow, geb. v. Brösigke, aus der Mark Brandenburg, die nachher (1843) Gemahlin des 1834 entlassenen österreichischen Finanzministers, des schon 66jährigen Grafen Klebelsberg wurde, es kam aber nur zu dem Gedicht: „Die Trilogie der Leidenschaft", man sagt, der Großherzog habe es nicht haben wollen". In Marienbad und Umgebung lebt noch die Tradition über diese verunglückte Werbung, dort heißt es, die junge Dame habe sich lächelnd für die Aufmerksamkeit bedankt.

So haben wir einen Theil jener Zeit am Hofe vor unseren Augen vorübergehen gesehen, die man die Zeit der edlen Sitte nannte, nachdem die Zeit der Wüthigkeit und Unbändigkeit vorbeigezogen war. Diezmann*) knüpft an die Goethe'schen Verse:

„Unbändig schwelgt ein Geist in ihrer Mitten
Und durch die Rohheit fühl' ich edle Sitten"

folgende erbauliche Betrachtungen (S. 87):

„Die vorstehenden zwei Zeilen charakterisiren das damalige Treiben außerordentlich treffend, denn es war unbändig unwüthig, wie Wieland es nannte; es zeigte sich in ihm unleugbar eine gewisse Rohheit, aber durch dieselbe hindurch fühlte man doch immer ein Etwas von feinen Sitten**)."

„Diese scheinbar unmögliche Verbindung gaben eben das Eigenthümliche jenes sogenannten genialischen Lebens. Die Unbändigkeit und Rohheit trat in der ersten Zeit wohl auch bisweilen vorherrschend vor in Aeußerungen des körperlichen und geistigen Uebermuthes, die oft sehr nahe an Polissonnerien streiften, wie

*) Goethe und die lustige Zeit in Weimar, Leipzig, Keil, 1857.

**) Es ist sehr schade, daß Diezmann den unter diesem „man" gemeinten feinen Sittenfühler nicht des Nähern bezeichnet hat, das scheint eben auch aus einem feinen Gefühle verschwiegen worden zu sein.

der dadurch nicht selten verletzte Wieland sie nannte. Mehr und mehr aber gewannen die Elemente der edlen Sitte das Uebergewicht, bis sie endlich zur alleinigen Herrschaft gelangte."

37. Goethe in seinem Alter geschildert. Der Stern an der Table d'hôte. Düntzer als Astronom des Dichterhimmels. Goethe über Adelige und Bürgerliche und neue Conflicte in einer Herberge.

Der Uebergang von der obigen Diezmannischen Unbändigkeit und Rohheit zur „edlen Sitte" hat durch ein halbes Jahrhundert viele Phasen durchgemacht. Vehse schildert den altgewordenen Dichter (28, S. 301): „Goethe überlebte seinen Freund den Großherzog, noch fünf Jahre. Er war aber zuletzt ein recht alter, eiskalter und auch eiszapfensteifer Goethe geworden. Als solcher erwies er sich nicht bloß auswärts, sondern auch in seinem eigenen Hause. Kurz nach den Befreiungskriegen traf er mit russischen Officieren, Liefländern, in Wiesbaden an der Table d'hôte zusammen. Diese brachten ihm einen Toast aus: „Sie sollen leben, Herr Professor." Goethe, der ganz einfach gekleidet war, entfernte sich und er erschien nach kurzer Zeit wieder, mit dem Stern des russischen St. Andreasordens an der Brust. Die Officiere gaben ihm nun die Excellenz und baten ihn um Entschuldigung: die Gesundheit habe nicht ihm, sondern seinen unsterblichen Werken gegolten. Die Weimar'sche Excellenz verharrte in stolzem Schweigen." — —

Wir wollen nun dem Leser zwei verschiedene Erklärungen vorlegen — zur beliebigen Auswahl.

Im Style der Düntzer'schen Auslegungskunde (Düntzer weiß ja immer genau, was sich so ein Dichter vor hundert Jahren gedacht hat) wäre folgende Erklärung:

„Goethe wollte sich durch das Anhängen des russischen Sternes brüderlich zu den russischen Officieren herablassen, und ihnen beweisen, daß er auch eine Art Russe sei, und daß er das ganze russische Reich mit dem Czaren und der Czarewna an der Spitze zu schätzen und zu verehren wisse, somit ist es klar und erwiesen, daß Goethe den Stern nur den Russen zu Ehren und zu Liebe aus seinem Zimmer geholt habe und

somit das Unkengeschrei verstummen müsse, welches den Leuten einreden möchte: Goethe habe den Stern nur umgehängt, um Parade und sich groß zu machen, um die Officiere (die nur Ritterkreuz-fähig waren) durch das Großkreuz herunterzuputzen, ihnen mit dem Stern des Großcordon vom St. Andreasorden einen heilsamen Schrecken einzujagen und diesen russischen Knöpfen, die ihn ganz keck und wie ebenbürtig mit Professor apostrophirten, die ihm gebührende Excellenz herauszuquetschen."

Wir haben somit dem Leser zwei Erklärungen des Sternes zur beliebigen Auswahl vorgelegt, die eine (im Geiste Düntzer's) gehört in das Gebiet der höheren Astronomie, die andere in das Gebiet der Sumpf-Astronomie, die von den erbärmlichen Fröschen betrieben wird, wenn sie Abends den Mond und die Sterne aus ihrem Sumpfe heraus anquacken.

Man kann ja doch nicht toleranter, ja nicht gerechter sein, als dann, wenn man dem Leser zwei entgegengesetzteste Ansichten zur Auswahl vorlegt.

Jeder gebildete Deutsche wird schon einfach deshalb für die Ansicht im Düntzer Style sich erklären, weil er sonst Gefahr lauft, von Düntzer u. Comp. in eine Buhu-Steige eingesperrt und dem deutschen Lesepublikum als lichtscheue Nachteule vorgezeigt zu werden, und wenn Einem aber Düntzer diese Schande anthun sollte, könnte man so was überstehen?

Düntzer giebt sich niemals eine Blöße,
Er nur kennt die Sterne erster Größe,
Er nur weiß als Raum- und Zeitbemesser
Am Dichter-Sternen-Himmel Alles besser;
Er ist der Astronom der Geisteslichter,
Er giebt uns das Verständniß uns'rer Dichter;
Wie einst Newton in den Sternenwelten
Wird er als Führer zum Parnasse gelten,
Heil ihm und allen, die ihn können lesen,
Denn so etwas ist noch nicht dagewesen.

Einen Pendant zu dem angeführten Umstande, wie Goethe auch in „Wirthshäusern" mit der vollsten Rücksicht auf die Weimar'sche Excellenz behandelt sein wollte, finden wir in einer Abhandlung über Freiheit. Goethe sagt (eigentlich schreibt, denn die Gespräche sind genau von Goethe redigirt) zu Eckermann:

„Hat einer nur so viel Freiheit, um gesund zu leben und sein Gewerbe zu treiben, so hat er genug, und so viel hat leicht ein Jeder. Und dann sind wir Alle nur frei unter gewissen Bedingungen, die wir erfüllen müssen. Der Bürger ist so frei wie der Adelige, sobald er sich in den Grenzen hält, die ihm von Gott(!) durch seinen Stand, in dem er geboren, angewiesen. Der Adelige ist so frei, wie der Fürst, denn wenn er bei Hofe nur das wenige Ceremoniell beobachtet, so darf er sich als seinesgleichen fühlen (!) Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern eben, daß wir etwas verehren, das über uns ist. Denn, indem wir es verehren, heben wir uns zu ihm hinauf und legen durch unsere Anerkennung an den Tag, daß wir selber das Höhere in uns tragen und werth sind, seinesgleichen zu sein. Ich bin bei meinen Reisen oft auf norddeutsche Kaufleute gestoßen, welche glaubten, meinesgleichen zu sein, wenn sie sich nahe zu mir an einen Tisch setzten. Dadurch waren sie es nicht, allein sie wären es gewesen, wenn sie mich hätten zu schätzen und zu behandeln gewußt.*)"

„Daß nun diese physische Freiheit Schiller in seiner Jugend so viel zu schaffen machte, lag zwar theils in der Natur seines Geistes, größtentheils aber schrieb es sich von dem Drucke her, den er in der Militärschule hatte leiden müssen."

„Dann aber in seinem reiferen Leben, wo er der physischen Freiheit genug hatte, ging er zur idealen über, und ich möchte fast sagen, daß diese Idee ihn getödtet hat, denn er machte dadurch Anforderungen an seine physische Natur, die für seine Kräfte zu gewaltsam waren."

Zwei Punkte dieses kurzen Gespräches Goethe zu Eckermann sind besonders zu beachten:

1. Wir sehen hier auf einmal „unsern Herrgott" zu Ehren kommen, der diesen armen „Bürgerlichen" in jenen Grenzen zurückhalten soll, welche ihm „Gott" angewiesen hat und die er nun, ohne Gott zu beleidigen, nicht überschreiten darf. Der Adelige hingegen darf sich dem Fürsten gleich fühlen, nur muß er das Bagatell-Ceremoniell bei Hofe einhalten.

*) Eckermann: Gespräche mit Goethe, 18. Jänner 1827.



Mit dem „Herr von“ aber darf sich der Bürgerliche nicht messen, ohne sich die Ungnade Gottes zuzuziehen, wenn er die ihm von Gott angewiesenen Grenzen überschreitet. Nur der „Herr von“ darf sich mit dem Fürsten messen. Wir finden hier eine schöne Bestätigung des Holtei'schen Berichtes über die unglückliche Geliebte August's*).

2. Hier ist das alte Sprichwort: „Vor unserm Herrgott und im Wirthshaus sind Alle gleich“ nicht angewendet worden. Freilich war es eine unverantwortliche Tactlosigkeit von besagten „Norddeutschen“, daß sie in dieser gewiß imposanten Erscheinung den Geheimrath und die Excellenz nicht sogleich herausgewittert haben. Holtei hat einmal in seinen „Vierzig Jahren“ die Bemerkung gemacht, „Goethe wäre in einer Großstadt in vielen Beziehungen anders geworden“. — — Wenn er schon über diese „Norddeutschen“, die ihn so mir nichts dir nicht als ihresgleichen behandelten, momentan ungehalten gewesen ist, so war es doch jedenfalls überflüssig, diesen Groll nach Jahren noch dem Eckermann zu dictiren, die Excursion über den Adel und die Bürgerlichen mit der Illustration aus seinem Leben der Ewigkeit preiszugeben; und die frühere Geschichte mit dem Stern vor den russischen Officieren, mit einer von ihm selbst aufgestellten Theorie und Praxis als echt und wahr zu beweisen.

Düntzer aber erzählt über die Herzogin Mutter (Amalia) in Weimar**): „Noch in späteren Jahren gestand Goethe, daß diese allerliebste vortreffliche Frau ihm nie den geringsten Stoff zu einer Klage gegeben habe, was freilich nicht im strengsten Sinne zu nehmen, da seine von ihr betriebene Adelung ihm nichts weniger als recht war und sie seine beschränkte Zeit oft zu sehr in Anspruch nahm“ — —

Würde man nun dem gewandten Vertheidiger Düntzer die Verweigerung einer bürgerlichen Schwiegertochter und obige zwei Argumente vorhalten, so käme er durchaus nicht aus der Fassung, er weiß immer etwas, ob es wie eine Faust auf's Auge paßt — das kümmert ihn freilich nicht. Er möchte in seiner bekannten Weise erwidern:

---

*) Hau- und Bausteine, 3. Heft: Der Goethesohn, Nr. 10.
**) Goethe's Eintritt in Weimar, Leipzig 1883, S. 39.

1. Die besagte Verweigerung habe ich bereits als eine Sage erklärt, weil ich „in den mir vorliegenden Briefen keinen Halt gefunden."

2. Die Geschichte mit dem Stern ist offenbar eine boshafte Erfindung, wer dieselbe glauben wollte, dem geben wir zu bedenken, daß er als Deutscher die Ehrenpflicht hat, den Dichterfürsten gegen derlei boshafte Anwürfe zu vertheidigen.

3. Die Stelle in Eckermann's Gesprächen ist wahrscheinlich von Goethe nicht gesagt worden, Eckermann hatte ein schwaches Gedächtniß und war bekanntermaßen ein Schwachkopf, man darf sich auf ihn nicht verlassen.

4. Und selbst wenn Goethe die von Eckermann producirte Ansicht über den Adel ausgesprochen hätte, so würde es nur den Beweis liefern, daß er, obwohl anfangs sehr über seine „Adelung" erbittert, doch am Ende aus Dankbarkeit und Rücksicht für die herzogliche Familie sich mit dem Adelsdiplome, das ihm anfangs sehr zuwider gewesen ist, versöhnt hat. —

Laßt uns zollen alle Achtung — Jeder Düntzer'schen Betrachtung,
Düntzer, der weiß jeden Falles — Alleweil am besten Alles,
Und es sei von uns sehr ferne — Daß wir ihm nicht glauben gerne.
„Goethe haßte auch die Orden — Ist nicht gern Herr von geworden,
War ein Ritter ohne Tadel — Und sogar ein Feind vom Adel."
Gegen Düntzer etwas sagen — So was wird doch Niemand wagen,
Denn da muß man sich bequemen — Alles gläubig hinzunehmen.
Als des Goethe Cultminister — Ist er auch ein Hoherpriester
Jeder soll sich vor ihm hüten — Was er sagt, bleibt unbestritten,
Will er recht sein Amt verwalten — Muß er immer Recht behalten.
Er ist Monopolbesitzer — Und macht niemals einen Schnitzer,
Hüte Dich, etwas zu sagen — Denn sonst wird er Dich verklagen,
Und gestraft wird die Bethörung — Wegen arger Cultusstörung!

38. August Goethe, Mademoiselle Vulpius tanzlustig. Schiller und Körner über Damen aus Rom.

Am 25. December 1789 wurde August Goethe geboren. Goethe's Mutter antwortete ihrem Sohne, als er ihr diese Geburt mittheilte: „es sei ihr lieb, doch wünsche sie, daß sie sich

dieses Enkels rühmen könne." Wir haben früher gesehen, daß es für die alte Frau Rath besser war, die Fortentwicklung dieses Enkels nicht mehr zu erleben.

„Goethe fühlte indeß das Mißverhältniß seiner Verbindung recht gut und kaufte deswegen in Roßla das Gut, weil auch sein Sohn große Lust zur Oekonomie hatte. In Lauchstett spielte Demoiselle Vulpius in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts eine eigenthümliche Figur, während Goethe und Schiller nach dem Theater in ernsten Gesprächen herumwandelten, tanzte die sehr tanzlustige Haushälterin des Geheimrathes nach Herzenslust mit den Studenten, besonders an den Sonntagabenden, wo die Bälle in weißen leichten Camisolen stattfanden; höchst drollig war, als einmal Demoiselle Vulpius die Gespräche der beiden Dichterheroen mit den in echt sächsischem Dialect hervorgebrachten Klageworten unterbrach: „Ach, Herr Geheemrath, ich habe mein Umschlagetuch verloren". Anstandsvoll und bemessen, erwiderte Goethe: Nun, dann wird man ein neues beschaffen müssen."

Viele Leser Goethe's sind des Dafürhaltens, die in Goethe's Elegien mit vielem poetischen Aufputz decorirten Damen haben sehr nobel ausgesehen, wie aber selbe ohne deren dichterischer Kleidung und dem „von ihm beschafften Umschlagtuch" ausgesehen haben, darüber schrieb Schiller an Körner*), Jena, 20. November 1797: „Diesen Mittag überraschte mich Goethe, der mit Meyer aus der Schweiz wieder zurück ist. Von Goethe sagte mir Meyer (Goethe's intimster Freund), er habe für ganz gewiß von seinen römischen Bekannten erfahren, Goethe habe ein Engagement mit einem hübschen Mädchen von gemeiner Herkunft und nicht der besten Conduite und soll sie wirklich geheiratet haben. Er erzählte mir so viele Perticularitätien davon, daß ich kaum daran zweifeln kann. Den Eltern und einer Schwester von ihr, mit der er auch anfangs gelebt, bezahlte er eine Pension. Das Mädchen soll aus der Connaissance der jungen Künstler sein, und auch glaube ich zum Modell gedient haben. Er dauert mich sehr, denn das Mädchen soll auch erschrecklich stehlen und gar liederlich sein. Er wäre fürchterlich dupirt." —

Darauf antwortet Körner, 1. December 1797: „Ich bin durch Goethe's Ankunft überrascht worden. Sein letzter Brief

*) Schiller: Körner's Briefwechsel, IV. Bd., S. 59.

war vom 2. September in Genua, wo er von einer baldigen Rückreise schrieb. Von dem, was der Meyer von ihm erzählt hat, habe ich auch Einiges durch die dritte Hand erfahren. Indessen scheint die Sache eine gute Wendung genommen zu haben. An die Heirat glaube ich nicht; aber so viel habe ich erfahren, daß er das Mädchen von Rom bis nach der Schweiz mitgenommen hat u. s. w. Es ist hier wahrscheinlich von jener Mailänderin in Rom die Rede, welche aufzugeben, Goethe die Entdeckung bewog, daß sie bereits verlobt sei."

Düntzer weiß natürlich nichts von der Existenz dieses Briefes, d. h. er sagt kein Wörtchen davon; wäre dieser Brief von einem Andern als von Schiller geschrieben worden, Düntzer hätte diesem sicher (so weit seine Höllenrichterarme reichen) den Kopf vor die Füße gelegt — Düntzer hätte in seiner Weise declamirt: „Wie kann man mit einer solchen Rohheit und Rücksichtslosigkeit von einem Wesen sprechen, das Goethe seiner Liebe gewürdigt hat, die ganze deutsche Nation sollte sich ihrer Ehrenpflicht erinnern, sich wie Ein Mann erheben diese Insulten abzuwehren, es ist Pflicht der Deutschen, für ihren Dichterfürsten und seinen ungekränkten Ruf einzustehen u. s. w. u. s. w. Aber dem Schiller gegenüber? Das ist etwas fatal.

39. Wie Herr Hacker versichert, es habe Jemand dem Goethe den „griechischen Geist" in die Wiege gelegt.

Ludwig Hacker*) hat für diese Dame schon eine edlere, die „griechische Auffassung" gewonnen, er berichtet:

„In Hermann und Dorothea entnahm der Dichter aus der Gegenwart den Stoff und doch könnte man umgekehrt diese Dichtung erstaunlich antik nennen und auf sie das Wort anwenden: als hätte ein alter Grieche deutsch zu dichten gewußt. Die Gegenwart ist hier der Leib, der von der Antike durchhaucht ist**). Und so sind auch jene beiden Dichterwelten in den Elegien

*) Dämon und Welt im Werden Goethe's. Erlangen, 1878.

**) Wenn man nun (nach Hacker) die Odyssee mit „Hermann und Dorothea" vergleicht, so könnte man die Odyssee erstaunlich modern nennen und auf selbe das Wort anwenden: das hätte ein neuer Deutscher griechisch zu dichten gewußt. Die Vergangenheit ist hier der Leib, der von der Neuzeit durchhaucht ist. Hat das Obige einen Sinn, so hat dies Untere auch einen Sinn — und ist das Untere ein Unsinn, so ist das Obige auch ein Unsinn!

wie der Dichter mit seinem römischen Liebchen (Diebchen?) vereinigt, der Gast aus Norden zählt des ehrwürdigen Hexameters Maß der Tochter der ewigen Stadt in schönen Nächten auf den classischen Rücken." — — —

Hacker führt noch zum Ueberfluß die griechisch-erbaulichen Verse aus den Elegien Goethe's an, und fährt dann fort: „Antikes und modernes Leben sind in solchen Versen völlig verronnen. Fürwahr, ein gütiges Geschick muß als Gabe ihm griechischen Geist schon in die Wiege gelegt haben." —

Wie das Alles so harmonisch schlittenschellenartig zusammenklingt, „des ehrwürdigen Hexameters Maß, die Tochter der ewigen Stadt, die schönen Nächte, der classische Rücken"; und da kommt nun dieser prosaische Schiller daher mit dem Kratzbesen: „Dieses Modell" — „soll erschrecklich stehlen und gar liederlich sein" — — und „die Ewigkeit und Ehrwürdigkeit und Schönheit und Classicität" werden durch diesen fatalen Kratzbesen geradewegs in die Mistgrube gekehrt — es ist wahrhaft entsetzlich, einen classischen Rücken derartig unbarmherzig zu stäupen, nachdem er doch durch des ehrwürdigen Hexameters Maß der höchsten poetischen Weihe theilhaft geworden ist!

Wenn nun schon dem Schiller, der doch seiner Zeit die Götter Griechenlands verherrlicht hat, so arge Mißverständnisse altgriechischen Lebens passirt sind; was hat man erst von prosaischen Simpeln zu erwarten, die so dumm und blöde, so roh und gemein sind, an derlei, ihren bornirten Köpfen gar nicht verständlichen Erscheinungen classischer Entwicklung mit dem morschen Maßstab mittelalterlicher Moral heranzukommen? Macht sie modern moralisch todt! Schickt ihnen das ganze 19. Jahrhundert an den Hals, welches sie beleidigt haben. „Ein gütiges Geschick hat ja dem Dichter die Gabe griechischen Geistes schon in die Wiege gelegt" — die Kindsfrau hat zwar von dieser Bescheerung nichts gesehen — aber der scharfsinnige Hacker mit seinem, ein ganzes Jahrhundert und darüber rückwärts spähenden Blick — will als rückwärts verdrehter Prophet diese gute Person „das gütige Geschick" an der Wiege des Dichters entdeckt haben! — Dem Herrn Hacker scheint wieder ein ungütiges Geschick die Geschicklichkeit, hohle Phrasen zu

drechseln, in seine Wiege gelegt zu haben, und das „gütige Geschick“ „muß“ „diese Gabe“ u. s. w. sagt Hacker!

Hacker hat zum Verdruß seiner Leser nicht erklärt, was das gütige Geschick für eine Person ist und auch nicht, wer mit dem muß, mit dem kategorischen Imperativ eine derartige Tyrannei auf diese übrigens so „gütige“ Person ausgeübt hat!

Weh Jedem, der von diesem Schwefel
Nicht augenblicklich betäubt wird,
Denn er begeht einen argen Frevel,
Für den er mit Ruthen gestäupt wird.
Der Mensch braucht nur „ein gutes Geschick“,
Das wird ihm helfen durch Dünn und Dick
Und dieses Geschick braucht er gar nicht zu bitten,
Es wird ihm durch muß Alles abgestritten.
Der Ausspruch Herrn Hackers allein schon beweist es,
Auch er hat die „Gabe des griechischen Geistes“.

Ach, diesem griechischen Geist ist in Weimar schon vor Goethe's Ankunft und Herrschaft mehr Rücksicht geschenkt worden, als es die Bürger und Bauern (Steuerzahler, im Alterthum Sclaven genannt) erfreuen konnte. Als Geheimrath Nonne (siehe vorliegendes Nr. 7) bei der Herzogin über die dem Volke den letzten Blutstropfen aussaugenden Steuern und über den verschwenderischen Hofhaushalt klagte, hat dieser ungebildete und unwissende Staatsmann bewiesen, daß er vom griechischen Geist keinen Dunst gehabt hat, sonst hätte er die eben so schöne und für das Griechenthum und seine edle Freiheit beweiskräftige Stelle bei Thukydites (I, 99) berichtet: „Die Athener haben von ihren Bundesstaaten die Steuern mit Härte und Strenge eingetrieben“. Die Sclaven aber mußten wieder die Steuern mit ihrer Zwangarbeit hereinbringen.

Von diesem schönen Beispiel „griechischen Geistes“ hatten aber diese dummen Bürger und Bauern in Weimar gar keine Ahnung, sonst würden sie sich im deutschen Athen, welches das griechische Athen auch bezugs der Steuerschraube so gewissenhaft nachzuahmen bestrebt war, sicher außerordentlich glücklich gefühlt haben.

40. Wie ein bayerischer Ritter einen Besuch bei Goethe (1826) beschreibt.

Im Jahre 1826 sprach der bayerische Ritter von Lang bei Goethe ein und berichtet darüber also: „Ein langer, alter, eiskalter, steifer Reichstagssyndicus tritt mir entgegen in einem Schlafrock, winkte mir, wie der steinerne Gast, mich niederzusetzen, blieb tonlos nach allen Saiten, die ich anschlagen wollte, stimmte bei Allem was ich ihm vom Kronprinzen von Bayern (nachmaligem Ludwig I.) sagte, und brach dann in die Worte aus: Sagen Sie mir, ohne Zweifel werden Sie auch in Ihrem Ansbacher Bezirk eine Brandversicherungsanstalt haben? Lang ging darauf ein, darauf meinte Goethe: „Wollen wir, wenn ich bitten darf, den Ort ganz abbrennen lassen.“ Als Lang sich explicirt, sagte „der alte Faust“, nachdem er Alles mitangehört: Ich danke Ihnen, wie stark ist denn die Menschenzahl in so einem Rezatkreis bei Ihnen? Auf Lang's Erwiderung: Etwas über 500.000 Seelen (mehr als das Doppelte des ganzen Großherzogthums Weimar), meinte der „alte Faust“ weiter: „So, so, hm, hm, das ist schon Etwas“. Lang aber schloß die seelenlose Entrevue mit den Worten: „Jetzt, da ich die Ehre habe, bei Ihnen zu sein, ist dort Eine Seele weniger. Ich will mich aber auch wieder dahin aufmachen und mich empfehlen.“ Darauf gab ihm Goethe die Hand zum Abschied und geleitete Lang bis zur Thüre. Es war mir, meinte der witzige Ritter, als wenn ich mich beim Feuerlöschen erkältet hätte.“

41. Ein authentisch-historischer Bericht, welcher seit dem Erscheinen desselben (1847) in den Schriften sämmtlicher rücksichtsvoller Literarromantiker mit einer anerkennenswerthen Charakterfestigkeit niedergeschwiegen worden ist.

Nachdem wir aus sicher unparteiischen Quellen einen Umriß des Hoflebens in Weimar — insoweit Goethe in dasselbe verflochten gewesen ist — gebracht haben, wollen wir nun aus verschiedenen Schriften erklärende und bezeichnende Momente anführen, welche zur Charakteristik des Dichters, des Hofes und der ganzen Zeit zu dienen geeignet sind.

Im Jahre 1847 ist zu Jena eine Schrift erschienen, die kein Aufsehen machte, sie wurde mit Stillschweigen übergangen, weil sie nicht in den Rahmen, oder derber gesagt, in den Kram der damaligen Zeit taugte, in welcher der Goethe-Cultus schon auf seine Höhe hinaufgerückt war. Die giftigen Schmähungen Börnes, der in seinem Wuthgebelfer sich so weit hinreißen ließ, daß er Goethe selbst das Genie abzustreiten versuchte, konnten die Verehrung, die man Goethe darbrachte, nicht alteriren. Der Altmeister selber hatte sich in seinen letzten Jahren über das jüdische Geschimpfe in sehr verächtlicher Weise ausgesprochen. Goethe und Börne sind ja doch zwei verschiedene Genie-Größen. Goethe ist nämlich eine unzweifelhafte und Börne eine etwas zweifelhafte.

Die besagte Schrift*) erschien 13 Jahre nach dem Tode Goethe's, also in einer Zeit, in welcher noch Zeugen der von Luden erzählten Begebenheiten zu Tausenden am Leben waren und der Herausgeber es nicht wagen konnte, etwas zu bringen, was er nicht als wahr und stichhältig nachweisen konnte, zudem erschien die Schrift in Jena unter Weimar'scher Censur. Diese Schrift enthält in den ersten drei Aufsätzen sehr interessante Mittheilungen über Goethe (von Seite 1 bis 133). Die Aufsätze sind überschrieben: „Bekanntschaft und Gespräche mit Goethe", „Hufeland, Knebel und Griesbach über meine Gespräche mit Goethe", „Spätere Berührungen mit Goethe". In diesen Aufsätzen sind Aeußerungen Goethe's über die Lage Deutschlands enthalten, in denen sich der Dichter als ein sehr kluger reservirter Staatsmann an einem kleinen Hofe zu erkennen giebt — und verschiedene Situationen, in welche er dem Hofe und der Kammer gegenüber gerathen war, wie auch Momente, welche seine Stellung in der Gesellschaft zu Weimar und gegenüber den Professoren von Jena kennzeichnen.

Wie empfindlich Goethe gegenüber jenen war, die es wagten, an seinen Dichterruhm kritisch heranzutreten, und wie er sich, durch das langjährige ununterbrochene Lob verwöhnt, bei solchen Gelegenheiten auch zu kleinen Racheacten hinreißen ließ, welche den sonst großen Mann in einem minder günstigen Lichte

---

*) Rückblicke in mein Leben. Aus dem Nachlasse von Heinrich Luden. Jena, Friedrich Luden, 1847.

erscheinen lassen, das berichtet Luden, S. 127: „Der selige Passow hat mir einmal erzählt, daß Goethe ihm, während er Professor in Weimar war, nicht nur sein eigenes Haus untersagt, sondern auch andere Häuser veranlaßt habe, ihn auszuschließen, weil er (Goethe) nimmer erscheinen würde, wo Passow zugelassen würde, und daß er (Passow) dadurch, wenn nicht ganz isolirt, doch manchen geselligen Verkehrs beraubt worden sei. Mir kam diese Erzählung so unglaublich vor, daß ich ihre Wahrheit stark bezweifelte und mit meinem Zweifel, den ich nicht verhehlte, den guten Passow schwer kränkte. Ich konnte mir recht gut denken, daß Goethe den jungen Professor nicht in sein eigenes Haus einlud, ja es war mir, so wie ich Goethe kennen gelernt hatte, selbst nicht unwahrscheinlich, daß Passow's Art und Manier ihm nicht zusagten; daß er aber irgend einem anderen Menschen erklärt haben sollte: entweder Passow müsse ausgewiesen werden oder er selbst würde niemals wieder sein Haus betreten, oder daß ein solches Drohen nicht mit Unwillen zurückgewiesen, oder der Befehl streng befolgt worden sei, das faßte mein Verstand nicht und nicht meine Brust. Und dennoch habe ich mich später überzeugt, daß sich die Sache wirklich so verhielt, wie sie mir von Passow erzählt worden war. Und welches war die Ursache? Man hatte Goethe hinterbracht, Passow habe über seine Gedichte in der Schule tadelnd gesprochen. In der Folge wurde Goethe überzeugt, daß er hintergangen worden war; ob er alsdann sein Verfahren gut zu machen gesucht hat, weiß ich nicht; wenn er es aber auch gethan hat, ändert das Etwas, und wie viel?" —

Goethe war kein besonderer Verehrer des Landtages in Weimar. Luden bringt darüber allerhand Andeutungen, bis er am Ende ein Factum erzählt, welches Aufklärung giebt, warum Goethe dem Landtage nicht freundlich gestimmt gewesen sein konnte.

Luden berichtet S. 125: „Im Anfange des Jahres 1823 ging ich als Abgeordneter der Universität Jena zum Landtage nach Weimar. Ich glaubte dem Herrn Minister v. Goethe sowie den übrigen Herren Ministern meine Aufwartung machen zu müssen. Der Herr Landmarschall von Riedesel lud mich ein, diese Besuche mit ihm zu machen. Wir wurden aber von Goethe nicht angenommen. Drei Jahre später, 1826, ward ich in den Vorstand des Landtages, zu des Landmarschalls ersten Gehilfen

gewählt. Als solcher glaubte ich abermals Goethen als Minister meine Aufwartung machen zu müssen. Dieses Mal wurde ich angenommen. Goethe aber empfing mich ganz ministeriell, ungemein höflich, aber als ob wir uns zum ersten Male gesehen hätten. Er lud mich zum Sitzen neben sich im Sopha ein, sprach von Wind und Wetter und wie doch Alles in der Welt so wechselvoll sei. Vom Landtage sagte er kein Wort. Ich blieb höchstens zehn Minuten, und der Abschied war wie der Empfang gewesen. Drei Jahre später ward ich abermals in den Vorstand des Landtages gewählt. Diesmal unterließ ich meinen Besuch bei Goethe. Dennoch ward ich, was während der beiden früheren Landtage nicht geschehen war, zu einer Soirée bei ihm eingeladen. Natürlich ging ich hin. Die ganze vornehme Welt Weimars versammelte sich, so wie die ausgezeichneten Fremden, die sich in Weimar befanden. Meinen Blick zog nur der Herr des Festes auf sich. Und er, der alte Herr, stand da, fest und gerade, in der besten Haltung, den Hut unter dem Arm, mit allen seinen Orden geschmückt, und empfing immer auf derselben Stelle die Huldigung aller Gäste mit großer Liebenswürdigkeit. Ich bewunderte und bedauerte ihn. Aber nach etwa anderthalb Stunden hatte ich der Sache genug."

„Aus welchen Gründen Goethe's Betragen gegen mich jetzt ganz anders war als früher, weiß ich nicht. Ich selbst hatte zuverlässig keine Veranlassung gegeben, denn ich hatte weder durch Wort noch durch Werk gegen ihn gesündigt. Vielleicht war es Goethe auch nicht angenehm, daß ich die Wahl zum Landtagsabgeordneten angenommen hatte; denn mit dem Landtage stand er durchaus nicht in einem freundlichen Verhältnisse, entweder weil er die Landtage überhaupt nicht liebte, oder weil der Landtag in Weimar ihm nicht gefiel. Es könnte wohl sein, daß er mich das erste Mal nicht angenommen hatte, weil ich mit dem Herrn Landmarschall zugleich erschien, die Unfreundlichkeit hingegen bei meinem zweiten Besuche könnte wohl aus einer Verhandlung im Landtage hergerührt haben, welche Goethen verdrießlich sein mochte und bei welcher er mir auf irrige oder falsche Zuträgerei eine Stellung zuwies, die ich keinesfalls eingenommen hatte."

42. Eine sehr verdrießliche Episode, die sich beim Landtage zu Weimar abgespielt und die leider durch den alten Luden auch außer dem Weimarer Kreise verlautbar geworden ist.

„Was die Verhandlung im Landtage betrifft, welche Goethe verdrießlich sein mochte, so verhielt es sich mit selber folgender Maßen: Für die Erhaltung und Förderung der Kirchen und Schulen, der Universität Jena und anderer Bildungsanstalten war vom Landtage ein Zuschuß von 40.130 Thalern bewilligt worden. Von dieser Summe sollten 11.787 Thaler „auf Wissenschaft und Kunst“ im Allgemeinen ohne nähere Angabe der Gegenstände verwendet werden. Einer eigenen Immediat-Commission ist die Sorge für die Pflege von Wissenschaft und Kunst, soweit die bewilligte Summe reicht, übertragen worden. Goethe stand an der Spitze dieser Commission, oder vielmehr: Goethe war diese Commission. Nun wurden dem Landtage, wie über alle Einnahmen und Ausgaben, so auch über den größten Theil der erwähnten 40.130 Thaler vollständige Rechnung abgelegt, aber die Rechnung über die 11.787 Thaler, welche für Wissenschaft und Kunst im Allgemeinen bewilligt waren, fehlten. Der Landtag trug nun auf die Vorlegung auch dieser Rechnung an. Es dauerte geraume Zeit, ehe auf diesen Antrag irgend etwas erfolgte. Inzwischen verbreiteten sich Gerüchte über Goethe's Zorn gegen den Landtag, weil derselbe sich herausnehme, von ihm die Ablegung einer Rechnung über die „lumpige Summe“ zu verlangen. Endlich lief dennoch die Rechnung ein. Sie enthielt aber nur ein paar Zeilen, Einnahme 000, Ausgabe 000. Folglich bleibt in der Casse x Thaler (eine Kleinigkeit). Unterschrift: „Großherzogliche Immediat-Commission für Wissenschaft und Kunst. Goethe.“ Als diese Zeilen vorgelesen waren, brachen einige Abgeordnete in ein herzliches Lachen aus, an welchem ich freilich redlich Theil nahm, bald aber wurden einzelne bittere Bemerkungen gemacht. Es wurde sogar vorgeschlagen, die 11.787 Thaler nicht wieder zu bewilligen, und der größte Theil des Landtages schien diesen Vorschlag mit Freuden zu ergreifen, denn die Meisten glauben, daß die höchste Weisheit im Sparen bestehe.

Ich suchte mit Andern diesen Beschluß abzuwenden. Dagegen rieth ich an, man möge vorstellen, daß man gar nicht zweifle, die Einnahme sei durch die Ausgabe gänzlich oder fast erschöpft, ja daß man nicht einmal zweifle, sie sei auf die beste und zweckmäßigste Weise verwendet worden, daß man aber bei der Verwendung öffentlicher Gelder nicht glauben dürfe, sondern sehen müsse. Es sei gesetzlich, daß von jedem eingenommenen Groschen nachgewiesen würde, wo derselbe geblieben, wofür er ausgegeben worden. Diesem Gesetze fügten sich willig alle großherzoglichen Behörden und der Landtag sei verpflichtet, auf der strengsten Befolgung desselben zu bestehen. Also hoffe man, die großherzogliche Immediat-Commission für Wissenschaft und Kunst werde unverzüglich sich gleichfalls dem Gesetze fügen. Dieser Beschluß wurde nicht ohne Schwierigkeit durchgesetzt. Von mehreren Seiten wurden Bedenklichkeiten erhoben; die Nachweisung der Ausgaben sei Nichts, sie dürfen nur für Nothwendiges und Nützliches gemacht, und das höchste Bedürfniß müsse zuerst befriedigt werden. Auch war die Rede von Spielereien, von Werken des Luxus, von Begünstigungen, von unnöthigen Anstellungen und ungebührlichen Besoldungen. Indeß wurde jener Beschluß gefaßt, natürlich um dem Ministerium übergeben zu werden" *).

„Die Sitzungen des Landtages in Weimar wurden und werden bekanntlich nicht öffentlich gehalten. Niemand jedoch machte aus den Verhandlungen, wenn die Sitzung nicht als vertraulich bezeichnet war, ein Geheimniß und noch weniger war Jemand zur Geheimhaltung verpflichtet. Daher ward Alles schnell, besonders was pikant, bekannt. Es leidet also wohl keinen Zweifel, daß Goethe über den Vorgang im Landtage unterrichtet worden sei, wie aber? ist eine andere Frage. Auch mag der Bericht, den er erhalten hatte, seinen ganzen Unmuth gegen den Landtag aufgeregt haben und gegen einzelne Deputirte insbesondere."

---

*) In unserer später erscheinenden Abhandlung: „Goethe-Knebel'scher Briefwechsel" macht Goethe sub 23. Mai 1814 auf sich selber eine sehr derbe Anspielung bezugs einer Geld-Situation, in welche ihn „Händel von guter und schlechter Sorte" versetzt haben.

43. Wie die widerwärtige Finanzgeschichte aus Rücksicht für Goethe abgelaufen ist.

„Einige Tage nachher sprach der Großherzog Carl August mit dem Landmarschall über die Sache, die Großherzogin mit mir. Die Aeußerungen des Großherzogs könnte ich nur als relata referiren und auch nur mit Unsicherheit, und doch scheinen sie mir, soweit sie zu meiner Kenntniß gekommen sind, mit den Worten seiner Gemahlin so ziemlich übereinzustimmen, nämlich nach Sinn und Zweck, das aber, was die Frau Großherzogin zu mir selbst sagte, wurde mit derselben Feinheit und mit der edelsten Einfachheit gesagt, mit welcher sie so mächtig zu imponiren, mit welcher sie selbst Napoleon's Zorn zu bändigen vermochte, und um so stärker wirkte, je weniger sie wirken zu wollen schien. „Es wäre doch recht übel“, sagte sie, nachdem ich auf ihr Verlangen den Gang der Dinge kurz erzählt hatte, „es wäre doch recht übel, wenn unsere freundlichen Verhältnisse gestört, wenn Mißhelligkeiten aus Mißverständnissen entstehen sollten. Es würde mir um so unangenehmer sein, da es, wie ich fürchte, auch den Großherzog verstimmen könnte. Der Landtag ist unleugbar in seinem Rechte, aber der geheime Rath Goethe ist gewiß auch nicht der Meinung, daß er im Unrechte sei. Außer und über dem geschriebenen Rechte giebt es ja noch ein anderes Recht; es ist das Recht für Dichter und Frauen. Der ganze Landtag ist doch wohl überzeugt, daß das bewilligte Geld wirklich von dem Herrn geheimen Rath verwendet worden sei“ (**„gewiß“***). Also kann nur noch gefragt werden, ob es gut, ob es zweckmäßig verwendet worden sei. Nun darf man doch auch nicht vergessen, in welcher Stellung der geheime Rath Goethe zur Welt, zu unserem Lande, zum Hofe, zum Großherzog seit einer Reihe von Jahren gewesen ist. Diese Stellung hat natürlich auch auf seine Ansicht von den Dingen eingewirkt. Ich finde es daher ganz begreiflich, wie er wohl glauben kann, ihm stehe vor allem Andern das Recht zu, über die Zweckmäßigkeit der Verwendung des Geldes, das ihm zur Verwaltung übergeben worden ist, selbst zu entscheiden! Ich verstehe natürlich die Dinge nicht und bin

*) Dieses sehr boshafte „gewiß“ setzte Luden in die Worte der Herzogin hinein.

weit entfernt, Jemanden rechtfertigen zu wollen, mein Wunsch ist nur, daß die freundlichen Verhältnisse unter uns erhalten und dem alten Herrn Geheimrath eine Verdrießlichkeit erspart werden möchte. Wie das zu bewirken, weiß ich freilich nicht. Die Besorgniß des Landtages aber, daß andere Behörden oder die Vorsteher anderer Behörden sich auf diesen Vorgang berufen und die Vorlegung specieller Rechnungen verweigern möchten, ist doch wohl nicht sehr groß. Wir haben nur Einen Goethe, und wer weiß, wie lange noch; ein zweiter dürfte sich vielleicht nicht bald wieder finden". „Das Beste würde allerdings sein", erwiderte ich, „daß man die Sache liegen ließe". „Das meine ich auch", sagte die Frau Großherzogin, „ich weiß aber nicht, ob es gehen wird".

„Aber es ging! Der Landtag erhielt auf sein Verlangen keine Antwort aus dem Ministerium. Ein Tag verlief nach dem andern. Inzwischen wurde die Sache zwischen Einzelnen besprochen. Und da sich auch die Verhandlungen über Ausgabe und Einnahmen einem glücklichen Ende näherten, so wurde, als endlich ein Abgeordneter an die rückständige Rechnung mahnte, eine neue Verhandlung leicht und fast stillschweigend vermieden."

„Uebrigens habe ich Goethen nach jener Staats-Soirée nicht wieder gesehen. Sonderbar aber ist, daß er mir, so oft von ihm und seiner Persönlichkeit die Rede ist, immer zuerst in jener Stellung und in jener Kleidung, mit seinen Orden behängt, vor die Augen tritt, in welcher ich ihn zum letzten Male gesehen habe; und ich muß ihn gleichsam entkleiden, um ihn in dem einfachen Ueberrocke zu erblicken, in welchem er so schön und so liebenswürdig war."

44. Warum Goethe die Landtage als eine Landplage und die freie Presse nicht mit Interesse angeschaut hat.

Diese ganze Geldgeschichte ist Goethe, wie der ruhige, auf Thatsachen beruhende Bericht zeigt, sehr fatal gewesen. Diese und ähnliche, ihm sehr widerwärtige Begebenheiten in seinem Leben geben uns auch einen Schlüssel, warum ihm und auch seinen

Freunden (Aussprüche Knebel's) die Preßfreiheit sehr zuwider gewesen ist. Hätten die Vorgänge im Landtage zu Weimar öffentlich besprochen werden dürfen, so wäre es Goethe übel ergangen. Er hätte müssen entweder die Rechnung mit Belegen beibringen oder wäre wenigstens als Minister in seinem Rufe öffentlich lahm gelegt worden. Im Centrum des Hofkreises war man aber durchaus nicht dafür, diesen fatalen Topf, dessen Inhalt weder Pomade noch Kölnerwasser gewesen, aufzurühren; denn es hätte sich bezugs der ministeriellen Geldwirthschaft ein sehr übler Geruch auch weit über das Land hinaus verbreitet; im Ländchen selbst ist, wie wir ersehen, die Finanzwirthschaft ohnedies nicht im besten Geruch gestanden.

In dem Berichte Luden's steht mit Fracturbuchstaben geschrieben: was die Mitglieder des Landtages in Weimar, die schon im Landtage selbst die sogenannte Rechnung Goethe's mit lautem Hohngelächter begrüßten, in ihren Gesprächen über den Minister für ein Urtheil gefällt haben. Dieses offene laute Hohngelächter ist unstreitbar ein großer Initiale zu den in engeren Kreisen gepflogenen Unterhaltungen.

Herr Düntzer citirt diese Schrift Luden's, es ist sehr anerkennenswerth, daß er an dieser Thaler-Cabinetsfrage nur schweigend und mit eingehaltenem Athem vorübergeht und dieselbe nicht auch als eine Sage erklärt, für welche er in Goethe's Briefen und Aufschreibungen keinen Beweis finden konnte. (Wie z. B. drei Stichproben, Goethe-Sohn Nr. 5.) Herr Düntzer hat von seinem Standpunkt aus vollkommen Recht: Wozu soll man den Lesern derlei Geschichten auf die Nase binden? Da könnte die süße Milch der frommen Denkungsart (wenn auch nicht „in gährend Drachengift“, so doch) in die saure Milch kritischen Kopfschüttelns umgewandelt werden. Wir halten das Hinweisen auf derlei constatirte Begebenheiten geradewegs für nothwendig und zeitgemäß, um den Nachweis zu liefern, daß es absolut nicht statthaft ist, den Dichter bei aller verdienten Anerkennung seines Genies auch als ein Muster im Leben hinzustellen, und daß seine religiösen und moralischen Ansichten die er eben seiner vorliegenden Praxis (Handlungsweise) anbequemt hat, durchaus nicht als giltige Normen aufgestellt werden können. Wir wollen die Anerkennung des Dichtergenius vom

Cultus, der mit der Person des Dichters getrieben wird, streng abgesondert wissen. Sollte übrigens hie und da ein Leser sich finden, der in diesem literarischen Kleinkampf dem Melchisedek Goethe's (Düntzer) den Lorbeer des Siegers zuerkennt, so werden wir dem Gekrönten diese Auszeichnung vom Herzen vergönnen, denn das freie Verfügungsrecht mit dem gewundenen Laurus (der um 20 Pfennige bei jedem Gärtner zu bekommen ist), muß Jedem für sein gutes Geld juridisch zuerkannt werden.

45. Gelegenheiten, bei welchen die Apolloleier sich obligat hören lassen mußte. Wie Herder in seiner Taufrede bei Hofe und wie er unter vier Augen über die alten sächsischen Herzoge spricht.

Im Jahre 1783 wurde dem Herzog ein längst ersehnter Erbprinz geboren. Geheimer Hofrath Riemer (I, S. 169) berichtet hierüber: „Die endlich erfolgte glückliche Geburt eines allersehnten, allerhofften Erbprinzen brachte nicht nur in das fürstliche Familienleben einen sehr merklichen Unterschied, auch im Leben der Einzelnen zeigte sich ein besonderer Einfluß und so auch in Goethe's Staats- und Hausleben, der nach so vielen Rollen nun auch die Rolle des Alhafi übernommen hatte (Briefe an Merk, Nr. 185, 1. Seite). Wie durch einen Zauberschlag trat mit einem Mal ein beschwichtigendes Moment in die bisherigen Schwingungen. Ein heißer begründeter Wunsch, eine lang genährte Hoffnung war erfüllt und bei dem allgemeinen Interesse auch das eines Jeden in seiner Art und Weise abgefunden. Die Nachricht von der Erscheinung dieses Hoffnungssternes wurde im ganzen Lande, ja im theilnehmenden Auslande (Briefe an Merk, Nr. 180) mit frommem Enthusiasmus, mit freudigem Jubel aufgenommen. Alle Stände beeiferten sich, ihrer Wonne, ihrem Entzücken durch Reden und Gedichte einen würdigen und erhöhten Ausdruck zu geben. Wieland und Herder dichteten Cantaten, jener für die fürstliche Capelle, dieser für die Kirche und hielt außerdem eine Taufrede (Herder's sämmtl. Werke zur Rel. und Theol. Bd. X, S. 73 u. ff.), von der Wieland sagt: Er kenne nichts Reineres, Sublimeres, Simpleres, Herzerfassenderes und schöner Gedachtes und schöner

Gesagtes, weder in deutscher, noch in einer anderen Zunge." (Wieland an Merk, Nr. 178.)

Wir haben diese mit dem Wieland'schen Syruptiegel übergossene Rede gesucht*). Selbige ist wie Alles, was Herder geschrieben, sehr schön stylisirt, könnte aber nach ihrem Inhalt ebenso gut beim Beschneidungsfeste in einer reformjüdischen Familie abgehalten werden, mit Ausnahme einiger Zeilen, die vom Geist Friedrich des Weisen und Philipp des Großmüthigen sprechen, zwei Fürsten, die sich um „Freiheit, Religion und Licht der Völker" außerordentliche Verdienste erworben haben sollen. Von Kirche, Christenthum, dem Wesen der Taufe, ist nicht einmal eine auch nur rationalistisch gefärbte Phrase darin enthalten, und somit konnten sämmtliche Neuheiden, Götter- und Genien-Anrufer in Weimar, Wieland, der alte Melchisedek des Faunus und der anderen noch verdächtigeren Götter-Complicen voran, an dieser Taufrede die helle Freude haben.

Nur ein paar Stellen: „Vergönnen Sie also, gnädigste Taufzeugen**), daß ich als Priester des Landes zuerst mich zu dem wende, der uns dies Pfand seiner Liebe gab und öffentlich hier die Stimme Ihrer Wünsche die Gebete und Wünsche des ganzen Landes werde".

Wir werden in der Abhandlung: „Herder" die Briefstellen genau citirt bringen, in denen Goethe dem Herder vor der Ernennung desselben für Weimar alle Prediger des Herzogthums sehr schmeichelhaft „Esel" und „verschrobene Kerls" nannte — eingedenk dieser schönen Classificirung nennt sich Herder hier den Priester des Landes und sämmtliche andere Prediger gelten ihm als Nullen, er ist die Einheit! Wie auch diese Bescheidenheit Herder's den gesammten Predigerstand in Weimar erbaut und gefreut haben mußte!

Herder verhimmelt sämmtliche Vorfahren und Stammverwandten des Prinzen: „Nie unterdrückte dieser Stamm, kein

---

*) Christliche Reden und Homilien. Von Herder. 2. Theil. (Sämmtliche Werke 4. Theil) Wien und Prag bei Haas. 1819. S. 116, 121. Riemer citirt nach einer anderen Ausgabe.

**) welche unserm Herrgott die nicht genug zu schätzende und dankbarlichst anzuerkennende Gnade erwiesen haben, sich als Zeugen (aber für was und wozu?) herbeizulassen.

unrechtes Gut ist in seinen Händen*), und als er litt, war's um die edelste Sache der Welt, um die heiligsten Gaben Deiner Vorsehung, Religion, Freiheit und Licht der Völker, Vater des Lichtes und der Freiheit" — — —

Da fanden wir aber einen colossalen Löscheimer (Wasserkübel), um damit alle diese Transparentlampen mit Einem Gusse auszulöschen. Man soll, um sich von dieser Taufrede gehörig zu erbauen, nichts Anderes lesen und wenn man schon was Anderes gelesen hat, es sich nicht merken. Es existirt ein kostbares Büchlein**), das wir in der Schrift über „Herder" näher betrachten werden. Dieser gute Müller (protestantischer Theolog) erzählt aus einem freundschaftlichen Gespräche mit Herder Folgendes: „Herder wird Luther's Leben schwerlich schreiben, wenigstens so lange er in Weimar ist. Die sächsischen Fürsten haben sich so schändlich aufgeführt, daß er (Herder) es nicht wagen darf, die Wahrheit zu sagen. Sie waren immer Kinder, damals ließen sie bald Alles fahren und rissen nur alle möglichen Kirchengüter an sich. Daher der entsetzliche Verfall des Kirchensystems, daß Alles vom Fürsten abhängt und der Name System wegen der schrecklichen Unordnung nicht kann gebraucht werden. Luther sah das Alles schon keimen, aber wenn er am Hofe solicitirte, wies man ihn mit höflichen Worten ab. Alles ging langsam, daher er auch in seinen letzten Jahren oft mißlaunig ist und auf die Welt schimpft, daher er Alles fahren ließ und den Herren und Obrigkeiten antwortete: sie sollen sich einen Luther mahlen" — — —

Dieser gute J. G. Müller erzählt die näheren Umstände bei diesen Aeußerungen Herder's:

„Nun tranken wir Kaffee. Seine Hochwürden schmauchten dabei ein halbes Pfeifgen Tabak, denn sie sagen, sobald er über die Hälfte sei, tauge er nicht mehr. Herder raucht des Tages nur zwei-, höchstens dreimal, macht aber dann ein sehr süffisantes Mündchen dazu."

---

*) Das ist sehr schlau stylisirt — denn das rechte Gut kam bei Beraubung der Kirchengüter in unrechte Hände.

**) Aus dem Herder'schen Hause. Aufzeichnungen von Joh. Georg Müller, 1780—1782. Herausgegeben von Jacob Bächtold. Berlin, Wiedmann 1881.

Wir sehen hier sehr deutlich, daß Herder bei der Taufe über diese Fürsten sagte: Kein ungerechtes Gut ist in seinen (des Stammes) Händen, und wie er beim „Pfeifgen mit dem süffisanten Mündchen" 1780 gerade das Gegentheil gesprochen von dem, was er 1783 bei der Taufe vorgebracht: „Sie rissen alle möglichen Kirchengüter an sich".

Wir haben uns erlaubt, die lobvolle Kritik Wieland's sammt der Taufrede durch Aussprüche Herder's in's rechte Licht zu stellen.

Wenn Wieland als Kritiker in Theologie macht, da heißt es selbstverständlich „Alle Achtung". Er spricht seinen Lobpsalm so entschieden aus, als ob er mit sämmtlichen griechischen und lateinischen Kirchenvätern im freundschaftlichsten Verkehre stünde.

Wir werden später ein drolliges Urtheil Goethe's über Chrysostomus anführen, aus welchem ersichtlich ist, daß er diesen alten Kirchenvater wegen seiner Keckheit haßte, mit welcher sich dieser herausnahm, gegen den kaiserlichen Hof in seinen Predigten aufzutreten. Wenn Herder nur den hundertsten Theil von diesem Freimuth — in Weimar kund gegeben hätte, er wäre von den Musenanbetern auf den Schubwagen gesetzt, von ihnen eigenhändig über die Grenze gezogen worden und die ganze poetische Lebensverschönerungs-Commission in Weimar hätte hinten angetaucht, um den theologischen Störefried so geschwind als möglich außer Land zu schaffen.

Noch eine Frage: Wenn Herder die glänzendste Rede bei der Taufe des Kindes armer Eltern gehalten hätte, würde Wieland da auch in obige exorbitante Lobsprüche ausgebrochen sein? O nein! denkt sich der Leser — denn das Lob ist nur um des kleinen Prinzen und nicht um des großen Redners willen ausgesprochen worden. —

Riemer arbeitet als geheimer Hofrath und öffentlicher Rauchfaßschwinger vor dem herzoglichen Throne und Sohne zu Weimar in seinem Berufe weiter fort: „Goethe hatte sich diesmal nur mit einem kleinen Gedicht, einem Liede zu lösen(!) vermocht. Die nahe bevorstehende Entbindung der Herzogin hatte auch ihren Geburtstag nur mit stiller und banger Erwartung feiern lassen. Ein großes, zu demselben bestimmtes Drama von Goethe war nicht fertig geworden und konnte es auch bis zur Kirchfahrt der Fürstin nicht mehr werden, wie sich

denken läßt, bei den sowohl durch die bevorstehende, als abgehaltene Taufe herbeigeführten Zerstreuungen, ungeachtet man sich in keine großen kostspieligen Feierlichkeiten einließ."

„Dennoch ward ein öffentlicher Ritteraufzug und Cavalcade in Maskenkleidern am 13. März veranstaltet. Goethe bemerkt in guter, ganz realer Kanzleiprosa (17. Februar 1783, an Merk, Nr. 179) den großen Unterschied, den dieses Ereigniß machte, und hofft mit allen Patrioten die guten Einflüsse*) dieses erwünschten Knaben täglich mehr zu spüren."

Und so führt er schon nach wenigen Wochen diese Bemerkung weiter, indem er an Knebel schreibt:

„Die Ankunft des Erbprinzen, die größte Begebenheit, die sich für uns zutragen konnte, hatte eine zwar nicht sichtbare, aber sehr fühlbare Wirkung. Die Menschen sind nicht verändert, jeder Einzelne ist, wie er war, doch das Ganze hat eine andere Richtung, und wenn ich sagen soll: er wirkt in seiner Wiege wie der Ballast im Schiffe durch Schwere und Ruhe. Die Herzogin ist gar wohl und glücklich, denn freilich könnte der Genuß, der ihr bisher fehlte, durch nichts Anderes gegeben werden. Die Musen aller Art haben sich, wie Du wirst gesehen haben, auf alle Weise bemüht, das Fest zu verherrlichen. Wieland und Herder haben zwei Singstücke, das eine für den Hof, das andere für die Kirche hervorgebracht. Du wirst sie mit Vergnügen lesen." —

Riemer fährt fort: „Einen ebenso günstigen Eindruck auf den fürstlichen Vater hatte die Betrachtung seiner neuen Freude und Pflicht. In einem Dankbriefe auf eines der vielen eingelaufenen Glückwunschschreiben sagt er: „Sie haben recht, wenn Sie sich mit mir freuen, denn wenn je gute Anlagen in meinem Wesen waren, so konnte sich, Verhältnisse halber, bis jetzt kein

*) Ueber die gewissen geheimnißvollen Andeutungen des geheimen Hofrathes: die Geburt des Erbprinzen gebe „ein beschwichtigendes Moment in die bisherigen Schwingungen" und die Hoffnung „mit allen Patrioten" auf die guten Einflüsse dieses erwünschten Knaben zu verstehen, darf man sich (außer vielen Berichten über das Hofleben zu Weimar) an die Frau v. Stein erinnern (Dr. Diezmann: Goethe's Liebschaften, S. 335), von der Diezmann sagt: „Sie war es aber auch, die ihm (Goethe) Vorstellungen wegen des tollen Treibens machte, dem er in Gesellschaft des jungen Herzogs im Anfange sich hingab, ihr gelang es, den Wüthigen zu bändigen u. s. w."

sicherer Punkt finden, wo sie zu verwenden waren; nun aber ist ein fester Haken eingeschlagen, an dem ich meine Bilder aufhängen kann. Mit Hilfe Goethens und des guten Glückes will ich sie so ausmalen, daß womöglich die Nachkommenschaft sagen soll: et egli fu pittore. Wünschen Sie mir Glück zu diesem Vorhaben." (Carl August an Merk, Nr. 95, S. 2.)

Riemer: „Nach dem Eintritt dieser Beruhigung geht bei etwas gleichförmigem Leben ein Jedes seinem Geschäfte und seiner Neigung ungestört und ungehindert nach. Goethe versieht seine Kammerpräsidentur, seine Finanzsachen gehen besser, als er es sich vor einem Jahre dachte, er hat Glück und Gedeihen bei seiner Administration, hält aber auch auf das Festeste über seine Pläne und Grundsätze. In den Mußestunden arbeitet er an seinem Wilhelm Meister, von dem er das erste Buch, 19. Mai 1783, an Knebel schickt, und ist erfreut, daß dieser es so gut aufgenommen hat" u. s. w.

Das Freund Reimer'sche Lob der Goethe'schen Finanzwirthschaft für das Herzogthum wollen wir nicht im mindesten abschwächen, aber Goethe's eigenes Vorgehen und Beispiel im Rechnungslegen möchten wir keinem Finanzminister anrathen.

46. Wie die Stimmung gegen Goethe in Weimar gewesen ist.

Daß die Stimmung gegen Goethe in Weimar schon bald nach seinem Erscheinen daselbst keine günstige war, berichtet sein Lobredner Riemer (I. S. 13), der aber die Schuld nur dem Neide und der Mißgunst zuschreibt: „Was insbesondere Goethen betrifft, so litt er anfangs nicht nur körperlich an Zahnreißen und Rheumatismus, herrührend von dem rauhen thüringischen Klima, dessen meist zugige oder feuchte Kälte ihn auch in späteren Jahren, zumal in den Wintermonaten November und December, geistig deprimirte, dann eine Zeit lang an dem Mangel einer ihm zusagenden Diät, da sowohl Speisen als Getränke ihm Beschwerden verursachten, noch mehr aber sittlich durch einen allgemeinen, unglaublichen, fast bis zur stillen Wuth gehenden Haß, der hauptsächlich, seitdem er Geheimrath hieß (1779), von dem Stande der Aristokratie ausging, die ihn auch im Auslande zu verschreien wußte. Aber auch schon gegen seine Anstellung als Geheimer Legationsrath war Neid und Miß-

gunst der damaligen Philister, adeliger wie bürgerlicher, dergestalt rege geworden, daß der Fürst selbst für nöthig fand, durch eine den Acten beigegebene Erklärung die Unzufriedenen zum Verstummen zu bringen. Der Herzog sagte darin: er habe die Stelle nicht nach Anciennetät, sondern nach Vertrauen verliehen, und so wie er sich vor Gott und seinem Gewissen rechtfertigen könne." Wenn der Fürst dann sagt: „er kenne Niemand aus seiner Dienerschaft, der auf diese Stelle hoffte", so konnte er versichert sein, daß Niemand aus seinen Hofleuten so thöricht sei, um ihm zu sagen: Euer Durchlaucht, ich habe auf diese Stelle gehofft. — Riemer sucht den Haß gegen Goethe noch in einer Note weiter zu erörtern.

„Odium Vatinianum nennt ihn (diesen Haß) Wieland (Br. an Merk Nr. 86). Er hätte auch theologicum — bekanntlich das Schlimmste und Gefährlichste sagen können, denn auch sogar die geistlichen Herren ließen es nicht daran fehlen (IV. 366, V. 99). In neuester Zeit tritt auch noch das Odium Börnianum oder Judaicum hinzu, das freilich schon seit undenklichen Zeiten als ein adversus omnes alios hostile odium überhaupt (Tacitus Hist. V. 5) ihn nicht ausnehmen konnte. Doch kann man sich mit ihm darüber trösten: Ein Kerl, den alle Menschen hassen, der muß was sein" (XLVII. 238) — —

Riemer wirft hier auf eine lakaienhafte Art mit Lob und Tadel herum. Man muß sich nur in die Verhältnisse hineindenken, dann wird man die Abneigung gegen Goethe nicht immer dem Neide und der Gemeinheit zuschreiben. Die Herrschaft eines Fremden ist den Einheimischen selten eine angenehme Erscheinung, besonders in einer Kleinstadt. Er wird belauert und kritisirt. Es kann doch nicht abgestritten werden, daß Goethe besonders in den ersten Jahren seiner Anwesenheit in Weimar und auch später hinein der Kritik der Einheimischen einen ebenso reichlichen als dankbaren Stoff zu seiner Be- und mitunter auch Verurtheilung geliefert hat.

Im außerordentlich unterhaltlichen Wochenprogramm: „Die Lustigen in Weimar" hat Goethe selber ein historisches Document niedergelegt, welches den Beweis liefert, daß es auch eine Menschenclasse: „Die Traurigen in Weimar" gegeben hat, welche die Kosten für diese Lustigen zu bezahlen hatte, und denen nur das Zuschauen vergönnt gewesen ist. Riemer

stellt durch seine im hohen Grade unberechtigte und ungerechte Beschuldigung des Neides — die Anforderung an jeden Bürger und Bauer des Herzogthums, derselbe hätte im Ansehen des permanenten Festjubels an jedem Morgen (nach dem Weimarer poetischen Rituale) an seinen Weimarer Genius die flehentliche Bitte richten sollen: es möge derselbige Genius mithelfen, daß sich die hohen und niederen Herrschaften die ganze Woche hindurch recht gut unterhalten (in poetischer Verklärung versteht sich) und jeder dieser glücklichen Unterthanen hätte auch den Gerichtsbüttel, wenn er mit der papierenen Steuerschraube (dem Executionsbogen) in's Haus kam, auch für einen solchen vom Himmel voller Geigen gesandten Genius anschauen, ihn als einen solchen aufnehmen und ihm mit Freuden den letzten Thaler aus der nun leeren Schublade entgegenbringen sollen.

Riemer hat in seiner Lakaienhaftigkeit eben nur der Lustigen und nicht auch der Traurigen in Weimar gedacht.

Sämmtliche hohen Herrschaften und großen Dichtergenien haben der Loge angehört, dem edlen Bunde, der gar keine andere Aufgabe hat, als Wohlthaten dem armen Volke zu spenden, wie auch der große Gelehrte und bedeutende Kenner der socialen Zustände, Düntzer, sehr logenwedlerisch behauptet.

Nun, hier haben diese Herren durch ihre permanenten Unterhaltungen auf Kosten des Volkes den Beweis geliefert, was sie für bedenkliche Wohlthäter der Menschheit sind, welche großen Verdienste sie sich um dieselben erworben haben; und wie sehr diese Menschheit den großen Weisen des Bundes für ihre Humanitätsbestrebungen zum Danke verpflichtet ist.

47. Wie der Dichter jedes philosophische System, das zum positiven Christenthum hinneigt, gehaßt, und wie er Schelling durch ein geheimes nun offenbar wordenes Votum, 1816. um einen Lehrstuhl in Jena gebracht hat.

Wenn Riemer die „geistlichen Herren", d. i. die protestantischen Pfarrer im Herzogthum des Hasses, und zwar des schlimmsten und gefährlichsten, beschuldigt, so kann hier doch nur von der üblen Stimmung der positiv christlichen Pastoren die Rede sein. Waren nun diese über die Macht und den Einfluß Goethe's bei Besetzungen nicht erfreut, so kann man ihnen

deswegen keinen Vorwurf machen, im Gegentheil, sie fühlten es als eine Pflicht, dagegen nach Möglichkeit zu remonstriren. Goethe suchte eben als frommer Heide, wie er sich selbst nannte, Leute anzustellen, die mindestens wie Herder dem flachen Rationalismus huldigten und denen es weder im Glauben, noch in der Sitte um positive Grundlagen zu thun gewesen. Wer nur immer Verdacht erregte, daß er nur zum positiven Christenthum hinneige, der konnte, in soweit Goethe's Einfluß reichte, auch auf keine Lehrkanzel in Jena hoffen.

Kuno Fischer war noch der Ansicht*), Schelling sei im Jahre 1816 durch die Verhältnisse in Bayern von der Berufung nach Jena abgehalten werden.

Nun hat man aber neuester Zeit ein sehr interessantes Actenstück veröffentlicht, welches den eclatanten, von Goethe's Handschrift selber ausgefertigten Beweis liefert, daß Goethe durch ein geheimes Votum in aller Stille die Anstellung Schelling's hintertrieben hat.

C. A. Burkhard brachte unter dem Titel: „Aus Schelling's Leben“ einen Artikel**), welcher sehr interessante Enthüllungen enthält. — Schelling hatte vor, in Jena außer seinen philosophischen auch theologische Vorlesungen und zwar gratis zu geben; darüber allgemeine Aufregung unter den rationalistischen Factoren in den kleinen Herzogthümern. Von den Ministern der kleinen Fürsten, die zugleich Protectoren von Jena sind, wurden Gutachten eingeholt. Voigt verlangte vom Weimar'schen Minister am 27. Februar 1816 ein solches Gutachten.

Minister von Fritsch war für die Berufung Schelling's und hatte seine Ueberzeugung dahin ausgesprochen, daß das Göttliche nicht untergehe, die Wahrheit nicht lange verdunkelt werde, und die Verschiedenheit der Ansichten im Reiche der Wissenschaft ebenso nothwendig sei wie der Krieg in weltlichen Reichen u. s. w.

Aber Goethe's langes entschiedenes Votum gab, wie Burkhard berichtet, den Ausschlag. „Obwohl er Schelling kenne, und mit ihm bis auf die letzten Tage in den besten Verhältnissen gestanden habe,“ führt er dennoch eine Menge Gründe gegen dessen

*) Geschichte der neueren Philosophie. 6. Bd. S. 242.
**) Augsburger Allgemeine Zeitung. Nr. 259. 16. Sept. 1877.

Berufung an, den eigentlichen wahren Haupttrumpf aber gegen Schelling spielt er zuletzt aus:

„Um aber zu dem Gesagten mich noch einigermaßen näher zu legitimiren, bemerke ich nur Folgendes (denn gar Manches, was mir bekannt ist, gehört nicht zu den Acten, und sind Geheimnisse, die der Einzelne wohl zu bewahren hat, zu eigenem Gebrauch oder Berathung*). Also nur einige Fragen: Weiß man denn, ob er katholisch ist? Wäre es, und erklärte er es nach eingegangener Bestätigung seiner Annahme, könnte man zurücktreten und könnte man einen katholisirenden Philosophen über Religion zu dogmatisiren erlauben? Hätte er seine Stelle angetreten, selbst jetzt noch Protestant, und er ging zur katholischen Confession über, was könnte man dann thun, und wenn er, wie alsdann vorauszusehen wäre, Proselyten machte, würde man ihn, wie Kaiser Alexander die Jesuiten, in Einer Nacht vertreiben können?"

„Das Alles halte ich für meine Schuldigkeit auszusprechen, da unter den Vorwürfen, die ich mir mache, die heißesten sind, daß ich zur rechten Zeit nicht ausgesprochen habe, was ich wußte, und was für Unheil ich voraussah. Nicht alles Uebel erfolgt, was man oft hypochondrisch vorzusehen glaubt, ich kenne aber noch ein hübsches Nest von Unheil, das bei dieser Gelegenheit flügge werden wird."

„Es fällt mir unmöglich, bei so prägnanten Fällen, die nur einzeln zu mir gelangen, das richtige Maß zu treffen; mögen Euer Excellenz von Vorstehendem einsichtigen Gebrauch machen, ohne vielleicht die Blätter mitzutheilen. Sie werden mir gewiß persönlich verzeihen, wenn es mir komisch vorkommt, wenn wir zur dritten Säcularfeier unserer protestantischen, wahrhaft großen Gemeinde das alte überwundene Zeug nun wieder unter einer erneuerten, mystisch-pantheistischen, abstrus-philosophischen, obwohl im Stillen keineswegs zu verachtenden Form wieder eingeführt sehen sollten." —

Goethe hatte auch bei seinem Großherzog das Referat, im mündlichen Verkehr brauchte er nicht jene Vorsicht zu beobachten,

*) Aus diesen Worten ist ersichtlich, daß er sich noch ausführlicher in der mündlichen Berathung bei den maßgebenden Factoren ausgesprochen hat.

welche der kluge Mann, bei Abfassung von Schriftstücken außerordentlich bedächtlich, nie außer Acht gelassen; wollte er ja auch schon das ohnedies sehr reservirte Elaborat geheim gehalten wissen. Schelling wurde nicht berufen. Goethe's Votum gab den Ausschlag.

Das sehr absolutistisch-russische, aber in Weimar leider schwer ausführbare Gelüste, den Philosophen im eventuellen Falle, wie es Kaiser Alexander mit den Jesuiten gethan, in Einer Nacht zu vertreiben, darf nicht übersehen werden, wie auch die Bitte an den Minister Fritsch von seinem (Goethe's) Votum wohl Gebrauch zu machen, ohne vielleicht die Blätter mitzutheilen. Es wäre ihm natürlich ein Bekanntmachen dieses Votums nicht nur Schelling, sondern auch der Oeffentlichkeit gegenüber — sehr unliebsam gewesen.

48. Was Schelling dem Verfasser des „Faust“ und des geheimen Abschiebungs-Votums hätte mit Recht erwidern können, wenn ihm das Urtheil Goethe's über seine (Schelling's) Philosophie bekannt worden wäre.

Dieses stille Wirken, um den Schelling von Jena abzuschieben, paßt ganz in das Charaktergemälde des in seinem engen Weimarer Kreise außerordentlich vorsichtigen, feinen Hofmannes und Diplomaten; er hatte vor jeder philosophischen Richtung eine Angst, durch welche er hätte beunruhigt werden können. Wie der Verfasser des „Faust“ dazukommt, dem Schelling, der doch in seinem Gedankengange, in seiner folgerichtigen Logik als Philosoph weitaus höher stand als Goethe, den Vorwurf zu machen: er habe nur mythisch-pantheistisches, abstrus-philosophisches Zeug vorgebracht? das verdient erwogen zu werden. Bei aller Anerkennung der wunderbaren poetischen Schönheiten, der feinsten psychologischen Schilderungen in den einzelnen Scenen des „Faust“ kann man doch am Ende der scharfen Kritik Menzel's über die ganze Tendenz des „Faust“ nicht Unrecht geben. Schelling, der später nur von Goethe's heimlichem Treiben gegen ihn gehört, aber dem das obige Actenstück unbekannt geblieben, hätte dem Goethe, wenn er es gekannt hätte, sehr wahrscheinlich und auch ganz logisch den Spieß umgekehrt, er hätte ihm sagen können: daß sein „Faust“, was die metaphysischen Grundfragen des Menschenlebens betrifft, in gereimtem, mystisch-pantheistischem Wolkengeschiebe herumdämmert, wenn die herabhängenden, den

Himmel präsentirenden Soffitten auch noch so zauberisch gemalt und noch so rosig beleuchtet sind. Mit der letzten Reserve hätte er die Reserve Goethe zurückgegeben, der „obgleich im Stillen keineswegs zu verachtenden Form" (der Philosophie Schelling's).

Dieses merkwürdige Actenstück widerlegt die Ansicht mehrerer Kritiker, die aus „Faust" herausbringen wollten: Goethe habe sich zur katholischen Kirche hingeneigt, denn es beweist, daß er schon bloß eine Hinneigung zum positiven Christenthum innerhalb des Protestantismus nicht vertragen wollte.

Dem Schreiber Dieses machte Dr. Strodl in München, ein Schüler Schelling's, den Schelling besonders achtete, und der auch außer den Vorlesungen mit dem Philosophen verkehrte, auf den obigen Artikel aufmerksam. Schelling konnte über diese Intriguen, die er so von ferneher erfahren, um so weniger erbaut sein, als er von Goethe immer im persönlichen Verkehr sehr schmeichelhaft behandelt wurde.

Der Philosoph hatte eben nicht daran gedacht, daß er es hier mit einem glatten Hofmanne zu thun gehabt, dem auch im Verkehr wie in seinem „Leben" Wahrheit und Dichtung, je nach Bedarf, zur anderen Natur geworden war.

Im Jahre 1798, 22. December, schrieb Goethe an Schiller über Schelling: „Es ist ein so unendlich seltener Fall, daß man sich mit, und an einander bildet, daß es mich nicht mehr wundert, wenn eine Hoffnung, wie die, auf eine nähere Communication mit Schelling, auch fehlschlägt. Indeß können wir doch immer zufrieden sein, daß er uns so nahe ist, indem wir doch immer gewissermaßen das, was er hervorbringt, werden sehen, auch macht sich's vielleicht mit der Zeit."

Wir haben gesehen, wie es sich mit der Zeit gemacht hat.

Der unwillige Ausruf Goethe's: „Shakespeare und kein Ende", der wie oft wiederkehrende bittere Spott über Newton zeigen zur Genüge, wie dem großen Mann — das Lob der Größen der Vergangenheit sehr mißliebig gewesen ist. Seine Aeußerungen über Schiller in Eckermann's Gesprächen, sein stilles Votum gegen Schelling zeigen hier wiederum, daß er über Größen in seinem Kreise nicht erfreulich gestimmt war; seine Angabe: er fürchte durch Schelling den Verlust des „wahrhaft großen Gewinnes der Reformation" ist ja doch auch nur eine spanische

Wand, vor seine eigentliche Furcht vor Schelling hingestellt; bei Shakespeare, Newton, Schiller hatte er ja doch auch keinen Verlust „des großen Gewinnes der Reformation“ zu fürchten, es drehte sich auch hier das ganze Carroussel seiner Befürchtungen um das Centrum seiner eigenen Ichheit, seines ausschließlichen Ruhmes, der von Vergangenheit und Gegenwart nicht gefährdet werden sollte.

49. Schelling, der Goethe-Faust, Goethe und Dante, „das ewig Weibliche“ Goethe's und die Beatrice Dantes.

Das angeführte Gutachten über Schelling stellt uns den Dichter des Faust im selben Lichte dar, in welchem er den Schelling zu beleuchten versucht hat. Im Faust ist ja dasselbe System vertreten, welches Goethe in der Philosophie Schelling's zu tadeln unternommen hat.

Goethe nennt Schelling's Philosophie „ein altes, mystisch-phantastisches, abstrus-philosophisches Zeug in einer keineswegs zu verachtenden Form.“ Dieser Spieß, mit dem Goethe heimlich und von rückwärts den Schelling zu treffen suchte, hat ein neuer italienischer Gelehrter von vorn und offen gegen Goethe selbst gerichtet und zugleich Jenen das rechte Licht angezündet, welche im „Faust“ katholische oder auch nur positiv christliche Tendenzen zu finden vermeinten. Professor Lubin hat in einer neuen Schrift: „Dante erklärt durch Dante“ und „polemische Streifzüge über Dante“ *) scharfsinnige Vergleiche zwischen der Divina comedia und dem „Faust“ angestellt. Dr. Georg Emanuel Haas hat im „Wiener Vaterland“ (Nr. 90, 1885) aus dieser Schrift besonders den Vergleich der „Beatrice“ Dante's mit dem Gretchen des „Faust“ besprochen.

Die Italiener de Sanctis und Bartoli haben das „Ewig Weibliche“ Goethe's in die Divina comedia hineinzutragen versucht — und gemeint, daß Beatrice, die Verkörperung dieses „Ewig Weiblichen“, den Dante ganz ebenso gewiß emporgezogen habe, als Gretchen den „Faust“.

Nun ist aber Beatrice durchaus kein Abstractum, zu dem sie Bartoli zu machen sucht. Sie hat in Florenz gelebt, dieses „Ewig Weibliche“ (nach Bartoli), wohnte im Hause neben dem

*) Dante spiegato con Dante e polemiche dantesche di Antonio Lubin. Trieste, Tipografia G. Palestia e Comp. 1884.

Altieris, trug rothes, später glänzend weißes Oberkleid, war überhaupt nach Art damaliger Jungfrauen in Florenz angezogen, lebte, aß und trank und starb wie jede andere Sterbliche; Dante läßt den Menschen ihr Menschliches und zieht die höheren Wesen nicht zur dunklen Erdenscholle nieder. Anders Goethe. Die beiden großen Dichter wandeln verschiedene Pfade. Faust's Gretchen ist ein bloßes Phantasiebild: heute das Leipziger Bürgerstöchterlein, morgen una poenitentium, vormals Gretchen, und zuletzt nur noch der Typus des „Ewig Weiblichen". Ihr Taufschein liegt nicht vor und wir wissen nicht, ob ihr Herr Vater Hinz oder Kunz geheißen habe, in Leipzig oder Pirna zu Hause war."

Dr. Haas sagt über Lubin's Erklärung:

„Der Autor trifft das Richtige, wenn er, jene Verirrung tadelnd, die Beatrice der göttlichen Comödie als den geläuterten Geist der irdischen Creatur betrachtet, welche hienieden den Namen Beatrice Portinari trug. Aber dieser geläuterte Geist wird, so lange wir an dem Glauben einer persönlichen Fortdauer nach dem Tode festhalten, immerhin seine Persönlichkeit behaupten. Dante, als rechtgläubiger Katholik, der er war, konnte aber gar nicht anders, als die Persönlichkeit der Abgeschiedenen wahren. Beatrice blieb, wie der Verfasser ausdrücklich bemerkt, so persönlich sie selbst, wie Virgil, Statius, Lucia, Mathildis und Bernhard. Dagegen leugnen wir nicht, daß de Sanctis sich in einer Weise ausdrückte, die einen Mann, der von vorneherein geneigt war, Modernes und Mittelalterliches zu amalgamiren und zu verquicken, nur zu leicht in Versuchung führen mochte. Der Verfasser stellt behufs Erhärtung seiner Ansicht die Paradiese der beiden Dichter einander gegenüber. Welcher Unterschied zwischen beiden Sängern! Das Paradies des Frankfurter Dichters ist aus den verschiedensten Lappen zusammengeflickt, der Florentiner holt sich seinen Grundriß aus der unerschöpflichen Schatzkammer christlicher Ideen."

„Weit entfernt, dem Verdienste Goethe's Abbruch thun zu wollen, gestehen wir vielmehr gerne ein, daß es viel schwieriger ist, ein Paradies gleichsam aus Nichts hervorzuzaubern, als dasselbe nach einem vorhandenen Concepte zu construiren."

„Indessen vermochte Goethe der äußeren Umrisse, welche die Ueberlieferung bietet, nicht völlig zu entrathen, nur ließ er es bei der bloßen Aeußerlichkeit bewenden. Es mag daher im zweiten

Theile des „Faust" Manches christlich anmuthen, katholisch scheinen; christlich und katholisch ist darin nichts."

„Wer und was sind die Gestalten, mit welchen Goethe sein Paradies bevölkert? Schemen mit christlich klingenden Namen. Ist diese Regina coeli in der That unsere Himmelskönigin oder eine auf diesen Namen getaufte Puppe? Was hat es mit dem Doctor Marianus auf sich, und was mit der frommen Reuigen, ehemals Gretchen?"

„So wenig Goethe's Gott Vater mit der christlichen Vorstellung gemein hat, so wenig ist das auch mit allen seinen Heiligen der Fall, und so hat Lubin ganz Recht, auszurufen: „Che ha che fare la Gretchen del Fausto colla storica Beatrice? Che ha che fare quell' Ewig Weibliches in essa simboleggiato, colla Beatrice allegorica?" Und er sagt auch die volle Wahrheit, wenn er meint: „Il Paradiso del Goethe ..... non è il paradiso di Dante e non il Paradiso dei credenti; esso sarebbe il Paradiso dei materialisti, se questi ne avessero uno."

„Es ist kein erfreuliches Anzeichen, wenn ein Mann wie Lubin sich zu unausgesetztem Kampfe für die historische Wahrheit, hier für die geschichtliche Existenz der Beatrice Portinari, genöthigt sieht. Zu unserem Bedauern sehen wir uns zu dem Geständnisse gezwungen, daß der Grund für die Absurdität dieser Negation viel tiefer liegt, als man glauben sollte. Es ist der Geist der Verneinung, der unserem Jahrhundert als dunkles Siegel aufgedrückt ist, welcher die europäische Menschheit — oder sollen wir lieber sagen: die moderne Intelligenz? — zur Gottesleugnung und Vernichtung der historischen Wahrheit anregt."

„Wenn es Strauß und Renan wagen durften, den historischen Christus in Zweifel zu ziehen, weshalb sollten neuere Commentatoren Dante's nicht die Realität Beatricens in Abrede stellen? Haben wir nicht erlebt, daß die Belagerung Ilions auf eine Sage zurückgeführt wurde, welche die arischen Völker aus ihrer morgenländischen Heimat nach Europa mit sich gebracht? Haben wir nicht das Nibelungenlied auf chemischem Wege erklären und deuten gehört? Sind die Ehrenrettungen der grausamsten und wollüstigsten Tyrannen des Alterthums schon aus unserem Gedächtnisse geschwunden?"

„Lubin wird nicht nur angefeindet, weil er an der historischen Beatrice festhält, sondern auch, weil er die Schlußfolgerungen

Anderer, wie z. B. des Francesco d'Ovidio nicht zu theilen vermag. Der Autor hat gut sagen: „Innanzi tutto dico non essero vero che Dante, appena dopo morta, abbia fatto Beatrice un tipo di perfezione morale. Essa era per lui tale in vita.“ Seine Gegner beharren bei ihrem „e pur si muove“ und wir wissen ja, daß es ein Abstractum giebt, gegen welches selbst die Götter vergebens kämpfen.“ —

„Der letzte Aufsatz: „Bemerkungen über meinen Commentar zur göttlichen Comödie des Dante“ dient Lubin zur Vertheidigung der in seinem großen Werke niedergelegten Ansichten. Wir sehen von einem näheren Eingehen auf diese Abhandlung um so mehr ab, als zu ihrem Verständnisse die volle Kenntniß des Lubin'schen Commentars nothwendig wäre.“

„Staunen muß man über die umfassenden Studien, welche der Verfasser über seinen Gegenstand gemacht hat. Wenn Goethe seinen Faust zu den Müttern niedersteigen läßt, so muß der tüchtige Commentator des italienischen Dichters zu den Vätern hinabsteigen; nur sie vermögen das Siegel von dem Buche zu lösen. Wer nicht die Wissenschaft des Mittelalters, seine Denk- und Handlungsweise genau kennt, wer nicht an dem Borne der Kirchenlehrer geschöpft hat, wen nicht außerdem ein glücklicher Instinct leitet, wer den mechanischen Theil seines Metiers nicht versteht und in der wundervollen Sprache des Dichters wie zu Hause ist, dem wird die göttliche Komödie stets ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch bleiben, der wird, was er selbst nicht begreift, dem Publikum umsoweniger begreiflich machen können. Bei Lubin treffen alle jene von uns geforderten Eigenschaften zu, und wir können Allen, denen es um Vertrautheit mit dem großen wälschen Dichter zu thun ist, mit gutem Gewissen die Lecture der Werke Antonio Lubin's empfehlen. Dabei ist die Ausdrucksweise unseres Autors gefällig und leicht verständlich. Er zieht die Klarheit dem wohlfeilen Scheine immenser Gelehrsamkeit vor, und so gelehrt er in der That ist, sein Wissen übt keinen lästigen Druck aus. Sein „Dante spiegato con Dante“ liest sich wie eine spannende Erzählung und sein Hauptwerk: „Commedia di Dante Alighieri“ ist nur eine fließende Geschichte mittelalterlichen Denkens und Dichtens, in deren Mitte der Sänger der göttlichen Comödie seinen Platz hat“. —

Wir sehen auch hier denselben Kampf auf allen Gebieten des geistigen Lebens, den Kampf der Negation in der Philosophie, Theologie, Poesie und Literaturgeschichte. Das positive Christenthum und die Grundveste desselben, die Kirche, soll zerstört werden, und dann — nun die schwarzen Wolken am socialen Himmel sind der Vorhang und das immer näher vernehmbare Rollen des Donners ist die Ouverture für die nächste Aufführung im Welttheater.

50. Wie das lustige Leben in Weimar von einem derartig farbenreichen (von einem hochbegeisterten Künstler geführten) Pinsel dargestellt wird, daß der Leser in Versuchung kommt, die ganze Schilderung für eine sehr gelungene Persiflage zu halten.

Weil Goethe ein Dichter und der Herzog von Weimar ein Mäcen der Dichter gewesen ist, vermeinen sehr viele Historiographen, das Leben zu Weimar dürfe nicht historisch, sondern mit allem möglichen poetischen Aufputz dargestellt werden.

Wenn selbst der alte Sacristan im Tempel der Cypris: Wieland, der doch viel vertragen konnte, bisweilen zu moralischen Betrachtungen sich veranlaßt fand, der doch sonst mit seinen poetischen Blumen und Blättern die sittliche Fäulniß zuzudecken sich zur Lebensaufgabe gemacht, wenn selbst dieser lüsterne Anakreon mit Zopf, kurzen Hosen, seidenen Strümpfen, Schnallenschuhen und dem gestickten Hofrathsfrack, welcher nach Goethe's Zeugniß mit einem wahren Heldenmuth der platonischen Liebe den Vernichtungskrieg ankündigte, und dessen Schriften selbst die Studenten des Hainbundes verbrannt haben, während sie dem Verfasser derselben als einem Verderber der Jugend ein Pereat brachten, wenn selbst dieser Director der Versuchsstation, den lumpigen Theil des Griechenthums wieder einzuführen — das Treiben der Weimarer Hofherren in der Grotte des Hofgartens, wo die Landleute vorbeigingen, so arg gefunden: daß er in einem Briefe seine Satyre darüber ausgegossen, so muß es doch augenscheinlich in Weimar schon recht schandvoll zugegangen sein.

Freilich einen modernen literarhistorischen Parfumeur genirt so was nicht, wenn Carbolsäure in Eimern, Desinfectionsstoffe in Ladungen, Vitriol in Centnern nichts ausrichten, kommt

er mit einigen Riechfläschchen, mit einigen in buntes Phrasenpapier eingewickelten Entschuldigungen daher — und Alles ist wieder gut.

Hettner*) hat das Hofleben in Weimar (1775—1780) in einer Weise geschildert, daß sich der kundige Leser fragen muß: Ja, ist denn das im Ernst gemeint, oder hat dieser gute Herr die bisherigen Lobpreiser des Musenhofes nur persifliren wollen? Er schildert:

„Wie mit Friedrich dem Großen der Geist des Aufklärungszeitalters, so war mit Carl August der Geist der deutschen Sturm- und Drangperiode auf den Thron gestiegen. Vom ersten Tage waren daher Goethe und sein junger fürstlicher Herr auf's Innigste mit einander verbunden. Ein neuer Stern war über Weimar aufgegangen, bald wurde Goethe nicht bloß die belebende Seele des Hofes, sondern auch der Landesverwaltung. Ueber die Art, wie Goethe die unerwartete wichtige Aufgabe ergriff, hat Wieland das treffliche Wort: „Goethe lebt und regiert und wüthet und giebt Regenwetter und Sonnenschein, und macht uns Alle glücklich, er mache was er wolle!" —

„Ein fröhlicheres und unbefangen menschlicheres Hofleben ist niemals geführt worden, als in diesen ersten Regierungsjahren Carl August's. Alle in der blühendsten Jugend. Der Herzog und die Herzogin 18 Jahre alt, Goethe 26, Einsiedl 25, Knebel 31, die Herzogin Amalia Carl August's Mutter eine Frau von 36 Jahren, von der zwanglosesten Heiterkeit und ausgesprochensten Lebenslust. Nach Goethe's eigenem Ausdruck eine „tolle Compagnie", wie sie sich auf so einem kleinen Fleck nicht wieder zusammenfindet". Daher allerdings zuerst noch viele geniale Ungebundenheit und Leichtfertigkeit, viel Ausgelassenheit, Derbheit und Thorheit, viel halsbrechende Jagden und Wettritte, lustige Wanderungen, unermüdliche Schlittschuhfahrten, gesellschaftliche Schwänke und Neckereien, heitere, poesieverklärte Festlichkeiten in den Gärten von Tiefurt und Ettersburg, viel Redouten und Maskeraden. Es war gehässige Uebertreibung, wenn Wieland einmal ärgerlich sagte, man wolle die bestialische

*) Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. Von Hermann Hettner. 3. Buch. Erste Abtheilung. Braunschweig. Vieweg. 1872. S. 209.

Natur brutalisiren; aber geschichtliche Wahrheit war es, wenn er Goethe, der, um Goethe's eigene Worte zu gebrauchen, meist der Anstifter all' dieses Teufelszeugs war, mit einem Follen verglich, das vorne und hinten ausschlage. Der rücksichtsloseste Naturdrang der Sturm- und Drangperiode entfesselte sich um so übermüthiger und tumultuarischer, in je bewußterem Gegensatz er sich gegen das lästige abgezirkelte Hofceremoniell fühlte. Aber es war die jugendfrische Heiterkeit großer und reiner Menschen! Die wohl zu beachtende ausschlaggebende andere Seite dieser viel verschrieenen Genialitäten ist eine Einfachheit und Gesundheit des Denkens und Empfindens, des Lebens und der Zustände, die wir jetzt kaum noch zu begreifen vermögen, und die zumal in der Geschichte der Fürsten und Höfe völlig unerhört ist". —

51. Zweiundzwanzig Bedenken über diese Lobpreisung.

Was man da in der Geschwindigkeit Alles lernen kann!

Die indischen Ameisen könnten keinen Knäuel von Benzoë, dem allerfeinsten Weihrauch, mit so viel Geschick zusammenleimen. Betrachten wir das Elaborat mit den Augen des pedantischen, auf Logik versessenen Professors:

1. Der Geist der deutschen Sturm- und Drangperiode ist in Weimar auf den Thron gestiegen. — 2. Ein neuer Stern ist über Weimar aufgegangen. — 3. Dieser Stern ist zugleich die belebende Seele des Hofes und 4. nebenbei auch der Landesverwaltung. — 5. Dieser Stern lebt, regiert und wüthet, er giebt Regenwetter und Sonnenschein — durchwegs Experimente, die noch keinem der Millionen Firmamentssterne gelungen sind; an regierende Sterne aberglaubten die Astrologen, aber wüthende Sterne haben nur Sternwüthige oder sternhagelvolle Lobredner der Weimarer Sturmperiode gesehen. — 6. Nebenbei ist es auch ein Glücksstern, „denn er macht uns Alle glücklich", „er mache was er wolle". — 7. Es hat noch kein fröhlicheres, unbefangen menschlicheres Hofleben gegeben. — 8. Lauter junge Leute, wie es der Hofschematismus mit Jahreszahlen bestätigt. — 9. Selbst Amalie, die Herzogin-Mutter, voll von der „zwanglosesten Heiterkeit" und „ausgesprochensten



Lebenslust". (Gehorsamer Diener, jetzt kann's angehen!) — 10. Nach Goethe selbst „eine tolle Compagnie, wie sie sich auf einem so kleinen Fleck nicht wieder zusammenfindet." — 11. Allerdings zuerst viele geniale Ungebundenheit und Leichtfertigkeit, Ausgelassenheit, Derbheit u. s. w. (wie oben). — 12. Der Verfasser des Oberon und anderer salbungsvoller Schriften erschaudert, nachdem er seine Moralprincipien am Hofe zu Weimar lebendig werden sieht. — 13. Wieland fühlt sich übertroffen, er ruft wie eifersüchtig aus: „man wolle die bestialische Natur brutalisiren". — 14. Bei alledem ist es geschichtliche Wahrheit, wenn der Anstifter dieses Teufelszeugs mit einem jungen Follen verglichen wird, das vorn und hinten ausschlägt. — 15. Dieser „rücksichtsloseste Naturdrang wird um so übermüthiger und tumultuarischer im bewußten Gegensatz gegen das lästige Hofceremoniell". — 16. Freilich verschüttet er (dieser „rücksichtsloseste") das Kind mit dem Bade, er schüttelt auch zugleich mit dem Hofceremoniell alle bisher übliche lästige und abgezirkelte Moral von sich ab. — 17. Das Alles (sammt den geschichtlichen Wahrheiten) könnte nun beim bornirten Leser doch einige Nebel von Bedenken aufsteigen machen; aber diese werden durch einen gewaltigen Windstoß verscheucht. — 18. Denn das Alles zusammengenommen, war ja doch nur die jugendfrische Heiterkeit großer und reiner Menschen!! — 19. Wenn aber schon große und reine Menschen, nach dem ebenfalls großen und reinen Wieland, „die bestialische Natur brutalisiren", was werden erst kleine und unreine Menschen anfangen, wenn dieselbigen an's Brett kommen? — 20. Somit muß man also noch sehr froh sein und Gott danken, daß am Hofe zu Weimar so große und reine Menschen, ihr Unwesen getrieben haben. — 21. Die Schlußkanonade Hettner's wirkt geradewegs verblüffend. Die andere (Kehrseite) ausschlaggebende Seite zu Weimar ist eine Einfachheit und Gesundheit des Denkens und Empfindens, des Lebens und der Zustände, die wir jetzt kaum noch zu begreifen vermögen. — 22. Es ist jedenfalls sehr anerkennenswerth, daß dieser Literarhistoriker selber diese ausschlaggebende Seite unbegreiflich findet: Mit dieser Unbegreiflichkeit sind auch wir vollkommen einverstanden!

52. Wie Goethe sich um das Volk annimmt und eine Rundreise an den süddeutschen Höfen macht. „Schöpse und Lumpen", Genies und Tugendbolde.

Hettner bringt nun verschiedene Briefstellen, in denen Goethe sich um das arme Volk annimmt, das immer den Sack tragen muß, und um die Bauern, die ausgesaugt werden, und sagt auch: „Gerade in dieser Zeit sind Goethe's vertraute Briefe voll der erbittertsten Ausfälle gegen das gewöhnliche Fürsten- und Hoftreiben".

Aus diesen Briefen ist somit nur zu ersehen, daß Goethe das Fürsten- und Hoftreiben in Weimar für ein ungewöhnliches und daher nicht tadelnswürdiges gehalten hat.

Diezmann *) erzählt: „Auf der Rückreise aus der Schweiz fiel es dem Herzog plötzlich ein, einen Besuch an mehreren süddeutschen Höfen zu machen, und da sie nicht eingerichtet waren, an Höfen zu erscheinen, mußten eilig passende Kleidungsstücke gemacht werden. In Mannheim wurde Goethe zu Ehren Clavigo aufgeführt, und zwar so, daß Jedermann zu dieser Vorstellung freien Eintritt hatte. Das Leben an den Höfen verleidete ihm übrigens dieselben immer mehr. „Ich stehe von der Nation ein für allemal ab und alle Gemeinschaft, die man erzwingen will, macht etwas Halbes, indeß führe ich mich so leidlich auf, als möglich". In Hamburg äußerte er: „Wir ziehen an den Höfen herum, feiern, langweilen uns, essen, schlafen und trinken noch schlechter. Hier jammern einem die Leute. Sie sind schlecht eingerichtet, und haben meist Schöpse und Lumpen um sich". „Immer und überall tritt der Zwiespalt in ihm schärfer zu Tage, der Kampf mit dem Hofmann, der er mit Widerwillen ist **), und dem Dichter".

„Im Jahre 1782, im Frühling, machte er eine Rundreise an alle thüringischen Höfe. Man empfing ihn überall sehr festlich, in Meiningen z. B. als Gesandten. „Die Livreen auf dem Saal, der Hof im Vorzimmer, an den Thürflügeln zwei Pagen" — der Frau von Stein schrieb er, wie er mit sechs Pferden am Wagen empfangen wurde, und schließt:

*) Goethe und die lustige Zeit in Weimar. Leipzig. Keil. 1857. Seite 148.

**) Sonderbare Bemerkung, er hätte ja zu jeder Stunde davongehen können!

„O Pegasus, o nimm ihn mit — In der Begeisterung Weiten.
Er giebt gewiß für einen Ritt — Das Sechsgespann hin mit Freuden."

„Auch die Erhebung in den Adelsstand hatte keinen Reiz für ihn, denn sehr gleichgiltig meldete er am 17. November 1781: „Die Herzogin-Mutter hat mir gestern eine weitläufige Demonstration gehalten, daß mich der Herzog müsse und wolle adeln lassen. Ich habe sehr einfach meine Meinung gesagt, und Einiges dabei nicht verhehlt". —

Sonderbar, er hat sich doch den Adel gefallen lassen und noch mehr, als sein Sohn August ein bürgerliches Mädchen heiraten wollte, hat das der alte Goethe allerstrengstens verboten — das Mädchen — verunglückte unter traurigen Umständen; und August mußte eine „von Pogwitsch" heiraten. Wäre sie nur eine simple Pogwitsch ohne „von" gewesen, welche Meßalliance!

Wir machen nur auf diese Widersprüche aufmerksam, mag jeder Leser dieselben sich nach seiner Art erklären. Wenn Goethe, wie er selber berichtet, so gut bei den Höfen empfangen worden ist, so klingt es sehr unbarmherzig, wenn er bemerkt: „Die Leute haben meist Schöpse und Lumpen um sich". Genies und Tugendbolde giebt es eben nicht im Ueberfluß; und diese Gattung Hofleute waren ja schon in Weimar alle aufgebraucht worden!

Der sechsspännige Empfang, und die zwei Pagen an der Thüre des „Palastes", das hat etwas sehr Komisches an sich, die Residenz Meiningen und das Hofleben daselbst (annodazumal versteht sich) macht den Eindruck eines allerliebsten Marionettentheaters.

53. Wie nach Hettner Goethe dogmatische Studien betreibt, und was diese für Resultate hervorbringen. Positive Christen sind nach Hettner: Dummköpfe; ein Urtheil, das sich nur ein so großes Genie und ein so bedeutender Gelehrter wie dieser Herr Hettner erlauben darf.

Sehr interessant ist, was Hettner in den Studien Goethe's als „das Dogmatische" bezeichnet (im selben Bande S. 230): „Das großartig angelegte Lehrgedicht: „Die Geheimnisse", dessen Ausführung in den Sommer 1784 fällt, ist die gleiche Feier des reinen und vollen Menschen-

thums, der lauteren in Kampf und Entsagung thätigen Sittlichkeit *). Nur, daß hier unter dem mächtigen Eindruck der erneuten Spinoza-Studien das Dogmatische, d. h. in Goethe's Sinn die Prüfung und Verneinung der sogenannten Offenbarung bestimmter und ausdrücklicher hervorgehoben wird. Es ist der Versuch, das einfach und schlicht Menschliche, die Idee der Humanität als die neue Triebkraft und Wesenheit aller Religion darzustellen, die verschiedenen Religionen sind nur durch Volksthümlichkeit und Klima verschiedenartig." — —

Wer so was schreiben kann, dem ist ein Aufenthalt in einem klimatischen Curort unter der Obsorge eines Psychiaters anzuempfehlen. Eine Eintheilung der Religionen nach den Globusgraden!! Wir haben bei den Griechen und Römern gesehen, was die alte Triebkraft der Humanität für Früchte gebracht, und erleben die Früchte der neuen Triebkraft alle Tage!! Siehe Voß und Dichter-Bataillen Nr. 24.

„Das Hofleben in Weimar, von einem Verklärer daselbst geschildert, bedingte bald mehr, bald weniger verschleierte Spiegelungen dieser ursprünglichen reinen Menschheitsidee. Doch zeigte sich bald, daß der Gedanke in dieser Allgemeinheit dichterisch undurchführbar sei. Statt lebendiger Menschengestaltung dunkle Symbolik. Die „Geheimnisse" blieben Bruchstück."

Daß diese Herren allesammt vor der Dogmatik eine solche unüberwindliche Scheu haben, das kommt von der lästigen Moral, die mit der Dogmatik Hand in Hand geht, mit ihr steht, mit ihr fallen soll!! Die „Negation" der Dogmatik wäre die Dogmatik, ebenso gut kann man auch sagen: die Negation der Moral ist die Moral; wir möchten den kennen, der mit dieser „Idee der Humanität", die Insassen von Zuchthäusern und Kerkern, welche mit der öffentlichen Moral in Widerspruch gerathen sind, bekehren, ja der ihnen

*) Da muß sich der Leser, der seine Logik noch nicht eingebüßt hat, die Frage stellen: Was heißt volles, reines Menschenthum, was heißt lautere Sittlichkeit, was heißt Kampf und Entsagung? In der Anwendung auf Goethe's Leben auch noch dazu! Man könnte am Ende auch fragen: Was heißt unreiner Sinn und was heißt reiner Unsinn?

nur die Idee ihres Unrechtes klar machen könnte. Auch im Zuchthause haben die Vertreter des vollen und reinen Menschenthums sehr viel Raum erobert; wo fängt denn die reine Moral an? wo hört sie auf? wer bestimmt ihre Grenzen?

Seite 224 verherrlicht Hettner den Spinozismus, welchem sich Goethe ergeben: „Diese unbedingte Hingabe an Spinoza ist ein sehr bedeutender Einschnitt in Goethe's Leben. Goethe, der Jüngling, hatte seinen Pantheismus mit dem harmlosesten Zusammengehen mit seinen christlich-gläubigen Jugendfreunden zu vereinen gewußt. Goethe, der Mann, konnte sich über die Unvereinbarkeit dieses Gegensatzes nicht täuschen. Zumal gerade jetzt die alten Freunde sich mehr als je mit ihrer scharf ausgesprochenen Christlichkeit spreizten. Man lese den Brief, welchen Goethe October 1787 (ital. Reise, 24. Bd., S. 126) aus Castell Gandolfo schrieb: „Wenn Lavater seine ganze Kraft anwendet, um ein Märchen wahr zu machen, wenn Jacobi sich überbietet, eine hohle Kindergehirn-Empfindung zu vergöttern, wenn Claudius aus einem Fußboten ein Evangelist werden möchte, so ist offenbar, daß sie Alles, was die Tiefen der Natur näher aufschließt, verabscheuen müssen". — —

Diesen Schlußsatz erklären, um dem Goethe und seinem Herrn Hettner wissenschaftliche Autoritäten ersten Ranges gegenüber zu stellen — Newton und Cartesius für einen — Unsinn!!

Fragen wir, was sind die Leistungen in exacten Wissenschaften (in Astronomie) Newtons mit dem Dilettantismus Goethe's verglichen? Hat Goethe in der Philosophie und in der metaphysischen Naturanschauung Bahnen gebrochen wie Cartesius? Ja oder nein! und diese beiden sind positiv gläubige Christen gewesen, der eine Anglikaner, der andere Katholik, und beide haben im Glauben gelebt und sind im Glauben gestorben.

Es ist absolut eine total blöde und unhaltbare Behauptung, daß der positiv gläubige Christ Alles hassen muß, was die Natur näher aufschließt.

Herr Hettner soll z. B. nur die Werke des Jesuiten Secchi über die Sonne, über die Einheit der Natur-

kräfte studiren und sich bei exacten Physikern und Astronomen um ein Urtheil darüber erkundigen, wir trauen ihm so viel Einsicht zu: daß er finden wird, in diesen Büchern ist doch ein wenig mehr wissenschaftlicher Gehalt, als in den Briefzeilen, die Goethe in der Trunkenheit seines altclassischen Lebens in seinem jugendlichen Uebermuth hingeworfen!

Und dann noch etwas: Welch' ein nasenschnaubender Hochmuth: das ganze positive Christenthum, diese eingreifendste aller Erscheinungen in der Weltgeschichte mit „Märchen und Kinderhirnempfindungen" abthun zu wollen! und die Bekenner desselben als naturgemäße, nothwendige Hasser exacter Wissenschaft anzuklagen, dieselben, um sie um so leichter bekämpfen zu können, zu Dummköpfen zu machen, und sich selber mit der Ergründung der Naturtiefen zu prahlen! Der Größenwahn kann auch große Männer ergreifen, wenn sie streben, noch größer zu werden als sie sind, und wenn sie keine andere Größe außer sich mehr anerkennen wollen.

Aber auch wenn vom Sterben, vom Tode die Rede war, so war Goethe mit der abwehrenden Phrase bei der Hand: „Immer das alte Märchen". Ja, das kann keiner der unbedingten Verehrer, der Anbeter Goethe's abstreiten, vor dem Tode da knickte sein heidnischer Hochmuth wie ein Taschenmesser zusammen; man durfte von Todesfällen, die ihn betrafen, die in seinem Lebenskreise sich ereigneten, keine Erwähnung machen. Als er todeskrank war, weinte er in der Todesfurcht „wie ein Kind drei Stunden lang". — Da bebte er in Feigheit, die Todesangst rüttelte ihn zusammen, und ehe er zum transscendenten lebendigen selbstbewußten Gott sich bekehrte, in der Höllenangst vor der Vernichtung, da stellte er an die Natur die Anforderung, diese sei ihm die Fortdauer schuldig.*) Hier war er mit seiner Naturvergötterung ad absurdum gekommen.

Das war jedenfalls der lächerlichste Aberglaube, den dieser geniale Dichter, in der Abirrung von der ewigen Wahrheit je ausgesprochen hat.

---

*) In Eckermann's Gesprächen. Der in der Negation wenigst consequente Dr. Strauß hat diese Hoffnung Goethe's auf die Natur ganz richtig als einen Unsinn bezeichnet.

54. Neueste Urtheile von Fachmännern über Goethe's Farbenlehre und naturhistorische Studien.

Wie steht es denn nun nach der Kritik der neuesten Vertreter exacter Wissenschaft mit der bisher von Literarhistorikern so sehr gerühmten Allseitigkeit Goethe's, der in allen Forschungen, in die er sich eingelassen, so wunderbar geglänzt?

H. V. Dove in Berlin *) sagt S. 29: „Eine Farbenlehre, die nicht zum Bedürfniß der Homogenität der Farben gekommen ist, ja, wo dieses Bedürfniß vorhanden ist, es nicht begreift oder vielmehr, wie die Goethe'sche es durch gemahlte Newtonische Mucken verspottet, ist einer Akustik zu vergleichen, in welcher von Tonverhältnissen nicht die Rede sein soll, oder in der es gleichgiltig ist, ob die Töne rein oder unrein; es ist der Standpunkt äußerlicher Wahrnehmung, wo eben von Theorie gar nicht die Rede ist". —

Die Leser, welche sich weiter über die neueren Ansichten von Seite der exacten Wissenschaft, bezugs der Goethe'schen Farbenlehre unterrichten wollen, mögen in besagter Schrift noch Seite 29, 39, 49, 123, 132, 139, 142 nachlesen.

Alex. Baumgartner (S. 290) fügt dem Urtheile Dove's bei: „Das ist fein und zart gesagt, aber für Goethe's kopfloses Verlangen thatsächlich vernichtend. Helmholtz (Goethe's Naturwissen. Populär-wissenschaftliche Vorträge. 1876. 1. Heft) versucht Goethe damit zu retten, daß er „sein besonderes Talent für die Auffassung der thatsächlichen Wirklichkeit hervorhebt, und ihn als Dichter und Künstler entschuldigt".

Bei Dühring finden wir **): „Die Goethe'schen Anregungen haben Schoppenhauer zur Vertheidigung und eigenen Formulirung der sogenannten Farbenlehre des Dichters (hauptsächlich in der Broschüre: Das Sehen und die Farben. 1816) veranlaßt, und ihn in diesem Falle auch einmal auf demselben Wege mit Hegel

*) Darstellung der Farbenlehre und optischen Studien. Von H. W. Dove. Berlin. Müller. 1853.

**) Kritische Geschichte der Philosophie, von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Von Dr. F. Dühring. Berlin. Heimann, 1869. S. 476.

erscheinen lassen, der ebenfalls ein derartiges Zeugniß für den Mangel wissenschaftlicher Kritik abgelegt hat. Einem Goethe fehlte die mathematische und physikalische Denkweise, und es können daher nur die ästhetischen und künstlerischen Gesichtspunkte bei ihm in Frage kommen. Dennoch hing er mit der größten Hartnäckigkeit an dem Glauben. die Newton'sche Theorie von der Zusammensetzung des weißen Lichts und überhaupt die Grundlage der modernen Optik überwunden zu haben".

„In Wahrheit hatte er das, was er bekämpfte, auch nicht einmal annähernd verstanden, und die Unterstützung, die er bei Schoppenhauer und Hegel gegen Newton fand, hat nur die Haltungslosigkeit eines derartigen Naturphilosophirens recht greifbar bloßgestellt. Wenn man sich der Emphase erinnert, mit welcher Schoppenhauer in der Sache der Farbenlehre bereits die künftigen Geschlechter in Anspruch nimmt, so kann man nicht umhin, in dieser Prophetie, welche thatsächlich den Triumph einer Ersetzung des wissenschaftlichen Denkens durch rein ästhetische und künstlerische Vorstellungsarten zu verherrlichen sucht, eine Mahnung zu finden, daß auch das alleraufrichtigste und subjectiv wahrhafteste Pathos keine Bürgschaft für objective Richtigkeit abgebe." — — —

Der Fachmann Tyndall in seiner berühmten Ballfest-Rede wirft Goethe vor: „er konnte keine bestimmten mechanischen Begriffe formuliren, es war ihm die Macht mechanischer Schlußfolgerungen unbekannt, und ist somit in diesen Regionen der Wissenschaft für jene, die ihm nachfolgen, ein wahres Irrlicht (a mere ignis fatuus) geworden".

Baumgartner bemerkt hiezu: „Ganz dasselbe darf man von seinen philosophischen und theologischen Kenntnissen sagen. Er hatte eine große Gewandtheit, einem gerade dargebotenen Gedanken eine schöne Form in Prosa oder Versen zu geben, aber eigentlich subtil, großartig und tief sind seine Ideen nicht. Selbst den Faust beherrscht der oberflächlichste, verschwommenste Spießbürger-Naturalismus, der es nicht verdient, daß man ihn Philosophie nennt, ein Irrlicht, das zu Gretchen und Helena führt, aber nicht in das Lichtreich des dreieinigen Gottes". —

Virchow stellt auch bei aller Anerkennung von Goethe's Dichtergenie, und der Leistungen im Gebiete der

Naturbeobachtung rücksichtlich seiner Zeit doch den Mangel des Studiums exacter Wissenschaft, und seine Conflicte mit den Fachmännern und den Leistungen derselben zusammen.

Er führt Goethe's Ausspruch über die Natur an (Goethe's Werke, Bd. 40, S. 385):

„Sie hat keine Sprache, noch Rede, aber sie schafft Zungen und Herzen, durch die sie fühlt und spricht. Ihre Krone ist die Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwischen allen Wesen und Alles will sie verschlingen. Sie hat Alles isolirt, um Alles zusammenzuziehen. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie sich für ein Leben voll Mühe schadlos." — —

Dieses sonderbare Exposé über die Natur kommt auch dem Anatomen Virchow etwas bedenklich vor, er bemerkt dazu etwas spöttisch: „O gewiß war es eine süße Art der Naturforschung, wo Charlotte von Stein den Becher der Liebe credenzte*).

Auch daß den Dichter die „paar Züge aus dem Becher der Liebe" nicht für ein Leben voll Mühe schadlos gehalten (wie der Dichter sehr irrig angiebt), das berichtet Virchow nach einer längeren Abhandlung über Vulpius und über ein Liebesgedicht Goethe's (S. 15): „O wir wissen es Alle, der Dichter war und blieb ein Dichter, er sog Nectar an manchen Blumen und er hat keine andere Rechtfertigung, als „daß es eben seiner Natur gemäß war." **)

„Es ist anerkennenswerth, daß Virchow hier dem Goethe entgegentritt. Diesen Gedanken spricht Goethe selbst an einer Stelle aus, wo man es ihm nachfühlt, welche bitteren Fragen der Erinnerung er damit beantwortet, da er als alter Mann das Gedächtniß seiner rosigen Jugend in sich erneuerte, da traten immerhin die wonnigen Bilder von Sessenheim, die trübe Erinnerung des verlassenen Mädchens an

*) Goethe als Naturforscher und in besonderer Beziehung auf Schiller. Eine Rede nebst Erläuterungen von Rudolf von Virchow. Berlin, Hirschwald, 1861, S. 12.

**) Selbstverständlich wird jeder Wüstling und Verführer mit diesem Gesetz der Naturgemäßheit außerordentlich zufrieden sein und es hoch über die Tafeln der Dekalogs hinaufsetzen.

das Herz des Greises*). Sein Griffel stockt und bevor er fortfährt, das süße Spiel ihrer Herzen zu schildern, schiebt er eine längere Betrachtung ein, scheinbar an einen ganz anderen Gegenstand geknüpft, und sagt: „Der Mensch mag seine höhere Bestimmung auf Erden oder im Himmel, in der Gegenwart oder in der Zukunft suchen, so bleibt er doch deshalb innerlich einem ewigen Schwanken, von außen einer immer störenden Einwirkung ausgesetzt, bis er ein- für allemal den Entschluß faßt, zu erklären: Das Rechte sei, was ihm gemäß ist." (Werke, Bd. 22, S. 18.)

Sonderbare Moral, mit dieser kann sich der Mörder, Räuber und auch noch der Menschenfresser seinen Rücken decken, seine Handlungsweise ist ihm gemäß und deshalb ist sie recht.

Virchow findet es gerathen, dem Goethe'schen Moralprincip Folgendes entgegenzusetzen (S. 16): „Wohl ist das das Rechte, aber sowohl die sittliche Welt, als die Natur fordert billig, daß jeder Einzelne auch das Recht des Andern anerkenne, daß das Subject auch das Object behandle, wie es demselben gemäß ist, und daß es in der Wirklichkeit anders sei, als in der Dichtung und auch in der religiösen Dichtung, wo der mystische Chor singen darf:

Alles Vergängliche — Ist nur ein Gleichniß u. s. w."

Die Chöre im Faust können sicher mystisch, aber nicht religiös gescholten werden. Was aber Virchow bezugs der Rücksicht auf den Nebenmenschen in der menschlichen Handlungsweise bemerkt, das ist ja eben ganz christlich. Der Mensch, der nur berücksichtigt, was ihm gemäß ist, ist der echte heidnische Egoist; eine arme Person in einen Liebeshandel verwickeln, sie dann kalten Blutes hinsiechen lassen und nach Goethe „der Schmetterling eile geschäftig, bildsam ändere der Mensch selbst die bestimmte Gestalt" — als Schmetterling zu anderen Blumen flattern, weil es ihm gemäß ist,

*) Er schrieb in den Tagen von Sessenheim an Salzmann: „Die Kleine fährt fort traurig, krank zu sein und das giebt dem Ganzen ein schiefes Ansehen. Nicht gerechnet conscia mens und leider nicht recti, die mit mir herumgeht". Stöber (der Actuar Salzmann, S. 44): „Das Gewissen peinigte ihn schon damals nach seiner eigenen Aussage".

das ist eine sehr zoologische, aber keine christliche, ja im echten Sinne des Wortes auch keine humane Moral.

Uebrigens ist es eine psychologische Erscheinung, dem alten Manne verursacht die Erinnerung an sein Jugendleben keine Freude, das Gewissen tritt an ihn heran, und er macht, freilich sehr mißglückte Versuche, diesen ungestümen Mahner zum Schweigen zu bringen.

55. Wie bisweilen eine Phantasie Goethe's sich kühn als historisches Factum gerirt. Die komische Versicherung Goethe's über die Echtheit des Raphael'schen Schädels. Das Fiasco mit dem Bergwerk. Steckenbleiben bei der Bergwerk-Eröffnungsrede.

Eine artige Geschichte, die Zeugniß giebt, wie die Phantasie des Dichters immer weitaus größer war, als die Sicherheit des gründlichen Forschens, bringt uns ebenfalls Virchow (S. 189).

„Außer den Antiken in Marmor war es aber ein wirklicher Schädel, der ihn in Rom besonders anzog. „Ich sah (schreibt Goethe) die Sammlung der Akademie St. Lucca, wo Raphael's Schädel ist: Diese Reliquie scheint mir ungezweifelt. Ein trefflicher Knochenbau, in welchem eine schöne Seele bequem herumspazieren konnte." (Werke XXIV. Bd., S. 261 und 290.) Und später: „Ein wahrhaft wundersamer Anblick. Eine so schön als nur denkbar zusammengefaßte und abgerundete Schaale, ohne eine Spur von jenen Erhöhungen, Beulen und Buckeln, welche später an anderen Schädeln bemerkt in der Gallischen Schädellehre so mannigfaltiger Bedeutung geworden sind. Ich konnte mich von dem Anblick nicht losreißen". —

Nun wurde aber der echte Schädel Raphael's noch an seinem Skelette in den Dreißiger Jahren gefunden, als man das Grab Raphael's in der Rotunde zu Rom (beim dritten Altare links) öffnete; und Carl Gustav Carus (Symbolik der menschlichen Gestalt. Leipzig. 1853, S. 139) sagt von den Abgüssen des Schädels in der Akademie St. Lucca, „daß bisher in den phrenologischen Sammlungen ein falscher Raphael'scher Schädelabguß „von sehr gemeinem Ausdruck" existirt habe".

Wir finden auch hier wieder das Urtheil eines Fachmannes sehr verschieden von der begeisterten Anschauung

des Dichters!! Goethe erkennt im falschen Schädel ungezweifelt den echten, er (der falsche) gewährt ihm einen wundersamen Anblick und er kann sich von diesen Anblick nicht losreißen, und Carl Gustav Carus findet in diesem falschen Schädel einen: sehr gemeinen Ausdruck. — —

Eine dem Ländchen hochbedeutende Summe kostete die von Goethe inscenirte Wiederaufnahme des Bergwerkes in Illmenau. Viele Bände von Acten und viele darunter von Goethe selbst verfaßte Schriftstücke liegen vor. Er ließ aus Sachsen 1776 Sachverständige kommen, eine geognostische Karte wurde entworfen und Goethe selber hielt bei der Inaugurirung des neuen Bergbaues, 1784, eine Rede. Er verunglückte aber bei der Rede ebenso wie bei seinem ganzen Unternehmen. Er und der Bergbau blieben stecken. Das erste kostete nichts, das zweite sehr viel. Diezmann, ein eigentlicher Anbeters Goethe's, berichtet *):

„Der Tradition zufolge blieb er bei dieser Rede vollkommen stecken: die Zuhörer verhielten sich aber trotzdem ganz ruhig; denn er sah sie mit einem Blicke an, der Alle gebannt hielt. Nach einer kurzen Pause sammelte er sich und sprach die Rede ohne weitere Unterbrechung und eindringlich zu Ende. Leider entsprach das Unternehmen, das viel Geld gekostet hatte, den Erwartungen nicht, und mußte aufgegeben werden“. —

So überaus geschwind und milde schlüpft Diezmann über das traurige Unternehmen, das Tausende verschlungen, hinweg. Gold und Silber, das man in Weimar sehr hätte brauchen können, wurde nicht gefunden; dafür konnte Goethe nach jahrelangem Verschwenden von Geld, Mühen und Arbeitskräften die sehr kostspielige Erfahrung niederschreiben: „Eine so wichtige Unternehmung isolirt zu wagen, war nur einem jugendlichen, thätig frohen Uebermuth zu verzeihen“. —

Goethe suchte sich (XXVII, 23) in den Zeit- und Jahres-Heften sehr diplomatisch aus der Patsche zu ziehen. Baumgartner bringt der langen Vertheidigungsrede kurzen Sinn (Seite 131) in folgendem Schlußsatz zusammen:

---

*) Goethe und die lustige Zeit in Weimar. Von Diezmann. Leipzig, Keil. 1857. Seite 251.

„Als der Schwindel, den der Herzog und sein junger Freund im jugendlichen Uebermuth begangen hatten, zu Tage trat, überließen sie die versalzene Suppe den Mandataren des Volkes (einige Abgeordnete halfen dem Goethe heraus) und dieses (das Volk) hatte die Ehre, den Schwindel zu bezahlen, während unsterbliche Verse noch jetzt den kühnen Unternehmer von Illmenau verherrlichen." —

56. Die Uneigennützigkeitsbeweise in Declamation und oratorischem Schwung und — in den Thatsachen.

Eine Ente, Goethe's Uneigennützigkeit und Menschenliebe beweisen sollend, ist bei dieser Bergwerks-Affaire ausgebrütet worden und schwimmt jetzt ganz heiter und fröhlich in Literaturgeschichten herum. Bernays hebt gerade während des Montan-Krachs die Uneigennützigkeit Goethe's hervor, und „dies Capitel, sagt Baumgartner, wird bei Lewes (I, 426) noch durch Herbeiziehung eines unglücklichen Unbekannten verstärkt, der von Goethe ohne alle Aussicht auf irdischen Vortheil in der schonendsten, zartesten, liebevollsten Weise jahrelang im Verborgenen unterstützt worden ist. Nun war aber dieser Unglückliche — nach Goethe's eigenem Geständniß — ein confidentieller Experte in Montansachen, den sich Goethe für ein kleines Jahrgeld hielt und der unter dem falschen Namen Kraft in Illmenau lebte; der mußte Goethe in Fragen unterrichten, die er selbst nicht verstand und über die er referiren wollte."

Das Schönste ist, daß Goethe das Alles in seiner diplomatischen Weise selber eingesteht (Werke XVII, 23): „Ein wundersamer, durch verwickelte Schicksale nicht ohne seine Schuld verarmter Mann hielt sich durch meine Unterstützung in Illmenau unter fremdem Namen auf. Er war mir sehr nützlich, da er mir in Bergwerks- und Steuersachen durch unmittelbare Anschauung als gewandter, obgleich hypochondrischer Geschäftsmann Mehreres überlieferte(!), was ich selbst nicht hätte bis auf den Grund(!) einsehen und mir zu eigen machen können."

„So mußte nun dieser arme Hypochonder sorgen, daß der lustige Rath fröhlich Theater spielen, mit den Damen liebeln und tausend andere Dinge treiben konnte —

und doch über Bergwerk und Steuersachen so gut auf dem Laufenden war, wie die übrigen maßgebenden Herren."

Wenn nach und nach alle unwahren oder hochübertriebenen Lobestiraden, welche die blinden Verehrer des Dichters ihm aufbürden, auf ihr mitunter sehr bescheidenes Maß zurückgeführt werden, so wird mın auch zur Einsicht kommen, daß diese Herren in ihrem Enthusiasmus den Charakter des Dichters gerade in ein ungünstiges Licht gesetzt haben.

Aus dieser sehr trockenen Geschäfts-Convention dichtet nun Springer einen acht Seiten langen thränenrührerlichen Roman *).

Goethe kommt eben ganz angestrengt und ermüdet vom Löschen eines Brandes. „Es war spät am Abend. Bei Jena, auf der Straße, die nach Bürgel führt, und nicht weit von dem sogenannten Geleithause stand ein einsamer Mann, der auf Jemand zu warten schien".

Nun das war eben der famose Kraft, der zum Kraftbeweis für Goethe's uneigennützige Wohlthätigkeit herhalten muß.

Springer bringt nun ein sechs Seiten langes Gespräch dieses Kraft mit Goethe, als ob er, der Herr Springer, hinter dem „sogenannten Geleithause" gestanden und zugehört hätte.

57. Springer's Roman über Goethe's Uneigennützigkeit. Ein Kraftbeweis ohne Beweiskraft. Das Kibitzei.

Der Schluß des Romanes: Goethe sagt zu Kraft:

„So genügsam Ihre Ansprüche sind, so kann ich Ihnen freilich doch nur geringe Hilfe und Hoffnung geben. Ich bin nicht der Mann, der da sagen könnte: Steh' auf und wandle, für eine kleine Beihilfe will ich sorgen; Sie müssen dieselbe als einen Tropfen Balsam aus der Reiseapotheke des barmherzigen Samaritans ansehen. Ich werde Ihnen ein wenig Geld, einen Ueberrock, Strümpfe und Stiefel schicken. Ich werde mich hier nach einer billigen Wohnung für Sie umthun, hier können Sie unter dem Namen eines Secretärs leben, und sich auf der Akademie einschreiben lassen. Dann sind Sie ungestört und Niemand fragt nach Ihnen".

„Gott segne Sie, stammelte Kraft".

---

*) Anna Amalia von Weimar. Von Robert Springer. Berlin. Janke. 1. Band, S. 182—189.

„Nach diesem Segen geize ich", erwiderte Goethe, „die Mächtigen und Reichen verstehen nicht, ihn zu würdigen. Sie werden mir nicht zur Last sein, es wird mich vielmehr wirthschaften lehren, daß ich von meinem Einkommen auch für die Nothleidenden spare. Jeden Markttag schicke ich Ihnen etwas Victualien, Wein oder Geräthe, Bücher, Papier, Federn, Siegellack. Vierteljährig erhalten Sie 50 Thaler; mehr für Sie zu thun, erlaubt mir mein Etat nicht. Sie müssen Ihre Seele in den Grenzen der Nothwendigkeit halten, woran Sie sich bisher nicht gewöhnt haben. Suchen Sie sich vor allen Dingen an eine regelmäßige Arbeit zu gewöhnen!" — Kraft dankte mit gerührten Worten. Goethe lehnte es ab. „Mit der Wohlthätigkeit kehrt die Freude meines Lebens zurück", sprach er (Goethe). „Die Welt ist eng und nicht jeder Boden trägt jeden Baum, der Menschen Wesen ist kümmerlich, und ich bitte Gott, daß er mich täglich haushälterischer werden lasse, um freigebig sein zu können, es sei mit Geld oder Gut, Leben oder Tod". „Kommen Sie jetzt mit mir", fügte er hinzu, „ich werde Sie zu guten Hausleuten weisen, die Ihnen auch um meinetwillen gut begegnen werden. Aber merken Sie wohl, daß über das, was ich an Ihnen thue, das tiefste Geheimniß bewahrt werden soll". —

Diesem von Springer sehr sinnreich gedichteten Roman fügt er am Ende folgende historische Note bei: „Goethe unterstützte den Menschen sechs Jahre lang. Kraft wählte trotz Goethe's Abrathen (!) nicht Jena, sondern Illmenau zu seinem Wohnsitz. Das Geheimniß blieb bewahrt und das Verhältniß wurde erst nach dem Tode des Wohlthäters kund!"

An der ganzen Geschichte ist wahr, daß Goethe wünschte, das Verhältniß solle geheim bleiben. Von dem Umstand, daß Goethe den Kraft als Experten benützte und honorirte, schweigt Springer total, was sehr klug ist, denn es würde dadurch der ganze Kraftbeweis um seine ganze Beweiskraft und der Roman Springer's um eines seiner rührendsten Capitel kommen!

Wie selbst „liberalen Schriftstellern" „allerreinsten Wassers" das Verputzen, Parfumiren und Mythisiren der Weimarer Zustände zu viel wird, und selbe mitunter reelle Erfahrungen kund geben, das zeigt uns der in dieser Richtung sicher

verläßliche Edle von Bauernfeld, der von einem Besuche in Weimar 1836 berichtet: *)

„Der Cancan in einer kleinen Stadt ist groß; gewisse scandalöse Anekdotchen pflanzen sich da noch nach Jahrzehnten fort. Man wies uns unter anderen Dingen auf die seichte Stelle der Ilm (die ganze Ilm ist seicht), in deren Nähe die Frau Superintendentin Herder mit dem Verfasser der „Ideen zur Geschichte der Menschheit" in Zank gerathen war (was nicht selten geschah), dem Herrn Hofprediger die Perrücke vom Kopfe riß und sie von der Brücke in das Flüßchen schleuderte. An ähnlichen Scandalen war übrigens hier kein Mangel; und ich selbst sollte an geheiligter Stelle eine Aeußerung vernehmen, die mich geradezu empörte. Man wies uns nämlich Goethe's Sammlungen und Handzeichnungen, schloß uns sein Arbeitszimmer auf, welches in das Gärtchen geht, auch das Schlaf- und Sterbezimmer des großen Genius durften wir betreten. Es ist schlicht möblirt, eigentlich schlecht, die Bettstätte von weichem Holz, eine Matratze darauf, ein Polster, eine Decke. Ich war bewegt, mir kamen die Thränen, als plötzlich der satyrische Schütze mir in's Ohr flüsterte: „Eitelkeit von dem Seligen" **). Auch in der Gruft der Großherzoge, beim Betrachten der Särge Schiller's und Goethe's fielen ähnliche Bemerkungen. Ich selbst erinnerte mich an gewisse kleine Geschichten, zum Beispiel, daß der große Goethe, der an der Hoftafel saß, seinem großen Freund v. Schiller, am Hausofficier- und Katzentische (der Dichter des Tell sann vielleicht eben über die 100 Thaler Zulage nach, die man ihm jüngst verweigert) durch

---

*) Gesammelte Schriften von Bauernfeld. Wien. Braumüller. 1873. 12. Band, S. 236.

**) Es ist aber auch unverantwortlich von dem alten Schütze gewesen, die warmen Andachtsthränen des gefühlvollen Schülers Goethe's, des Edlen von Bauernfeld, mit einer so groben Sackleinwand abzutrocknen. Wie konnte dieser Schütze über das weiche Holz des Bettes vor dem weichen Herzen des Beters an dieser geheiligten Stätte eine so frivole Bemerkung sich erlauben!! Wo kommen wir Dichter denn hin, wenn man es schon wagt, beim Bette Goethe's den ganzen Nimbus zu zerstören! Was werden denn die Leute, wenn es so fortgeht, erst bei der Bettstätte des Herrn von Bauernfeld sagen; wenn die Commune von Wien einst seine Wohnung auch als eine „geheiligte Stätte" für künftige reisende Verehrer und Thränenvergießer herrichtet und zugänglich macht??

den Hofcamerino einen Teller übermitteln ließ, mit der erläuternden Erklärung: Serenissimus senden Ihnen ein Kibitzei *). Wahrhaftig der Spötter Kotzebue brauchte nur Weimar zu porträtiren, um die „deutschen Kleinstädter" nach dem Leben zu schildern! Merkwürdig genug, daß dieses sächsische Abdera oder Athen an der Ilm berufen war, die Heroen der deutschen Literatur zu beherbergen. Die paar Anekdoten dürften hinreichen, um an die ganze spießbürgerliche, sociale und Hofmisère der gelehrten deutschen Musterstadt zu erinnern, deren Hofbibliothek mehr Bände enthält, als das ganze Großherzogthum Unterthanen. Merkwürdig genug, daß jene großen Männer trotz der kleinen Umgebung innerlich groß blieben, und mitten in der Misère ihre großen Werke schufen. Für die deutsche Muse gab es keinen Augustus, keine Medicäer, keinen Louis XIV., sondern nur einen kleinen Kibitzeier-Fürsten, der freilich nach Kräften für Literatur und Kunst gethan, allein der deutsche Dichter durfte demungeachtet mit stolzem Bewußtsein von sich sagen und singen: „Selbst erschuf er sich den Werth".

Bei Uebersendung dieses Eies von Seite des Serenissimus und seines Ministers an Schiller, der einen Jahresgehalt haben wollte, denselben aber vorläufig nicht bekam, erinnert man sich an die Bibelstelle (Lucas XI. 11. 12): „Wenn einer seinen Vater um ein Ei bittet, wird er ihm einen Skorpion darreichen?" Schiller wollte kein Ei, sondern Geld, er bekam aber kein Geld, sondern ein Ei. So kann auch ein Ei nach dem Sinne der Bibel zu einem Skorpion werden. Was sich Schiller innerlich gedacht haben mag über diese allergnädigste Gunstbezeugung von Seite Seiner Durchlaucht und Seiner Excellenz. Zwei Mann schicken Ein Ei, aber es ist von der Hoftafel, welcher Genuß für den armen Teufel bei der Hofgesindetafel! Wenn Schiller dem Goethe, der im Ganzen sehr empfänglich für Citate aus seinen Werken gewesen ist, irgend eine Kraftstelle aus dem Götz von Berlichingen zurückgesendet hätte, da möchte Goethe den Kopf geschüttelt und: Ei Ei! ausgerufen haben.

*) Daß Schütze über Goethe's weiches Bett sagte: „Eitelkeit von dem Seligen", empörte Herrn v. Bauernfeld, und drei Zeilen darnach erzählt er obige Geschichte, die doch weitaus härter und für Goethe schädigend belastender ist, als die Weiche-Bett-Eitelkeit.

Als Episode führen wir aus demselben Bericht die Scheu des armen Eckermann an, der sich immer fürchtete, von Fremden über Goethe interpellirt zu werden, was ihm (wenn man ihn kennen gelernt, weiß man es) nicht lieb war. Bauernfeld sagt, daß er auch bei Ottilie, der Schwiegertochter Goethe's (1836), geladen war:

„Ich fragte vor Allem nach Eckermann, der leider nicht aufzutreiben war; der hypochondrische Mensch ergriff immer die Flucht, wenn er von Fremden, besonders Schriftstellern, vernahm, auch Tags darauf war er nicht aufzuspüren, er hatte sich irgendwohin auf's Land verkrochen."

Er hatte eben Erfahrungen hinter sich. Die Herren Schriftsteller hatten den armen, von Goethe zum Dr. phil. gemachten Secretär bisweilen hart mitgenommen.

58. Goethe's politische Ansichten, eine wahre Qual für seine Anbeter, die es mit dem Liberalismus nicht verderben wollen.

Goethe's politischer Absolutismus. Bei diesem Punkte werden auch die Verehrer desselben kleinlaut. Sie wagen es nicht, mit den modernen Anschauungen über politisches Regiment als Rückschreiter in Conflict zu kommen — und blasen daher ganz piano zum Rückzug. Ein solcher Rückzugsbläser ist auch Hettner (3. Buch, 2. Abth., 2. Aufl., S. 523) Er sagt:

„Ein Kind des Zeitalters des aufgeklärtesten Despotismus, konnte sich Goethe nicht überzeugen, daß es nothwendig sei, das Volk zu fragen, in Dingen, die der Einzelne besser und kräftiger thue. Verwirrend ist's, wenn man die Menge hört. Was die Großen Gutes gethan, pflegte er zu sagen, habe er oft in seinem Leben gesehen, was aber die Völker thun werden, überlasse er den Enkeln zu preisen."

„Seine Briefe und Unterhaltungen vermeiden das Politische mit ausgesprochenster Absichtlichkeit. Das Zeitungslesen dünkt ihm eitel Zeittödtung und Philisterei. Eckermann erzählt höchst ergötzlich, daß, als alle Welt über die Katastrophe der Julirevolution in leidenschaftlicher Erregung war, Goethe nur Worte hatte für den damals eben in der französischen Akademie ver-

handelten naturwissenschaftlichen Streit zwischen Cuvier und Geoffroi de Saint-Hilaire*).

„Freilich ist dieser Mangel fortschreitenden politischen Sinnes eine Schrulle Goethe's, aber es ist thöricht, wenn hochmüthige Polterer (so?) meinen, darinnen Goethe entwachsen zu sein. Um so tiefer und großartiger lebte Goethe seinem ruhigen und harmonischen Bildungsleben. Bis zu seinem letzten Athemzuge hat er rastlos und ernst gearbeitet an seinem Tagewerk. Welche unaussprechliche Hoheit liegt gerade auch über dem Greisenalter Goethe's." — —

Sehr fein perorirt. Goethe's Neigung zum aufgeklärtesten Despotismus läßt sich nicht abstreiten. Es ist und bleibt ein sehr fataler Hintergrund in der dramatischen Darstellung von Goethe's Leben. Herr Hettner ist ein schlauer Theaterdirector, er weiß etwas in Scene zu setzen. Dem Maschinenmeister wird geklingelt — Courtine 1 herablassen.

Wer sich gegen Goethe's politische Ansichten auszulassen wagt, ist „ein hochmüthiger Polterer!"

Courtine 2 herablassen: Goethe liebt tief und großartig sein harmonisches Bildungsleben.

Courtine 3 herablassen: Er arbeitet rastlos und ernst an seinem Tagewerk und zieht eben seinen letzten Athemzug:

Courtine 4 herablassen: Es zeigt sich die unaussprechlich klare Hoheit über Goethe's Greisenalter. (Bengalisches Feuer, Tableau.)

Also vier Mal Decorationswechsel, die hinterste mit dem dunklen Hintergrund des aufgeklärtesten Despotismus ist vergessen. Der Leser oder Zuschauer, vom Lichte des bengalischen Feuers geblendet, vom Schwefel desselben betäubt, geht nach Hause, wagt es gar nicht mehr über die vier Mal überstellte hinterste Decoration nachzudenken, und sagt sich höchstens voll Trost und Ehrerbietung: „Nun, wenn schon Goethe in einer schwachen Stunde für den Despotismus eingenommen

---

*) Diese Gespräche sind (das muß man eben immer dabei bedenken) von Eckermann während Goethe's Leben niedergeschrieben und von Goethe redigirt worden. Wer die Gespräche aufmerksam liest, wird Goethe's Schreibstyl darin finden. Was hie und da Eckermann noch dazu gethan hat, sticht durch die enthaltende Simplicität vom Style Goethe's merklich ab.

war, so haben wir arme Sterbliche doch den Trost, daß es der aufgeklärteste Despotismus gewesen ist, der auch im 19. Jahrhundert noch berechtigt ist, eine Rolle zu spielen!!

Im Namen der Aufklärung, im Namen des 19. Jahrhunderts, im Namen der Humanität, im Namen des Fortschrittes, im Namen des ruhigen, harmonischen Bildungslebens, und der unaussprechlich klaren Hoheit, kann man sich allerhand erlauben; wenn der blöde Philister diese Phrasen vor seinen Ohren rasseln hört, so wird er betäubt, es schmeichelt seiner Eitelkeit, daß auch er an all' diesen Lichtsternen, dieser Klarheit, diesem Haß der Finsterniß und diesem Abscheu vor dem Rückschritt, seinen guten Antheil hat; von den Sturmläufern des Fortschrittes und der reinen klaren Humanität, als Reactionär gescholten werden, ist ihm das Allerfürchterlichste, und auf diese Eitelkeit haben sich alle jene modernen Gesetze (die Wucherfreiheit, die Gewerbefreiheit, die Wechselfreiheit, das Preisgeben von Grund und Boden an das Geschlecht der Blutsauger) aufgebaut, welche die Mitteleuropäischen Staaten zu jener furchtbaren Katastrophe hingetrieben haben, vor welcher wir uns jetzt befinden.

Der aufgeklärteste Despotismus hat den Anfang gemacht und der aufgeklärteste Liberalismus hat das Ende der Tragödie herbeigeführt.

Wenn Goethe sich gegenüber den Mitgliedern der herzoglichen Familie dankbar erwiesen hat, so finden wir das ganz in der Ordnung und nichts weniger als tadelnswerth. Daß man aber auch in Weimar nicht mit der gar zu großen Devotion und mit vielleicht unverdienten Lobsprüchen Goethe's in dieser Richtung einverstanden gewesen ist, ersehen wir aus einem Briefe Bertuch's *):

„24. April 1807. Ich habe die Blume schon in Händen, die Goethe auf Amaliens (der Herzogin-Mutter) Grab gestreut hat. Es ist nicht zu leugnen, daß sie manch' aromatische Ausdünstung verstreut; aber hie und da riecht man doch auch den Minister, der dem Lebenden schön thut. Da ich als Redacteur des „Merkur" bekannt bin, und sich Goethe noch das letztemal in Carlsbad so bäuerisch grob gegen mich benommen hat, daß es aller Welt auffiel, so kann ich, verzeihen Sie mir diese Weigerung,

*) Goethe's Jahrbuch von Geiger. 2. Jahrgang. 1881. S. 375.

sein Specimen nicht in den „Merkur“ aufnehmen, ohne den Anschein zu haben, als wollt' ich ihm den Hof machen“.

„Auch ist es eine große Frage, ob Vater Wieland mit Allem, was Goethe sagte, oder verschwieg (!!), zufrieden ist“.

59. Goethe als jugendlicher Cultminister erzählt, daß er am Weihnachtstage auf dem Lande war und die Odyssee gelesen (selbstverständlich im Original und ohne Lexikon).

Es muß zur Charakteristik des Weimarerhofes erwähnt werden, daß Goethe zugleich „Freudenmeister“ und Cultminister gewesen ist, zwei Extreme, die er meisterhaft zu verbinden gewußt hat.

Wenn Goethe in Regierung von Staat und Kirche außerordentlich absolutistisch gesinnt war, so muß man das zum Theil seinen jugendlichen Gewohnheiten zu Gute halten. Von seinen politischen und theologischen Begabungen, lag zur Zeit seines Aufschwunges in Weimar nur der Werther und der Götz von Berlichingen vor. Daß diese zwei Werke hinreichen, um den Verfasser derselben zu einen Cultminister zu machen, dafür hat der jugendliche Carl August den Beweis geliefert. Wie energisch Goethe als erste That die Berufung Herder's betrieb, und wie er als jugendlicher Cultus-Jupiter gleich sämmtliche Prediger des Reiches als „Esel und verschrobene Köpfe“ verdonnerte, ist bekannt.

Goethe war damals 26 Jahre alt (1775). Hören wir, was er damals an Lavater schreibt *):

„Ich bin hier wie unter den Meinigen, und der Herzog wird mir täglich werther, und wir einander täglich verbundener. Er braucht einen Generalsuperintendenten; er fragte mich darum; ich nannt' ihm Herdern“. Herder wurde auch berufen und kam 1. October 1775 als Generalsuperintendent nach Weimar.

„Am nächsten Tage will er (Goethe) nach Waldeck gehen, wilde Gegenden und einfache Menschen aufzusuchen. Der Herzog ging zum Weihnachtsfest nach Gotha, und Goethe nach Waldeck; Einsiedel, Kalb und Bertuch begleiteten den Dichter, der Abends den Herzog schon vermißte, ob sie gleich nicht 12 Stunden auseinander waren.“

---

*) Gödecke: Goethe und Schiller. S. 43.

Er schreibt dem Herzog: „D'runten sitzen sie noch nach aufgehobenem Tisch, und schmauchen und schwatzen, daß ich es durch den Boden höre. Ich bin heraufgegangen, es ist halb Neun. Wind und Wetter hat uns hergetrieben, auch Regen und was daran hängt. Unterwegs haben wir in den Schenken den gedruckten Carl August gegrüßt, und haben gefühlt, wie lieb wir Sie haben. Daß uns Ihr Name auch neben dem loco sigilli Freude machte. Einsiedel ist zu Bette. Sein Magen liegt schief. Kaffee und Branntwein wollen's nicht bessern. Ich will auch gehen, gute, herzliche Nacht. Gehab' Dich wohl bei den hundert Lichtern, die Dich umglänzen, und all' den Gesichtern, die Dich umschwänzen und umkredenzen, findest doch nur wahre Freud' und Ruh', bei Seelen grad' und treu wie Du. Sonntags früh bei Tagesanbruch: fatales Thauwetter, und so der Ton des ganzen Tages verstimmt; wollen sehen, wie wir ihn wieder aufbringen. Der herrliche Morgenstern, den ich mir von nun an zum Wappen nehme, steht hoch am Himmel .... Die Kirche geht an, in die wir nicht gehen werden; aber den Pfarrer lass' ich fragen, ob er die Odyssee nicht hat; und hat er sie nicht, so schick' ich nach Jena; denn unmöglich ist die zu entbehren in dieser homerisch einfachen Welt .... Lassen Sie, lieber, gnädiger Herr, den Brief Niemanden lesen, als Wedeln. Alles, was mich umgiebt, Einsiedel, Kalb, Bertuch, das ganze Haus legt sich zu Füßen. Der Pflicht vergessen wir Fische nie. Goethe".

Daß diese sämmtlichen Hofherren am Weihnachtstag nicht in die Kirche gegangen sind, das wird kein Leser bezweifeln; nun, dafür haben sie sich ihrem Brotgeber, der ihnen ein unterhaltliches Leben verschaffte, „zu Füßen gelegt"; sie sind auch allesammt „gerade und treue Seelen" gewesen, das geht Alles an. Ob aber Goethe sich wirklich am Weihnachtstag Vormittag oder Nachmittag hingesetzt hat neben den Ofen, um die Odyssee zu lesen, diese Frage ist bei aller Begeisterung für den Weimarer Musenhof doch erlaubt, und daß sich jeder Leser je nach seinen Geisteskräften eine Antwort darauf giebt, das wird auch noch erlaubt sein.

Aus folgendem Briefe zu schließen (Gödecke S. 45), scheint zum Odyssee-Lesen wenig Zeit und nicht viel Lust dagewesen zu sein:

„Den ersten Feiertag, Früh Acht. Hab' ziemlich lang geschlafen, die Sonne steht schon am Himmel. Der Abend gestern ward mit Würfeln und Karten vervagabundirt. Abends Sechs. So auch der heutige Tag. Nach Bürgel geritten! Das Amthaus ist schön. Wäre wohl ein Sommerritt für Euer Durchlaucht".

Es war eben damals Mode: mit dem Lesen der Odyssee sich als einen Kenner der griechischen Literatur zu zeigen. Läßt ja Goethe auch seinen Werther unter zwei Linden an einem Tischchen Homer lesen: „und dahin lass' ich mein Tischchen nach dem Wirthshause bringen, trinke meinen Kaffee da und lese meinen Homer".

Selbstverständlich haben die beiden Herren (Werther und Goethe) jeder seinen Homer griechisch gelesen — denn die Uebersetzungen von Voß und Donner haben damals noch nicht existirt.

60. Wie Carl August als Centrum des Hoflebens und als Mäcen der Dichter einer Betrachtung nach allen Seiten seines Wirkens unterzogen und des Undanks, den er eingeerntet, gleich anfangs Erwähnung gethan wird. Logen- und Frauendienst.

Der Leser möge mit seinem Urtheil über unsere historische Darstellung des Lebens dieses Fürsten warten, bis er unser letztes Capitel über denselben zu Ende gelesen hat.

Was der im Ganzen edel gesinnte Fürst (bezugs dessen verschiedener mehr oder minder nicht lobenswerther Eigenschaften seiner Umgebung kein geringer Antheil der Schuld zuerkannt werden muß) für sein Mäcenatenthum von sehr liberalen Goethe-Enthusiasten für einen schlechten Dank eingeerntet hat, das werden wir später nachweisen.

Hier wollen wir den verwunderlichen Dank, welche diese Herren dem Herzog zollen, in ein Motto eng zusammengefügt, vorlegen:

„Der Herzog Carl August — ist zu bornirt gewesen,
Verstand sich mehr auf's Jagen, als auf das Bücherlesen,
Die Größe seiner Dichter hat er doch nicht capirt,"
So spricht sich nun der Dank aus — der dem Mäcen gebührt.

Das hat er nun, der Herzog, von seinem Dichterkreise,
Den er einmal in Großmuth gehegt nach seiner Weise;
Jetzt möcht' nach der Erfahrung — ein Fürst sehr kurz sich fassen:
Man sollte ein Mäcen sein und — soll's auch bleiben lassen."

Es ist ein nicht zu übersehendes Moment, daß in Weimar eigentlich die Loge regierte und der Herzog unter dem Regimente derselben stand. Goethe*) schreibt an Carl August, 26. Juni 1781: „Unsere Johannesloge war magerer als ein Hof zur Curzeit. Und wenn Bode (einer der eifrigsten Maurer) nicht noch durch einen Spaß bei Tisch die Vorsteher beleidigt hätte, so daß gar der alte Germar den Hammer niederlegen wollte und Rothmaler (Hauptmann und Kammerherr zu Weimar) eine lange Rede aus dem Stegreife hielt, so wären wir ohne das geringste Interesse geschieden. Mehr Böcke sind wohl überhaupt im Ritual und Formal an keinem Johannestage vorgegangen. Ein dupirter, unpräparirter Meister vom Stuhl, zwei Vorsteher aus dem Stegreife. Und sobald von so etwas der „Pedantismus" getrennt ist, dann gute Nacht. Leben Sie wohl und genießen Sie des Lebens." —

Die Mahnung an den Bruder Maurer — das Leben zu genießen, war sehr unnöthig; dieser Gedanke ist ja ohnedies die Morgenandacht des Herzogs gewesen. Aus Rom schreibt Goethe dem Herzog, 3. Februar 1787, in perennirend pfaffenfeindlicher Logenstimmung: „Von dem Theater und den kirchlichen Ceremonien bin ich gleich übel erbaut. Die Schauspieler geben sich viele Mühe um Freude, und die Pfaffen um Andacht zu erregen, und beide wirken nur auf eine Classe, zu der ich nicht gehöre. Beide Künste sind in ein seelenloses Gepräge ausgeartet. Auf alle Fälle ist der Papst (Pius VI.) der beste Schauspieler, der hier seine Person producirt, die anderen Menschen, die nicht öffentlich gaukeln, treiben meistens ihr Spiel im Stillen." —

Nun hat gerade Pius VI. durch sein Dulden und Leiden gezeigt, daß Goethe kein Recht gehabt hat, ihn einen Gaukler zu nennen, Goethe selber hat hingegen nie so großartige

*) Briefwechsel des Großherzogs Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach mit Goethe 1775—1828. 2 Bände, 1873, Wien, Braumüller, 650 Seiten.

Ideen aufgestellt, für die er mit Leiden und Dulden hätte ein Zeugniß ablegen, ein Opfer bringen müssen. Seine Aeußerungen weisen nach, daß in allen politischen Fragen bei ihm die erste Sorge gewesen ist, sich von jeder Verantwortlichkeit ferne zu halten und jeden Conflict mit irgend einer Partei, die ihn hätte schädigen können, zu vermeiden. Bei Goethe sagt man: er hat durch sein Genie alle Gegensätze (in den Kriegen mit Frankreich u. s. w.) auszugleichen gewußt, bei einem andern, dem man nicht so hohen Respect schuldig ist, würde man sagen: er hat sich sehr schlau durch alle Verlegenheiten durchgegaukelt.

Die Maurerei in Dichterkreisen bestätigt ferner ein Brief Körner's an Schiller, 22. Mai 1789, aus Dresden: „Bode's Bekanntschaft ist mir wichtiger, als Du vielleicht glaubst, durch die Rolle, die er in der Maurerei spielt. Wir sind sehr vertraut geworden und er hat mir eine Sache, von der ich längst zurückgekommen war, wieder interessant gemacht. Doch darüber mündlich. Uebrigens ist er durch seine jovialische Laune unterhaltend und es fehlt ihm nicht an Witz. Zugleich mit ihm war Biester hier und ein Kriegsrath Scheffler aus Königsberg (Verfasser der Lebensläufe in aufsteigender Linie und des Buches über die Ehe). Biester war mir anfangs unleidlich, weil er blos in seiner Jesuitenjagd zu leben schien, zuletzt wurde er genießbarer."

Der Frauendienst, welcher außer den weltlichen Gesetzesparagraphen kein Hinderniß kennt, erfreut sich in der Loge besonderer Beliebtheit und hat bei vielen Herren auch wiederum die Loge beliebt gemacht. Goethe schreibt dem Herzog aus Rom, 29. December 1787: „Von allen Seiten höre ich, daß es Ihnen wohl geht. Das Glück bei Frauen, das Ihnen niemals gefehlt hat, wird Sie auch in Holland nicht verlassen und Sie dafür schadlos halten, daß Sie die schöne Emilie in Ihrem Hause versäumt haben. Mich hat der süße kleine Gott in einen bösen Weltwinkel einlogirt. Was das Herz betrifft, so gehört es gar nicht in die Terminologie der hiesigen Liebeskanzlei. Jetzt geht die Zeit der Zerstreuung an, für mich weniger als für andere". —

Der Dichter ruft im früher citirten Briefe dem Fürsten zu: „Genießen Sie des Lebens", hier lesen wir die gleiche Mahnung in anderer Form. Das ist eine sehr lustige Illustration zum „steten sittlichen Halt" (Nr. 6), welchen

Düntzer in seiner hochgradigen Begeisterung dem Goethe hinaufzudisputiren sucht. Daß diese weisen Lehren des Philosophen aus Frankfurt dem Herzog viel lieber und verständlicher gewesen sind, als (nach Goethe) die „dummen Predigten" des heil. Chrisostomus vor dem kaiserlichen Hofe — das liegt auf der Hand. Goethe fährt fort:

„Kaum ist Christus geboren (welcher dieses Jahr mit einer Mondesfinsterniß und einem starken Donnerwetter seine Geburtsnacht gefeiert hat), so sind auch schon die Narren wieder los und die nur wenige Tage verdrängten Saturnalien treten ein."

Der Hohn auf Christi Geburt, der mit einer Mondesfinsterniß rc. seine Geburtsnacht feiert, ist eine ganz folgerichtige Erscheinung auf den Cultus des „süßen kleinen Gottes, bei dessen Verehrung in Rom „das Herz gar nicht in die Terminologie der hiesigen Liebeskanzlei gehört". Der Dichter zeichnet hier selber indirect die gefühlvollen und feinen Damen der „Künstlerbekanntschaften", von denen eine — Schiller im Briefe an Körner mit den Aermeln sehr scharf an die Wände des Zuchthauses streifen läßt.

Der Dom von Mailand. Goethe an Carl August, 23. Mai 1788: „Gestern war ich auf dem Dom, welchen man zu erbauen ein ganzes Marmorgebirge in die abgeschmacktesten Formen gezwungen hat. Die armen Steine werden noch täglich gequält, denn der Unsinn oder vielmehr der Armsinn ist noch lange nicht zu Stande."

Dieses Urtheil über den Dom von Mailand ist einzig in seiner Art, es ist nicht abzusehen, wie Goethe, der doch vom Straßburger Dom mit einem in seiner Zeit besonders anerkennenswerthen Verständniß sprach, hier derartig alles Kunstsinnes ledig werden konnte. Sollte ihn der viereckige Holz-, Riegel- und Ziegel-Kasten: die Weimarer Maurerloge, derartig in ihren engen Raum umschlossen und er ihren (der Loge) geistigen Gehalt für einen den Mailänder Dom weit überragenden Riesenbau gehalten haben? Oder hat die unsaubere Gesellschaft aus Rom, die er schon satt bekommen und deren er gern los gewesen wäre, ihm die Galle über den Kirchenbau und die unliebsamen indirecten Mahnungen desselben so arg aufgeregt? Wie flüchtig ist er schon durch Florenz geeilt, wie hat er hier sein Auge vor dem Wundergarten der Gittoschule in ihrer

Hochblüthe abgeschlossen; Florenz, 6. Mai 1788, schreibt er dem Herzog: „Die medicäische Venus übertrifft alle Erwartungen und übersteigt allen Glauben. Wie manche andere kostbare Antiken sind noch hier. An Gemälden treffliche Sachen, besonders habe ich mich an die alten Meister gehalten, ich kenne nun die Urväter recht genau und so lernt man ihre Schüler und Nachfolger erst kennen und schätzen".

Daß ihn die christliche Kunst nicht ansprechen konnte, erklärt sich aus weiteren Stellen des Briefes. Er sagt: er werde durch die Schweiz zurückkehren, „ohne den Kreis des Propheten (Lavater) zu berühren". Ferner: „Denn übrigens bin ich ganz entsetzlich verwildert. Ich habe zwar in meinem ganzen Leben nicht viel getaugt, und da ist mein Trost, daß Sie mich eben so sehr nicht verändert finden sollen". —

Goethe macht seinem Freunde, dem Herzog, in einer humoristischen Form ein Geständniß über seine Situation, bezugs der ihm schon widerwärtig gewordenen Begleitschaft, indem er sich selber als „ganz entsetzlich verwildert" darstellt. Es ist auffallend, wie gerade in jenen Lebensperioden der zeitweiligen Verwilderung, auch immer hart nebenan offener Haß oder halbverhehlter Hohn gegen irgend ein positiv christliches Moment losbricht.

61. Der Fürstbischof von Würzburg der Weinfälschung beschuldigt. Der Herzog in der Charwoche.

Der Fürst zu Würzburg und der Coadjutor Dalberg werden indirect der Weinfälschung beschuldigt, und auf die Bischofsweihe Witze gemacht. Carl August an Goethe. 27. April 1797:

„Ein ganz besonderer Umstand hat sich laut beiliegender Weinprobe und die Nachricht, welche ich hierüber schreibe, ereignet. Als der jetzige Fürst von Würzburg vor 3—4 Jahren zur Regierung kam, so ließ er sich von dem Coadjutor von Dalberg weihen, oder sonst eine geistliche Operation, die bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich ist, machen*). Hierauf schenkte er ihm alten Leistenwein, ein Stückfaß pro studio et

*) Ein sehr billiger Maurerwitz auf die Weihe zum Bischof.

labore, wie dieses gewöhnlich ist. Der Coadjutor brauchte Geld und verkaufte dieses Stück bouteillenweise, die Bouteille per 1 Conventionsthaler. Ich kaufte deren 50 vor einem Jahre. Neulich wollte ich davon trinken und im beifolgenden Zustande fand man ihn in hiesiger Kellerei. Erzeige mir den Gefallen ihn an Scherer zu schicken, damit er untersuche, wie es möglich ist, daß ein solcher Wein in Bouteillen, bei seinem Alter und bei dem Werth und Reinheit, den er nach moralischen Grundsätzen haben sollte und mußte, so umschlagen kann? In seinem trinkbaren Zustande war er holzbraun und klar. Es ist fast nicht möglich, daß er zusammengesetzt. Die chemische Untersuchung wird das weitere lehren".

In diesem Briefe giebt es zwei Bedenken. 1. Ist es in höchstem Grade unwahrscheinlich, daß Dalberg auf den Bettel von ein paar hundert Thalern angestanden ist, wahrscheinlich haben seine Diener den Handel gemacht, wie das sehr häufig vorkommt. 2. Wenn beim Abziehen des Weines auf Flaschen, oder in der Temperatur der Aufbewahrung ein geringer Verstoß geschieht, so braucht es gar keine fälschende Operation, um den Wein total zu ruiniren. 3. Wenn sich die Hofdiener in Weimar an dem sittlichen Gebahren ihrer Herrschaften ein Muster nahmen, so dürfte der chemische Zersetzungsproceß auch in Weimar vorgenommen worden sein. Daß der Coadjutor von Dalberg als Cavalier eines alten renommirten Hauses, an dem gepantschten Wein keine Schuld getragen, das wird uns doch jeder Kenner der Zeitverhältnisse und der Stellung Dalberg's zugeben müssen. Dalberg ist bei allen seinen sonstigen Schwächen, besonders was Noblesse im Geben und in Beziehung auf Mein und Dein anbelangt, eine durchaus noble Natur gewesen. — Ueber die von ihm dem Schiller und Jean Paul nobel ausgezahlten Jahresgelder später.

Ueber die Charwoche. Carl August an Goethe (1809): „Da es eine äußerliche Zucht ist, die Charwoche durch ein Oratorium zu feiern, so wünsche zur Erinnerung an meine Jugendfrömmigkeit den Tod Jesu von Graun zu hören. Da das Orchester aus blutarmen Choristen besteht, so könnte das Oratorium im Theater gehalten und die Entrée zum Besten des Orchesters eingenommen werden.

Bei dieser Gelegenheit würde das Christenthum unseres Publikums zu schätzen sein". —

Dieser angebliche Barometer zur Schätzung der Höhe oder Tiefe des Christenthums in Weimar ist sehr überflüssig gewesen, über diesen Zustand konnte man sich bei Hofe, wo der Ton angegeben wurde, genugsame Aufklärung verschaffen. Eine Art praktisches Christenthum strebte der Herzog insoferne an, als er die vom Hofe aus sehr schmutzig bezahlten (blutarmen) Choristen durch das Erträgniß des Oratoriums, der „Tod Jesu von Graun", von Seite der christlichen Staatsbürger wollte unterstützen lassen.

Wenn der Dichterfürst anderwärts spottete, wie „viel der Tod Jesu den Pfaffen eingetragen", warum hat er hier geschwiegen, als sein Mäcen den Schundgehalt der Hof-Choristen durch den „Tod Jesu von Graun" aufzubessern bestrebt gewesen ist?

62. Wie auch der Herzog anfängt Attentate auf die Poesie zu machen.

Die Poesie, durch Wieland und Goethe importirt, war in Weimar geradewegs epidemisch geworden, selbst das Staatsoberhaupt bekam Anfälle davon und hatte eine Krisis durchzumachen.

Im Jahre 1777 schickte der Herzog der Frau von Stein, die in ihrem kleinen (dem Ansehen nach aus Pappendeckel zusammengeleimten) Schlößchen Kochberg verweilte, folgendes Gedicht nach *):

1. „Ich schlafe, ich schlafe von heute auf morgen,
Ich träume die Wahrheit ohne Sorgen,
Habe Heute gemacht den Kammer-Etat,
Bin heute glücklich in meinem Selbst gebad't!"

2. „Die Geister der Wesen durchschweben mich heut',
Geben mir dumpfes, doch süßes Geleit'.
Wohl Dir, Gute, wenn Du lebest auf Erden,
Ohne Anderer Existenz gewahr zu werden."

3. „Tauche Dich ganz in Gefühle hinein,
Um liebevollen Geistern Gefährtin zu sein.
Sauge den Erdiaft, saug' Leben Dir ein,
Um liebevollen Geistern Gefährtin zu sein." —

*) Düntzer in: Charlotte Stein. I. Band. S. 78, und ferner: Düntzer in: Goethe und Carl August. Leipzig. December 1861. S. 47.

Düntzer findet auch in diesem Gedichte nichts Komisches und erklärt es in seiner scharfsinnigen Weise sehr ehrerbietig, wie folgt: „Carl August meldet, daß er heute den Kammer-Etat gemacht habe, und „göttlich in seinem Selbst gebadet sei", „um liebevollen Geistern Gefährtin zu sein", möge sie sich (die Stein) ganz in ihre Gefühle hineintauchen, aber auch dem Leben sich freudig zuwenden, „Erdsaft", Leben sich einsaugen". — —

Herr Düntzer ist immer feierlich — und submissest ungeheuerlich; auch die Poesie des Carl August — belobt er mit aller Seelenlust; wir wollen mit allem Respect vor dem Herzog, aber mit einen nur angemessenem Respect vor dem Dichter, diese drei Strophen etwas genauer untersuchen.

Strophe 1. Was heißt: Die Wahrheit ohne Sorgen träumen? Die glücklichen Unterthanen werden über die Wahrheit des Kammer-Etats nicht ohne Sorgen geträumt haben, sicher aber mit Sorgen darüber aufgewacht sein. Am Schlusse „bad't sich" der Landesfürst „göttlich in seinem Selbst". Ein sehr bedenkliches Bad, besonders wenn das Wasser durch das öftere Baden des „Selbst" schon etwas trübe geworden ist.

Strophe 2. Der Herzog ist nach seinem Geständniß: „Von den Geistern der Wesen durchschwebt"; nun giebt es reine und unreine Geister, ob der Dichter nun von einer Partie, oder von beiden zugleich durchschwebt ist, dies Räthsel zu lösen, hat sich die herzogliche Hofpoesie nicht herbeigelassen; dafür geben aber diese Geister dem Herzog „ein süßes und dumpfes Geleit" auch noch dazu. Somit müssen die Geister ihren Aufenthalt (ihre Durchschwebung) verlassen, und sich dem sonstigen Gefolge des hohen Herrn angeschlossen haben. Somit ist der Herzog zuerst inwendig von Wesensgeistern bewohnt und darnach auswendig von Wesensgeistern umgeben, was nach dem weiteren Geständniß des Herzogs durchaus kein angenehmer Zustand sein kann, denn er wünscht ja der Frau von Stein, Geborne von Schardt, gerade das Gegentheil:

> „Wohl Dir, Gute, wenn Du lebest auf Erden,
> Ohne Anderer Existenz gewahr zu werden".

Strophe 3. Hier hat der Herzog schon wieder total auf Nr. 2 vergessen, denn hier soll die von Stein sich in Gefühle

hineintauchen, um liebevollen Geistern Gefährtin zu sein. In Nr. 2 soll sie die Existenz Anderer gar nicht gewahr werden, und in Nr. 3 soll sie sich gar an liebevolle Geister anschließen, um ihnen eine Gefährtin zu sein. Um aber dieser Pflicht Genüge thun zu können, soll sie eine nahrhafte Kost zu sich nehmen, „den Erdsaft und Leben einsaugen". — Abgeschmalzene Erdäpfel sind genießbar, aber der Erdsaft ist ebenso, wie das ganze Gedicht — ungenießbar.

Wir wollen voraussetzen, daß Carl August in der Regierung seines Reiches glücklicher gewesen ist, als im Gedichtmachen; der von ihm gemachte Kammer-Etat ist wenigstens für ihn erträglich gewesen, für die Unterthanen weniger; seine Gedichte aber sind geradewegs unerträglich.

Nun behauptet aber Wachsmuth *), es habe der Herzog sich nie zur Poesie verleiten lassen:

„Jugendlichen Kraftdrang in Haupt und Gliedern, warf er (Carl August) sich der Natur in die Arme. Hier fand er freien Spielraum, gern und oft war er zum hohen Waidwerke ausgegangen. Gleich seiner Mutter sehr empfänglich für geistige Einflüsse, war er eben so productiv in Darstellung seiner Gedanken, er redete und schrieb gern und mit Leichtigkeit; es war ein natürlicher Erguß, Alles ungesucht: Doch nie scheint er der Versuchung, selbst zu dichten, verfallen oder unterlegen zu sein." —

Es thut uns sehr leid, dem Professor Wachsmuth durch einen sehr tragischen Fall poetischen Unterlegenseins von Seite des Fürsten und Chefs des Weimarer Musenhofes entgegnen zu müssen. Sollte aber einer von den noch lebenden Weimarerhistorikern dennoch für Carl August mit einem „Heil dir im (poetischen), Siegeskranz" einen Nachruf erschallen lassen, so wollen wir diesem Herrn seine Freude nicht verderben, und werden sogar, wenn er ein geborner Weimaraner ist, seinen Patriotismus zu würdigen wissen.

---

*) Weimars Musenhof. S. 37.

63. Wie selbst Düntzer über die Resultate Wieland'scher Prinzenerziehung (Führung zum Tempel der Weisheit) bedenklich wird. Der Herzog und die als genial ausposaunte Stein bei poetischen Sünden ertappt.

Daß gerade der frivole Wieland als Prinzenerzieher eine komische und tragische Gestalt (komisch, weil es lächerlich ist, einen Dichter dieser Qualität zu einem Jugenderzieher zu machen, und tragisch, weil die Folgen einer solchen Erziehung eben nur sehr traurig ausfallen können), sehr viel beigetragen hat, den Herzog zu einem lebenslänglichen Freunde der obscönen Muse heranzubilden, das gesteht freilich sehr zart, sanft und rücksichtsvoll, aber doch verständlich dabei der obligate Psalmensänger, Harfenschläger und Tänzer vor der Weimarer Bundeslade, Herr Dr. Düntzer, mit folgenden Worten*): „Bald darauf wurde zur geistigen Ausbildung Carl August's, Wieland, der Verfasser des goldenen Spiegels, auf Empfehlung des Coadjutors von Dalberg, eines Freundes von Görz, berufen, der aber mehr durch gutmüthige Herzlichkeit und leidenschaftliche Erregbarkeit für das Gute, Wahre und Schöne (oh!), als durch Unterrichtung und feste Regelung des Unterrichtes auf ihn wirkte, woher Carl August später oft im Scherze zu äußern pflegte, daß er Dies oder Jenes nicht verstehe, verdanke er wieder Wieland. Doch scheint (nur?) dieser den Grund zu des Herzogs Vorliebe für die französische Literatur (und nicht auch für damalige Sitten?) gelegt zu haben, wobei er durchaus nicht ängstlich zu Werke gegangen sein dürfte**) (nur?). Da seine eigenen Darstellungen oft zum Schlüpfrigen hinneigen und ein solches Spiel, woran Carl August sich später so sehr erfreute, ihm für den jungen Fürsten nicht gefährlich dünkte." —

Diese Erziehung von Wieland hat das ganze Leben des Herzogs sehr nachtheilig beeinflußt und Goethe hat durch Wort und Beispiel der von Wieland gegebenen Richtung nichts weniger als Widerstand geleistet. Aus dieser Erziehungsmethode

*) Goethe und Carl August während der ersten 15 Jahre ihrer Verbindung. Studien zu Goethe's Leben von Heinrich Düntzer, Leipzig, Dieck, 1861, S. 4.

**) Scheint — dürfte — Herr Düntzer giebt das Alles unendlich zart, die: scheint, dürfte, könnte sind seine historischen Ausfluchtlöcher.

kann auch die Poesie des Herzogs, die sich auf dem Boden des „reinsten (!!) Naturgenusses" herumtummelt, beurtheilt werden.

Kehren wir wieder zur herzoglichen Dichtkunst zurück.

Was sich Goethe gedacht haben mag, als er diesen Versuch seines hohen Freundes gelesen? Es ist am Ende leichter ein Land zu regieren, leichter „von heute auf morgen zu schlafen" und „einen Kammer-Etat" zu machen, als ein ordentliches Gedicht zusammenzustoppeln.

Goethe suchte die Verse seines Gönners auszubessern, freilich war aus diesem Stoff nichts Rechtes zu formen. Goethe schrieb darunter:

„Und ich geh' meinen alten Gang,
Meine liebe Wiese lang,
Tauche mich in die Sonne Früh,
Bad' ab im Mond des Tages Müh',
Leb' in Liebesklarheit und Kraft;
Thut mir wohl des Herren Nachbarschaft,
Der in Liebesdumpfheit und Kraft dahinlebt,
Und sich durch seltenes Wesen webt!"

Der Herzog machte das bedenkliche Experiment: sich in seinem Selbst zu baden. Goethe badet sich gar in Sonne und Mond. Das haben nach ihm noch viele andere deutsche Dichter versucht; wenn das Astronomen beherzigen, so könnten die Sonnen- und Mondflecken vielleicht auf diese Bäder zurückgeführt werden. Man sieht, was einem herzoglichen Mäcen Alles erlaubt ist. Goethe wollte offenbar höflichkeitshalber dem Herzog aus dem Bade ein wenig heraushelfen.

Auch der Herzog hatte die noble Passion, sich mit Himmelsgestirnen zu baden. In einem Brief an Knebel schreibt er diesem aus der Grotte (dem Borkenhäuschen) an der Ilm: „Der Mensch ist doch nicht zu der elenden Philisterei des Geschäftslebens bestimmt, es ist einem ja nicht größer zu Muthe, als wenn man doch die Sonne so untergehen, die Sterne aufgehen, es kühl werden sieht und fühlt, und das Alles so für sich, so wenig der Menschen halber, und doch genießen sie's und so hoch, daß sie glauben es sei für sie*). Ich will mich baden mit dem Abendstern und neues Leben schöpfen,

*) Der Herzog meint somit, daß die Sterne aus eigener Passion und zu ihrem Vergnügen im Firmament herumtanzen.

der erste Augenblick darauf sei Dein. Lebe wohl so lange! Ich komme daher. Das Wasser war kalt, denn Nacht lag schon in seinem Schoße. Es war als tauchte man in die kühle Nacht" *).

Der Herzog sagte vorerst, daß er sich in seinem Selbst bade; jetzt badet er sich mit dem Abendstern, was wird sich dieser Abendstern für eine Ehre daraus machen, wenn er sich im Selbst des Herzogs von Weimar, mit diesem hohen Herrn zugleich baden kann! Goethe badet dem Herzog zu lieb wieder in Sonne und Mond.

Wir erfahren somit, daß es in Weimar nicht nur chemische, sondern auch astronomische, und zwar nicht Schwefel- und Jod-, aber doch sonne-, mond- und sternehältige Bäder giebt.

In Weimar war eben eine verheerende Dichtwuth (Poesiasis) ausgebrochen. Weil der Goethe ein Genie war und dichtete, meinten eine Menge anderer Leute auch, daß sie Genies seien — und dichten müssen.

Auch die vielgerühmte, wegen ihrem Genie von Knebel, Düntzer und anderen des Enthusiasmus beflissenen Herren, hochgelobte Frau von Stein, hatte bisweilen den hochmüthigen Gedanken: sie sei an Dichtstoff erkrankt. Wir haben zwar von ihr sehr wenig dichterische Versuche, aber die wir haben, entschädigen uns hinlänglich für alle anderen, die wir nicht haben.

Major Knebel, der sich für ein Universalgenie hielt, spielte sogar auf dem Theater. Er gab einmal den König in Gozzis' Glücklichen Bettlern. Tags darauf, am 28. März 1778, schrieb ihm die Frau von Stein:

„Dein gestriges Spiel hat (!) sehr wohl gelungen,
Dem edlen König die Herzen errungen,
Das meine trug ich Dir schon entgegen,
Deine Huld lass' mir von Deinem Thron zuregnen."

---

*) So berichtet R. Springer in Weimars classische Stätten. Berlin. Springer. 1868. S. 35. Springer giebt weder Datum noch das Buch an, aus dem er das Citat genommen. Wir haben bei einem Briefe von Wieland an Merk (in der Nr. 14 des Vorliegenden) nachgewiesen, wie Springer sich die Citate durch Auslassen und Verändern mißliebiger Stellen zu seinen Zwecken zurichtet, ein Vorgehen, welches zwar nicht historisch aber dafür sehr sinnreich ist.

Das konnte doch nur in einer sehr regnerischen Regierungszeit möglich sein, ein König, der seine Huld von seinem Throne herab seinen Unterthanen zuregnen läßt! Die Stein hatte schon Recht, daß sie ihre Briefe an Goethe verbrannte, hätte sie nur auch ihre Gedichte verbrannt.

Diese neu-athenienſische Sappho hätte für ihren versuchten poetischen Aufschwung in dieser hochgradig verunglückten Vierzeile folgendes Echo verdient:

„Diese Poesie hat gar nicht wohl gelungen,
Und sicher keines Menschen Beifall errungen.
Wenn Jemand auf entgegen den Reim bringt: zu regnen,
Auf so was läßt sich doch gar nichts entgegnen!"

Es ist noch zu bemerken, daß ihr Goethe seine und des Herzogs Verse vom 11. Juli 1777 sendete, mit den Worten: „Daß ich mich immer träumend von den Erscheinungen der Natur und an die Liebe zu Ihnen wende, sehen Sie an Beikommenden. Ich muß mich festhalten, sonst risse mich Ihr Kummer mit weg, und da ist mir's so weh, daß ich das Einzige, was meinem Herzen übrig bleibt — Ihr Andenken — oft weghalten muß. Wenn Steinens Gesuch (um Urlaub) thunlich ist, will ich's zu machen suchen". —

64. Wie in Weimar Alles dichten, theaterspielen und declamiren will und Goethe zu einem Leidenden am Wertherfieber als Heilkünstler berufen wird.

Aber nicht nur das Dichtenwollen, sondern auch das Schauspielenwollen hatte sich der gelehrten und halbgelehrten Welt des Herzogthums wie eine Drehkrankheit bemächtigt. Die Frau Schiller macht über das projectirte Liebhabertheater in Jena sehr vernünftige Glossen*). Sie schreibt aus Jena, 21. Februar 1799, an Friedrich von Stein:

„Die hiesige Gesellschaft ist in eine sonderbare Gährung gerathen und man hat den Plan, ein Theater zu errichten, wo Alles spielen soll, was sich unterschreibt. Die Schütz will die Hauptrollen spielen, doch bescheidet sie sich zu Mutterrollen für

*) Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich Freiherrn von Stein. Nebst einigen Beilagen. Herausgegeben von Ebers und Kohlert. Leipzig, Weidmann, 1846.

den Anfang, Charakterrollen hat sie sich auch noch ausgebeten und bald wird sie als Medea auf dem Theater wüthen. Ich hoffe, der komische Plan soll sich wieder zerstören von selbst. Es ist unbeschreiblich, wie der Geist der Repräsentation in alle Köpfe gefahren ist und wie groß die Begierde ist, sich zu belustigen. Es gehört schon ein großer Grad Leichtsinn dazu — wer Familie hat und Geschäfte des Hauswesens zu besorgen hat — so viel an's Lernen der Rollen, an seine Garderobe und an die Gesellschaft zu wenden! Hier ist es doch so wichtig und nothwendig, daß die Frauen ihre Wirthschaft verstehen! In großen Städten, wo die Mittel dazu da sind, wo die Frauen nicht nöthig haben, so in die Details der Wirthschaft einzugehen, wo man wohlhabend ist, geht so etwas eher noch; an einem solchen Ort wie hier fänd' ich es zeitverderbend, wenn eine Frau alle 14 Tage eine Rolle lernen müßte. Wir wollen sehen, was das Resultat dieser Pläne ist. Für uns Zuschauer wird es manche lächerliche Auftritte geben. Ich möchte doch aber nicht lachen unter solchen Voraussetzungen."

Jedenfalls gereicht dieser Brief der Frau von Schiller als Hausfrau zur Ehre; wenn die Schöngeisterei in der Form des Schauspielenwollens in Familien zu grassiren anfängt, kann diese pathologische Erscheinung keine guten Folgen veranlassen.

(I, S. 80): „Von Ilmenau, wohin sich Goethe zunächst begeben hatte, mußte er leider mit dem Herzog nach Stützerbach, wo er sich zu dem tollsten und ausgelassensten Treiben hinreißen ließ, was er der Freundin, von Eisenach aus, mittheilt. Am 6. September schreibt er ihr unter Anderm: „Liebste, ich habe Sie doch ganz allein lieb, das spür' ich an der Wirthschaft mit den übrigen Frauen. Eifersüchtig auf mich sind Sie nicht, sonst wollt' ich Ihnen ein Mittel sagen." —

Eine ganz neue Liebesversicherung! Die Wirthschaft mit den übrigen Frauen — dient ihm hier als Beweismittel, daß er die Stein ganz allein lieb hat.

Schon 1777 wurde Goethe als Arzt zu einem am Wertherfieber Leidenden gerufen (II, 84). „Von der großen Jagd zu Eisenach, zu welcher der Herzog bereits am 27. November auszog, hielt sich Goethe zurück, ihn trieb es nach dem Harze, wo er einen am Wertherfieber-Trübsinn Leidenden zu erheben und mitten im Winter den Brocken zu besteigen gedachte,

auch glaubte er einer solchen Auslüftung und Geistesstärkung in seinem neuen gespannten Zustande zu bedürfen." — —

65. Interessante Kleinigkeiten. Goethe's Sohn Assessor. Goethe unterdrückt mit Censorlist die Zeitschrift Isis.

Carl August macht Goethe's Sohn zum Assessor und giebt Goethe eine feine Equipage: „October 1810. Für Deinen Sohn August wird ein Decret als charakterisirter Kammerassessor gefaßt. Sehr freut es mich, wenn ich Dir etwas verschaffen kann, was Dir auf die Dauer des Lebens Bequemlichsein gewährt. In dieser Absicht schicke ich Dir in etlichen Tagen ein Paar treue Fohlen, die Dich fahren sollen, und die Anweisung auf das Futter dieser Renner."

Goethe dankt 1. Jänner 1811: „Im verflossenen Jahre verdanke ich Euer Durchlaucht außer manchem anderen bedeutenden Guten, auch die Erfüllung meines höchsten Wunsches. Möge der Jüngling, der sich nun unter die Ihrigen zählen darf, durch eine lange Reihe von Jahren Zeuge sein des Glückes, das Sie sich und Andere in einer bedenklichen Zeit zu verschaffen wissen. Seine Gesinnungen gleichen den meinigen, es kann ihm nichts mehr am Herzen liegen, als Euer Durchlaucht Wohl und Zufriedenheit. Goethe".

Carl August an Goethe. 14. November 1812: „Der schöne Theil des Herbstes hat uns mit Unmuth verlassen, denen Hirschjagden ein Ende gemacht und uns nach Schnell'schem Ausdruck, ... jäger-Nächte dagelassen, die für sittsame Menschen sehr verdrießlich sind". — — —

Goethe's Rath, die Zeitschrift „Isis" von Ocken kurzweg zu unterdrücken. Das Gutachten an den Herzog ist vom 5. October 1816 datirt. Es ist 10 Seiten lang und mit sehr viel Klugheit und Berechnung abgefaßt. Nicht den Herausgeber klagen, nicht ihn vor Gericht stellen, denn dadurch würde er erst recht populär, sondern die Zeitschrift verbieten.

Der Schluß lautet: „Soeben wird mir ein ausführlicher, wohlgedachter Aufsatz mitgetheilt über künftige Censureinrichtung, welcher mich in der umständlich geäußerten Ueberzeugung noch mehr bestätigt. Denn es geht daraus hervor, daß der Preß-Anarchie sich ein Preß-Despotismus entgegensetze, ja ich möchte

sagen, daß eine weise und kräftige Dictatur sich einem solchen Unwesen entgegenstellen müsse, um dasselbe so lange zurückzudrängen bis eine gesetzliche Censur wieder hergestellt ist. Wie dieses zu thun sei, bedarf einer weiteren Berathung. Mein einziger Wunsch ist, Euer königliche Hoheit und alle Wohldenkenden zu überzeugen, nicht sowohl von einem Uebel, das uns bedroht, sondern von einem, das uns befallen hat" *).

Ueber Bibelgesellschaften. Carl August an Goethe. 30. October 1816: „Es war heute bei Hofe über die Bibelgesellschaften die Rede, darauf gab mir meine Frau die beiliegenden Blätter, die ich ihr zurückzuschicken bitte. Aus diesen Blättern ersehe ich, daß man mit geringer Mühe und Kosten sämmtliche Schriften bekommen kann, welche über dieses merkwürdige Geschäftsereigniß existiren".

Carl August an Goethe. Januar 1817: „Da Bibelgesellschaften, Missionärberichte und Heidenbekehrung uns, wenn auch zuweilen mit etwas Langweile vermischt, das Tosen der französischen Revolution an den Ohren verklingen macht, so empfehle ich beikommendes Buch, welches freilich hie und da langweilig und trocken, so anziehend ist, daß ich es von einem Ende zum anderen gelesen habe. Es ist mit einer apostolischen Einfalt und Unwissenheit verfaßt, die es recht merkwürdig macht. Bei jetziger Jahreszeit gewährt es viel Unterhaltung".

---

*) Osiris, der Gemahl der Isis, „stellete dem Typho hinterlistig nach und brachte ihn auch elendiglich um". So zu lesen in des alten Hederich Mythologischem Lexikon. Leipzig. Gleditsch. 1770. S. 1375. Wenn Osiris den Typho hinterlistig umgebracht hat, warum sollte gegen die „Isis" nicht auch ein mythologisch-ministerielles Gerichtsverfahren eingeleitet und diese nicht auch hinterlistig umgebracht werden? Wenigstens hat Goethe niemals heuchlerische Sympathien für die Preßfreiheit spüren lassen, sondern ist immer ganz offen und unverhohlen Freund und Verfechter der Censur gewesen. Auch Schiller hat es, wie wir in „Schiller und Goethe" nachweisen, mit dem Ausrufe seines Posa um Gedankenfreiheit nicht so genau und ernstlich genommen.

66. Der Herzog nennt das Leben Jesu ein abstruses Sujet, und ermuntert Knebel zum unzweideutigsten Lebensgenuß in Berlin. Ueber Friedrich II. nahen Tod. Carl August's Großvater.

Ueber des Heidelberger Paulus Leben Jesu. Carl August an Goethe, 29. März 1828 (im Todesjahre des Großherzogs): Ach wenn ich nur alle Weisheit, die in den Büchern steht, die Du mir geschickt hast, fressen könnte! Da wäre ich gut daran, denn ich verzweifle, daß durch meine Augen ich sie in den Kopf werde bringen können. In Paulus dickem Opus muß ich aber von vornhinein doch wenigstens Etwas lesen, denn es ist doch sehr interessant zu erfahren, wie man es wagen kann, ein solches abstruses Sujet zur Zielscheibe zu wählen". —

Carl August starb am 14. Juni 1828, also $2^1/_2$ Monate nach diesem Briefe über das Leben Jesu.

In welchem Tone Carl August mit seinen Freunden briefwechselte*). Es soll von den Briefen des Herzogs an Knebel nur Ein Muster gebracht werden. Der Herzog schreibt ihm aus Weimar, den 26. December 1785: „Dein Brief, mein lieber Knebel, hat mich so sehr erfreut, als Du es nie erwarten konntest: ich wünschte Deine Art zu sehen, zu beobachten, zu genießen, und das Genossene mitzutheilen, vielen Reisenden, und mir den Vorzug, ihre Aeußerungen immer ganz warm zu erhalten".

„Du bist weder ein politischer, noch ein illuminirter Reisender, Du kannst also B. seiner schönen Natur, seines guten Blutes und fröhlichen Nationalcharakters noch mit gutem Geschmack genießen, ohne durch den Haß gegen die Staatsverfassung oder Rachgier gegen die üblen Behandlungen Deiner Mitbrüder gestört zu werden. Du kannst also seiner schönen Mädchen und Tänzerinnen Dich erfreuen, respective genießen, und die munteren B. Büble gerne haben, ohne zu denken, daß solche in der crassesten Unwissenheit und unter tyrannischem Drucke leben; Du kannst die Hannswurstsprache gerne hören, Dich an ihrer Herzlichkeit und Originalität belustigen, ohne, daß Dir dabei die Pfaffensprache, welche Freimaurer, Illuminaten

---

*) Knebel's Nachlaß. Berlin. 1835. I. Band, S. 146.

und Protestanten an den Galgen predigt, in die Ohren dabei töne, Du kannst eben als empfindsamer, literarischer, beobachtender, schmeckender q. e. Reisender reisen, ohne durch ein impegno aufgehalten zu werden, und gehörst dadurch zu einer Classe Reisender, welche Yorik nicht benannt hat, und welche ich mit dem Namen der Freien-Reisenden belegen möchte. Du hast auch einen großen Vorzug vor den afrikanischen Welt-durchziehern, welche sich mit Weiblein belastet haben, um dadurch entweder den Deys, oder den Tigern als ein leichtes Fleisch ihr Lösegeld zu zahlen".

„Auch ich trete bald einen Weg an, welcher mich aber, statt freier zu machen, auf einige Zeit meiner häuslichen und Particular-Freiheit berauben wird, ich gehe heute über 8 Tage nach Berlin. Sobald als möglich werde ich mich wieder los-machen und gewiß vor Ende Januar wieder zu Hause sein. Ein verunglückter Versuch verlegt meine Ausflucht auf den Winter, ich hoffte zu den Frühjahrrevuen bestellt zu werden(!) und wurde dafür zum Karneval invitirt. Der König (Friedrich II.) wird sehr kurze Zeit demselben beiwohnen; das zusammengeschmolzene Licht fängt an, seinen Leuchter glühend zu machen, einzelne aufschlagende Strahlen und eine große Schnuppe kündigt die nahe Verlöschung an". (Friedrich II. starb folgendes Jahr, 17. August 1786.)

Aus diesen Schlußzeilen ist zu ersehen, daß Carl August ein sehr kleiner Verehrer des sehr großen Friedrich gewesen ist. Das herannahende Verlöschen des Lichtes macht ihm keine besonderen Schmerzen und Sorgen, im Gegentheile.

Mit seinem Großvater verglichen, ist Carl August ein sehr liebenswürdiger Fürst gewesen. So wurde dem J. G. Müller nach seinem eigenen Bericht: Aus dem Herder'schen Hause, von Herder erzählt (S. 55): „Wir aßen (1780) zur Nacht: Bautin, Tauber redeten, wie's an Höfen zugehe. Es ist abominabel und mir schaudert dafür. O glückliches Leben in der Einsamkeit des Privatstandes! Es ist ganz entsetzlich, wie oft Gottes Gerechtigkeit und Gesetz mit Füßen getreten wird. Des jetzigen Herzogs Großvater, August (Ernst August I., 1688—1748), war ein Tyrann, wie's nur selten auf Gottes Erdboden giebt. Er hat aus bloßer capriciöser Wildheit und Wütherei Menschen viele Jahre lang in unterirdischen Löchern, gerade unter seinem Saal,

in dem abgebrannten Schloß, verschließen lassen und mit dem Hofprediger haben sie entsetzliche Sachen vorgenommen. Der war noch dazu ein elender Schmarotzer*)."

67. Carl August's gute Anlagen. Sein sehr merkwürdiges Urtheil über Kaiser Josef.

Goethe und Carl August sind sich 50 Jahre lang als Freunde nahegestanden. Hätte Carl August eine andere Umgebung, andere Rathgeber, gewissenhafte Erzieher gehabt, wäre er nicht in der Jugend von 18 Jahren zur Regierung gekommen und wären seinem damaligen Leben ethische Momente in ethischen Personen gegenübergestanden, die den Muth gehabt hätten, ihm die Verantwortlichkeit seiner Stellung klar zu machen, so würde aus diesem Manne, seinen Anlagen nach, etwas Rechtes geworden sein.

Der Götterdienst in seiner Stärke (nicht der Gottesdienst in seiner Schwäche) herrschte am Hofe zu Weimar.

Daß dieser Fürst auch mitunter Geist und Scharfblick besessen, erhellt aus einem Briefe, den er in seinem 23. Lebensjahre über Kaiser Josef's Regierung geschrieben. Dieser Brief in dieser Umgebung, bei diesem Hofleben, bei der Mode und der Strömung damaliger Zeit abgefaßt, läßt uns in Carl August keinen gewöhnlichen Menschen erkennen.

Vehse bringt diesen Brief mit einer Einleitung (Bd. 28, S. 250): „Entschieden war Carl August der Leidenschaft jener Zeit entgegen: nach allgemeinen Begriffen zu reformiren. Der Repräsentant dieser Leidenschaft war Kaiser Josef II. und Carl August war noch viel weniger ein Bewunderer desselben. Seiner ganzen innersten Richtung gemäß, die dem Individuellen in der Natur zugekehrt war, konnte Carl August kein Freund der generalisirenden Regierungsmethode Kaiser Josef II. sein und er sprach sich darüber in einem Briefe an Merk (Belvedere, 17. Juni 1781), kurz nach dem Regierungsantritte des reformlustigen Keisers ebenso stark als treffend aus; er widerlegte Merk, der sich in Lobeserhebungen ergossen hatte:

„Die Handlungen des Kaisers können aus allerlei Augenpunkten angesehen werden. Sie haben sehr viel Aehnliches von

*) Vergl. Beaulieu-Marconnay: Ernst August, 1872.

Meisterzügen, bezeugen eine große Kenntniß, nicht der Menschen, aber doch der inneren Staatsumstände und sind das Gegentheil von Furchtsamkeit. Ob es aber nicht hie und da wie Ausführung allgemeiner Begriffe aussieht und quod probe notandum ablaufen wird, das lass' ich dahingestellt sein. Ein Bischen brutal und vornehm scheint mir's mit den Menschen und menschlichen Begriffen umgegangen zu sein. Es lautet mir immer etwas wie ein Freicorps dicton: der Teufel hol' die Pfaffen, oder wie ein philosophischer Begriff, daß Niemand unnützes im Staate leben solle. (Beides klingt an table d'hôte nicht übel). Mit den sogenannten unnützen Mäulern ist's aber ein besonderes Ding; man glaubt zwar von Herrschaftswegen, daß Alles unnütz sei, was nicht hacke und grabe und nicht effective die herrschaftlichen Einkünfte vermehre, und ich habe auch für diese allgemeine Finanzübersicht vielen Respect, aber mich dünkt doch, daß — verführe der liebe Gott so finanzialisch scharf mit uns — die großen Herren, welche eigentlich durch die Umstände bloß genießen, faulenzen und nichts einbringen sollen und gewöhnlich bloß aus langer Weile thätig sind, übel dabei wegkämen. Sie würden wahrscheinlich wie die Pfaffen behandelt, und wie diese jetzt vor den Großen, so jene vor Gott als Sachen angesehen werden, welche eines Besitzthums und Existenz unfähig wären. Es möchte wohl alsdann etwas willkürlich mit ihnen verfahren, sie von allen weltlichen Bedingungen und Geschäften ausgeschlossen und bloß zum Beten angehalten werden. Was die Berechnung der theuern Fastenspeisen anbetrifft, die gefällt mir nicht. Wenn ich Unterthan wäre, so zitterte ich, wenn meine Herrschaft so für mich sorgte, denn ich würde fürchten, daß ich das Geld, was ich an der Reinheit meines Glaubens erspare, wieder zu der Reinheit der Flintenriemen und Montirungen der Armee, welche für meinen Glauben und Vaterland streiten soll, beitragen müßte". —

68. Carl August's letztes Gespräch mit Humboldt und Tod.

Daß der Herzog Carl August dem mit Goethe gemeinschaftlich begonnenen „Lebenslauf" nach Möglichkeit treu geblieben, ersehen wir aus dem Tagebache des Grafen Nostiz, der die

Notabilitäten, welche beim Wiener Congreß versammelt waren, schildert *) (Carl August war damals 57 Jahre alt): „Der alte Herzog von Weimar lebt so burschikos fort, wie er es immer getrieben. Die Welt gefällt ihm und er ist ihr immer durch Lebenslust verbunden, wenn auch die Jahre seine Beweglichkeit schwächen". Carl August trat als erster Großherzog zum Deutschen Bund. 1825 feierte er sein fünfzigjähriges Regierungsjubiläum und seine goldene Hochzeit."

Carl August starb auf der Rückreise von Berlin zu Graditz in Torgau am 14. Jänner 1828, 71 Jahre alt. Er ward beigesetzt in der Fürstengruft auf dem Friedhofe der Jacobskirche zu Weimar, wo er am 17. November 1827 Schiller's vermeintlichen Leichnam hat beisetzen lassen und wo später auch Goethe neben seinem Sarge einen Platz gefunden.

Die letzten Tage hatte Carl August in fast beständiger Gesellschaft des alten Freimaurers Humboldt verlebt **). In Eckermann's Gesprächen ist der Brief Humboldt's über die letzten Gespräche mit Carl August abgedruckt.

Wir lassen Einiges aus Humboldt's Berichte folgen, weil daraus zu ersehen ist, daß der Großherzog, als es mit ihm zu Ende ging, sich doch auch mit religiösen Gedanken, freilich in großartiger Confusion, beschäftigt hat.

Humboldt berichtet: „In Potsdam saß ich mehrere Stunden mit dem Großherzog auf dem Canapé, er trank und schlief abwechselnd, trank wieder, stand auf, um an seine Gemahlin zu schreiben, dann schlief er wieder. Er war heiter, aber sehr erschöpft. In den Intervallen bedrängte er mich mit den schwierigsten Fragen über Physik, Astronomie, Meteorologie und Geognosie, über Durchsichtigkeit eines Kometenkreises, über Mond-Atmosphäre, über die farbigen Doppelsterne, über Einfluß der Sonnenflecke auf Temperatur, Erscheinen organischer Formen in der Urwelt, neue Erdwürmer. Er schlief mitten in seiner und meiner Rede

*) Vehse: Deutsche Höfe. Band XXVIII. S. 295.

**) Wie erbärmlich und verächtlich sich Humboldt, der vom preußischen Hofe mit Wohlthaten und Auszeichnungen überschüttet war, gegenüber dem König und seiner Familie benommen, das hat seine Correspondenz mit Varnhagen zu Tage gebracht. Für diese eclatante Infamie hat auch noch kein Verehrer Humboldt's einzustehen öffentlich gewagt!

ein, wurde oft unruhig und sagte dann, über seine scheinbare Unaufmerksamkeit freundlich um Verzeihung bittend: „Sie sehen Humboldt, es ist aus mit mir".

„Auf einmal ging er desultorisch in religiöse Gespräche über. Er klagte über den einreißenden Pietismus und den Zusammenhang dieser Schwärmerei mit politischen Tendenzen nach Absolutismus und Niederschlagen aller freien Geistesregungen. „Dazu sind es unwahre Bursche", rief er aus, „die sich dadurch den Fürsten angenehm zu machen glauben, um Stellen und Bänder zu erhalten". „Mit der poetischen Vorliebe zum Mittelalter haben sie sich eingeschlichen".

„Bald legte sich sein Zorn, und nun sagte er, wie er jetzt viel Tröstliches in der christlichen Religion finde. „Das ist eine menschenfreundliche Lehre, sagte er, aber vom Anfang an hat man sie verunstaltet, die ersten Christen waren die Freigesinnten unter den Ultras". —

Der arme alte Mann ist mit seiner Anschauung und mit seinem Urtheil über das Christenthum über die Kaffeehausphrasen nicht hinausgekommen. Daß die christliche Lehre allüberall am meisten durch ein unchristliches Leben und die diesem nachfolgende Feindschaft gegen die positive christliche Lehre verunstaltet wird, das wollte sich Carl August nach fünfzigjähriger Wirthschaft an seinem Musenhofe nicht einbekennen. Die Galle gegen die Romantiker, „die Beleber des Mittelalters", war in Weimar 20 Jahre lang an der Tagesordnung. Görres war doch der Bedeutendste dieser Richtung, und daß dieser Mann sich nach dem rothen oder schwarzen Adlerorden Preußens ebensowenig, als nach dem weißen Falkenorden Weimars gesehnt hat, dafür braucht man ihm nicht erst ein Zeugniß auszustellen.

Leute, die einem widerwärtige Wahrheiten sagen, dadurch zu verdächtigen, daß man ihnen gemeine eigensüchtige Motive unterlegt, ist eine uralte Strategie. Wenn das Christenthum nichts Anderes wäre „als eine menschenfreundliche Lehre, so wäre es eben gar nichts und am Ende nicht einmal der Rede werth.

So weit war der Fürst in Theorie und Praxis mit seinen Anschauungen über Religion und Christenthum durch seine

ausgewässerten rationalistischen Hofprediger gekommen, die man suchte, wie man sie brauchte, und von denen man sich im Voraus überzeugt hatte, daß sie in das Hofleben keine unangenehmen Einstreuungen machen, sondern recht hübsch menschenfreundlich sich verhalten.

Nun liegt Carl August zwischen Goethe und Schiller in der Fürstengruft. Dem Goethe waren die Hofleute in Weimar nicht grün, sie versuchten es, ihm noch im Tode einen Possen zu spielen.

„Goethe ward aber nicht wie die Leichen der Fürstlichkeiten durch die Rotunde in die Gruft herniedergesenkt, das schien den Hofleuten zu viel Ehre, der Sarg des großen schweren Mannes ward mühheseligst eine kleine Treppe hinunter in's Grabgewölbe gebracht; er mußte, um den Transport den Trägern möglich zu machen, in die Höhe gestürzt werden". —

Es mochte den Hofleuten, welche diese Meuchlings-Bestattung in die Herzogsgruft hinein durch eine Seitencoulisse arrangirten, eine Art Befriedigung gewähren, den jahrelang gefürchteten Minister noch im Tode (trotz des Herr von, der das Recht hat, sich dem Fürsten gleich zu stellen, wie er sagte) von den überlebenden Weimarern das Zeugniß auszustellen, daß er nicht auf dem Todtenwege der Fürsten durch die offene Halle, sondern durch ein Seitenloch als Plebejer in die Fürstengruft hinunter geschwärzt werden müsse.

Hätte Goethe diese „Bagatell-Ceremonie" voraussehen können, es würde ihm sicher keine Freude gemacht haben, so aber mußte er sich's, wie sein Orest (Iphigenie, 2. Aufzug, 1. Auftritt) gefallen lassen:

„Es ist der Weg des Todes, den wir treten,
In meiner Seele wird es immer stiller".

Dem Goethe haben die todten Fürsten wenigstens das hintere Pförtchen in der Todtenhalle offen gelassen. Die Schillerleiche haben gar nur vier Träger sang- und klanglos bei Nacht und Nebel in eine mit Plebejerleichen gefüllte Grabeskammer hinabgeschleppt.

---

*) Vehse. XXVIII. Band, S. 296.

69. Wie Düntzer bei Goethe und Carl August immer unablässig in „Vermuthungen" arbeitet.

Auch in „Goethe und Carl August" spielen die Vermuthungspointen bei Düntzer eine große Rolle *). Nur einige Proben.

I. Band, Seite 17: „War er (Goethe) auch nichts weniger als ein Freund des Kartenspieles (vingt et un war bei Hofe beliebt), so wird er sich doch auch dieser Unterhaltung nicht haben entziehen können".

Seite 20: „In den beiden ersten Monaten des Jahres wird es an abenteuerlichem Jagdtreiben nicht gefehlt haben". „Auch der Pflanzenwelt habe man sich zugewendet, und ihn selbst habe besonders die ganz merkwürdige Sippschaft der Moose angezogen. Indessen möchte diese Beschäftigung mit der Baum- und Pflanzenwelt doch erst später zu setzen sein".

Seite 25: „Die Rückkunft erfolgte wohl an demselben Abend". „Gleich darauf scheint er mit dem Herzog sich bei Frau von Stein zu Gaste gebeten zu haben".

Seite 30 (Mai 1776 in Oldisleben): „Wahrscheinlich war es hier, wo Goethe auf einem Querоctavblättchen mit gedrucktem Rande einen Bauernhof mit Bleistift umriß. Die Unterschrift des unter den Papieren der Frau von Stein aufgefundenen Blättchens lautet: „G., den 31. Mai 76. From. Amalie Louise".

Seite 35 (Juli 1776): „Am 15. ist er (Goethe) mit dem Herzog beim Vogelschießen zu Apolda wo er, ohne Zweifel auch der Herzog, mit den Bauernmädchen herumtanzt, und sich in eines derselben verliebt". Unten Note: „Es wird berichtet, daß der Herzog sich auf Vogelwiesen unter die Schützen bei ländlichen Festen an die Schenktische gestellt, und er und sein Gefolge mit den Bauernmädchen herumgetanzet".

Seite 36 (Illmenau, Juli 1776): „An einzelnen übermüthigen Thorheiten und wilden Ausgelassenheiten wird es auch bei diesem Aufenthalt in Berg und Thal nicht gefehlt haben, besonders in dem nahen Forste

*) Goethe und Carl August während der ersten 15 Jahre ihrer Verbindung. Studien zu Goethe's Leben. Von Heinrich Düntzer. Leipzig. 1867. Dieck.

und Schlosse Stützerbach, woran Goethe selber später nur mit Mißbehagen denken konnte. Ein völliges Tagebuch soll man über die dort verübten, zuweilen nach der Natur des Herzogs etwas derben Thorheiten gehalten haben. Manches verlautete auch in Weimar, wie wir aus Wieland's Aeußerung ersehen, Fieldings Pardridge würde manchmal den Kopf über ihn schütteln, und das Juvenalische: man müsse bitten, daß der Geist gesund in gesundem Körper sei, in den Bart hineinmurmeln. Die wildesten Kraftanstrengungen aller Art, das frischeste Leben in freier Natur zogen den Herzog an, wobei manche Rohheiten der gährenden jugendlichen Natur vorfallen mochten, aber ohne daß er je in's Gemeine verfallen wäre, wogegen ihn seine edle Natur, das ihm vorschwebende hohe Ziel, und die erhebende Herzensfreundschaft seines gemüthvollen Schutzgeistes sicherten". —

Wir finden hier von Düntzer, als einem großen Heilkünstler für „übermüthige Thorheiten", „wilde Ausgelassenheiten", „derbe Thorheiten", „wildeste Kraftanstrengungen", „manche Rohheiten", ein Pflaster zusammengekocht aus dem „hohen vorschwebenden Ziele", aus dem „gemüthsvollen Schutzgeist" und aus der Versicherung, daß ein Verfall in's Gemeine" sich nicht habe ereignen können!

Das ist so Düntzer-Manier, an welche man sich gewöhnen muß, wenn man seine Verherrlichungs- und Verklärungsschriften durchblättert. Bei Friederike von Sessenheim Nr. 3 haben wir gefunden, wie Düntzer ganz genau wußte, was sich Goethe vor 100 Jahren gedacht hat, hier sehen wir wieder, wie er ganz genau weiß, wie weit von Seite des Herzogs und Goethe's vor 100 Jahren die Ausgelassenheit, derbe Thorheiten und Rohheiten getrieben worden sind.

Der Herzog fiel bei all'dem „nie in's Gemeine, seine edle Natur, das vorschwebende hohe Ziel und die Herzensfreundschaft seines gemüthvollen Schutzgeistes schützen ihn". Schade, daß uns Düntzer nicht bestimmt erklärt, wo die Gemeinheit anfängt, welches hohe Ziel ihm vorgeschwebt ist, und wie lang die Gemüthsfülle des Schutzgeistes gedauert hat. Als Goethe mit der Vulpius die „Naturehe" einging, da hatte ein Schutzgeist (die

Stein) seine Kraft verloren, die Gemüthlichkeit war ihm, dem Schutzgeist-Stein, ausgegangen und er fing ganz entsetzlich zu schimpfen an, und zwar in einer sehr gemeinen, für einen Schutzgeist gar nicht passenden, weder einen Schutz gewährenden, noch einen Geist verrathenden Weise. So ein gemüthsvoller Schutzgeist spielt bisweilen eine sehr traurige Rolle, wenn er anfängt, komisch zu werden, wenn er sich lächerlich macht.

Seite 38 (August 1776): „Die abenteuerliche Wirthschaft war eine am 2. September erfolgende Lustfahrt nach Ilmenau, zur Feier des Geburtstages des Herzogs, von der sie erst am 6. zurückkehrten. Daß es bei dieser Feier, an der auch Lenz und Klinger theilgenommen haben dürften, an tollen Ausgelassenheiten nicht gefehlt haben wird, läßt sich denken“.

Seite 39: „Anfangs September war auch der von der Berliner Revue rückkehrende Erbprinz von Darmstadt, zur größten Freude seiner Schwester, der Herzogin, in Weimar gewesen, und er hatte an der Geburtstagsfeier zu Ilmenau theilgenommen, wo Goethe sich ihm besonders genähert haben dürfte“.

„Durch die Gegenwart des Erbprinzen scheint sich auch Goethe's Verhältniß zur jungen Herzogin gebessert zu haben, die, von Anderen aufgereizt, ihm gezürnt, und für alle Ausschweifungen des Herzogs ihm Schuld gegeben haben dürfte“. —

Seite 41 (September 1776): „Vor dem Ende des Monats scheint Goethe von Weimar sich wegbegeben zu haben, vielleicht nach Kalbsreith, dem Gute Kalb's. „Die Freundin (Stein) traf gleich darauf in Weimar ein, vielleicht um Herder zu sehen. In der Mitte October war Goethe wohl in Begleitung des Herzogs von Weimar abwesend, wahrscheinlich in Ilmenau, und dürfte es damals wieder an „abenteuerlicher Wirthschaft“ nicht gefehlt haben.“

Dürfte, dürfte und dürfte — — diese Geschichtsschreibung wird ja immer dürftiger!

70. Was Düntzer über Goethe's „Entsagungen“ und „andächtige Stimmungen“ Erbauliches berichtet.

Seite 42 (November 1776). Sehr oft spricht Düntzer von Goethe's Entsagungen und Opfern. So auch hier: „Bei aller Verwirrung seiner Leidenschaft hatte er sich glücklich durchgekämpft, er hatte den Herzog immer näher an sich herangezogen,

dessen Thätigkeit auf's Heilsamste gefördert, wenn er ihn auch nicht von allen Ausschweifungen abhalten konnte, ja sich mit ihm zuweilen toll hineinstürzte, er hatte ihm ein Beispiel der Entsagung und kräftigst durchsetzenden Willens gegeben, indem er selbst das Widerstrebende mit männlichem Muth ergriff, er hatte allen Neidern, Gegnern und Mißdeutern zum Trotz seinen Weg mit festem Schritt vollendet."

Der gewöhnliche Leser mit seinem hausbackenen Verstand dürfte durch diese angeführten Beispiele der Entsagung in ein wahres Labyrinth von Confusion und Unverständlichkeit hineingerathen, aus welchem mit allem männlichen Muth und allem „festen Schritt" doch kein Ausweg zu finden ist.

Seite 48 (August 1777). „Leider gingen sie am Abend des 31. wieder nach Stützerbach, wo es dem Herzog im tollsten Treiben wohl zu sein schien, und er riß Goethe, der so lange in ruhigster Zurückhaltung sich behaglich gefunden, mit sich hin, da er nicht mit sauertöpfischem Ernst sich ausschließen wollte, und wie uns Goethe's Antonio sagt, „der böse Genius, wenn wir uns lange klug und mäßig gehalten, uns an der Seite lauert und von Zeit zu Zeit sein Opfer fordert". „In Stützerbach tanzt' ich mit allen Bauernmädels in Nebel und trieb eine liederliche Wirthschaft bis Nacht eins", gesteht er der Freundin (Stein). Dadurch bildete sich der Ansatz zu einer Backengeschwulst, die das böse Wetter noch verschlimmerte." — —

Gegenüber diesen apostolischen Reisen und praktischen Uebungen wollte Herder einmal eine Kirchenzucht im Herzogthum Weimar einführen. Da wäre der arme Superintendent beim Landesfürsten (obersten Bischof) und seinen poetischen Lebensverklärern schön angekommen!

Seite 49 (September 1777) läßt Düntzer Goethe von der Ueberzeugung durchdrungen sein, daß alle Herrlichkeit, alles Streben und Streiten nichts helfe, „ohne Seelenbehaglichkeit und ohne des Leibes Liebesleben".

Seite 52—53 sagt Goethe: „Was ihm das Schicksal Alles gegeben hat." „Vier Tage später finden wir ihn (Goethe) in ernster andächtiger Stimmung, worin er dem heiligen Schicksal dankt, daß es in anderer Weise, als er es sich gedacht,

für ihn gesorgt.“ Seite 53: „Die Götter wissen allein, was sie wollen und was sie mit uns wollen, ihr Wille geschehe.“

Das wiederholt sich häufig, er geht Gott immer aus dem Wege und spricht von Genien, Göttern und dem Schicksal. Wenn es aber keinen selbstbewußten Gott giebt, so giebt es ja doch sicher noch viel weniger ein Schicksal, oder Götter, oder einen Genius, der sich um den armen Menschen in seinen Nöthen kümmert. Freilich kommen auch, zwar selten, aber doch, Reminiscenzen an Gott, so z. B.

Seite 53: „Bedeutsam ist hier auch die Aeußerung, wie er wieder auf diesem dunklen Zuge Liebe zu der sogenannten niederen Classe der Menschen bekommen, die gewiß vor Gott die höchste sei.“ „Da sind doch alle Tugenden beisammen: Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden, Ausharren in um — in um . . . ich will mich nicht in Ausrufe verlieren.“ —

Es ist merkwürdig, daß er nicht weiter nachdachte, woher denn diese Tugenden bei dem niederen Volke kommen — doch eben nur von den Reminiscenzen der Religion, die Dulden und Entsagen ihnen gelehrt, und Treue und Wahrhaftigkeit und Genügsamkeit in Hoffnung auf ein besseres jenseitiges Leben. Diese christliche Lehre aber galt ihm eben, seinem Ausspruche nach, als ein Mährchen.

71. Wie die Götter mit Goethe sind und für was sie ihn halten.

Ueber die Gefahr, in der Goethe bei der Schweinhatz schwebte, da ihm das Eisen beim Anprallen des Thieres unter der Feder wegbrach, theologisirt Düntzer Seite 55: „Mußte ihm dieser Vorfall das leidige Jagdtreiben noch verhaßter machen, so bestätigte derselbe ihm auch die Ueberzeugung, daß die Götter mit ihm seien, wie er dies auch auf der Harzreise empfunden, als ein Stück Schieferfels von 5 bis 6 Centner vor ihm niederschlug, ohne ihm Schaden zu bringen“.

Aus Berlin schreibt Goethe, Mai 1778 (Seite 59): „Gleichheit und Reinheit erhalten mir die Götter auf's Schönste, aber dagegen welkt die Blüthe des Vertrauens: der Offenheit, der hingebenden Liebe täglich mehr. Es ist ein schön

Gefühl an der Quelle des Krieges zu sein, da sie überzusprudeln droht". —

Diese Gedanken hat Goethe in verschiedenen Formen, so auch gegen Luden ausgesprochen. Selbstverständlich meinte er ganz richtig, das *Zuschauen* sei *viel angenehmer*, als das *Zuhauen*.

Weiter schreibt er: „So viel kann ich sagen, je größer die Welt, desto garstiger die Farce, und ich schwöre, keine Zote und Eselei der Hannswurstiaden ist so ekelhaft, als das Wesen der Großen, Mittleren und Kleineren durcheinander. Ich habe die Götter gebeten, daß sie mir meinen Muth und Gradsinn erhalten wollen bis an's Ende, und lieber möge das Ende vorrücken, als mich den letzten Theil des Zieles lausig hinkriechen lassen".

Seite 64 (Juni 1778 an die Stein): „In meinem Thal ist's mir lieber und wohler, als in der weiten Welt. Gestern Abends (also gerade am Abend, wo Wieland ihn mit der Schrötter getroffen) dacht' ich, daß mich *die Götter* wohl für ein schön Gemälde halten mögen, weil sie so einen überkostbaren Rahmen darum machen wollten. *Daß Sie mich lieb haben glaube ich und fühl's*. Sie und der Herzog wohnen über mir wie Nagel und Schleife, daran Rahmen und Gemälde hängt".

Wenn ein *gewöhnlicher Mensch*, der in dem Glauben an den selbstbewußten Gott und *an die Pflichten*, die Gebote Gottes zu halten aufgewachsen ist, in einemfort von den *Göttern* faselt, die ihm *Hilfe* und *Trost* spenden, so wird man diesen Götterglauben für eine fade Fiction oder für einen eclatanten Blödsinn halten. Bei einem Urtheile über Goethe aber *ist das nicht erlaubt*, da muß man erst bei Düntzer anfragen, und was der sagt, das muß man glauben, auch für den Fall, daß es Einem ein colossaler Schwindel scheinen *dürfte*.

Diezmann macht dem Düntzer Schmerzen, die sich dieser Seite 61 zu calmiren sucht: „Wenn Diezmann von einem alten Weimaraner erzählen hörte, die Schrötter habe eines Tages in fleischfarbenem Tricot gekleidet, eine Guitarre im Arm, an einem der lieblichsten Punkte des Parkes sitzend, gesungen, während Carl August und Goethe auf und abgegangen, worüber die unvermuthet dazukommende Herzogin sich tief verletzt gefühlt, so ist

das eine der Geschichten, deren Glaubwürdigkeit man bei der herrschenden Klatschsucht wohl bezweifeln darf*). Goethe suchte von seiner Seite Alles zu vermeiden, und auch den Herzog so viel er vermochte von Allem abzuhalten, was die Herzogin verletzen konnte, mit welcher er vielfach zusammengekommen sein dürfte". — —

72. Wie der Herzog und Goethe in die Johannesloge eintreten. Was Düntzer Alles nicht weiß! Hält Düntzer seine Leser für Cretins, oder halten die Leser Düntzer's ihn — für einen Weisen?

Seite 99 (Juni 1780): „Nach längerer Vorbereitung trat der Herzog mit Goethe am Vorabend des Johannesfestes, am 23. Juni, in den Freimaurerorden, dessen ausgesprochene edle Zwecke zu der ernsten Richtung, welche beide fest inne zu halten bestrebt waren, vollkommen stimmten. „Goethe war es", konnte der Kanzler Müller bei der Gedächtnißfeier des Dichters in der von der Herzogin Amalie benannten Loge zu Weimar sagen „der unseren unsterblichen Protector Carl August unseren Hallen **) zuführte, er, der mit dem edlen, zartsinnigen Herzog Ernst von Gotha langjährige, vertraulichste Maurerverbindungen hielt. Gleich fern von aberwitziger Schwärmerei, wie von politischer Einwirkungssucht (oh! oh! oh!), die ... übrigens zum Theil (sic!) ausgezeichneten Männer des Illu... ordens ergriff, hat er nie die hohe Bedeutung ... unser Bund nach seinem reinen Grundcharak... Gesittung und Ausbildung seiner Glieder, für ... und Civilisation und dadurch für die R... heit der Staaten haben kann und ...

*) Warum denn nicht? Düntzer hat e... zu bezweifeln, was ihm nicht in den Kram ... Leser erwartet, dieser werde alle seine viell... dürfte und wird, und wahrscheinlich ... für unbezweifelte Wahrheit halten. Kein Sc... hat es in den Vermuthungsversuchen ... Streben Thatsachen wegzuvermuthen, und an... muthungen hinzuvermuthen, zu jener Virtuosit...

**) Was sich der Leser unter diesen „... Die Loge in Weimar ist ein höchst simpler ... aber billig".

Was dieser gute Düntzer Alles weiß!! Freilich wird das weit von dem überwogen, was er Alles nicht weiß!!

Düntzer scheint beim Abfassen seiner Schriften immer kleine Gymnasiasten und belletristische Budenjünglinge sich als Leser vor die Phantasie hinzuzugaukeln. Die ausgesprochenen edlen Zwecke bis auf die Herstellung und Erhaltung der Ruhe und Sicherheit in den Staaten durch die Maurer und Illuminaten — das giebt uns ein Zeugniß von dem unbefangenen Kindesherzen Düntzer's. Es ist ja doch mit allen möglichen Acten nachgewiesen, daß die Häupter des Illuminatenordens galgenwürdige Gesellen ersten Anspruchs und höchster Aufknüpfungswürdigkeit gewesen sind. Weishaupt, der Gründer der Illuminaten, war ein Verbrecher schwerster Sorte. Daß es vor hundert Jahren viele Leute gegeben hat, die sich durch die edlen Zwecke und „Humaniät“ und „Civilisation“ täuschen ließen, ist sicher, die armen Gesellen hatten keine rechte Gelegenheit, die hochgradigen Schwindler zu durchsch[illegible]the betrachtete die Loge eben nach seiner eigenen Erklär[illegible]e Mani[illegible]on gegen die finstern Ansicht[illegible]ttel[illegible]h. als ein gegenseitiges Trost-Bün[illegible] Fei[illegible]licher Lehre und christ-[illegible] Je[illegible]men sind, desto weniger kann [illegible]sto [illegible] wir zu fürchten. Wir sind [illegible]um [illegible] auch nicht in der Erbauung, [illegible]rstör[illegible]aurer haben noch ebenso wenig [illegible]enig [illegible]eit einen Nutzen gebracht, als [illegible]irklichkeit abgesehen haben.

[illegible] der Loge gefeiert, wie in [illegible]alen[illegible]urerei auf das Jahr 1882 [illegible]mt die erste Heiligenstellung [illegible]hört der 28. August 1749 [illegible](Aufnahme in den Orden),

[illegible]und Unterricht, Graz 1885, [illegible]ab dem Strom die Richtung, [illegible] von Goethe. Er diente der [illegible] Rattenfänger von Hameln. [illegible]n der edlen Jugend hat er [illegible]n Sumpf des sinnlichsten

Materialismus und durch denselben in die Loge gelockt. Wie viele mit seinem Werther zu Tode gepfiffen! Und Selbstmord gilt ja in der Loge als Mannestugend! Allerdings, Bruder Goethe verdankt auch der Loge sehr viel, nämlich den größten Theil seines modernen Nimbus; aber mehr noch verdankt ihm die Loge, denn sein Wirken war zwar nicht bahnbrechend, aber es ist weittragender, nachhaltiger und jedenfalls logenmäßiger als selbst das eines Bruders Friedrich von Hohenzollern." — —

Wenn man aber jetzt noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts, wo Enthüllungen über Enthüllungen über die Zwecke und das Wirken der Geheimorden uns genügend gelehrt haben, mit einer gar so verschuldet blöden Kinderseligkeit über die Illuminatenbande schreibt, das ist doch mehr — als mindestens strafbare Unwissenheit!

In unseren Tagen würde Goethe sich nicht zu einem Beitritt mehr herbeigelassen haben. Ende des 18. Jahrhunderts war es geradewegs Modesache, die sogenannten Lebemänner wollten einen gegenseitigen Trost für ihr Treiben, und diesen Trost fanden sie in der Loge, welche ihnen die freie Entwicklung der Humanität verbürgte: das absolute Menschsein, das sich um ein absolutes selbstbewußtes Sein außer dem Menschen nicht zu kümmern hat und außer den Gesetzen des Staates und allenfalls des bürgerlichen Anstandes kein Gesetz zu halten braucht. Die Maurerei war eben eine Spielerei für Besitzende, die ihres Lebens „ohne finstere Schreckbilder des Mittelalters" froh werden wollten. Die Allgemeinheit der Maurerei, d. h. die Maurerei in die untersten Stände verbreitet, ist aber der Socialismus — und bedingt die sociale Umsturzbewegung. In unseren Tagen können Maurer, die zu den besitzenden Classen gehören, doch nur als Eingeweihte: obere Benützer der unteren Benützten sein.

73. Wie die Maurer den armen Düntzer dupirt haben und er ihnen Alles glaubt, was sie ihm aufheften.

Düntzer hat sich derartig in das Meer der Goethe-Literatur versenkt, daß er absolut für Alles blind ist, was auf dem Festlande der Geschichte vorgegangen ist und vorgeht. Wenn er so unverfroren ist, wörtlich anzuführen: „die Loge sei fern

von politischer Einwirkungssucht und sorge für die Ruhe und Sicherheit der Staaten", so können wir Düntzer's Beistimmen zu diesem Urtheile — mit den Worten: „hochgradiger Blödsinn" deßwegen nicht bezeichnen, weil diese Bezeichnung für obiges Lob der Maurer nicht nur zu wenig, sondern eigentlich noch gar nichts bedeutet. Die besagte Schrift Düntzer's: „Goethe und Carl August" erschien 1861. Dreißig Jahre lang saß somit, seit 1830, Düntzer in seiner Goethe-Stube, den Schlafrockkragen hoch über die Ohren gezogen und eine Blende vor den Augen, die ihm nur auf seine Goethe'schen Aufschreibungen zu schauen gestattete. Somit wußte Düntzer nicht die allgemein bekannte Thatsache: daß der Jude Cremieux im Jahre 1848 durch die haute finance von Paris zum französischen Justizminister erhoben wurde und daß er der Gründer der Alliance israelite universelle, zugleich der Großmeister aller französischen Logen war. Mit Hilfe dieser Logen wurde nach dem Zeugniß Lamartines und Garnier Pages die Revolution von 1848 erzeugt, ja selbst die von 1789 und 1830. Der spanische Jude Mendizabal war die Seele der Revolution in Portugal 1820. Er bewirkte die Einnahme von Oporto und Lissabon und trug 1830 die Revolution nach Spanien durch seinen mächtigen Freimaurer-Einfluß auf die spanischen Juntas, mit deren Hilfe er sich auch zum spanischen Ministerpräsidenten emporschwang.

74. Wie hinwieder die Juden die christlich getauften Maurer — am Seile führen und Düntzer davon keine Ahnung hat.

Düntzer kennt nicht die Schrift Toussenets: Les juifs rois de l'Epoque (1847 in Paris erschienen), die über das Maurer- und Judenblatt: Journal des Débats berichtet, daß jedes Ministerium in Frankreich diesem Journal enorme Summen zahlen müsse, wenn es sich halten wolle. Es gab Minister (wie Villèle), welche sich von der Macht dieses Blattes zu befreien suchten.

Aber Villèle wurde gestürzt durch eine Coalition, worin die Débats eine große Rolle spielten; das Ministerium Martignac war genöthigt, dem Journal des Débats die Rückstände Villèle's

von 3 Jahren nachzuzahlen. Thiers versuchte sich zu empören gegen den Despotismus; aber ein mächtiger Artikel warf den Kühnen zu Boden, daß er um Verzeihung bat und Frieden schloß mit dem Cassier des Blattes; die Reue wurde acceptirt. Guizot und Duchâlet führten die geringsten Befehle der Débats aus: das Mögliche wurde gethan, das Unmögliche versprochen. Montalivet war mehr als servil, die Débats regierten das Ministerium des Innern; Montalivet stopfte die öffentlichen Stellen mit den Schreiberjungen der Débats voll. Montalivet gewöhnte die öffentliche Meinung, die Débats als Organ des Hofes zu betrachten. Ihre Redacteure figurirten unter dem Namen von Erziehern der königlichen Prinzen. Und dieses Blatt beschützt den Hof, so lange sich der Hof den Ansprüchen der mächtigen Herren der Straßen Bergère und Lafitte willig zeigt; sonst nicht, und seine Ergebenheit für die Dynastie geht nicht weiter. Schon viele Dynastien hat dieses Blatt in seinem Leben begraben. Das „Journal des Débats“ ist sonst officiell anerkannt in ganz Europa. Es kann sich herausnehmen, dem Kaiser von Rußland die Nase zu zupfen. Es giebt keine Krönung in Oesterreich, keine in England, ohne einen außerordentlichen Gesandten der Débats. Gehen Sie in eine öffentliche Bibliothek, in das College de France, in die Sorbonne, Sie begegnen einem Redacteur der Débats; der Cassationshof, der Staatsrath, die Gesandtschaften, der öffentliche Unterricht, Alles ist vom Ressort dieses Blattes. Herr Buglic verordnete, die Consulate sollten den Eleven der Ecole des Consuls reservirt werden. Aber die Verordnung wurde nie effectuirt; die wirkliche Schule, die einzige Schule der Consuln ist das Journal des Débats. Dieses Blatt hat seine Consuln in Bagdad, zu Alexandrien, zu Jerusalem, zu Genua u. s. w. kurz dieses Blatt ist der höchste Richter über die Geschicke der Nation.“

Vielleicht begreift man jetzt das folgende Wort D'Israelis: „Die Welt wird von ganz anderen Leuten regiert, als diejenigen meinen, welche nicht hinter die Coulissen sehen. Die russische Diplomatie, voller Geheimnisse, vor der ganz Europa erbleicht, wird organisirt und geleitet von Juden. In Spanien, Paris und anderswo steht es eben so“.

Ein Maurer, erzürnt über die politische Allmacht der Juden in der Loge, schrieb (siehe Histor.-polit. Blätter 1862):

„Die Macht, welche Juda durch die Freimaurer erlangt hat, steht auf dem Zenith. Sie ist gleich gewaltig gegen den Thron, wie gegen den Altar. Obgleich ausgeschlossen aus gewissen Logen sitzen die Juden in allen Logen der Welt. Zu London sind zwei jüdische Logen, welche die Fäden aller revolutionären Elemente, die in den Logen, in dem geborne Christen sind, zusammenhalten. Die Spitze der Loge bildet Juda, die christlichen Logen sind blinde Puppen, welche von Juda in Bewegung gesetzt werden, ohne es selber größtentheils zu wissen. Eine dirigirende Loge, ganz von Juden gebildet, besteht auch zu Rom; auch ist sie eins der obersten Tribunale der Revolution, das durch unbekannte Häupter die übrigen Logen regiert. In Leipzig ist die geheime jüdische Loge zur Meßzeit permanent; kein Christ hat Zutritt. Zu Hamburg und Frankfurt haben nur die geheimen Commissäre Zutritt; die letztere nennt sich „Absalon zu den drei Brandnesseln". Der Name zeigt die Sache an. Möchten die Großen doch begreifen, daß die Loge nur arbeitet, die Völker zu revolutioniren im Interesse des Judenthums! möchten sie das Wort Burke's begreifen: „Es kommt eine Zeit, wo die Fürsten Tyrannen werden müssen, weil ihre Unterthanen Rebellen aus Princip geworden!" (Histor.-polit. Blätter 1862; und Monde 5. Nov. 1862.) Auch wird dort erzählt, daß häufig aus den Logen wandernde Juden als Prälaten ausgesendet werden, die bald hier, bald dort in den letzten Jahren bei den Kirchenfürsten auftauchten, um „Geschäfte zu machen". Bischof Dr. Stahl von Würzburg entlarvte 1854 den Juden Meirowitsch, der als Cardinal Altieri bei ihm zu Tische saß, um gewisse Dinge zu erfahren, welche Dr. Stahl nach des Juden Meinung wissen mußte. Eben so erzählt Scharff von Scharffenstein in seinem Buche: „Das entlarvte Judenthum der Neuzeit", daß ganz kürzlich eine solche Figur in Berlin und Hamburg aufgetreten ist.

Aus der Geschichte des Maurerthums läßt sich also klar nachweisen, daß das Maurerthum nichts Anderes ist, als eine weitere, und zwar mächtige Handhabe in den Händen des Judenthums, daß alle dirigirenden Logen der Welt von Juden besetzt sind, und daß die christlichen Logen nichts anderes als die Dupes der jüdischen Logen sind. Diese sind der Herd aller

Revolutionen, von diesen gehen die Fäden aus, welche die christlichen Marionetten, sie mögen nun Jacobiner, Communisten, Socialisten oder Nihilisten genannt werden, in Bewegung setzen.

Der gute Düntzer, der Tausende von („es scheint", „wahrscheinlich hat er", „er wird an diesem Tage", „er dürfte um diese Zeit" u. s. w.) Vermuthungen über jeden Tag des Goethelebens in seinen Schriften zusammenspintisirt hat, weiß absolut nichts von dem, was um ihn her vorgeht, was nicht nur in Geschichtsbüchern, sondern auch in Tausenden von Zeitschriften veröffentlicht wird, und behauptet, die Maurerei beschäftigt sich nicht mit Politik, und sorgt für Sicherheit und Ruhe der Staaten, und thut nichts als edle Humanität und Civilisation anpflanzen!!

Wenn nun dieser Herr Düntzer von Thatsachen verdonnert wird, und vernichtet auf dem Boden daliegt, dann klagt er über „Unkengeschrei, das aus einer Pfütze ertönt".

75. Kleine Berichte über Carl August. Was Düntzer dem Herzog für Erlaubnisse und Privilegien bezugs Damen ertheilt. Lustige Feste. Goethe sagt: „Wenn man wüßte, was es heißt, Minister zu sein!" In Weimar auch noch dazu!

Seite 100 producirt Düntzer einen längeren Brief des Herzogs an Knebel (Juni 1780) mit prononcirter Zottologie. Seite 101 berichtet er, Goethe schrieb an die Stein: „Der Herzog hat mir doch gestern Abends ein Eckchen meines Krams verrückt". Das erklärt Düntzer: Vermuthlich hatte der Herzog den Dichter wegen des Verhältnisses zur schönen Frau in derber Weise geneckt. — Seite 103 (September 1780) sagt Düntzer: „Doch hatte er (Goethe) am Morgen mit ihm (dem Herzog) das Gefängniß besucht und es war zwischen ihnen zu einem bedeutenden Gespräch gekommen, über den Werth und Unwerth menschlicher Thaten." Düntzer hat das Gespräch sicher belauscht; denn er weiß ganz sicher, daß dieses Gespräch (September 1780) bedeutend gewesen ist!

Seite 115 (März 1781) klagt Goethe über die „Unschicklichkeit" des Herzogs. Düntzer bemerkt: „Je ruhiger, klarer und in sich gefaßter Goethe sich fühlte, um so unangenehmer berührten ihn, besonders bei seiner damaligen körperlichen Reizbarkeit, die launenhaften Unarten des Herzogs, dem er entschieden

erklärte, daß er ihn auf seinem Ausflug nach Cassel nicht begleiten werde, worauf dieser den Wedel kommen ließ." „Große Verehrung faßte der Dichter in Neunheiligen zu der Gräfin*), bei welcher ihm zuerst der Begriff der Worte: „Welt, große Welt, Welt haben" in vollster Klarheit aufging, wie auch ihr Leiden, das sie auf so herrliche Weise trug, seine innigste Theilnahme erregte. Goethe schreibt über diese Gräfin der Stein: „Sie liebt den Herzog schöner als er sie, und in diesem Spiegel hab' ich mich beschaut und erkannt, daß auch Sie mich schöner lieben, als wir gewöhnlich können. Doch ich geb' es nicht auf, ich fühle mich zum Streit aufgefordert und ich bitte die Grazien**), daß sie meiner Leidenschaft die innere Güte geben und erhalten mögen, aus der allein die Schönheit entspringt." Keinen Zug der Gräfin ließ er sich entgehen, wie er auch ihren wunderlichen Gatten auf das Schärfste beobachtete." —

Seite 116 führt Düntzer allerhand Stellen aus Goethe's Liebesbriefen an die Stein an und bemerkt darauf über den Herzog und die Gräfin: „Dagegen war des Herzogs Neigung zur Gräfin nichts als glühende Leidenschaft, die ihr hohes selbstbewußtes Wesen und die bei seiner Gattin so sehr vermißte Leichtigkeit des Lebens ihm einflößte, doch hoffe Goethe auch bei ihm auf eine Reinigung und Läuterung dieses ungestümen Gefühls zu heiterer Klarheit und milder Ruhe." —

Düntzer giebt dem Herzog gnädig die Erlaubniß, mit dieser verheirateten Gräfin ein Liebesverhältniß zu unterhalten, weil er bei seiner Gattin „die Leichtigkeit des Lebens" vermißte, er hofft aber mit Goethe, „dieses Verhältniß wird zu heiterer Klarheit und milder Ruhe gelangen".

---

*) Der verheirateten Geliebten des Herzogs.

**) Ein gewöhnlicher Mensch, der unter den gewöhnlichen Denkgesetzen steht, möchte hier Kopfweh kriegen. Grazien giebt es nicht, somit kann auch die, für die Leidenschaft verlangte innere Güte nicht verabfolgt werden; diese bösen Grazien haben für die Sanirung dieser Leidenschaft auch nicht das Mindeste gethan und statt der „inneren Güte, aus der allein die Schönheit entspringt", ist am Ende ein entsetzlicher Verdruß und ein ganz wildes, zorniges Schimpfen gegen Goethe und seine neue Leidenschaft für die Vulpius herausgekommen. Was für eine ohnmächtige Bande, diese Grazien!!

Somit giebt es auch eine trübe Klarheit und eine stürmische Ruhe, im Gegensatz zur heiteren Klarheit und milden Ruhe, und Goethe hoffte, diese wilde Doppelehe (oder doppelt wilde Ehe) des Herzogs mit der Werthern wird sich in Reinigung und Läuterung dieses ungestümen Gefühls herauswachsen. Wir sehen hier wieder Düntzer ganz vertraut mit den innersten Gedanken und Hoffnungen Goethe's.

Ein gewöhnlicher Simpel, der sich noch nicht auf das hohe Roß der wahlverwandtschaftlichen Moral hinaufgeschwungen hat, könnte sagen: Wie, aus einer doppelt ehebrecherischen Verbindung aus der „glühenden Leidenschaft eines alten Moechaberis mit der „Leichtigkeit des Lebens“ einer Kebsflamme, da soll eine „Reinigung und Läuterung“ und noch dazu eine „heitere Klarheit und milde Ruhe“ herauskommen? Man meint da geradewegs den Director einer höheren moralischen Schnaps-Raffinerie zu hören, dem keine Ingredienzen zu schlecht sind, um nicht einen reinen, klaren Fusel daraus zu brennen.

Von den weiteren Comödien und Spielen, die Goethe zur Unterhaltung der hohen Herrschaften arrangirte, nur ein Beispiel.

Seite 136 (Jänner 1782): Bertuch beschreibt den Redoutenaufzug vom 18.: „Goethe und Herr v. Stein stellten bei einer Repräsentation Zauberer vor. Frau v. Fritsch und Fräulein Voß wurden in Portechaisen hinter ihnen hergetragen, baten, aus den Chaisen herausgehen zu dürfen, welches geschah, und die Zauberer tanzten mit den beiden Damen. Hiezu kamen, nachdem die Zauberer vor Müdigkeit eingeschlafen waren, zwei Helden, der Herzog und Herr v. Schardt, tanzten um die eingeschlafenen Zauberer herum, letztere erwachten, wollten mit Gewalt die Helden vertreiben, diese zückten ihre Schwerter, worauf sie bezaubert wurden und auf ihrem Platz unverrückt bleiben mußten. Die Tänzerinnen wanden endlich den Zauberern die Zauberstäbe aus den Händen, befreiten die Helden und die Zauberer wurden in den Portechaisen hinausgetragen. Kleidung, Vorstellung und Musik waren sehr gut gewählt.“ —

Was sich Herr v. Stein als Zauberer gegenüber Goethe bei diesen Festen gedacht haben mag? Warum hat der Vermuther Düntzer nicht diese Frage gestellt? Herr v. Stein scheint dabei mehr versteinert als bezaubert gewesen zu sein. Aber

was wollte er thun? Die Excellenz war so gnädig, den armen Mann in der Komödie auch mitspielen zu lassen.

Seite 141 (März 1782) producirt einen Brief des Herzogs an Knebel über die Gräfinnen Werthern und Brühl mit sehr groben Zoten, woraus ersichtlich, daß die von Goethe ausgesprochene und von Düntzer accompagnirte Hoffnung, auf „Reinigung und Läuterung zu heiterer Klarheit und milder Ruhe“ seit einem Jahre noch sehr unansehnliche Progressen gemacht hat.

Seite 145 (April 1782) berichtet Düntzer die Freude Goethe's: „Der Hoffnung auf ein herzliches Verhältniß zwischen den hohen fürstlichen Personen (dem Herzog und seiner Frau) hatte Goethe längst entsagen müssen, um so mehr freute er sich, die Neigung des Herzogs auf eine so unendlich zarte und reine Frau, wie die Gräfin Werthern, gerichtet zu sehen“.

Ach wie klingt das gar so fein — So unendlich zart und rein. Düntzer sagt uns ungescheut — Ueber was sich Goethe freut! Wenn Düntzer das Leben mit einer verheirateten Frau so zart und rein findet — so zeigt er, wie geschwind und leicht er sich in Alles hineinfindet. Wenn es schon die unendlich Zarten und Reinen so treiben, was soll man dann von den unendlich Unzarten und Unreinen schreiben! Das Peitschenknallen (von Seite des Herzogs und Goethe's) auf dem Platze in Weimar — hält Düntzer als „einen wirklichen Hohn gegen alle Sitte“ für unmöglich! Aber das Verhältniß mit der gräflichen Aphrodite — Das ist kein wirklicher Hohn gegen alle Sitte — So macht dieser Weise sich allemal — Je nach Bedarf seine eigene Moral — Und für den landesfürstlichen Liebessport — Macht Düntzer Neunheiligen zu einem Gnadenort, — Wohin die frommen Pilger in Andacht wallen — Was viel sittlicher ist als das Peitschenknallen.

Oft berichtet Düntzer, wie Goethe ein Conseil, mitunter ein „langes Conseil“ hat. (S. 173): „Als Bergrath Baum einmal äußerte (S. 147), er sei über seine Beschäftigung so erfreut, daß er es ausschlüge, Minister zu sein, fügte Goethe hinzu: Und ich glaube es gerne, besonders, wenn er wüßte, was das heiße, Minister zu sein“.

Goethe hatte von seinem Weimarer Standpunkt vollkommen Recht, so zu sprechen. Er war ja Alles in Allem, Theaterdirector, Montanist, Poet, Festarrangeur, Herzogsfreund, Präsident, Kriegscommissär u. s. w., dabei muß man wissen, daß in einer Kleinstadt, jede Angelegenheit zu einer ungeheueren Wichtigkeit aufgebauscht wird; alle Augen sind auf den Einen Allmächtigen gerichtet, aber auch alle Zungen gegen ihn; er hatte einen Zauberkreis seiner Würde mit allem Ernst um sich gezogen, daß er eigentlich nie die öffentliche Meinung über sich selbst in Erfahrung bringen konnte.

Luden, in seinen 1847 erschienenen Rückblicken, spricht aus Erfahrung, daß es sehr gefährlich war, wenn Jemand, über den der Minister Macht hatte, sich nur im Mindesten eine schiefe Ansicht über eine poetische Schöpfung Goethe's auszusprechen wagte, das pflegte er dem Kühnen nicht zu vergessen. Am deutlichsten liegt in den Briefen von Zelter und Knebel die Art und Weise vor, wie Goethe als Dichter behandelt sein wollte, die Beiden haben das meisterhaft verstanden; wie wir es in den betreffenden Beispielen aus ihrer Correspondenz mit Goethe unwiderleglich darthun werden.

76. Wie Goethe seiner Speculation über die alte Erdkruste sich zu früh erfreut, und als praktischer Bergmann ein sehr bedenkliches Fiasco macht. Düntzer's tausend Vermuthungen.

Seite 180 (im September 1783) schreibt Goethe an die Stein, er sei beim bekannten Mineralogen, dem Berghauptmann von Trebra gewesen, der mit seinen Ansichten und Bestrebungen längst vertraut war. „Hier bin ich recht in meinem Element, und freue mich nur, daß ich finde, ich sei auf dem rechten Wege mit meiner Speculation über die alte Kruste der neuen Welt. Ich unterrichte mich, so viel es die Geschwindigkeit erlaubt, sehr viel, das Urtheil giebt sich. Du wirst Dich freuen über eine Menge Ideen, die ich mitbringe, auch über menschliche Natur und Wesen, und was Dich eigentlich angeht".

Selbstverständlich theilt Düntzer nicht mit, wie Goethe mit seiner Speculation über die alte Kruste durchaus nicht „auf dem rechten Weg" gewesen ist, und beim Bergwerk zu Illmenau, auf welches er nach seiner Theorie so große Hoffnungen, bezugs der Ausbeute, setzte, Tausende ohne Frucht, zwar nicht

hinausgeworfen, aber in die Erde hineingeworfen wurden; so daß das ohnedies durch permanente Verschwendung des Hofes verarmte Land noch mehr in Schulden hineingestürzt worden ist.

Seite 181 (September 1783) theilt uns Düntzer wieder eine von seinen Hunderten und Hunderten höchst interessanten Nachrichten mit: „Ob Goethe an den beiden folgenden Tagen mit dem Hofe in Ettersburg gewesen sei, wissen wir nicht". Selbstverständlich vermuthet Düntzer, daß nach einer derartigen negativen Nachricht seine Leser aufseufzen und ausrufen: „Welch' ein Unglück, daß wir dieses nicht wissen! Und welch' ein Glück, wenn wir's wissen würden".

In etwas interessant ist das politische Getriebe der kleinen Höfe von damals, noch um etwas interessanter, wenn man bedenkt, was diese Höfe hundert Jahre später mit ihrer schlauen Politik erreicht haben.

Seite 181: „Am 13. September kommen der Markgraf von Baden und der Erbprinz an, und am folgenden Tage konnte sich Goethe der Hoftafel nicht entziehen. Der Markgraf wird damals dem Herzog seinen Plan zur Verbindung der kleinen Fürsten unter sich und der Kurfürsten untereinander zur Sicherung der Eingriffe Oesterreichs in die Reichsverfassung, mitgetheilt haben, wie er es schon beim Fürsten von Dessau gethan. Carl August ging mit lebhaftem Eifer auf den Plan ein, dem er eine weitere zu Deutschlands wahrer Einheit und Hebung gereichende Ausdehnung gab".

Seite 182 (October 1783): „Doch wird er (Goethe) auch diesmal der Herzogin-Mutter, die zu Tiefurth gar sehr mit Anpflanzen und Bauen beschäftigt war, die freundlichsten Glückwünsche zu ihrem Geburtstage, den 14., dargebracht haben".

Was sich denn Herr Dr. Düntzer denken mochte, wenn er zu tausendmalen mit den blödesten, fadesten und nichtssagendsten Vermuthungen dem Leser daherkommt. Das ist ja gerade so, als ob er vom Leser erwarten würde, daß dieser, der geduldige, neugierige weimar-patriotisirte Leser das Buch weglegt, freudig in die Hände klatscht und ausruft: „Nun Gott sei Dank, so haben wir doch nach Düntzer eine gegründete

Hoffnung, daß der Alten (Herzogin) durch Goethe am 24. September 1783 wirklich zu ihrem Geburtstage gratulirt worden ist!!"

Seite 183 (23. November 1783): „Der Fürst von Dessau wird die Verhandlungen über den Fürstenbund, für den er schon von Baden gewonnen war, fortgesetzt haben".

Diese Vermuthung ist wieder unendlich wichtig für den Historiker und Diplomaten, sie leuchtet wie ein Zündhölzchen in den finstern Abgrund damaliger politischer Weisheit hinein!

Seite 185 (December 1783): „Von den Hofvergnügungen scheint Goethe sich am Ende des Jahres zurückgezogen und auch zum Weihnachtsabend sich bei der Herzogin-Mutter entschuldigt zu haben".

Seite 186: „Den 19. (Jänner 1784) hat er (Goethe) „viel zu schaffen", wahrscheinlich des Conseils wegen, das er auch wieder am 23. besucht".

77. Immer noch die schönsten Aussichten auf das Illmenauer Bergwerk.

Seite 187 (Februar 1784): „Zu den mancherlei Geschäften, die Goethe während der ersten Hälfte des Februar in Anspruch nahmen, gehörte der Illmenauer Bergbau, dessen Kuxe man um so mehr anzubringen suchen mußte, als man bald darauf denselben in Angriff zu nehmen beabsichtigte". Der Spaß ist schon zu hundertmalen dagewesen, daß Theoretiker und mitunter auch schlaue Praktiker (was Goethe hier sicher nicht gewesen ist) dem Publikum die Vortheile und Genüsse vorrechneten, welche mit dem Ankauf von Kuxen verbunden sind. Hier hätte Düntzer in seiner Vermuthungsweise, sicher nicht ohne Grund, auch sagen können: „Die Kritik, welche die glücklichen Besitzer vom Illmenauerkuxen über das tiefe Eindringen des Naturforschers in die Erdkrustenwissenschaft ausgesprochen haben, mag nicht sehr erbaulich gewesen sein."

Seite 187 (Februar 1784) wurde die Eröffnung des neuen Schachtes am Fastnachtsdienstag vorgenommen. „Die herzogliche Commission, zu der sich andere, am neuen Werke theilnehmende Männer gesellt, wurde von den Bergleuten in

feierlichem Zuge abgeholt, wobei Goethe die jetzt mit einigen Veränderungen in den Werken (Band XXVII, 411 u. ff.) abgedruckte Rede hielt *), beim Vortrage derselben soll er einmal in's Stocken gerathen sein, da ihm der Faden der wohl bedachten und ausgeführten Rede verloren gegangen war; ohne sich dadurch beirren zu lassen, schwieg er eine Zeit lang, bis er den zunächst sich anschließenden Gedanken gefunden, worauf er die Rede ungestört zu Ende führte".

Nach den historischen Berichten ist Goethe stecken geblieben, das kann ja auch manchmal dem besten Redner geschehen; Düntzer, der Alles ausbessert, macht hier wieder ein soll daraus:

Düntzer setzt hinzu: „Voigt schreibe an Hufeland, Goethe habe die Rede vortrefflich gehalten". Wie hätte Voigt auch wagen können, etwas Anderes zu schreiben. Düntzer weiter: „Es war Morgens um 10 Uhr und um dieselbige Zeit hatte Herder sie bereits gedruckt in der Hand, zugleich mit der Nachricht, daß Goethe sie jetzt eben halte, und sich so in einer von Herder so meisterlich geübten Kunst versuchte".

Gleich wieder Seite 188 eine Vermuthung: „Damals war es wohl, daß Goethe mit Voigt den Martinröderstollen befuhr, um sich persönlich vom Stande desselben zu überzeugen, und bezügliche Anordnungen zu treffen. Voigt äußerte um diese Zeit, Goethe sei wirklich ein Mann, dessen Liebe zu erobern kein edles Herz sich schämen dürfte; je mehr er ihn kennen lerne, desto mehr innere Güte entdecke er an ihm".

78. Zerwürfniß mit dem Herzog. Goethe schimpft jetzt über alle Fürsten! „Hofleute werden ab-, Hunde angeschafft", sagt Goethe. Hunde sind eben treuer und nicht so theuer. Goethe's Wirken als Minister.

Seite 194 (Mai 1784) meldet Düntzer ein Zerwürfniß Goethe's mit dem Herzog und die sehr üble Stimmung Goethe's gegen die Fürsten: „Die noch immer zu Tage tretende fürstliche Launenhaftigkeit des Herzogs, der sich ebenso wenig seiner vornehmen Leidenschaft entschlagen, als seinen echt

*) Die kühnen Hoffnungen auf den aus dieser Unternehmung für das Land (und sonach auch für die Kuxenbesitzer) zu erzielenden Vortheil, sind als fehlgeschlagene, sehr vorsichtiger Weise, gestrichen worden.

patriotischen Plan aufgeben, und sich einzig dem Vortheile des Landes als guter Hausvater widmen wollte, scheint ihn (Goethe) verstimmt zu haben, denn bei Gelegenheit der Mémoires pour servir à l'histoire de Mr. de Voltaire écrits par lui même schreibt er: „Wenn der Welt über Fürsten und Könige die Augen aufgehen könnten und sollten, so wären diese Blätter wieder eine köstliche Salbe. Allein man wird sie lesen, wie eine Satyre auf die Weiber, sie bei Seite legen und ihnen wieder zu Füßen fallen".

Es ist doch ein offenbarer Widerspruch, über die Fürsten ein so hartes Urtheil auszusprechen; aber dabei gegen die Stände stets in einer sehr gereizten Stimmung sich zu befinden.

Seite 189 heißt es: „Am Morgen (den 18. März 1784) schreibt er der Freundin: Eh' ich das Angesicht der fürtrefflichen Stände erblicke, wünsche ich ein Wort von Dir" u. s. w.

Seite 195 (Juni 1784) gesteht auch Düntzer: „Man sieht, dieses Verhandeln mit den Ständen war ihm zuwider, da er darin nur die Hinderung einer entschieden durchgreifenden Regierung sah". — — —

Wie zart Düntzer hier wieder die Stimmung Goethe's gegen die Stände behandelt! Düntzer „scheint" die „Rückblicke in mein Leben" (Aus dem Nachlasse von Heinrich von Luden. Jena. Friedrich Luden 1847) (noch mit großherzoglicher Censur) nicht ganz zu kennen. Darin hätte er, mit curiosen Thatsachen belegt, ersehen können, daß Goethe in den Ständen ganz etwas Anderes sah, als die Hinderung einer entschieden durchgreifenden Regierung, es war ihm der Zuruf Lucas XVI. 2. zuwider, in welchem eine der größten und nutzbringendsten Pflichten der Stände besteht. Gieb Rechnung von deiner Haushaltung! Wir rathen dem Herrn Düntzer Luden's Buch genau durchzulesen, vom Taubenkobel, auf welchem er seine Vermuthungstauben auf dem blauen Firmament mit der Phantasiefahne herumjagt, herabzusteigen und vorliegende Thatsachen nicht zu ignoriren.

Seite 210 unter 1785 sagt Düntzer: „Am Abend des 1. Februar liest Goethe bei Hofe vor; wahrscheinlich seine Operette: „Scherz, List und Rache."

„Fastnachts, den 8., scheint er sich stille gehalten zu haben, um sich seinen Geschäften zu widmen.“

Seite 216 (April 1785) theilt uns Düntzer wieder eine Menge politischer Vermuthungen mit, die so beginnen: „Der Herzog wird sich wohl von Leipzig nach Dresden und vielleicht nach Dessau gewandt haben, um für die gute Sache (den Fürstenbund) zu wirken“, noch einige „wohl“ und „dürfte“ ꝛc.

Gleich darauf: „Goethe scheint sich mit dem Herzog nach dessen Rückkunft nicht wohl zusammengefunden zu haben, und wird es zu entschiedenen Erklärungen gekommen sein.“

Seite 220 (August 1785). Aus Ersparniß wird die Hoftafel abgeschafft, berichtet Herder an Knebel: „Die Herren Mitesser bekommen Kostgeld, die Damen speisen mit dem fürstlichen Ehepaare auf des Herzogs Zimmer, und jedesmal wird ein Fremder dazu gebeten. Sie können denken, was die Hofdamen dazu sagen und es ist begreiflich, daß sie nicht schon aus Furcht vor zukünftiger Langweile zum voraus verschmachten. Goethe ward gleich am ersten Tage zur Tafel gezogen. An vertraulicher Unterredung wird es nicht gefehlt haben“ u. s. w.

Seite 221. Goethe selber ist mit der Einschränkung nicht sehr zufrieden. Er schreibt an die Stein: „Der Herzog ist in seiner Meute glücklich. Ich gönne es ihm, er schafft die Hofleute ab, und die Hunde an, es ist immer dasselbe, viel Lärmens um einen Hasen todt zu jagen, und ich brauche beinahe so viel Umstände, um einen Hasen zu erhalten“.

„Die neue Einrichtung geht fort, und beim Mittagsessen leidet man erbärmlich in dem kleinen Zimmer. Wie Frankenberg's (aus Gotha mit Gattin) da waren, mußten sich 25 Menschen in der kleinen Stube behelfen, versteht sich die Aufwartung mitgerechnet. So geht's, meine Liebe, wenn man nicht zur rechten Zeit ab- und zuzuthun weiß. Es wird noch mehr kommen“.

Seite 251 macht Düntzer einen Rückblick auf Goethe's zehnjähriges Wirken als Minister. Der Herzog hatte durch Betreibung seiner politischen Ziele (des Fürstenbunds) die Regierung im eigenen Lande vernachlässigt.

„Goethe war mit dieser politischen Rolle, die das Land in große Gefahr stürzen könne, ebenso wenig zufrieden, als mit des Herzogs vornehmer Liebhaberei an der Jagd und übertriebener

Gastfreiheit, welche so große, viel besser verwendbare Summen koste, da es schwer hielt, dem dringendsten Nothstand überall zu steuern." „Goethens ganz bürgerlicher Standpunkt lag Carl August's fürstlichem so viel entgegen, daß an keine Vereinigung zu denken war. Freilich verfolgte der Herzog ein hohes Ziel, aber Goethe, dem eine solche politische Wirkung ferne lag, hatte nur zu wohl geahnt, daß Preußen dessen Thätigkeit zu seinen Absichten verwenden, ihn dagegen bei seinen weiteren auf einen wahren Bundesstaat und die Hebung echt deutschen Volksthums ausgehenden Bestrebungen im Stiche lassen werde."

Bezugs Goethe's Wirken: „Die Militärverhältnisse, die Wegbauten, die Feuerpolizei, die Verbesserung und Zerschlagung der Kammergüter, der Landbau und die Forstverwaltung, der Illmenauer Bergbau, die öffentlichen Anstalten für Kunst und Wissenschaft, vor Allem die arg verworrene Finanzwirthschaft, Alles war in schönem Fortgange, daß er mit höchster Befriedigung auf diese dem Staate gewidmeten Jahre zurückblicken durfte. Wollte ja Herder, wie er im Jahre 1787 gegen Schiller aussprach, Goethe als Geschäftsmann ebenso sehr und noch mehr denn als Dichter bewundert wissen."

Das ist ein wenig zu stark. Uebrigens Herder und Gattin wechselten ihre Urtheile über Goethe — nach Mondesvierteln.

Seite 332. Als Goethe beim Herzog befürwortete, es möge etwas zur besseren finanziellen Lage Herder's geschehen, sagt Düntzer: „Wie beschämt mußte sie (die Herder) jetzt wieder gestehen, daß Goethe „durchaus eine treue männliche Seele" sei."

79. Goethe bekommt einen Sohn und Schiller auf Verwendung der mit Goethe zerfallenen Stein — einen gnädigen Jahresgehalt von 200 Thalern! Die kirchliche Weihe der Ehe ist ihm ein widerwärtiges Wort! Goethe's Zeichnungen über Optik, „daß es ein Kind hätte begreifen können".

Seite 342 (25. December 1789): Am 25. ward ihm (Goethe) sein erster Sohn geboren, bei welchem der Herzog gerne die Pathenstelle übernahm. Tags vorher hatte der Herzog auf Verwendung der Frau v. Stein*) Schiller einen jähr-

*) Das ist also nach dem entschiedenen Zerwürfniß mit Goethe geschehen.

lichen Gehalt von 200 Thalern zuerkannt, nicht ohne Bedauern, daß er nicht mehr zu geben vermochte, zur Freude gereichte es ihm, hierdurch die Verbindung Schiller's mit Lotte von Lengefeld ermöglichen zu können, welcher er sehr zugethan war. Auch Goethe war der Verlobten Schiller's, die er seit ihren frühesten Jahren kannte, herzlich zugeneigt und er wird sich dieses Entschlusses des Herzogs gefreut haben, woran er kaum ganz unbetheiligt gewesen sein dürfte."

Hier versucht es Düntzer wieder, statt beim historischen Factum zu bleiben — die Berichte Schiller's über Goethe aus dieser Zeit durch seine gewundenen Vermuthungen abzuschwächen. Freilich durch die überaus unsicher und kleinlaut klingende Phrase: „woran er kaum ganz unbetheiligt gewesen sein dürfte"!!!

Selbstverständlich wird auch hier, wie in Düntzer's Schriften über die Stein und über die Stein und Corona Schrötter Goethe gegen die Stein in Schutz genommen.

Seite 343 (December 1789) „hatte sich Frau von Stein wegen seines Verhältnisses zu Christine Vulpius, das er selbst als eine wirkliche Ehe betrachtete, da ihm die kirchliche Weihe nur ein leeres und widerwärtiges Wort war(!), mit bitterstem Hasse von ihm abgewandt, so daß sie ihn mied und sich fremd gegen ihn zeigte, so hatte der Hof ihm auch diese Eigenheit(!) nachgesehen und Carl August weigerte sich nicht, als Pathe seines Kindes zu gelten."

„Durch die Verbindung mit Christiane Vulpius hatte er sich ein ihn damals vollbeglückendes häusliches Verhältniß gegründet, das ihn zu den römischen Elegien in derselben Zeit trieb, wo der Sturm der französischen Staatsumwälzung die Vesten eines großen benachbarten Reiches erschütterte. Ende des Jahres 1789 schreibt Goethe an Jacobi über sein eigenes Befinden: „Meine Lage ist glücklich, wie sie ein Mensch verlangen kann. Dieses Jahr habe ich mich durch Manches hindurchgearbeitet. Die zwei letzten Bände meiner Schriften werdet ihr zu Ostern haben, nehmt vorlieb. Uebrigens studire ich die Alten und folge ihrem Beispiel, so gut es in Thüringen gehen will."

Während Goethe selber erklärt, er folge dem Beispiel der **Alten** (Classiker versteht sich), so gut es in Thüringen gehen

will, versucht es Düntzer, den Leser in eine andächtige Stimmung zu versetzen und ihm nahe zu legen: er solle in der Führung Goethe's eine höhere Macht verehren, der sich auch Goethe in seinem Leben vertrauensvoll hingegeben habe.

Seite 344: „So stand er am Ende des Jahres 1789 innerlich und äußerlich fest gegründet da und er durfte der Zukunft frohen Muthes entgegensehen, wie er auch der Vergangenheit trotz mancher Irrungen sich nicht zu schämen hatte, ja er konnte auch in seinem Lebensgange, wie er so gerne that, die Führung einer höheren Macht annehmen, welcher er sich vertrauensvoll hingab."

Düntzer ist so gefällig, aus dem immer wiederkehrenden Anrufen der Götter, Genien und Musen-summarisch die Führung einer höheren Macht zu destilliren, und hiedurch die Goethe'sche Theologie in Etwas aufzubessern.

Der zweite Band: „Goethe und Carl August, 1790 bis 1805" von Düntzer besteht aus 526 eng bedruckten Seiten Großoctav. Wir wollen den Leser mit den Hunderten von „dürfte, wird" und allen anderen Vermuthungswörtchen verschonen.

Seite 51 bringt Düntzer einen Bericht Böttiger's über Goethe's Beiträge zur Optik, da heißt es (November 1791): „Die Hauptsätze demonstrirte er an einer schwarzen Tafel, wo er die Figuren schon vorher vorgezeichnet hatte, so lichtvoll vor, daß es ein Kind hätte begreifen können*). Goethe ist ebenso groß als scharfsinniger Demonstrator an der Tafel, als er's als Dichter, Schauspiel- und Operndichter, Naturforscher und Schriftsteller ist. Er erklärte sich hier im kleinen Cirkel geradezu gegen Newton's Farbentheorie, die durch seine Versuche ganz umgeworfen wird, und zeigte zugleich an diesem Irrthum des großen Newton's, dem nun ein Jahrhundert lang Alles nachgebetet hat, sehr schön, wie Nachbeten auch unter guten Köpfen so tief Wurzel schlagen könne." —

---

*) Man staunt über diese colossale Begriffsfähigkeit Böttiger's, der weder Mathematiker noch Physiker, doch diese Beweise sogleich begreift und selbe kindleicht zu begreifen findet. Es wäre total unbegreiflich, wenn Böttiger nicht versichert hätte, daß es so kindleicht zu begreifen ist!

80. Wie neuere Fachgelehrte (Dove, Virchow) das nicht begreifen wollen, was damals Kindern begreiflich gewesen ist. Jene Freunde Goethe's, die von Physik gar nichts verstanden, haben ihm stets das größte Lob über seine Entdeckungen dargebracht. Hufeland, der Lebensverlängerer, ist sehr beliebt.

Der arme Newton! Goethe hat ihm einen Stoß gegeben, von dem er sich nicht mehr wird erholen können, aber was noch mehr ist, Böttiger hat diese ganze Vernichtung Newton's mit seinem scharfen Geiste eingesehen, sich auf Goethe's Seite gestellt und dadurch gezeigt, daß er zu den allerbesten Köpfen gehört, welche die Einsicht erlangt haben, daß jene guten Köpfe in gewaltigen Irrthümern befangen waren, die dem Newton blind nachgebetet haben. Und jetzt kommen moderne Fachgelehrte — hundert Jahre später — und behandeln Goethe, Böttiger und Düntzer auch noch dazu, weitaus schärfer, als Goethe damals „im kleinen Cirkel“ den Newton umgestoßen hat. Schrecklich, wenn man's bedenkt!

Dowe der Physiker, Virchow der Anatom, kommen über die dem Goethe von seinen Zeitgenossen als unumstößliche Lehrsätze hinaufgeschmeichelten Hypothesen. Dubois-Reymond geht in der von uns in der Einleitung citirten Rectors-Inauguration Goethe's Ausspruch zu Leibe: „Grau, theurer Freund, ist alle Theorie, — Und grün des Lebens gold'ner Baum“, und verurtheilt diesen Spruch gegenüber den Studirenden mit den Worten: „Ist es überhaupt nöthig, die Menschen zu einem praktischen und genießenden Leben anzuhalten? Der unermeßlichen Mehrzahl Sinn ist ja ganz von selbst auf nichts Anderes gerichtet. Von nichts Anderem erzählen Geschichte und Dichtung, nichts Anderes wird uns auf den Brettern vorgeführt, die die Welt bedeuten. Warum soll dann auch der verschwindende Bruchtheil, der gerne im Ewigen und Absoluten weilt, in Staub und Getümmel des Marktes gelockt werden“. —

Auch Goethe's botanisch-morphologische Resultate und die vielgepriesene Erfindung des berühmten Knochens werden hart mitgenommen und der Satz ausgesprochen: daß die Biologie auch ohne Goethe auf dem heutigen Standpunkt angelangt wäre.

Aber Böttiger hat dennoch Alles verstanden, was Goethe „im engen Cirkel“ gegen Newton vorgebracht, „es

war ja so lichtvoll, daß es ein Kind hätte begreifen können" und trotz diesem Böttigerkind, welches das Umwerfen der Theorie Newton's und den Irrthum des großen Newton so klar 1791 begriffen hat, ist Newton 1882, also nach 91 Jahren wieder ein wenig nach seinem Umwurf aufgestanden, und hat den Stoß glücklich ausgehalten.

Es war für Goethe sicher nicht ersprießlich, daß seine Umgebung, seine Correspondenten (wie Knebel, Zelter), die von ihm abhängig waren, von den Wissenschaftsgebieten, in denen er sich mit seinen Forschungen bewegte, absolut nichts verstanden haben, trotzdem aber immer sich voll der demüthigsten Bewunderung darüber, ihm gegenüber aussprachen. Besonders Knebel und Zelter haben in ihren schmeichelvollen Briefen an Goethe in dieser Richtung wiederholt ihre eclatante Unwissenheit an den Tag gelegt, die sie hinter einer bemalten Wand voll exorbitanter Schmeicheleien zu verbergen gesucht haben; und in dieser Richtung haben sie auch oft die colossalsten Unsinne zusammengeschrieben.

Bei Hofe in Weimar fanden Hufeland's Bemühungen und Verheißungen: den Lebensfaden zu verlängern, weitaus mehr Anklang als Goethe's Farbenlehre. S. 57 erfahren wir, daß Hufeland in Weimar am 2. März 1792 vor dem ganzen Weimarer Hofe einen neuen Vortrag über die Mittel, die Lebensdauer zu verlängern, gehalten, welcher den allerhöchsten Herrschaften derartig gefiel, daß ihm der Herzog eine Professur in Jena ertheilte. Zum Verkürzen der Langweile waren die Dichter da, zur Verlängerung des Lebens wurde der den Lebensfaden in's-Unendliche-Hinausspinner Hufeland gemiethet.

Alle Weisheit liegt in der Zeile:
Lang sei das Leben und kurz sei die Weile!

81. Rückkehr vom Feldzug, herzliche Freude über das „treue Mädchen". Die Vulpius als Madonna della Sedia porträtirt, mit dem kleinen August im Arme!! ein Beitrag zur religiösen Kunst!!! Goethe beschäftigt sich während des Feldzuges mit der Farbenlehre.

Seite 88 schildert Düntzer Goethe's Rückkehr aus dem Feldzug (er hatte den Herzog begleitet) unter December 1792: „Welche herzliche Freude erfüllte den Dichter, als er nach vier-

monatlicher Abwesenheit sein treues Mädchen wieder umarmte, seinen fast dreijährigen Knaben frisch und gesund fand, und der treuherzige Meyer, dem er die Einrichtung seines Hauses anvertraut hatte, in seiner breiten Schweizersprechart ihn willkommen hieß und ihm die Hand schüttelte, als ihn der volle Genuß seines so lang entbehrten häuslichen Glückes wieder herzlich anwehte. Der Dichter sagt uns nur, es habe eine Familienscene gegeben, welche wohl in einem Roman die tiefste Finsterniß erhellen und erleuchten würde". —

Ohne allerergebenste Vermuthungen geht es bei Düntzer nie ab, selbe finden sich oft auf Einer Seite vielmals.

Seite 89: „Bei den Herzoginnen wird Goethe nicht verfehlt haben, seine treue Anhänglichkeit und bereite Dienstfertigkeit bestens zu beweisen, da er sich dem Weimarerhofe mehr als je verbunden fühlte". Man sieht, Düntzer rechnet auf eine kameelartige Tragfähigkeit bei seinen Lesern!

Seite 91 gelangt Düntzer in den siebenten Verzückungshimmel über die Vulpius; wenn es nicht schwarz auf weiß gedruckt vor Einem daläge, so möchte man es nicht glauben!

Düntzer erzählt, daß der Maler Meyer, Goethe's Hausfreund, eben mit Zeichnungen zu einer neuen Ausgabe von Wieland's Werken beschäftigt war und knüpft daran folgende fromme Vermuthung: „Vielleicht hatte er auch gerade während Goethe's Abwesenheit dessen Mädchen mit ihrem Erstgebornen im Arme in einer der Madonna della Sedia verständig nachgebildeten Stellung in Aquarell gemalt." — —

Die Vulpius — als Madonna della Sedia verständig nachgebildet, mit dem dreijährigen August im Arme! Das Alles schreibt Düntzer mit seinem gewöhnlich sehr ernsthaften Gesichte nieder! Der Meyer benützt die viermonatliche Abwesenheit Goethe's, um demselben bei der Rückkehr durch eine wahre Herkules-Arbeit, die Madonnisirung der Vulpius, eine heimliche Freude zu machen! Was in dem Gehirne des Dr. Düntzer Alles durcheinander flattert! Was für ein Ueber-Muth und was für ein Mangel an Verschämtheit gehört dazu, um mit derlei Vermuthungen an den Leser heran zu kommen! So ein Weibsstück wie die breitgesessene Vulpius in

eine Madonna zu escamotiren! Hier hat Düntzer das Höchste in Vermuthung geleistet. Hätte der Raphael aus der Grube aufstehen können und diese Madonna sehen müssen, er hätte sich geschwind wieder hineingelegt mitsammt seinen beiden Köpfen, mit dem falschen, ihm von Goethe hinaufdisputirten und dem von Carus als echt approbirten.

Während des Kriegsgerassels befand sich Goethe (Juli 1793) in Mainz. Düntzer (S. 111) berichtet: „Mehr als Alles (der ganze Krieg) lag ihm im Augenblick seine Farbenlehre im Sinn, womit er die hinderlichste wissenschaftliche Festung (des Newton) in die Luft zu sprengen gedachte. Er schrieb an Jacobi darüber: „Ich möchte, daß Du mir Deine motivirte Meinung sagtest und verschafftest, daß andere Menschen (am 19. Juli hatte Goethe als solche Fürstenberg und Claudius genannt) sich auch darüber herausließen. Du sahst schon ehemals bei meinem Vortrag und wirst noch mehr finden, welch' ein Schritt durch diesen Aufschluß in der Wissenschaft gethan ist. Ich werde eine meiner Batterien nach der andern auf die alte theoretische Festung spielen lassen und ich bin meines Successes zum Voraus gewiß.' — —

82. Goethe will den Newton durchaus unschädlich machen. — Der große Düntzer hilft auch noch mit. Goethe's Freude an seinem vierjährigen Knaben. Düntzer's vorsichtiges Schweigen.

Diesen sanguinischen Erwartungen Goethe's im Kampfe mit der Newton'schen Theorie fügt Düntzer seine selbstverständlich noch sanguinischeren Erwartungen bei:

„Goethe hatte damals wohl schon Knebel's Brief vom 17. erhalten, worin dieser bemerkte, „sein Opticismus würde für ihn selbst ein zu feiner Ableiter bei den rauchenden Flammen einer Stadt sein", begriff er ja nicht die treibende Leidenschaft, der reinen, durch die Wissenschaft getrübten Naturanschauung zu Recht zu verhelfen."

Der gute Düntzer, der nicht weiß, daß mit der „treibenden Leidenschaft" dem Newton kein Schaden zugefügt werden kann, und daß die klingende Phrase von reiner, durch die Wissenschaft getrübter Naturanschauung ein reiner, durch Selbstüberhebung und Unwissenheit

erzeugter Schwindel ist, denn die Wissenschaft kann nicht trüben, nur die Hypothese, die sich ohne exacte Wissenschaft in's Gebiet der Forschung hinüberwagt.

Düntzer hat es offenbar verschmäht, um die neuesten Werke von Celebritäten im naturhistorischen Forschungsgebiet sich zu bekümmern, deren auf erwiesenen Thatsachen stehende Resultate mit den Goethe'schen Hypothesen durchaus nicht übereinstimmen wollen. Wenn vor fast hundert Jahren Knebel und Zelter, die in ihren Lobsprüchen über Goethe's physikalische Entdeckungen immer bewundernd und weihräuchernd vor ihm auf dem Boden gelegen, die glänzendsten Zeugnisse über ihre entschiedene Unwissenheit in diesen Doctrinen abgelegt haben, so ist das noch verzeihlich, aber in unseren Tagen der Forschung mit den alten Hypothesen Goethe's den ferneren Weg abschließen wollen, daß ist doch schon ein wenig zu viel verlangt.

Seite 117 schildert Düntzer die Wiederkehr Goethe's nach Weimar, 20. August 1793. „Goethe wurde bei seiner, nach dem 20. erfolgten Rückkehr in Weimar von den Seinigen und den nächsten Freunden auf das Herzlichste empfangen. Sein Mädchen war ihm in treuester Liebe zugethan und er fühlte sich leidenschaftlich daran gefesselt. Nach einigen Jahren später bedauert er, wie Lewes darüber berichtet, auf einer kleinen Reise, daß er nicht wenigstens einen Pantoffel von ihr mitgenommen habe*). Sein im vierten Jahre stehender Knabe schien ihm ein glückliches Wesen und seine innige Liebe wünschte und hoffte, daß er mit seinen schönen Augen viel Schönes und Gutes in der Welt sehen möge." (Briefwechsel mit Jacobi, 164.)

Ueber das nachmalige traurige Geschick des Goethesohnes geht Düntzer stets schweigend hinweg. Für historische Wahrheiten, welche Düntzer verschweigt, sucht er den Leser durch die Unmasse seiner Vermuthungen und Phantasiebilder zu entschädigen.

Seite 121. Bericht, wie Prinz Constantin, der Bruder des Herzogs, der mit diesem im Lager bei Pirmansens war, am 8. September 1793 an der Ruhr starb. Düntzer berichtet:

*) Das wäre wieder eine Bereicherung des Nomenclator botanicus gewesen: Solea Vulpiae memorialis (Vulpia-Pantoffel-Vergißmeinnicht).

„Goethe, der bei allen Unfällen des herzoglichen Hauses immer als bereiter Tröster und Helfer zur Hand war, wird auch diesmal der Herzogin-Mutter die Trauerkunde gebracht, ihr tröstend zur Seite gestanden, und den Herzog so viel als möglich vertreten haben" — — —

Goethe selbst schreibt an Jacobi, 11. October: „Den Prinzen Constantin haben wir ungern verloren im Augenblicke, da er sich des Lebens werther gemacht hatte. Ich habe als alter Nothhelfer diese Zeit her, der Herzogin-Mutter manche Zerstreuungen bereiten helfen und bin dadurch selbst zerstreut worden".

Wie der geniale Dichter schon nach seiner trostlosen Theologie und Weltanschauung zu nichts weniger als zu einem Tröster bei Todesfällen getaugt, das hat er im Zelter'schen Briefwechsel constatirt, als er den alten Zelter nach dem Selbstmorde seines Stiefsohnes trösten sollte. So sehen wir auch hier wieder, wie sein einziges Trostmittel in arrangirten Zerstreuungen bestanden hat.

83. Der religiöse Verfall durch die Loge und durch die Professoren noch gefördert. Klägliche Situation und Rolle Herder's. Antichristliche Doctrinen begünstigt. Positiv-christliche Prediger verhöhnt.

Der Herzog in den Händen der Loge. Der bekannte Rationalist Paulus wurde anfangs 1793 offenbar von der Loge zum Theologieprofessor für Jena bestimmt. Schon am 10. Jänner brachte das Oberconsistorium zu Eisenach eine Klage bei Carl August ein, daß in Jena in einem Jahre nicht mehr als acht Studenten zum Abendmahl gingen, und diese von den übrigen verspottet wurden; es hieß ferner darin (bezüglich der Vorträge des Paulus), „daß, verschiedentlich bei öffentlichen Lehrvorträgen der Religionslehre und der dahin einschlagenden Wissenschaften, solche Lehre als Wahrheit behauptet werde, welche den ganzen Religionsgrund untergraben müsse."

„Die öffentlichen Lehrer der Theologie seien verpflichtet, die evangelische Lehre nach den symbolischen Büchern vorzutragen, am allerwenigsten aber dürften sie sich erlauben, die Geschichte der Auferstehung oder des Todes Jesu auf eine hämische Art zu verunglimpfen. Der Herzog möge demnach mit den übrigen

Universitätsnutritoren (d. h. die drei anderen sächsischen Fürsten, welche die Universität Jena unterhalten) in Verbindung treten, daß den Lehrern der Universität, unter Bedrohung des unvermeidlichen Verlustes ihrer Lehrerstelle, aufgegeben werde, den reinen, in den symbolischen Büchern enthaltenen Lehren treu zu bleiben, und Religiosität durch Wort und Beispiel zu fördern. Das Oberconsistorium berief sich auf einen Antrag der Stände in Gotha: „daß die Universität in Jena besser als bisher mit Subjectis versehen werden möge", und der Herzog habe seine Verwendung hiefür zugesagt. Auch das Consistorium in Meiningen ließ am 17. Jänner eine ähnliche Vorstellung an die vier Fürsten (also auch an Weimar) gelangen. Das Eisenacher Oberconsistorium wiederholte die Vorstellung am 28. Jänner und 14. Februar und legte ein Gutachten des Generalsuperintendenten Schneider bei, mit mehreren Vorschlägen zur Abwendung des hereinbrechenden Uebels der Irreligiosität und der schrecklichen Folgen derselben, die in dem Unglück Frankreichs vor Augen lägen."

Auf alle diese Vorgänge sagt Düntzer, der ganz in dem Maurergewässer von damals gehäbig mitschwimmt: „Der Herzog, den die Sache anekelte, da er die Triebfeder wohl erkannte, forderte das Weimarer Oberconsistorium zur gutachtlichen Aeußerung über diese Vorstellungen auf".

Daß den Herzog Alles anekelte, was ihm in seinem Lebenslaufe und in seiner Lebenslust störend sein könnte, daß er als Maurer die Pflicht hatte, dem Kirchenglauben entgegen zu arbeiten, das ist begreiflich. Nun hatte er aber über Jena nur einen vierten Theil der Gewalt, er maßte sich aber die ganze Gewalt an und ließ durch sein Consistorium die Wünsche der anderen Fürsten einfach niederstimmen oder niederschlagen!

Er übergab das Gutachten dem Herder, Herder schrieb was der Herzog, und der Herzog that, was Goethe wollte. Sie waren dreieinig in der Negation des dreieinigen Gottes. Herder (mit der zeitweiligen Lust und dem unter diesen Weimarer Umständen auch lächerlichen Vorhaben, eine Kirchenzucht einzuführen) hat in dieser Angelegenheit eine wahrhaft jämmerliche Rolle (vielleicht die jämmerlichste seines Lebens) gespielt;

er hat eine Unwahrheit gesagt, um sich beim Herzog in der Gunst zu erhalten.

„Herder, welcher das Gutachten vom 11. Februar 1794 abfaßte, erklärte, das Oberconsistorium könne den jetzigen theologischen Lehrern der Gesammtakademie Jena „die Zeugnisse gleicher Behutsamkeit und Vorsicht, als Gelehrsamkeit und zweckmäßigen Unterrichts nicht versagen", weshalb Befehle oder Strafpräcepte unnöthig seien, wie sie auch im anderen Falle ihren Zweck verfehlen würden. Die überhandnehmende Gleichgiltigkeit gegen die Religion und der Unglaube kommen keineswegs von den Lehrern der Religion, sondern stammen von ganz anderen Ursachen, worunter er auch die ungeschickten Geistlichen und Schuldiener nannte. Das geheime Conseil, dem die Sache zuging, war mit dem Gutachten des Weimarischen Oberconsistorium nicht zufrieden, wenn es auch eingestand, das Eisenacher Consistorium sei zu weit gegangen. Man solle entweder an die gesammte Akademie ein mit Milde und Vorsicht abzufassendes Ermahnungsrescript erlassen, das war der Vorschlag des geheimen Conseils, oder den einen oder den andern der vorzüglichsten Professoren nach Weimar kommen lassen, „wo ihnen dann mit Bescheidenheit und Sanftmuth das Uebel, welches durch dergleichen Lehrsätze, deren sie öffentlich beschuldigt werden, verursacht werden könne, lebhaft geschildert, und sie mit ihren Collegen ermahnt würden, in ihren Vorlesungen alle Vorsicht anzuwenden, damit nicht endlich das ganze Religions- und Regierungssystem dadurch eingestürzt würde". Carl August aber entschied auf dieses auch von Voigt unterschriebene Votum am 8. März, „daß sämmtliche Schreiben, Berichte und Acten einstweilen beigelegt werden sollten."

Düntzer ist über diesen Vorgang so erfreut, daß er darüber sich äußert: „So hatte der freisinnige Herzog seine (?) Universität in Lehrfreiheit gegen bitterböse Verketzerung und schleichende Verdächtigung auf würdige Weise gewahrt"

84. Die Regierung in Weimar und die noch christlichen Prediger. Den Herzog „ekelt die Sache an", was sehr begreiflich ist, aber Fichte und Niethammer sind auch dem Herzog zu arg; die guten Fürsten scheuen die Consequenzen ihrer von ihnen geförderten Philosophie, auf politischem und socialem Gebiet!

Dieser ganze Vorgang giebt uns ein nur zu klares Bild über die Stellung, welche die Regierung zu Weimar gegenüber dem positiven Christenthum und gegenüber dem Predigerstand, der sich zu demselben bekannte, eingenommen hat. Die Herdern dabei zugewiesene Rolle konnte nicht trauriger ausgeführt worden sein.

1. Die Klage des Eisenacher und Meiningen'schen Oberconsistoriums (siehe oben) wurde gar nicht berücksichtigt. Die Lehrer (Paulus voran) haben alle Grundlehren des positiven Christenthums untergraben, auf eine hämische Weise verunglimpft. Sie verlangen Lehrer, die an die symbolischen Bücher sich halten.

2. Den Herzog ekelt die Sache an. Man sprach eben in den höchsten Kreisen zu Weimar der Sittenlehre öffentlich Hohn, somit kam man consequenter Weise auch zum Verhöhnen und Verfolgen der Glaubenslehre.

3. Man fordert das Weimarer Oberconsistorium auf um seine Gutachtung. Dieses Consistorium ist Herder. Herder thut was der Herzog und Goethe will, dazu ist er ja berufen worden.

4. Herder's Gutachten geht höchst perfid auf die Forderungen des Consistoriums gar nicht ein, spricht kein Wort von den symbolischen Büchern, von der Verhöhnung der Grundlehren von Seite der Professoren, sondern belobt die Lehrer wegen Behutsamkeit, Vorsicht, Gelehrsamkeit und zweckmäßigem Vorgehen!!

5. Die Lehrer sind aber weder der Unbehutsamkeit, noch der Unvorsicht, noch der Ungelehrsamkeit, noch des unzweckmäßigen Vorgehens, sondern des totalen Unglaubens an die Offenbarungsurkunde angeklagt worden, darüber schweigt Herder.

6. Es giebt doch auch in Weimar ehrliche Christen, die das Treiben zu Jena bedenklich finden, sie rathen sehr bescheiden

allerhand Remeduren an, sie bemerken, daß das Religions- und Regierungssystem, im Falle des weiteren Zusehens, einstürzen werde.

7. Der Herzog schlagt die ihn nicht angenehm berührende Geschichte absolutistisch nieder.

8. Düntzer lobt dafür den Herzog freisinnig, Retter der Lehrfreiheit gegen böse Verketzerung und schleichende Verdächtigung.

Alles sehr schön, aber sehr schändlich erlogen! Denn, als Fichte und Andere im Gebiete des Staates mit der Fürstenautorität aufräumen wollten, wie Paulus und Compagnie früher jede kirchliche Autorität untergruben, da war's gleich aus mit dem Freisinn und mit der Lehrfreiheit!!

Die Herren werden eben nur dann reactionär, wenn ihnen ihre eigenen Principien, deren Consequenzen sie in ihrer Verblendung nicht kennen, an den Kragen gehen und ihnen das Wasser an den Hals kommt. Den Paulus ließen sie wirthschaften, als sich die Philosophen der Grundsätze des Paulus gegen die Fürsten bedienten, da griff man nach Censur, Unterdrückung und da wurden die Herren auf einmal conservativ, der Herzog, sein Minister und das erschrockene „Conseil" !! (Düntzer II, 292). Im März 1799 war dem Herzog die Freisinnigkeit Fichte's und Niethammer's zu arg, es waren über die revolutionären Grundsätze Fichte's auch von Chursachsen Klagen eingelaufen. — Der Herzog erließ am 29. März 1799 ein Rescript an den Senat, in welchem den Professoren ihre Unbehutsamkeit streng verwiesen wurde und das den sonderbaren Schluß enthält: „Wir versehen uns auch künftig von allen akademischen Lehrern, daß sie sich solcher Lehrsätze, welche der allgemeinen Gottesverehrung widerstreiten, in ihren Vorträgen enthalten werden."

Was heißt „allgemeine Gottesverehrung?" Wenn der persönliche Gott von der Philosophie geleugnet wird, was bleibt dann für die allgemeine Gottesverehrung?

Nachdem bei derlei Conflicten immer Goethe gefragt wurde, oder noch besser, das Elaborat selber machte, ist es Düntzer nicht angenehm, den Leser in dem Verdacht zu lassen, daß Goethe selber an diesem eben nicht freisinnig zu

rühmenden Rescript mitgearbeitet habe und er putzt Goethe also heraus: „unter dem 29. März, wo Goethe also noch in Jena weilte — und wahrscheinlich, ohne daß ihm die Sache vorgelegt worden, verfügte der Herzog an den Senat.“ (Folgt das Rescript.)

Nachdem der Herzog in derlei Fragen immer Goethe consultirt hat — mündlich oder brieflich — ist es im Gegentheil viel wahrscheinlicher, daß der Herzog den Goethe dabei zu Rathe gezogen. Die Wahrscheinlichkeiten Düntzer's duften immer nach Putzseife — Fichte wurde diesmal mit Auflassung der herzoglichen Freisinnigkeit und Lehrfreiheit von Jena wegexpedirt!!! Ob ihm Recht oder Unrecht geschehen, das wollen wir gar nicht untersuchen, wir constatiren nur: daß man sich in Weimar sehr freisinnig zeigte, wenn es billig war, daß man aber sehr unfreisinnig wurde, wenn man die Kosten dafür bezahlen sollte.

85. Wie die großen Philosophen verdutzt werden, wenn die Studenten die ihnen beigebrachten Lehren auch gegen die Professoren anwenden. Dem Fichte werden die Fenster eingeworfen. Die Damen ereifern sich gegen die Vulpius.

Wir werden noch anderwärts berichten, wie Fichte es auch sehr auffallend gefunden, als die Studenten von seinen Fürstenthronen-umstürzerlichen Principien auf ihn, den Fürsten der deutschen Philosophie, seine gepredigten Freiheiten nutzanwendeten.

(II, 158). „Er hatte sich einige Aeußerungen über die Disciplin der Studenten erlaubt. Allgemeine Erbitterung. Die Studenten traten in Vereine, Orden genannt, zusammen. Als Fichte sah, daß seine Bemerkungen und Anschläge keinen Beifall, sondern das Gegentheil fanden, suchte er einzulenken, indem er in seinen Vorlesungen über die Bestimmung der Gelehrten bemerkte: daß Jemand, der in einem Orden sei, doch ein rechtlicher und guter Mensch sein könne. Das half aber nichts mehr, man sah, er kehrte aus Angst um, er berichtet selber das Nachfolgende (Fichte's Leben, II, 60): „Dennoch wurden den dritten Sonnabend, da ich über diesen Gegenstand geredet, meiner Frau bei dem Herausgehen aus dem gewöhnlichen

akademischen Club auf offener Straße, beim Lichte mehrerer Laternen Schändlichkeiten zugerufen, und gleich, nachdem wir zu Hause angekommen waren, meine Fenster eingeworfen."

Damals war es, als Fichte, der in seinem System für Gott keinen Platz fand, in einem klagenden Berichte über diese Einwürfe gegen sein System, dreimal Gott angerufen hat.

(II. 160.) „Während Goethe's Anwesenheit in Jena, April 1795, ging es wieder gegen Fichte los. Nachts um 2 Uhr suchte man sein Hofthor zu erbrechen. Drei betrunkene Studenten warfen wider sein Haus mit zerschlagenen Mauersteinen, mit kleinen Steinen warfen sie zuerst seine. dann seines Hausherrn Fenster ein, unter den gemeinsten Schmähungen und der Drohung an den Hausbesitzer: Nie solle er eine ganze Scheibe haben, so lange er Fichte im Hause behalte. Fichte reiste nach Weimar und berichtete dem Herzog. Die Schuldigen wurden entdeckt und gestraft".

Der Herzog hätte bei dieser Gelegenheit dem Fichte sagen können: „Sehen Sie, mein lieber Professor, sie sind nach ihren Principien ein Umstürzer der Fürstenthrone, mich wundert es gar nicht, daß die Studenten, ehe sie über die Großen und die Paläste losgehen, an kleinen Personen und Bauobjecten sich für ihren künftigen Beruf einüben wollen".

Wir werden an einem andern Orte etwas weitläufiger die überaus drolligen Situationen schildern, in welche Fichte als Freimaurer und Thronumstürzer durch die Folgen seiner Lehren, welche von den Studenten auch auf seinen wackeligen Katheder angewendet wurden, hineingerathen ist.

Als die Scheiben in Scherben zerklirrt,
Wurde der Herr Professor verwirrt,
Und mit den Fenstern, die man zersplittert,
War auch sein ganzes System erschüttert,
Er bekehrte sich reuig wieder zu Gott
Und klagte dem Herzog auch seine Noth,
So kamen trotz seiner Umsturzlehren
Gott und die Fürsten wieder zu Ehren.

Goethe hat dieses Vorfalls in seinen Annalen gar nicht erwähnt. Constatirt aber ist, daß Goethe über Fichte's Malheur einige Witze gemacht, aus welchen hervorgeht,

daß er diesem philosophischen Wühlhuber die Einwürfe vergönnt und ihn deshalb jedenfalls eher ausgelacht als bemitleidet hat. Schiller schrieb hierüber an Körner am 1. Mai: „Fichte wird diesen Sommer nicht hier sein. Er hat sich in die akademische Ordensgeschichte gemischt, worüber die Studenten so ergrimmt geworden sind, daß sie ihm alles Herzleid anthaten. Nun hat er den üblen Weg ergriffen, sich zurückzuziehen, und dem wilden Gesindel das Feld zu räumen". —

Düntzer in seiner Verklärungs-Manie würfelt in das Buch, welches doch nur das Verhältniß: „Goethe und Carl August" behandeln soll, eine Unzahl von Details und Vermuthungen, die doch nur Goethe separat angehen, hinein. Statt über das 15jährige Verhältniß Goethe's zur Vulpius mit Nichterwähnen hinauszugehen, wird es doch auch bei jeder Gelegenheit mit einer sehr komischen Pietät in den Bericht mit hereinbezogen. So z. B. (II. 173) am 17. October 1795: „Schon am folgenden Tage eilte er nach Weimar zurück, da ihn die Nachricht von der zu befürchtenden vorzeitigen Niederkunft seiner Christiane in ängstliche Unruhe versetzte. Während der Spannung, womit er der Entbindung entgegensah, ordnete er seine italienischen Collectanten u. s. w. Als er nun endlich am 1. November durch die glückliche Entbindung seiner Christiane von einem zarten(!) Knaben der ihn drückenden Sorge entledigt war, drängte es ihn, mit Schiller über so manche ihm am Herzen liegenden Dinge sich auszusprechen". —

Die von Düntzer allein zweibändig und in Gesellschaft mit einer anderen Liebe Goethe's, der Corona, noch einhalbbändig gerühmte Frau von Stein, Voßens Frau die Ernestine, Schiller's Frau, dann viele andere Damen in Weimar, und nach diesen Vorgängerinnen Wolfgang Menzel und noch einige andere haben die Vulpius, und das Verhältniß Goethe's zu ihr mit außerordentlich derben und nicht so zarten Worten behandelt; bei der Stein war es eben nicht der Standpunkt der Sittlichkeit, sondern jener der brennenden Eifersucht, den sie oft unter dem sehr durchsichtigen Vorwande zu verbergen suchte: wenn er (Goethe) wenigstens von einer Dame, Person (oder wie man sie nennen mag), welche dem hohen Grade seiner Bildung würdig wäre, und ihn verstehen könnte u. s. w.

Die Stein schreibt über die Vulpius in dieser Richtung (Düntzer II. 251): „Es mag wohl das arme Wesen (die Vulpius) recht drücken, der's mit einer gemeinen Natur wohler gewesen wäre, als mit dem Genie". — — Das ist so der gewöhnliche Stein-Styl, wenn's vom reichen Wesen über „das arme Wesen" erbarmungslos — losgeht!

(II. 174) 9. November 1795: „Gleich darauf verlor Goethe sein jüngstes Kind. Schiller's tröstendes Wort vom 20. erwiderte er freundlich: „Man weiß in solchen Fällen nicht, ob man besser thut, dem Schmerz sich natürlich zu überlassen, oder sich durch die Beihilfen, die uns die Cultur darbietet, zusammenzunehmen. Entschließt man sich zu dem letzten, wie ich es immer thue, so ist man dadurch nur für einen Augenblick gebessert, und ich habe bemerkt, daß die Natur durch andere Krisen immer wieder ihr Recht behauptet".

Der ganze Passus ist außerordentlich unverständlich; die Natur wird als eine zielbewußte Eingreiferin in das menschliche Schicksalsgewebe angesehen; einem selbstbewußten Gott wollte er die Macht des Eingreifens nicht zuerkennen, und da erwies er der Natur diese unverdiente Ehre!

86. Der Aerger, wenn die Resultate der naturhistorischen Studien nicht gewürdigt werden. Wie sich die Vulpius sehr gut zu amusiren weiß, aber der Herzog kein Verständniß für die Größe der beiden Dichter-Dioscuren besitzt.

Verständlicher ist schon die auf derselben Seite (II, 174) bemerkte Stimmung Goethe's über die Nichtbeachtung der Resultate seiner naturhistorischen Studien: „Auch gegen Lichtenberg entbrannte sein Aerger, weil dieser, mit dem er im Briefwechsel über die bekannten optischen Dinge und übrigens in einem ganz leidlichen Verhältnisse stehe, in seiner neuen Ausgabe von Erxleben's Anfangsgründen der Naturlehre seiner Arbeiten gar nicht gedacht habe." Bei der Zusammenstellung seiner physikalischen Erfahrungen fand er, von wie großem Nutzen es ihm sei, daß er etwas mehr wie sonst in den philosophischen Kampfplatz hinuntersehe."

Wir werden später nachweisen: wie Goethe nicht nur auf Gegner seiner Ansichten, sondern auch auf jene Naturhistoriker

sehr erbittert wurde — die seinen Erfindungen nicht mit allem Lob und aller Anerkennung beistimmten. Auch das Schweigen über ihn war schon ein Verbrechen.

(II, 405.) Juli 1802 läßt Düntzer wieder ein ganzes Feuerwerk seiner Vermuthungen aufsteigen und schließt mit einem Briefe der Vulpius, der uns belehrt, wie die Studenten mit ihr viel zufriedener gewesen sind, als die Frau v. Stein.

„Gegen den 12. (Juli) wird Goethe mit Wolf nach Halle sich begeben haben, wo ihn besonders der botanische Garten unter Sprengel und das Mekel'sche Cabinet anzogen. Kanzler Niemeyer, mit dem Goethe schon in Lauchstadt zusammengekommen war, wird ihn freundlich empfangen haben."

„Goethe hatte seine Christiane und seinen Sohn wohl mitgenommen." (S. 406). „Ihr Lauchstedter Leben beschreibt sie (Christiane) in ihrer heiteren Weise: Früher wird gebadet, alsdann muß man doch gehen, und dann geht es zu Tisch, von da wird sich geputzt und geht in's Theater. Wieder zum Abendessen und alsdann auch wohl auf den Ball. Ich war schon auf sechs Bällen, wo es sehr brillant ist. Es sind viele junge Landsleute hier, die alle recht hübsch sind; viele Officiere sind nicht da, aber die Halle'schen Studenten sind meist sehr gescheidte Leute, und der Herr Geheimrath ist sehr mit ihrem Betragen, sowohl auf Bällen, als im Theater zufrieden. Zu jedem Ball werden wir vier- bis fünfmal eingeladen, und wenn wir nicht gleich kommen, geholt. Ich tanze auf jedem Ball mit Einem, wie mit dem Andern, weil sie mir Alle gleich sind; sie erweisen mir Alle, wo ich bin, viel Artigkeit und haben auch dem Geheimrath und mir ein Vivat zugerufen." —

Düntzer ist nicht zufrieden, die historisch constatirten Tänze der Christiane zu verewigen, und giebt bei Gelegenheit in seiner andächtig erbaulichen Weise noch Vermuthungstänze als Zuwage. Er beschreibt gewissenhaft ausführlich Goethe's Anwesenheit im Theater zu Lauchstedt, Juni 1802 und fügt am Schlusse bei: „Seine Christiane wird sich lebhaft am Tanze betheiligt haben."

Das ist geradeso, als ob der Leser in seiner nachhaltigen Verehrung dieser Dame seufzen würde: Ach, wenn ich nur

die tröstliche Gewißheit hätte, daß sich auch die Christiane in ihrer Naivetät wieder recht gut unterhalten und recht viel getanzt hat!

Dem großmüthigen Dichter-Mäcen wird von den Biographen dieser unterstützten Dichter ein in hohem Grade fadenscheiniges Lob zuerkannt, ihm ein sehr bedenklicher Nachruf mitgegeben. Düntzer, II. 523, berichtet kurz nach Schiller's Tod: „Von den beiden großen Dichtern, die Carl August die Seinen nennen durfte, hatte er den Einen durch den Tod verloren, und tief fühlte er die Schwere dieses Verlustes. Fragen wir aber, ob der Beschützer und Gönner der deutschen Dioscuren auch die Dichtergröße derselben zu würdigen wußte, so müssen wir dies entschieden verneinen. Der Herzog stand ganz auf der Seite des französischen Dramas mit seinen mißverstandenen Einheiten, und muthete ihn wohl auch echt deutsches Wesen und frisches Gefühl in der Dichtung an, so hielt er doch an jener beschränkten Kunstform und an französischem Geschmack unverbrüchlich fest, glaubte, wie Frau von Staël, daß es den Deutschen an echtem Geschmack fehle".

„Auch Goethe nach seiner ganzen dichterischen Größe zu würdigen, war Carl August nicht gegeben. Hermann und Dorothea mag freilich auch ihn tief ergriffen haben, aber das Stoffliche wußte er wohl mehr zu schätzen, als das eigentliche dichterische Verdienst. Ueber die natürliche Tochter spricht er sich dem schwer genesenden Dichter gegenüber anerkennend aus, aber recht nach seinem Herzen, war ihm das Stück ebensowenig, als der Frau von Staël *). Noch weniger mochte ihm Iphigenie und Tasso, am meisten noch Egmont und Faust zusagen. Daß er auch bei Goethe Mangel an Geschmack bedauerte, zeigt der an Schiller gerichtete Brief über die römischen Elegien, der eine Schärfe verräth, die man Carl August hinter dem Rücken Goethe's nicht zutrauen sollte. So ist es denn eines der seltsamsten Schauspiele, daß unsere beiden größten Dichter von

*) Unter allerhand Schicklichkeits- und Hochachtungsrücksichten, bricht sich doch immer mehr und mehr über „Die natürliche Tochter" Ein Urtheil Bahn: daß dieses Stück unendlich langweilig ist. Nach Düntzer hat es den Anschein, als ob dieses Langweiligkeitsgefühl nur eine Separat-Extravaganz des Herzogs und der Staël gewesen wäre.

einem Mäcen, der die von ihnen als eine starre Manier verworfene französische Kunstform für das Höchste hielt, gehoben und gefördert wurden, und ihm den Ruf eines aufgeklärten Beschützers der deutschen Muse verschafften."

87. Wie der Herzog für sein gutes Geld, welches er den deutschen Dichtern geopfert hat, von Düntzer — um Goethe noch höher zu stellen — auch noch zum Danke verschimpft wird.

Wenn nun so ein fürstlicher Mäcen diesen schlechten Dank liest, der ihm für sein gutes Geld nach einem Jahrhundert zu Theil werden könnte, so mag er sich denken: Es ist recht schön, ein Mäcen zu sein, es ist aber zweifelhaft, ob es nicht besser wäre, das Mäcenisiren bleiben zu lassen.

Freilich am Ende kommt Düntzer immer mit dem üblichen Bügeleisen, um alle von ihm selbst früher gemachten Falten auszuglätten, und dann, um das andere Bild zu gebrauchen, läßt er sein obligates Feuerwerk mittelst alter Phrasen-Pappenstylhülsen in die Lüfte steigen.

(II. 526): „Die Tüchtigkeit im Wollen und Handeln, die lebendige Einsicht und schöne Menschlichkeit des seine Aufgabe wohl erfassenden Herzogs ließ ihn (Goethe) manche Eigenheiten und Schwächen, ja manche auch einzelne Ungebührlichkeiten desselben gegen ihn selbst ertragen, wenn er sich auch ärgern mochte über die oft bedauerlich hervortretende Vorliebe für die französischen Ausgewanderten, über die fast unzertrennliche Begleitung seines großen Hundes, über manche ungerechte Aeußerungen und Derbheiten, und sein Verhältniß zur Jagemann, ihm (dem Goethe) bei seiner unverbrüchlichen Achtung für eheliche Treue widerwärtig war!*) So hegten, hoben Fürst und Dichter, wie selbstbewußt sie immer ihre eigenen Bahnen gehen mochten, auch während der 16 Jahre, die wir hier darzustellen versucht haben, sich gegenseitig auf das

*) Düntzer hat eben das Unglück, daß er am Schlusse seiner Bücher, wenn er in seinen gewohnten Declamationsdusel hineinkommt, momentan das Gedächtniß für Alles verliert, was er früher niedergeschrieben hat. Goethen einer „unverbrüchlichen Achtung für eheliche Treue" zu beschuldigen, das würde man bei jedem Andern für bittere Ironie halten, bei Düntzer ist es süßer Ernst! Siehe Nr. 35.

Schönste, und das Band, das sie innigst umschlang, sollte sich in den folgenden Zeiten des Unglückes und der Aufopferung noch fester ziehen, und bis zum Tode des edlen Fürsten, wenn dieser von der Jagemann sich wohl einmal beirren ließ, doch Beiden zur höchsten Freude und Förderung in unauflöslicher Stärke sich erhalten". — —

Merkwürdiger Weise berichtet es doch Düntzer selber ganz ausführlich, wie Goethe oft mit dem Herzog nach Neunheiligen zur Gräfin Werthern hinausritt und über das Verhältniß des Herzogs mit dieser Gräfin sehr erfreut gewesen ist; über die Stein gab Düntzer dritthalb Bände heraus; freilich schon mit jenen merkwürdigen Behauptungen gleich im Beginne des zweibändigen Werkes, die wir des Näheren besprechen, und dem Leser zur beliebigen Revision, oder eventuellen Anerkennung des Düntzer-Urtheils vorlegen werden.

88. Wieder ein Anbeter Goethe's, der dem armen Carl August zum Danke nachsagt: daß er die Größe des Dichters nicht verstanden und nicht gewürdigt hat.

Ein fernerer Bericht über Goethe's Verhältniß zu Carl August findet sich in der Schrift eines großen Verehrers Goethe's *).

Springer beschreibt das „grüne Schloß" und daselbst heißt es:

„Das Bildniß des Fürsten, welcher Weimar zu Ansehen, Namen und Ruhm brachte, und seinen Hof zu einem zweiten Hofe Ferraras bildete, Carl August in ganzer Gestalt, erblicken wir gleich an der Rückwand des Hauptsaales. Es ist das einzige lebensgroße Bild dieses Fürsten, von Jagemann gemalt, ihn in grünem Schnürrock, weißer Weste mit gelben Knöpfen, grauen Beinkleidern und Spornstiefeln darstellend. So einfach, fast englisch nachlässig gekleidet, steht er halb zur Seite gewandt in seinem Park. Man sieht ihm an, daß er sich hier nicht, wie so oft an fremden Höfen unbehaglich fühle, daß er in seinem Elemente ist, wo er sogar seine liebe Tabakspfeife rauchen könnte. Das breite Gesicht, die stark endende Nase, die vorfallende Oberlippe, die hohe von ergrauendem Haar beschattete Stirn, dies

*) Weimars classische Stätten von R. Springer. Berlin. Springer. 1868. S. 91.

Alles deutet auf den Eintritt in's Greisenalter. Es ist der alte Herr, der seinen schweigsamen Minister Goethe mit Freundschaft und Hochachtung hegte, und noch gern in dem traulichen Zimmer vom Frauenplan mit ihm plauderte, ihn aber doch am liebsten auf Hetzjagden und Parforceritten an seiner Seite gesehen hätte, wie in jenen „lustigen" Tagen zu Weimar, als beide noch jung und ungestüm waren. Goethe aber, sein Leben lang anerkennend, daß der Herzog eine immer „vorschreitende", tüchtige, große Natur sei, hatte doch früh genug erkannt, „daß der Frosch für's Wasser gemacht ist, wenn er gleich auch eine Zeit lang sich auf der Erde befinden kann", daß dem hohen Herrn zu viel herrische Eigenschaften und noble Passionen angeboren und anerzogen waren, als daß er in einem fortgesetzt vertrauten Umgang mit ihm hätte leben können. Es ging bald eine Verwandlung mit ihm vor, er zog sich zeitig von den „Ausbrüchen der Naturwildheit" zurück, und die Hoffeste, wo er seine Hand hat hergeben müssen, „den Kreisel zu treiben", besuchte er seltener. „Je größer die Welt, um so garstiger die Farce", schreibt er über das Hofleben, „keine Zote oder Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft, wie das Wesen der Großen, Mittleren und Kleinen durcheinander." An dem Herzog mißfielen ihm „die Knoten in dem Strange seines Wesens", seine Neigung zum Unschicklichen, seine Vorliebe für das Soldatenspiel und das „Kind und der Fischschwanz", die so oft hervorguckten. Er hatte auch keinen Hehl gegen den Herzog, daß er nicht der „Popanz" sein und daß er keine Reise mehr mit ihm thun wolle. Noch im hohen Alter, von dem Freunde tief gekränkt, rief er schmerzlich aus: „Carl August hat mich nie verstanden". Und dennoch verstanden sie sich in Lust und Trauer, in Liebe und Freundschaft verbunden, fünfzig Jahre lang, und der Herzog, der solcher hochherziger und rührender Empfindungen fähig war, wie er sie in jenem Briefe an Knebel ausspricht, worin er ihn abmahnt, aus seiner Nähe und Freundschaft zu scheiden; er war auch im Stande zu schätzen, nicht nur welche Arbeiten und Sorgen ihm Goethe hatte tragen helfen, sondern auch welche reiche Folgen das Verhältniß mit ihm auf seine eigene menschliche Entwickelung gehabt, und daß, wie Knebel an Lavater schrieb, er ihm zwei Dritttheile seiner Existenz zu verdanken hatte".

Carl August war, wie es seine Lobredner durch ihre Berichte und seine Anschauungen über das positive Christenthum hinlänglich beweisen, ein Lehrling, ja ein Spielball der Loge; die Maurer hatten ihm beigebracht, es gebe für seinen kleinen Fürstenthron keine gefährlicheren Feinde als jene Pastoren, die sich gegen den damals modehaften und abgeschmackten Rationalismus und für die entschieden christlichen Grundlehren aussprachen.

89. Wie dem Carl August die „bösen Dunkelmänner" bei seinem lichtvollen Lebenswandel sehr zuwider gewesen sind und er den General-Superintendenten Röhr hoch geschätzt, weil dieser Lichtmann ihn nie mit Vorhaltung der zwei Mosestafeln in eine unangenehme Stimmung gebracht hat. Wie die Frau von Heigendorf keine Veranlassung gefunden, vom Herzog das Haupt Röhrs auf einer Schüssel zu fordern.

Einen interessanten Beleg haben wir bei einem hohen Verehrer des Weimar'schen Fürstenhauses gefunden*).

Da heißt es: „So lieb ihm (Carl August) aber von der Natur geadelte Menschen waren, mit so großer Aufrichtigkeit er sie seine Freunde nannte, so wußte er doch seine Fürstenwürde und seine Fürstenpflicht auch ihnen gegenüber zu bewahren. Durften sie als seine Freunde alles Gute von ihm erwarten, so wäre es ihnen doch unmöglich geworden, auf diese Freundschaft und Vertraulichkeit hin irgend etwas bei ihm durchzusetzen, das mit seinen allgemeinen Pflichten gegen seine Unterthanen oder mit seinen gefaßten Ueberzeugungen von der Nützlichkeit oder Nothwendigkeit einer Sache sich nicht hätte vereinigen wollen. Es mochte ihm das zuweilen peinlicher sein, als er sich merken ließ, aber er war in solchen Fällen weder durch rasche Angriffe zu überrumpeln, noch durch wiederholte Versuche weich und nachgiebig zu machen. Mancherlei Noth in dieser Beziehung machte ihm besonders Herder. Dieser reizbare, starre, rechthaberische Kopf konnte seinen Gelehrtenstolz und seine hierarchische Herrschsucht nicht bemeistern, er wollte überall der erste sein. Auch war er nicht frei von Neid. Daß er Goethe, den er in Straßburg als

*) Consonanzen und Dissonanzen. Gesammelte Schriften aus älterer und neuerer Zeit. Von J. C. Lobe. Leipzig, Baumgartner, 1869, Seite 237.

Studenten verehrend zu seinen Füßen gesehen, in Weimar nicht bloß neben, sondern später sogar über sich sehen mußte, machte ihm oft böses Blut. So fehlte es Herder nicht an Conflicten mit Untergebenen, mit dem Publikum, mit Collegen, mit Vorgesetzten, ja mit Carl August selbst. Dieser aber blieb sich gleich. Er war des großen Denkers Freund, gebot ihm indessen nöthigenfalls als Landesherr in einer Weise, die alle weitere Appellation kurz abschnitt.“ —

„Wie Carl August alle Arten von Dunkelmännern zuwider sein mußten, kann man sich von einem solchen aufgeklärten Geiste(!!) denken. Sie standen in gar schlimmem Ansehen bei ihm. Was sie unter dem Deckmantel der Religion seit Jahrhunderten ihres Vortheils wegen der wahnbefangenen Menschheit Uebles zugefügt, das konnte ihn, wenn die Rede darauf kam, in früheren Jahren namentlich, wo er sich noch rücksichtsloser seinem Temperamente überließ, in helle Zornesflammen auflodern machen*). Redliche, von wahrhaft christlichem Geiste beseelte Diener der Kirche dagegen ehrte und achtete er aufrichtig, und es existiren viele Beispiele, daß er dieselben mit Auszeichnung behandelte. Ein Mann wie Röhr, der General-Superintendent, stand in hohem Ansehen bei ihm.“

Wenn Lobe diesen süßlichen Rationalisten, der mit dem ganzen positiven Gehalt des Christenthums entschieden abgekocht hatte, hier als Beispiel anführt, hat er einen kleinen Mißgriff gemacht. Dieser Röhr gab zu allem mit honigsüßer Miene und demüthig eingezogenem Genicke seine stillschweigende Zustimmung, was der Serenissimus zu seiner Unterhaltung vorzunehmen für gut befunden hat. Fräulein Jagemann, später wappenfähige Rittersfrau und Rittergutsbesitzerin von Heigendorf, fand keine Veranlassung, vom aufgeklärten Herodes in Weimar den Kopf des ungestümen Propheten: Herrn Generalsuperintendenten Röhr auf einer Schüssel zu verlangen. Sie und noch verschiedene

---

*) Es war besonders die finstere, mittelalterliche, pfäffische Sittenlehre (die von ehelicher Treue, von Achtung der Frauenwürde, von der Einschränkung der Sinnenlust, von dem Satze: in jeder Menschenpersönlichkeit auch den miterlösten Bruder oder Schwester zu achten; Frauen und Jungfrauen nicht als käufliche Gegenstände ungezügelter Lust zu betrachten — gehandelt), welche den genußsüchtigen Herrn begreiflicher Weise „in helle Zornesflammen auflodern machte“.

andere Damen sind mit diesem aufgeklärten Herrn sehr zufrieden gewesen.

Er hatte sicher die größte Freude, wenn sich die hohen Herrschaften, nachdem sie sich bei angestrengtem Nachdenken mit dem Wohl ihrer verschiedenen Völker beschäftigt, mit noblen Passionen für ihre Plagen zu entschädigen suchten. Die Sittenlehre war mitsammt der Glaubenslehre in einen Nebel aufgelöst, es gab keine fixen Gebote mehr, die dem „weisen Lebensgenuß“ sich entgegen stemmten. Dieser Röhr war schon vor seiner Anstellung gehörig ausgekostet worden*), und er hatte von allen stimmfähigen Herren und Damen das Zeugniß erhalten: „Der Mann wird sicherlich nach keiner Richtung hin einen Spaß verderben. Er wird uns an Sonntagen einen kleinen andachtsstündelnden, oder noch besser, andachtshalbstündelnden Erbauungshoppelpoppel vormachen, und Niemand bei Hofe durch alberne mittelalterliche Zumuthungen in eine verdrießliche Stimmung versetzen“.

90. Wie Carl August die Anmaßungen der orthodoxen Prediger als „frechsten Ungehorsam“ zu verfolgen gewußt hat, und wie dem Herzog nicht klar gewesen ist, daß der Sturm über die Fürsten aus einem ganz anderen Loche herblasen wird.

Nachdem nun Lobe den Leser versichert, wie sich Röhr eines hohen Ansehens bei Carl August erfreute, kommt er mit seiner Fliegenklatsche hervor, um die noch ein wenig orthodoxen Prediger herunterzuklapsen.

„Nur die Anmaßenden haßte er, und diese haßten ihn wieder, weil er ihre Macht nicht anerkennen und nicht fürchten wollte, und wie sie mit heimlichem Ingrimm wohl erkannten, nicht zu fürchten brauchte. Denn er verdummte sein Völkchen nicht, er klärte es auf. Die Intriguen dieser Leute konnten daher Carl August nicht gefährlich werden. Hirtenbriefe, die allergehorsamst zum frechsten Ungehorsam gegen die Staatsgewalt aufreizten,

*) Dieses Auskosten in derselben Geschmacksrichtung ist leider auch bei katholischen Machthabern öfter vorgekommen; man sucht auch hier bisweilen Herren, die sich sicher mit Niemand verfeinden, und die sich auf eine weit billigere Weise als einst dieser fanatische Johannes der Täufer — den Ruf der Kopflosigkeit angeeignet haben.

hatte er nicht zu fürchten*). Entschieden trat er dem geistlichen Hochmuthe entgegen, der unter der Maske christlicher Demuth hervorglitzerte. Da liefen, um ein Beispiel anzuführen, von dem Eisenacher Consistorium einst Klagen über neuerungssüchtige Vorlesungen, die in Jena gehalten wurden, an ihn ein. Es waren damit Paulus' Vorlesungen über Dogmatik gemeint. Die geistlichen Herren erwarteten wenigstens eine demüthige Controverse des Landesherrn. Glaubt doch mancher Dorfpfarrer mit der höchsten weltlichen Macht gleich und gleich verhandeln zu dürfen, und wird die Hierarchie doch heute noch von manchen mächtigen Fürsten durch Rücksichten und Nachsichten in diesem kitzelnden Glauben bestärkt. Carl August verachtete diese Anmaßungen und drückte das auf die fatalste Weise aus. Vergeblich warteten die gestrengen Herren in Eisenach auf Einstellung jener Vorlesungen, oder we nigstens auf eine Entschuldigung des Großherzogs". —

Lobe ist ein guter Musikant, aber ein miserabler Theolog. Was da von Lobe zum Lobe Carl August's vorgebracht wird, ist wahre Musikantentheologie.

Wir wollen den Thatbestand des Declamationsstückes bloßlegen. Die christlichen Prediger von Eisenach handelten nach ihrem Gewissen, als sie den Großherzog auf die Vorträge des Paulus aufmerksam machten, dem der geistliche Nachwuchs des Großherzogthums überliefert war. Paulus, in neuester Zeit auch von protestantischen Theologen (wie wir es in der Skizze: Paulus nachweisen) als ein Flachkopf declarirt, der Christum den Herrn, die Apostel und Evangelisten theils als Betrüger, theils als Betrogene darzustellen suchte und nur durch die Frechheit seiner damals noch neuen Negationsmethode sich einen Anhang unter den Studenten verschaffte, dieser Paulus als Theologieprofessor war eine Erscheinung, die eben den christlichen Predigern nicht gleichgiltig sein konnte, sie erfüllten eine Pflicht, als sie

---

*) Was würde der gute Carl August jetzt sagen, wenn er erlebt hätte, wie die modernen Thron- uud Thrönchenstürzer durchaus nicht bei den harmlosen Hirtenbriefschreibern, sondern bei den Jüngern der von ihm geachteten Aufklärungsapostel zu suchen sind? Diese bösen Gesellen hätten auch dem aufgeklärten Röhr (mit sammt seinem aufgeklärten Phrasenschwefel) keck unter die Nase gelacht!

gegen die Vorträge desselben Einsprache erhoben. Wenn Lobe nun diese Prediger des heimlichen Ingrimms, der Volksverdummung, der Aufreizung zum frechsten Ungehorsam, des geistlichen Hochmuths beschuldigt, so ist das eben wieder Musikantenpolemik; der gute Lobe versteht unter Aufklärung das Wegwerfen und Verleugnen der positiven Religion und des positiven Sittengesetzes und sucht diese Prediger durch eine Litanei von Schimpfworten und Verdächtigungen verächtlich zu machen, um den aufgeklärten Carl August in der vollen Glorie dieser Aufklärung darzustellen.

Der gute Großherzog, wenn er (wie man zu sagen pflegt) ein halbes Säculum nach seinem Tode aufstehen und in Deutschland Rundschau halten könnte, würde sich die Augen reiben und sagen: Ei, ei, ich habe den frechen Ungehorsam und die Verachtung der fürstlichen Würde damals nicht im rechten Winkel gesucht! Diese Demokraten und Socialisten sind ja lauter sehr gelehrige Schüler meines Lieblings, des von mir protegirten Christenverkehrers und modernen Aufklärungsapostels Paulus, sie stimmen mit seiner Lehre überein und stützen sich auf dieselbe u. s. w. u. s. w.

Abgesehen von alledem versteht auch dieser Lobe gar nicht das juridisch-politische Verhältniß des Großherzogs von Weimar zu den Professoren in Jena. Carl August konnte eben so wenig allein gegen einen Professor in Jena vorgehen, als er einen solchen allein anstellen konnte. Diese Momente bezüglich der Professoren in Jena haben sich die vier Fürsten der sächsisch-ernestinischen Linie vorbehalten.

91. Wie der Musikus Lobe auch in die Theologie seinen Operntext hineingeben will, aber einen blauen Plunder versteht.

Carl August hätte somit nur den Studirenden seines Landes verwehren können, die Vorlesungen des Paulus zu frequentiren, mit der Erklärung: ihnen dann eine Anstellung in seinem Lande zu verweigern; aber allein gegen einen Professor vorgehen, das konnte er nicht, das lag auch nicht in der Einsprache der Prediger, was somit Lobe von Einstellung der Vorlesungen schreibt, beruht wieder auf einer Unkenntniß

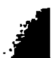
des Lobe, der die Aufgabe hat, seine musikalischen Instrumente in Harmonie zu erhalten, aber nicht juridische Instrumente der Verfassung durcheinander zu werfen.

Und dieser arme Dorfpfarrer!: „Glaubt doch mancher Dorfpfarrer mit der höchsten weltlichen Macht gleich und gleich verhandeln zu dürfen".

Wenn aber das in Angelegenheiten christlicher Lehre und christlicher Sitte geschieht, was soll da der Dorfpfarrer thun? Wenn der Landesherr im Sprengel des Pfarrers den Sonntag mit einer spectakulösen Jagd inaugurirt und bei der Kirche mit Hörnerklang vorüberreitet oder kutschirt, und die Dorfjungen als Treiber frohnen müssen, oder, wenn der Landesfürst Sonn- und Wochentag Aergernisse anderer größerer Art in der Gemeinde giebt, da soll nach Lobe der Pfarrer das Maul halten, den Serenissimus nicht stören, allenfalls von der Kanzel herabkommen, dem vorübergaloppirenden Landesherrn ein tiefes Compliment machen, nnd ihm wünschen, er möge recht viele Böcke schießen u. s. w., dafür aber die Bauern mahnen, daß sie ihre Abgaben getreu und willig entrichten, nicht murren; eine heimliche Freude haben, wenn sie in ihr Steuerbüchel hineinschauen; überhaupt, daß dieser Pfarrer zwei Evangelien auf dem Lager haben soll, eines für den Serenissimus, und das andere für das Bürger- und Bauernvolk, das wäre dann ein Pfarrer, der in die Aufklärungsmaschine als ein sich willig herumhaspelndes Rad hineintaugt, im Hofleben keine unangenehme Störung verursacht, und dem sonach der Ausdruck vollster Zufriedenheit von Seite eines aufgeklärten Landesherrn könnte zuerkannt werden.

92. Was der Musikus Lobe zum Lobe Carl August's sagt, und was er nebenbei für eine schwer wiegende Unwissenheit in Welt-, Staaten- und anderen Geschichten zur Schau trägt. Die alte Leier über Inquisition. Der Unsinn Lobe's von gelehrten Protestanten nachgewiesen.

Man muß diese aufgeklärten Fürstenfreunde, welche die Macht der Fürsten mit so großer Eifersucht überwachen, beim Lichte anschauen, beim Lichte der Thatsachen, der Logik, ihre Charaktere in das rechte Licht stellen; ihnen die Consequenzen



ihres aufgeblasenen, hohlen Geschwätzes vor Augen halten, um sie in ihrer Weisheit, ihrem Scharfsinn, in ihrem Verständniß der socialen Weltlage und der hereinbrechenden Zukunft kennen zu lernen.

Wir werden um der historischen Gerechtigkeit willen, den größten Lobredner Carl August's wörtlich anführen*).

„Das war ein Fürst, lieber Leser! Sein Land nimmt auf der Karte einen sehr kleinen Raum ein. Er konnte nicht, wie Philipp II., ein Verdummer seiner Völker und Menschenlieferant für die Scheiterhaufen, sagen: daß in seinem Reiche die Sonne nie untergehe. Aber er ließ über sein Ländchen eine geistige Sonne aufsteigen, die in majestätischer Pracht weithin über die Erde ihre leuchtenden Strahlen sende und noch sendet. Er hatte keine Armeen, mit denen er die Länder hätte überziehen und verheeren können, und doch wurde er einer der größten Eroberer, denn er gewann sich die ganze intelligente Welt. Seine Krieger waren jene großen Denker und Dichter, und ihre Waffen waren Gedanken. Mit Gedanken wurde ein ununterbrochener Kampf auf Leben und Tod gegen Alles geführt, was die Menschheit schändet, was die Völker in dummen Vorurtheilen fassen und den Gang zur Humanität aufhalten will. Hat Carl August es nicht dahin bringen können, daß jeder Bauer des Sonntags ein Huhn im Topfe habe, seine Schuld ist's nicht gewesen. Gethan hat er dafür, was ihm möglich. Ein Höherer als die Allerhöchsten auf dieser Erde, scheint es nicht haben zu wollen. Warum, weiß er allein". —

Dieser gute Herr Lobe wird sowohl einem kundigen Historiker als einem modernen Socialisten (welche die eigentlich consequenten und verständnißinnigen Humanisten jener Humanität sind, für welche Lobe die große Trompete bläst und die große Pauke bearbeitet) gegenüber mit seiner Declamation in eine sehr bedenkliche Stellung hineingerathen.

Die Wahl Philipp II. als Piedestal (für Carl August), der als Verdummer seiner Völker zu einem Sockel zusammengehämmert wird, ist nicht glücklich aus-

---

*) Lobe: Consonanzen und Dissonanzen. Leipzig, Baumgartner. 1869, S. 242.

gefallen. Wir sind weit entfernt, für Alles einzustehen, was Herzog Alba in den Niederlanden gethan hat.

Philipp II. war über den Stand der politischen Verhältnisse aller Staaten, mit denen er zu thun hatte, so genau orientirt und hatte sich eine so genaue Kenntniß seiner Zeit erworben, daß, wie Ranke sagt, ein Historiker ihn um dieselbe beneiden möchte.

Er bekämpfte in den Niederlanden den Protestantismus auch aus Politik, weil dieser bewiesenermaßen der stärkste Hebel politischer Opposition geworden war. Auch Ranke anerkennt, daß Philipp durch eine zwingende Nothwendigkeit bestürmt wurde, die Erhaltung des Katholicismus zu einer Hauptaufgabe seines Lebens zu machen.

Die viel geschmähte Inquisition ist, nicht nur wie es der Katholik Hefele, sondern auch der Protestant Ranke gezeigt, bei dem spanischen Volke in einem gewissen Sinne populär gewesen.

Die Königin Elisabeth war gegen die Katholiken in England noch weitaus grausamer als Philipp gegen die Protestanten in den Niederlanden. Zweihundert Priester mußten in Brittanien auf dem Schaffot sterben und wurden früher noch geschleift, bloß weil sie geistliche Functionen ausübten.

Der Musikus Lobe soll doch Raumer's Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts (III, S. 65) nachlesen, ehe er eine mehr histerische, als historische Declamation losläßt. Margarethe, Philipp II. erste General-Statthalterin in den Niederlanden, gab dem für die Lutheraner Antwerpens sich verwendenden Churfürsten von Sachsen zur Antwort: „sie verfahre nach den Befehlen des Königs, um dessen Länder und Regierung er (Churfürst) sich um so weniger zu kümmern habe, als auch er in seinem Lande keinen katholischen Gottesdienst duldet."

Der protestantische Historiker C. A. Menzel berichtet über die unmenschliche Behandlung, welche niederländische und französische Protestanten im lutherischen Deutschland erfuhren, und macht dazu die Bemerkung: „Die Lutheraner waren an den Orten, in welchen die Reformation obgesiegt hatte, ganz in das Verhältniß getreten, in welchem sich bis Anfang des Kirchenzwistes die Katholiken befanden, aber so nahe die Gleichheit lag, so bewirkte dieselbe doch bei den Eiferern keine Erkenntniß und



bis auf den heutigen Tag wird auch im geschichtlichen Urtheil der Maßstab, welcher die Freunde mißt, selten oder nie für die Handlungsweise der Gegner gebraucht." —

Also auch die gediegensten, kenntnißreichsten protestantischen Historiker sind für Herrn Lobe unbekannte Größen; wie der Musiker ohne Generalbaß nicht componiren kann, so kann der Schriftsteller ohne Wissenschaft — kein Historiker sein. Somit könnte sich Herr Lobe von Violin- und Violon-Bearbeitern seines Orchesters — als abgebrannter Historiker solenn heimgeigen lassen!

93. Wie Lobe & Comp. alte Geschichtslügen immer wieder aufwärmen und für exacte Resultate der Geschichtsforschung keinen Sinn haben, sondern denselben nur ihren Unsinn entgegensetzen.

Dieselben „Quellen", welche der Herr Lobe benützte, machen den König Philipp auch zum Mörder seines Sohnes und seiner Gemahlin Elisabeth. Das angebliche Verhältniß des Don Carlos zur Königin hat sogar die Poesie verherrlicht, und die Theaterbesucher schwören darauf: daß die ganze Geschichte wahr ist.

Mit der Theater- und Roman-Gläubigkeit ist es schwer zu streiten. Raumer*) sagt: „Er (Don Carlos) und die Königin sind natürlichen Todes gestorben und niemals hat auch nur das geringste Liebesverhältniß zwischen ihnen stattgefunden. (Auch in Raumer's Briefe: I, 157.) Freilich ist für den Musikus ein Entschuldigungsgrund seine schwerwiegende Unwissenheit. Er käme uns mit zwei Büchern wie ein Sieger von Marathon entgegen und herrschte uns an:

„Wenn Sie ein gebildeter Mensch wären, so müßten Sie Schiller's: Geschichte des Abfalls der Niederlande und seinen Don Carlos gelesen haben; lesen Sie diese beiden Werke, schweigen Sie und schämen Sie sich."

---

*) Geschichte Europas seit dem 15. Jahrhundert. Leipzig, 1834, 3. Bd., S. 132.

Nun, wir haben diese zwei Werke auch gelesen, um aber Herrn Lobe einen Gefallen zu thun, wollen wir schweigen und wollen uns schämen auch noch dazu!

Schickt uns Lobe den Schiller als Historiker an den Hals, so wollen wir seinen Lobabschluß über Carl August einem Socialisten in die Hand geben; und dieser würde nach seiner Lehre den Herrn Lobe also ansprechen:

„Werthester Herr Lobe, Sie sagen, wenn es Carl August nicht dahin brachte, daß jeder Bauer des Sonntags ein Huhn im Topfe habe, so ist dies nicht seine Schuld gewesen. Sie haben hiermit Carl August mit verschiedenen anderen Fürsten, denen dieser fromme Wunsch in den Mund gelegt wird, auch in einen Topf geworfen. Wir Socialisten protestiren gegen diese gebratene Generosität. Selbst dem Freund Goethe ist die kostspielige Soldatenspielerei Carl August's zuwider gewesen, und selbst Goethe, der doch anfangs am Hofe zu Weimar auch kein Sparcassendirector gewesen ist, hat das enorme Geldhinauswerfen auf Hoffeste rügenswerth gefunden."

„Sie aber setzen noch hinzu: „Gethan hat er dafür (für das Huhn im Topf), was ihm möglich. Ein Höherer als die Allerhöchsten auf dieser Erde scheint es nicht haben zu wollen, warum, weiß er allein." — —

„Hier ist Herr Lobe ganz aus dem Tact gefallen. Er schiebt unserm Herrgott die Schuld in die Schuhe, daß die großherzoglichen Unterthanen kein Huhn in den Topf bekommen, und sagt noch dazu: warum? weiß er allein."

„Diese Beweisführung zu Gunsten Carl August's und zum Schaden unseres Herrgotts und zur Beschwichtigung der Bauern, die noch immer auf das Huhn im Topfe warten, verdient belohnt zu werden. Gott, der Herr, wird es ihm nicht lohnen, den er zum Bauernfeind gemacht hat, den Ernestinischen Hausorden II. Classe hat er schon, und so wünschen wir ihm nun den Weimar'schen (gebratenen) Falkenorden (im Topfe) auch noch dazu." — So würde der Socialist den Herrn Lobe zurechtweisen.

Wir, als Schreiber des Vorliegenden, sind weit entfernt, auf unseren Conto eine so beweiskräftige Sprache zu führen. Nachdem aber Herr Lobe, die Historiker und die Socialdemokraten durch seine

Provocation so sehr ehrenbeleidigt hat, so möge er sich die dramatisch dargestellten Antworten derselben auch gefallen lassen.

Carl August liebte auch jene Ueberraschungen von Unterthanen, mit denen er incognito sprach, und sich dann als Landesfürst zum Schrecken der armen Teufel entpuppte, wie diese (jetzt mit „Tableau" bezeichneten) Scenen an den Höfen der kleinen Fürsten im vorigen Jahrhundert beliebt gewesen sind.

So erzählt schon aus der ersten Goethezeit zu Weimar, Düntzer in „Goethe und Carl August", I. S. 30, im Jahre 1776: „Die (Kiffhäuser) Ruine wurde besonders von Goethe und dem Herzog, der einen blauen Rock und lederne Beinkleider, die Werthermontur, trug (Goethe hatte dieselbe bereits abgelegt) und immerfort von seinem Hunde umsprungen ward, auf das Genaueste besehen, sie wurde von Goethe auch im Umriß gezeichnet, während der Herzog immerfort mit ihm sprach. Ein Jägerbursche, der sie als Curgänger anhalten wollte, wurde vom Herzog geneckt, welcher ihm einen eingesteckten Schmergelstein zeigte, mit der schalkhaften Bemerkung: „Wenn er wüßte, was das werth ist", und ihm dann ein dargereichtes volles Glas zu trinken befahl, wobei er sich zu erkennen gab." (Tableau).

94. Wie wir dem Carl August das verdiente Lob durchaus nicht vorenthalten wollen.

Es möge noch eine Charakterschilderung Carl August's vom Musikus Lobe folgen, wir wollen diesem Fürsten auch die günstigsten Urtheile von Seite seiner Lobredner nicht vorenthalten.

Wenn Goethe von ihm gesagt: „Er war ein geborner großer Mensch, ein Mann aus dem Ganzen", so ist das ein Kranz der Dankbarkeit einem Fürsten auf sein Grab gelegt und Goethe hatte ihm sehr viel zu danken.

Lobe *) bringt über Carl August eine Abhandlung unter dem Titel: Der alte Herr.

„Als er (Carl August) in dem alten Schloß zu Weimar auf unserem wirren Planeten ankam **), schrieb man den 3. Sep-

*) Consonanzen und Dissonanzen. S. 228.

**) Lobe hat unserem Planeten unrecht gethan, denn er bewegt sich sehr regelmäßig und nicht wirr, während die Kometen in der Kopfwelt dieses Tonsetzers sich sehr unregelmäßig bewegen und sogar wirr durcheinander laufen.

tember 1757, das war für die Menschwerdung eines Fürstenkindes eine einigermaßen hindernißliche Zeit. Da wuchsen die Prinzleins noch in dem festen Glauben auf, nur Fürsten und Adel seien Menschen, und diesen zum Nutzen und Vergnügen laufe das übrige Volk in Städten und Dörfern herum, wie Hirsche, Hasen, wilde Schweine in Wäldern und Feldern. Zehn Jahre erst war der gute (?) alte Dessauer todt, der als hoffnungsvoller Prinz schon in blinder Eifersucht eine unschuldige Verwandte seiner nachmaligen Frau Gemahlin Liebden, der Apothekerstochter Fehse, vor deren Augen niederstach, ohne daß im ganzen heiligen römischen Reiche ein Hahn darnach gekräht hätte. Der gute alte Dessauer, der alle Menschen, die nicht im Soldatenrocke staken, gründlich verachtete, dessen höchster Genuß blutiges Schlachtengemetzel war. Carl August verlor schon im zweiten Jahre seines Lebens den Vater, aber seine Mutter war die geistreiche und aufgeklärte Fürstin Amalia, der edle Graf Görz sein Erzieher, Wieland sein Lehrer. Unter den Einflüssen dieser ausgezeichneten Geister wuchs er gedeihlich empor. Er hatte einen Bruder Constantin. Mit Beiden hatten Mutter und Erzieher wohl zuweilen ihre Noth. Beide Prinzen waren Wildfange, die von üppiger Jugendfülle überströmend, manchen tollen Streich begingen. Doch mußte sich Carl August bald ein wenig zu fassen suchen. Denn schon 1774, in seinem 17. Jahre, wurde er von Kaiser Joseph für majorenn erklärt, und trat bald darauf die Regierung des Landes an."

Schon wieder Wieland, dieser „ausgezeichnete Geist" als Prinzenerzieher! Welche Sorglosigkeit bei dieser Wahl! Wenn man einem Hundeabrichter einen Pudel zur Dressur übergiebt — pflegt man sich früher zu erkundigen, ob dieser Geselle in der höheren zoologischen Erziehungskunde etwas leisten kann; bei der Suche nach einem und dem Auffinden dieses Prinzen-Erziehers hat man diese Sorgfalt für überflüßig gefunden!

„Der junge Herzog war ein zweifaches Wesen. Kräftig und gewandt in allen ritterlichen Künsten, die er leidenschaftlich trieb, umfaßte er mit gleicher Liebe die ernsthaftesten Studien. Heute auf feurigem Rosse dem Hirsche nachjagend, saß er morgen anhaltend über belehrenden Büchern und sammelte sich Schätze des Wissens. Sein philosophischer Geist kam bald zu der Einsicht, daß der Stand des

Menschen nichts sei, als ein günstiger oder ungünstiger Zufall*). Er fühlte, daß der Mensch allein geadelt werden könne durch höhere Bildung. Daraus entstand zunächst eine gründliche Verachtung aller Hof-Etiquette**). Die spanischen Stiefel nannte er sie, in die er nicht kriechen wollte, daher die Einfachheit und Ungezwungenheit seines ganzen Wesens und Behabens. „Ich habe mit ihm gesprochen wie mit einem Menschen", erzählte ein Bürger treuherzig, als er von ihm kam, und der sonderbare Ausdruck sagt nicht uneben, wie Carl August schon damals seinem Völkchen erschien. Das war aber zu jener Zeit eine ungewohnte Erscheinung. Die Höfe bis zu den kleinsten herab, spielten Alle nach Ludwig XIV. Auch Weimar war ein kleines Versailles. Außer den hohen Hofchargen krabbelten Mohren, Heiducken, Laufer, Jäger, Husaren, Pagen u. s. w. im bunten Gewirr durch die Vorzimmer. Carl August nannte sie die „Hofmenagerie". Er ließ sie aus Pietät für seine Mutter, später für seine Gemahlin fortvegetiren, nahm aber selbst keine Notiz von den Jungen. Zu Pferde, ein Reitknecht hinter sich, oder auf einer kleinen Droschke, einen Lakai auf dem Hintersitz in einfacher Kleidung und nie ohne der Cigarre im Munde, ritt oder fuhr er aus, oder machte er größere Reisen. Die Art, wie Carl August mit Goethe bekannt geworden, kennzeichnet sein Wesen besonders. Wieland war der erste, der unter Amaliens Regierung den Reigen der großen Geister eröffnete, die später das kleine Weimar so groß machten. Man war mit Recht stolz auf seinen Besitz und er war das gehätschelte Schooßkindlein des Hofes und der Stadt."

---

*) Nachdem nun der philosophische Geist des Hofmusikus Lobe mit dem philosophischen Geist Carl August's sich in der vollsten Harmonie befindet, bleibt dem Leser, wenn er anders auf „höhere Bildung" Anspruch machen will, nichts übrig, als sich der „Einsicht" dieser beiden großen Forscher im Gebiete der Philosophie zu Füßen zu legen, sonst könnte er sich die Verachtung des ganzen 19. Jahrhunderts auf den Hals laden.

**) Wenn die gründliche Verachtung aller Hof-Etiquette ein Zeugniß für höhere Bildung abgiebt, dann ist jeder demokratisch-wüthige Schnapskessel, der über Hof und Camarilla loszieht, ein philosophischer Geist — mit höherer Bildung auch noch dazu!

„Da flatterte von dem bekannten frechen Blatt: „Götter, Helden und Wieland“ auch ein Exemplar nach Weimar. Wieland's Alceste wurde darin mit beißendem Spotte gegeiselt. Wäre das Ding ein bloßes Pasquill gewesen, man hätte es verziehen. Bosheit ohne Geist verletzt nicht. Aber es waren Lessing'sche Schläge darin, Gründe, die wie spitze Dolche in das Bewußtsein fuhren, man konnte die Wahrheit nicht wegleugnen, und das schmerzte. Alles was von Bildung in Weimar lebte, war auf's Aeußerste empört über den unerwarteten Blitz, der auf das ruhmgekrönte Haupt des verehrten Dichters geschleudert wurde. Wer ist der Verfasser? fragte man erbittert überall. Ein junger Mensch in Frankfurt am Main lebend, bekam man endlich heraus. Goethe soll er heißen. Aus gutem Hause, aber ein Nichtsnutz, der beschäftigungslos herumvagirt.“

„Auf Einen nur hatte das Schriftchen anders gewirkt, auf Carl August. Nicht, daß er sich über den rücksichtslosen Angriff auf den von ihm hochverehrten (?) Dichter und Lehrer, gefreut hätte, aber er erkannte in dem jungen Mann einen kühnen, scharfen, vorurtheilsfreien Geist, von dem Bedeutendes zu erwarten sei. Nach einem solchen sehnte er sich. Die Reise nach Darmstadt zu seiner hohen Braut führte Carl August über Frankfurt. Knebel, der nebst dem jungen Prinzen Constantin den Herzog begleitete, wurde zu dem jungen Bären geschickt, um ihn zu einer Unterredung nach Mainz einzuladen.“

„Man weiß von Goethe selbst, daß seine Freunde und namentlich sein Vater ihn vor dieser Zusammenkunft warnten, man fürchtete irgend eine Demüthigung für den Angriff auf Wieland.“

„Aber Goethe ließ sich nicht abhalten. Die Zusammenkunft fand statt und von jenem Moment datirt sich jenes seltene Verhältniß zwischen einem Fürsten und einem Bürgerlichen, jene Freundschaft, die ein ganzes Menschenalter hindurch bestand, und auf die Bildung der Nation so heilsamen Einfluß übte. Viel in geistiger Beziehung hat Carl August Goethe zu verdanken, mehr vielleicht ist Goethe und die Welt Carl August schuldig geworden.“ —

95. Wie der Hofmusikus Lobe die Geister in ordentliche und unordentliche eintheilt, und somit sich auch der Erfindung eines neuen philosophischen Systems schuldig macht, und wie „Goethe mit dem Herzog Tag und Nacht gemeinschaftlich über den schwersten Problemen brüten". Wie die Ergebnisse dieser gemeinschaftlichen Brutanstalt leider nicht bekannt geworden sind.

„Carl August hob durch und mit Goethe den ganzen Gelehrtenstand und verschaffte ihm durch seine Anerkennung eine in Deutschland bisher unerhörte Schätzung. Ein Fürst wählte einen Bürgerlichen, seines Geistes wegen, zu seinem vorzüglichen Umgange, er schloß ein inniges Freundschaftsbündniß mit ihm auf Du und Du, er verlieh ihm Aemter und Würden bis zum Minister hinauf und verschaffte ihm am Ende den Adel. Was er dem Einen erzeugte, das warf seine Glorie auf den ganzen Stand, er hob das Vertrauen begabter Größen, eröffnete ihnen ungewöhnliche Aussichten, und trieb sie an, durch edles Bemühen sich solcher Schätzung würdig zu zeigen. Die Secte der liederlichen Genies unter den Dichtern, Künstlern und Gelehrten ging freilich nicht aus, so wenig wie das Unkraut je von der Erde verschwinden wird, aber man betrachtete ihre Verderbnisse nicht mehr als eine von dem Genie unzertrennliche Eigenschaft, man machte Unterschiede zwischen den ordentlichen und unordentlichen Geistern der Art, man achtete die Einen und verachtete die Anderen."

Man muß die Declamatoren fortdeclamiren lassen, bis sie am Ende eines Abschnittes athemlos selber aufhören. Ob die Excesse Eigenschaften der Genies sind oder nicht, darüber hat Goethe in seiner Maurerrede für den todten Wieland in der Loge zu Weimar 1813 einige Geständnisse gemacht.

Wie dieser Herr Lobe — seiner Theorie und Unterscheidungslehre von ordentlichen und unordentlichen Geistern selber einen sehr empfindlichen Stoß beibringt, ersehen wir aus dem gleich nachfolgenden Bericht über das erste Auftreten Goethe's in Weimar (S. 231), und dessen „wildesten Strudelsturz in materielle Genüsse".

„Als Goethe in Weimar ankam, begann ein seltsames Treiben, bald stürzten sich die beiden Titanen rücksichtslos in die wildesten Strudel materieller Genüsse, schweiften Tage und Nächte zu Pferde im Lande herum, trieben auf den Gütern der Edelleute die tollsten Streiche, nicht fragend ob des Sommers Hochsonne auf sie sengend niederbrannte, oder kalter Herbstschauer und Aequinoctialstürme sie umtobten, oder zu Winterszeit der Hauch ihnen vor dem Munde zu Eis gefror. Dann wieder lebten sie eine Zeit lang, wie griechische Weltweise, saßen Tage und Nächte hindurch in traulichen Gesprächen und brüteten gemeinschaftlich über den schwersten Problemen*). Sie konnten es so treiben, denn sie hatten Leiber von Eisen, und Geister, die einer ungeheueren Ausdauer fähig waren, Carl August gewöhnte sich so an Goethe, daß ihm, wo er nicht war, ein Theil seines Selbst fehlte. Auf dem Zimmer, im Walde, auf der Jagd, im Krieg, auf Reisen, überall wollte er ihn um sich haben, Goethe erwiderte die Anhänglichkeit und folgte seinem fürstlichen Freunde mit Lust. Das gab nun freilich für Hof und Stadt großen Scandal**). Die adeligen Herrn erbosten sich über den frechen Frankfurter, der ganz ungenirt mit ihnen umging, denn Goethe war gegen diese Art, wo er ihre Abneigung bemerkte, rücksichtslos stolz. Er hielt einen Frankfurter Republikaner und Patriziersohn um keinen Deut geringer als einen Thüringer Adeligen, ohne seine Geistesüberlegenheit dabei in Anschlag zu bringen, und er gab sich gar keine Mühe, seine Ansichten diplomatisch zu verhüllen. Dem Herzog war das recht. Einen solchen Menschen wollte er, einen, von

---

*) Woher denn dieser Lobe von dieser „Brutzeit“ so genaue Kunde bekommen hat? Daß in den ersten Jahren des Weimarer Beisammenseins schwere oder schon gar schwerste Probleme ausgebrütet worden seien, das haben bisher auch noch keine Lobredner Goethe's behauptet. Herr Lobe ist der erste, der auch dieser Titanenarbeit eine Sonnenseite abgewonnen hat.

**) Lobe scheint ganz vergessen zu haben, daß er im früheren Gesetzl (Absatz) Goethe und den Herzog zum Unterschied von den unordentlichen Geistern unter die „ordentlichen Geister“ rangirt Hier erfahren wir wieder, daß diese ordentlichen Geister schon recht ordentliche Scandäler gemacht haben. Was würde nun Weimar erst erle t haben müssen, wenn Lobe die Beiden den unordentlichen Geistern beigezählt hätte?

dem er ungeheuchelte Freundschaft und die größte Freimüthigkeit zu erwarten hatte und erhielt *).

96. Wie Lobe in das „verhüllende Gewölke" schaut und in Erfahrung bringt, was „die Natur oder der Weltgeist" mit Carl August beabsichtigt hat — und wie sich Carl August zum „Landesvater" qualificirte.

„Mit den zunehmenden Jahren legte sich der etwas zu geniale Sturmdrang Beider, und nun trat in voller Aufklärung, wie die Sonne aus verhüllendem Gewölke, was die Natur oder der Weltgeist mit Carl August beabsichtigt hatte." —

Wie doch Herr Lobe seiner determinirten Aussage nach — der Natur oder dem Weltgeiste oder was, so schlau in die Karten geschaut — und gewußt hat, was diese Natur oder dieser Weltgeist mit Carl August für Absichten gehabt hat! Hätte sich diese Natur oder der Weltgeist nicht schon früher in's Mittel legen, den „etwas zu genialen Sturmdrang" abschwächen und das „verhüllende Gewölke" mit ein paar kräftigen Windstößen verjagen können? Von einem überweltlichen Gott, von einer Vorsehung zu sprechen, das war in Weimar auch auf dem Orchester unmodisch und veraltet geworden; da wurden nun bei jedem literarischen Dekokt in der Geisterapotheke einige Tropfen aus der Flasche Spiritus naturalis und wieder einige Tropfen aus der Flasche Spiritus universalis, recht tüchtig gerüttelt, zu einer heilsamen Medicin gemacht und dem gebildeten Publikum löffelweise vorgeschrieben.

Lobe bringt, nachdem er uns sein intimeres Verhältniß mit der Natur und dem Weltgeist und die Bekanntschaften mit den Absichten Beider zu verkosten gegeben hat, über Carl August gute Eigenschaften dieses Fürsten, denen wir, insoweit sie begründet sind, selbstverständlich die vollste Anerkennung zollen; nur müssen wir auch hier, um der historischen Gerechtigkeit willen,

*) Hier wird der bedenkliche Leser fragen: Ja was hätte z. B. der Goethe dem Herzog wegen der bei Hof und Stadt gemachten „großen Scandale" mit der größten Freimüthigkeit für Vorstellungen machen können? Wer freimüthig reden will, der muß rückenfrei reden können, wer das letztere nicht kann, der kann auch das erstere nicht.

einige declamatorische Phrasen Lobe's auf's rechte Maß zurückführen.

„Er wurde, was damals wie ein Hohn gegen das Volk klang, im vollsten Sinne des Wortes: ein Landesvater. Seine ungemein geistige Sorgsamkeit, die schwellende Fülle seiner Gedanken; die reine menschliche Gesinnung, die wahre ungeheuchelte Menschenliebe, der stählerne Charakter traten völlig ausgebildet hervor, er war fertig. Eine Fürstenseele, wie ich nie eine sah, schreibt Dalberg an einen Freund. Carl August, der erste Fürst in Deutschland, welcher seinem Volke, und zwar freiwillig, eine Constitution verlieh und sie ehrlich hielt, war selbstständig durchaus; er prüfte, untersuchte, leitete Alles selbst, wie ein tüchtiger Fabriksherr, der sein ausgebreitetes Geschäft selbst dirigirt*). Er vermochte das, trotz der mancherlei Abhaltungen, Jagden, Reisen, Feldzüge, zu denen ihn Neigung und Pflicht riefen, denn er konnte es nachholen durch anhaltendes Arbeiten und begünstigt durch die Schnelligkeit seines Geistes, womit er die verschiedensten Dinge übersah, begriff und beurtheilte. Landescultur, Gewerbe, Ackerbau, Kunst und Wissenschaft, Militär, Justiz, Polizei**), Volksunterricht u. s. w., Alles wußte er in's Auge zu fassen, über Alles ließ er sich vortragen, urtheilte darüber, entschied und wachte, daß seine Entscheidungen auch richtig und vollständig ausgeführt wurden, daß keine Eigenmächtigkeit, keine Ungerechtigkeit der Subalternen sich einschlich".

---

*) Diese fünf Zeilen aufwärts sind besonders zu beachten. Eine freiwillig gegebene Constitution! ehrlich gehalten! und ein durchaus selbstständiger Fabrikant, der Alles selbst macht und sein ausgebreitetes Geschäft (!) selbst dirigirt!! Was doch im Kopfe eines politischen Orchestroiden für Schneeflocken durcheinander wirbeln.

**) Weimar besaß 1781 ein Heer von drei Polizeisoldaten. Wir verweisen auf den Policisten (in der folgenden Abhandlung „Herder"), welcher von Studiosus Müller den Paß verlangte. Jeder Fremde, der beim Thor in die Stadt kam, wurde als solcher erkannt und es mußten seine Ausweise dem Herzog gemeldet werden. Es war diese Vorsicht vielleicht weniger Furcht vor Comploten, als Neugierde und Klatschsucht, es war ein bei Tische besprechungswürdiges Ereigniß, wenn ein Fremder ankam, der über den Rang der Handwerksburschen hinausragte.

97. Wie dem Herrn Lobe die Acten der Finanzwirthschaft in Weimar unter den Bündeln seiner Operntexte nicht vorgekommen sind, und er somit über die Regierung in Weimar sich seinen musikalischen Phantasien überläßt.

Wir müssen hier Herrn Lobe unterbrechen. Der Leser möge die Capitel 42 und 43 dieser Schrift ansehen und den Bericht Luden's über Goethe's Jahresrechnung besonders beachten.

Die Sitzungen des Landtages wurden nicht öffentlich gehalten, es durfte auch ohne Censur nichts darüber publicirt werden.

Die Rückblicke in mein Leben, von Luden, erschienen 1847, Lobe's Buch erschien 1869. Also 22 Jahre später. Die Rückblicke Luden's machten in Weimar viel Aufsehen und viel böses Blut.

Ein wahres Wunder, daß Lobe in Weimar von dieser Schrift nichts wußte; aber kein Wunder, wenn er von ihr nichts wissen wollte!

Denn diese Schrift harmonirt gar nicht mit Lobe's gerühmter Constitution, und giebt den eclatanten Beweis, daß dem großen Dichter Constitution und Preßfreiheit — sehr unverdauliche Eigenschaften einer Landesregierung geschienen haben. Carl August hat also nach Umständen bisweilen nicht strenge darauf geschaut, daß „keine Eigenmächtigkeit, keine Ungerechtigkeit der Subalternen sich einschlich". Sein erster Minister hat da ein sehr nicht nachahmenswerthes Beispiel gegeben, und zwar noch einige Jahre vor seinem Tode.

Lobe fährt fort: „Nichts, was auf Menschenwohl und Fortschritt der Menschheit, zur Humanität in materieller und geistiger Hinsicht, Einfluß äußern konnte, ließ er außer Acht. So weit es seine Mittel zuließen, rief er es gewiß in's Leben, daß seine Befehle in ihrer ganzen Tragweite prompt ausgeführt wurden, wußte er auf seine eigenthümliche Weise zu erfahren. Nicht mit Gefolge und im besternten Fracke, sondern allein und ohne vorherige Anmeldung besuchte er einzelne Bürger und Handwerker seiner Residenz, von deren hellem Verstand und Wahrheitsliebe er sich überzeugt hatte. Eine Cigarre rauchend und gemüthlich mit ihnen plaudernd, frug er diese dabei aus über die nächsten Bedürfnisse des Volkes, besprach mit ihnen die

neuesten Bestrebungen auf dem Gebiete der Oekonomie und Maschinenkunde, forschte nach dem Benehmen dieses und jenes Beamten, und ging auf alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, wie ein alter Freund ein. Diese Männer hatten dann jederzeit freien Zutritt in's Schloß, und zwar in gewöhnlichem Anzuge, nicht in der vorgeschriebenen Audienzkleidung: schwarzen Frack, weißen Handschuhen. Wurde in der Nähe von Weimar eine Jagd abgehalten, so wurden diese seine bürgerlichen Freunde, zum großen Verdruß mancher Hofherren, ebenfalls eingeladen, und dann trank er, wenn der Wind eisig pfiff, oft mit ihnen aus einer Flasche. Einer seiner Lieblinge war der Bäckermeister Christian Rükolt, ein sehr verständiger, praktischer und erfahrener Kopf, ein offener und ehrlicher Charakter, der mit seiner Meinung niemals hinterm Berge hielt. Auch dem Großherzog gegenüber genirte er sich nicht und was ihm nicht gefiel, sagte er ihm offen und ohne Hehl. „Königliche Hoheit", sagte er dann in seinem weimarischen Idiom, „das is nischt, das hat irgend so ein Dummkopp ausgeheckt, der nischt versteht", und wenn er dann durch Gründe den alten Herrn überzeugt hatte, nickte dieser gewöhnlich freundlich und meinte, Abschied nehmend: „Gott — Rükolt, ihr habt Recht".

„Das Volk wußte es auch recht wohl, daß seinem Fürsten der ärmste Bauer so viel werth war, wie der reichste Edelmann im Lande, und deshalb liebte und verehrte es ihn, trotzdem er dann und wann etwas leicht mit dem Gelde umging, wenn es galt Kunst und Wissenschaft zu unterstützen*). Noch mehr aber ward er von der deutschen akademischen Jugend geliebt. Es ist bekannt, daß ihn die damalige Demagogie zum deutschen Kaiser ausersehen, als den würdigsten von Allen. Wenn auch der alte Herr darüber lachte, so blieb er doch stets nachgiebig gegen ihre Streiche, wenn sie aus nichts als jugendlichem Uebermuth entsprungen. „Hab' ich doch in meiner Jugend selbst tolle Streiche genug gemacht und bin nicht besser gewesen", äußerte er einmal, als man ihn bei einem gewissen Falle zur strengen Ahndung veranlassen wollte. Eben so mild

*) Lobe hatte also die Rückblicke des Luden doch gelesen, und darin gefunden, wie diese unterstützten Herren und Damen aus guten Gründen nicht genannt, eben so wenig, als die Künste, für welche sie honorirt wurden, des Nähern bezeichnet worden sind.

benahm er sich bei den demagogischen Geschichten in den Zwanziger Jahren. Es wurde ihm von den auswärtigen Höfen arg zugesetzt. Aber er ließ durchschlüpfen, wo es immer möglich war. Das wußten die Bursche und hoch ließen sie ihn leben in ihren Commersen!"

98. Ein Schlußwort über Carl August.

Im Ganzen und Großen genommen war Carl August, abgesehen von den Schwächen in seinen verschiedenen Lebensaltern, ein wohlwollender Mensch, der sich das Leben und Lebenlassen zu seinem Wahlspruch gemacht. Er verstand einen Spaß, mehr als seine Herren Minister; wenn man beide Charakteristiken, die Goethe's und die des Herzogs, miteinander vergleicht, so wird doch sicher Jedermann, der in Menschenkenntniß einige Anfangsgründe sich angeeignet hat, zum Schluß kommen: es war mit ihm leichter zu leben und leichter daraus zu kommen, als mit Goethe, der überaus zartfühlig, sehr leicht verletzt war, und der eine Verletzung seiner Dichter- und auch Standes-Hoheit nicht so leicht vergessen konnte. Carl August war, was man so zu sagen pflegt, ein von Haus aus guter — Mensch mit trefflichen Anlagen; ob der Dichterkreis, den er um sich gesammelt, etwas beigetragen, diese Anlagen zu veredeln und zu vervollkommnen, diese Frage wollen wir jenen Lesern überlassen, die sich mit den Prämissen zu einem solchen Urtheile hinlänglich bekannt gemacht haben. Daß schon Wieland als Prinzenlehrer eine gelungene Wahl gewesen, das wird wohl Niemand zu behaupten wagen, und so ging es durch und durch. Herder, dem es obgelegen war, das christlich-sittliche Princip zu vertreten, hat seine paar Flügelschläge zu einem Aufschwung in kurzer Zeit eingestellt und ist ein schweigsamer Hofmann geblieben.

Was am alten Knebel (den man in Weimar bisweilen einen Weltweisen nannte, sicher der einzige Glaubensartikel, an dem dieser Ueberſetzer der Lucrez sein Leben lang festhielt) gewesen ist, das werden wir in seinen Aufschreibungen und Briefen ersehen; er unterschied sich vom Herzog im Lebensgenuß nur durch seine kleine Pension, welcher zu Liebe — oder besser, welcher zu Haß — er auch immer mit der französischen

Revolution liebäugelte und eigentlich ein Freund der Umstürzer, ein Fürstenfeind gewesen ist, weil diese bösen kleinen Fürsten die guten, großen Verdienste dieses alten Majors nie genug und würdig zu schätzen gewußt haben. Der arme Schiller war von seinen beständigen Arbeiten und Krankheiten so absorbirt, daß er einen Einfluß auf das Hofleben in den wenigen Jahren, die er zu Weimar zugebracht, niemals haben konnte. Einsidel war eine moralische Null und Musäus konnte sich auch auf kein entscheidendes Wort einlassen. Somit war der gute Herzog mit lauter Lichtmännern umgeben, keiner von diesen wagte es, seiner Handlungsweise von der ethischen Seite das kleinste Hinderniß in den Weg zu legen; und es ist am Ende die Frage offen: Hätten diese Hofherren die Mittel und die Macht des Herzogs besessen, würden sie diesen Fürsten im Guten oder im Schlimmen überflügelt haben? Wir meinen — in Anbetracht des von Haus aus edel gesinnten Herzogs — die Antwort, welche sich der Leser selber giebt, kann zu Gunsten des Herzogs und zu Ungunsten seiner Hofherren ausfallen.

Was hätte Goethe, wenn er außer seinem Ruhme als Dichterfürst auch Landesfürst gewesen wäre, für Schiller gethan? Wenn nun der Leser des Maßstabes eingedenk, der in dem Umstande eingeschachtelt ist: „Was Goethe im Leben und Sterben für Schiller gethan hat, um dem Lebenden die materielle Lage zu verbessern, dem Todten ein würdiges Begräbniß zu veranstalten und für die Familie desselben zu sorgen," was wird er auf diese Frage antworten und wer könnte dem Leser die Anwendung dieses Maßstabes verwehren? Wir werden auf diese Fragen in der Abhandlung „Goethe und Schiller" zurückkommen.

99. Ein Bewunderer Gleim's im Jahre 1883.

Ein Herr Blume, dem man nachsagt, er sei Professor am k. k. akademischen Gymnasium zu Wien, hat im Verein „Mittelschule" zu Wien, am Ende des Jahres 1883 einen Vortrag gehalten, und drucken lassen auch noch dazu, unter dem Titel: „Ueber den deutschen Unterricht in der 7. und 8. Classe des Gymnasiums." Da wird nun zum Lesen eine derartige Menge von classischen Werken angerathen, daß ein Schüler Tag und Nacht nichts Anderes zu thun hätte, als deutsche Classiker zu lesen. Lessing spielt selbstverständlich eine Hauptrolle. Da heißt

es auch: „Daran (an Lessing) schließt sich von selbst die anakreontische Dichtung der Hallenser. „Gleim ist wichtig, besonders wegen der Kriegslieder."

Warum empfiehlt dieser gute Herr den Gleim, „der besonders wegen der Kriegslieder wichtig ist"? Wegen der Höhe und Vollendung, wegen dem Geistesreichthum und dem Schwung der Sprache kann man doch diese mühselig zusammengestoppelten Lieder nicht empfehlen! Sollen dieselben vielleicht den Jünglingen in Oesterreich einen neuen Patriotismus beibringen, sollen sich diese bedanken, daß die österreichischen Soldaten darin als Tollpatschen, Hottentotten und Tartaren figuriren? Kehren wir den Spieß um! Wenn ein Professor in Preußen österreichische Kriegslieder contra Preußen, mit dem gleichen Schwach- und Blödsinn bei gleicher Verachtung des Gegners (Preußen) seinen Schülern empfehlen würde, der könnte im besten Falle einer ärztlichen Behandlung von Seite des Unterrichtsministers übergeben werden. Nun diese guten Oesterreicher sind eben, wie es Gleim so liebenswürdig und lehrreich sagt: „Tollpatschen, Hottentotten und Tartaren", und weil Gleim Recht hat, so darf man auch in Oesterreich die Gleim'schen Kriegslieder den Studenten empfehlen.

Das Schönste aber ist, daß der gute Gleim-begeisterte Professor nichts dafür kann; er hat Alles wahrscheinlich auf irgend einer Universität so gehört und berichtet diese Empfehlung Gleim's, Lessing's u. s. w. gewissenhaft weiter.

Was derselbige gutmüthige Professor noch Alles — offenbar von exotischen Universitätslehrern — gehört hat, und was er bei der ihm anvertrauten Jugend weiter zu verbreiten sucht, das geht geradewegs in's Unglaubliche.

Wir werden in einem späteren Berichte über Goethe's „Theologie und Moral" noch manche Begebenheit aus der Sturm- und Drangperiode vorlegen, um den Beweis liefern zu können, wie der Dichter seine theoretischen Probleme immer seinen ethischen Praktiken anzupassen gesucht hat.

Sein Geständniß (Zahme Xenien IV.): „Dem ist schlecht in seiner Haut, der in seinen eignen Busen schaut", war sicher aufrichtig gemeint. In „Wahrheit und Dichtung" ist zu ersehen, wie ihm die Reminiscenzen an sein vergangenes Leben sehr oft unangenehm gewesen sind. In obiger Xenie hat er das wider-

wärtige Gefühl, welches ihm die Einkehr in sich selbst verursacht, zu verallgemeinern gesucht und es allen Menschen zugeschrieben, er fand es eben weitaus tröstlicher, sein specifisches Schuldbewußtsein der ganzen Menschheit aufzubürden, ein nicht zu übersehendes Seitenstück zu seinen „Helden und Liebhabern“, die er ebenfalls immer als Vertheidiger seines Lebens und der darauf construirten Principien hingestellt hat.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir eine Bemerkung Goethe's über „Kriegslieder“ erwähnen, welche uns ein schönes Zeugniß edler Aufrichtigkeit giebt. Er sagt: *) „Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen. das wäre meine Art gewesen. Aus dem Bivouak heraus, wo man Nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört: da hätte ich es mir gefallen lassen. Aber das war nicht mein Leben und nicht meine Sache, sondern die von Theodor Körner. Ihn kleiden seine Kriegslieder auch ganz vollkommen. Bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden wäre.“

Wie steht hier Goethe unvergleichlich neben dem schwächlichen Gleim, der die Maske eines Grenadiers vor sein blasses Gesichtchen gehalten und eine Menge verunglückter Versuche gemacht hat, sich einen eisenfresserischen Muth anzuheucheln.

100. Wie das Leben der Classiker der Jugend als würdigstes Ziel zur Nachahmung vorgestellt wird.

Derselbige Herr Blume schreibt: „Nach diesem Lehrplane stehen Lessing, Goethe, Schiller im Mittelpunkte des Unterrichts in den beiden letzten Classen. In diesen beiden Classen giebt es kein würdigeres Ziel, als der Jugend das Verständniß dieser Männer zu erschließen. Ich sage dieser Männer, denn ich möchte das Persönliche durchaus in den Vordergrund und zur Hauptsache gemacht wissen. Darum soll das Biographische im Mittelpunkte stehen. Briefe, Tage-buch-Blätter, Dichtungen, die uns in die Seele des Dichters blicken lassen, sollen zur Mittheilung kommen, dann hat der deutsche Unterricht sein Ziel erreicht ... er hat damit den

*) Gespräche mit Eckermann 14. März 1830.

wichtigsten Beitrag zu einer wahrhaft national-ethischen Erziehung geleistet!!!" — —

Nachdem wir das Vorstehende gelesen haben, möchten wir fast das zurücknehmen, was wir zuvor geschrieben. Der Herr Professor dürfte sich mit seiner Empfehlung der Gleim'schen Schlachtlieder ebenso einen Jux gemacht haben, wie er hier die Anempfehlung des persönlichen Lebens unserer Classiker, als den wichtigsten Beitrag zu einer wahrhaft national-ethischen Erziehung, in einer bitterbösen Ironie und in einer einschneidigen Satyre ausgesprochen hat.

Nach diesem Herrn Professor sollen Briefe, Tagesbuchblätter, Dichtungen, die uns in die Seele des Dichters blicken lassen, den Gymnasiasten mitgetheilt werden, daß der deutsche Unterricht sein höchstes Ziel erreicht; er (der Unterricht) hat damit den wichtigsten Beitrag zu einer wahrhaft national-ethischen Erziehung geleistet!!

Wir werden in der Folge noch viele Beweise bringen, daß diese Lehrmethode geradewegs zum Umbringen ist. Vorläufig zur Unterhaltung der Leser nur ein paar Beispiele. — Zuerst Goethe als gefühlvoller Giftgeber und Giftnehmer!

Goethe schreibt aus Gotha, 30. März 1782, an Frau von Stein: „Die Herzogin (Gemahlin Ernst II. von Gotha) sitzt vielleicht schon sechs Wochen, läßt sich tragen und Niemand glaubt ihrer Krankheit, man hält es für Verstellung und Niemand kann doch sagen warum? und wozu? Der Herzog ist auch nicht recht, er macht sich stark und kann es nicht ganz verleugnen."

9. Mai 1784, Goethe an Frau von Stein: „Den armen Herzog finde ich in einer traurigen Lage. Seine Frau ist sehr krank und seine Geliebte (Schneidern) sterbend. Es geht hier Alles wunderbar gegeneinander; ich hielt es nicht acht Tage aus, und 5. Juni 1784: „Ich habe die Schneidern besucht, die mich gejammert hat, sie ist gewiß ein gutes, seltenes Geschöpf, das menschlichem Ansehen nach kein halbes Jahr mehr leben kann. Sie trägt ihr Uebel mit einer Gelassenheit, ist so verständig, beträgt sich so artig, daß es mich nicht wundert, wenn die beiden Prinzen (der Herzog und sein Bruder August) sehr lebhaften Antheil an ihr nehmen. Was aus dem Herzog werden soll, wenn sie stirbt, seh' ich nicht, Gott bewahre Jeden für

so eine Lage. Er hofft noch, ich würde nicht hoffen können. Ich habe es recht lebhaft gefühlt, daß ich im Stande wäre, im gleichen Falle meiner Geliebten Gift anzubieten und ihn (es) mit ihr zu nehmen." —

In Nr. 87 brachten wir die Stelle, in welcher Düntzer den Goethe um jeden Preis „einer unverbrüchlichen Achtung für eheliche Treue" beschuldigt und sagt: es sei ihm (dem Goethe) das Verhältniß des Herzogs zur Jagemann widerwärtig gewesen. — Daß die Jagemann dem Goethe oft sehr widerwärtig war — ist gewiß; ob diese Widerwärtigkeit aber in der unverbrüchlichen Achtung für eheliche Treue ihren Grund gehabt — das ist sehr — ungewiß!!

Aus Goethe's Werther und seinem Briefwechsel mit Zelter, aus seinen sogenannten Sühnversuchen, in denen er seine verschiedenen Verzweiflungen aus Liebe einfach in Dramen ablagerte und das Erschießen und Vergiften jenen armen Tröpfen überließ, die für derlei Attentate sich zu begeistern schwach und stark genug gewesen sind, aus alledem zu schließen: ist dieser eventuelle Vergiftungsplan bei Goethe als „Phrase", als ein Compliment für die Frau von Stein anzusehen; denn als er die Stein, welcher er zehn Jahre lang schwarz auf weiß unzählige Male ewige Liebe geschworen, zu verlassen für gut erachtete, da gab er weder ihr ein Gift, noch nahm er selbst ein Gift, sondern er nahm die junge und üppige Vulpius in sein Haus auf und überließ es der Frau v. Stein, sich mit den drei Bänden Liebesbriefen zu trösten, welche er dieser Dame innerhalb zehn Jahren geschrieben hatte. Wer Goethe's Lebenslauf nur halbwegs aufmerksam betrachtet, der wird finden: daß Giftnehmen und Erschießen bei der eisernen Ruhe, mit welcher er alle möglichen Ereignisse an sich vorübergehen ließ oder an ihnen vorüberging, gar nicht in seinem Naturell gelegen war. Und so darf man also auch das im obigen Briefe ausgesprochene Vorhaben durchaus nicht ernst nehmen, man würde sich mit dem Glauben an diese Giftgeberei und Giftnehmerei oder mit auch dem mindesten Schein von Annahme: Goethe hätte sich in einem solchen Falle ernstlich etwas angethan, geradewegs lächerlich machen. Dieses prahlerische Giftnehmen war sicher nur eine kleine Bonbonschachtel für die Frau von Stein.

Um den argen Sündenbettel, — Mit der alten Kupplervettel!! *)

Wem nun dieses da nicht recht ist, — Wem es gar zu krass und schlecht ist,
Der soll sich an uns nicht rächen — Und mit Herrn von Goethe sprechen,
Der sich in der Werthertugend, — Für die edle, deutsche Jugend,
In dem Spiegelbild gedichtet, — Wie man es im Ernst berichtet.

Wenn geschildert wird gewürzt, — Wie sich Goethe hat gestürzt,
In den Strudel des Genusses, — Jünglinge erbauen muss es; —
Freilich so was kühn zu sagen, — Wollen Viele nicht ertragen;
Und der Nimbus wird zerbrochen, — Wenn man so was ausgesprochen.

Denn es glänzen diese Sterne — „nur in nebelichter Ferne",
In der Nähe sind sie nichts — „kleine Stümpchen Unschlittlichts",
Wie bei der Autorität — Goethe, es geschrieben steht;
Weh, der d'ran zu rühren wagt: — Was der Goethe hat gesagt!

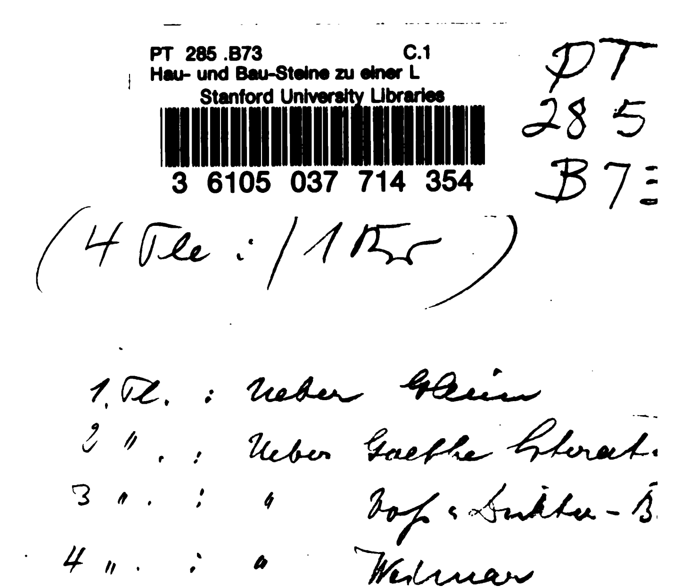
Väter, Mütter werden sich, — Dann bedanken inniglich,
Für die nationale Ethik, — Und sündtheuere Aesthetik.
Doch das Söhnlein kann dann sagen: — Ei, was habt Ihr denn zu klagen,
Wenn wir uns der Dichter Trachten — Auf Befehl zum Vorbild machten?
Treffen soll der Aeltern Zoren — Uns're guten Professoren!

*) Goethe macht zu „Briefe aus der Schweiz", die Werther's Leiden angehängt sind, folgende Einleitung: „Als vor mehreren Jahren uns nachfolgende Briefe abschriftlich zugetheilt wurden, behauptete man, sie unter Werther's Papieren gefunden zu haben, und wollte wissen, dass er vor seiner Bekanntschaft mit Lotten in der Schweiz gewesen. Die Originale haben wir niemals gesehen, und mögen übrigens dem Gefühle und Urtheil des Lesers auf keine Weise vorgreifen; denn wie dem auch sei, so wird man die wenigen Blätter nicht ohne Theilnahme durchlaufen können". — So Goethe. Auch wir wollen selbstverständlich dem Gefühl und Urtheile des Lesers nicht vorgreifen.

Erste Wiener Vereins-Buchdruckerei.

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.


PT 285 .B73 C.1
Hau- und Bau-Steine zu einer L
Stanford University Libraries
3 6105 037 714 354

